This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

Google™ books

https://books.google.com

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

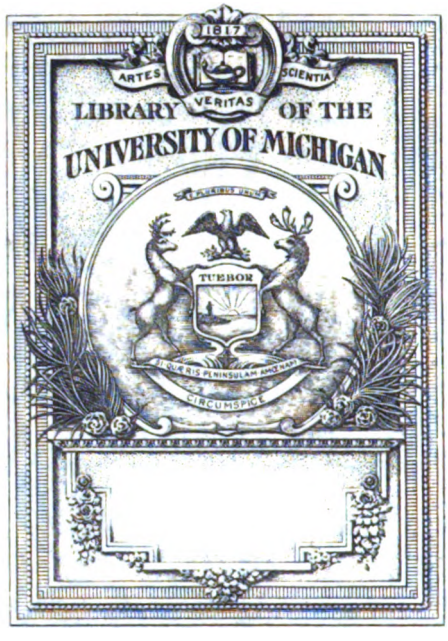
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,188,260

Digitized by Google



Digitized by Google

Zeitschrift

für

französische Sprache und Literatur

begründet von

Dr. G. Koerting
weil. Professor a. d. Universität z. Kiel

und

Dr. E. Koschwitz
weil. Professor a. d. Universität z. Königsberg i. Pr.

fortgeführt von

Dr. D. Behrens
weil. Professor an der Universität zu Gießen

herausgegeben von

E. Gamillscheg
Professor an der Universität Berlin.

und

E. Winkler
Professor an der Universität Wien.

Band LIV.

JENA UND LEIPZIG
VERLAG VON WILHELM GRONAU
INH.: W. AGRICOLA
1931

Digitized by Google

Digitized by Google

INHALT.

Seite

Mitteilung 1
Glaser, K., Dietrich Behrens 3

Abhandlungen

Allenspach, M., Heredia, Les Conquérants 37
Becker, Ph. A., Christine de Pizan 129
— — Woher stammt Andry de la Vigne? 170
— — Zwei Gedichte von B. des Periers und ihre Quellen 281
Bezzola, Reto R., Rabelais im Lichte der neueren Forschung . 257
Brüch, J., Altprov. *semal* „Zuber, Bütte" und kat. *samal* „Eimer Kiepe" 60
— — Franz. *genièvre* 341
Friederici, G., Vier Lehnwörter aus dem Tupí 175
Gamillscheg, E., Frz. *donjon*, „Schloßturm" 190
Hofer, St., Zu den Dichtungen Otons de Granson 165
Kalepky, Th., Zur Frage des Befehlsausdrucks im Französischen 337
Pillet, A. (†), Anatole France 9
Reichenkron, G., Zu provenzalisch *anar* 188
Schaukal, R. v., Ein Irrtum Pascals 171
Sjögren, A., Le traitement du W germanique en normand . . 318
Spanke, H., St. Martial-Studien. Ein Beitrag zur frühromanischen Metrik 282. 385
Spitzer, L., Eh! l'autre salaud qui va nous faire repérer! — Un motif Marcenat 48
— — L'avant-guerre „Vorkriegszeit" 326
Stadtmüller, M. A., Die Marienlieder des Gautier de Coincy 481
Winkler, E., Aus dem Denksystem des Französischen 423

Besprechungen

Allenspach, M., *Charles Baudelaire*, Les Fleurs du Mal . . . 347
— — *S. A. Rhodes*, The Cult of Beauty in Charles Baudelaire . . 349
Brüch, J., Mémoires de la société néo-philologique de Helsingfors 233
— — *H. F. Müller*, A chronology of Vulgar Latin 357
Brugger, E., *Roger Shermann Loomis*, Celtic Myth and Arthurian Romance 81
Flusser, W., *Frederi Mistral*, Gedichte, ausgewählt von Karl Voretzsch 251
Fuchs, T., *Gabriel Des Hons*, Anatole France et Jean Racine ou La Clé de l'Art Francien 352
Gamillscheg, E., *L. Sainéan*, Les sources indigènes de l'Etymologie française 199
Glaser, K., *Enid Starkie*, Les sources du lyrisme dans la poésie d'Emile Verhaeren 249
Götze, A., *Jan Allan Henning*, L'Allemagne de Mme de Staël et la Polémique Romantique. Première Fortune de l'Ouvrage en France et en Allemagne (1814-30) 343
Kalepky, Th., *A. Blinkenberg*, L'ordre des mots en français moderne 68
— — *G. Gougenheim*, Etude sur les périphrases verbales de la langue française 214

Digitized by Google

Seite

Kredel, E., *G. de Scudéry*, Le prince déguisé. republished by Barbara Matulka 242
Rieder, G., *P. Wollmann* und *K. Schwedtke*. Le Génie français 351
Sakmann, P., *G. L. van Roosbroeck*. Alzirette. — *G. L. van Roosbroek*, L'Empirique. — *E. Hunter Wright*, The meaning of Rousseau 246
Wurzbach, W. (v.), *B. Matulka*. The Cid as a Courtly Hero: From the Amadis to Corneille 243
— — *W. R. Dunstan*. The Litigants being a translation of les Plaideurs of Jean Racine 245
— — *Alfred de Vigny*, Les poèmes 347
Zauner, A., *K. Vossler*. Frankreichs Kultur und Sprache . . . 194

KURZ ANGEZEIGTE BÜCHER:

Appel, Carl. Provenzalische Chrestomatie 128
Barbeau, A., Rhode, E., Dictionnaire phonétique de la langue française 128
Breuer, H., Roman de Renart (einschließlich der franco-italienischen Branche) 511
Brunot, F., Histoire de la langue française des Origines à 1900. Tome VI: Le XVIII^e siècle 511
Darmsteter, A. et Blondheim. D. S., Les gloses françaises dans les Commentaires talmudiques de Raschi 128
Engwer, Th., Choix de poésies françaises 127
Ettmayer, K. (v.), Zur Theorie der analytischen Syntax des Französischen 125
Gougenheim, G., La langue populaire dans le premier quart du XIX^e siècle 125
Hartwich, M., Französisches Spezialwörterbuch 256
Hofmann, J. B., Neuausgabe von Walde's Lat. Etym. Wörterbuch 512
Keeler, M. J., Etude sur la poésie et sur le vocabulaire de Loys Papon, poète Forézien du XVI^e siècle 383
Kjellmann, H., Etude sur les termes démonstratif en provençal 126
Levy, P., Histoire linguistique d'Alsace et de Lorraine 127
Meyer-Lübke, W., Romanisches Etymologisches Wörterbuch 256
— — Romanisches Etymologisches Wörterbuch 512
Nyrop, Kr., Grammaire historique de la langue française . . . 512
Peterson, A., Le passage populaire des Noms de personne à l'état de Noms communs dans les langues Romanes et particulièrement en français 125
Rabotine, V., Le „Boece" provençal. Etude linguistique . . . 512
Schmidt, J., Französische Lyrik 127
Sofer, J., Lateinisches und Romanisches aus den Etymologiae des Isidorus von Sevilla 256
Spitzer, L., Hugo Schuchardt Brevier 127
Wahlgren, E. G., Un problème de phonétique romane. Le développement d > r 383

Digitized by Google

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.
JUL 29 1930

Zeitschrift

für

französische Sprache und Literatur

begründet von

Dr. G. Koerting
weil. Professor a. d. Universität z. Kiel

und

Dr. E. Koschwitz
weil. Professor a. d. Universität z. Königsberg i. Pr.

fortgeführt von

Dr. D. Behrens
weil. Professor an der Universität zu Gießen

herausgegeben von

E. Gamillscheg
Professor an der Universität Berlin.

und

E. Winkler
Professor an der Universität Wien.

Band LIV, Heft 1. 2.

JENA UND LEIPZIG
VERLAG VON WILHELM GRONAU
INH.: W. AGRICOLA
1930

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Mitteilung 1

K. Glaser, Dietrich Behrens 3

A. Pillet (†), Anatole France 9

M. Allenspach, Heredia, Les Conquérants 37

L. Spitzer, Eh! l'autre salaud qui va nous faire repérer — Un motif Marcenat 48

J. Brüch, Altprov. *semal* „Zuber, Bütte" und kat. *samal* „Eimer, Kiepe" 60

Besprechungen

Th. Kalepky, A. Blinkenberg, L'ordre des mots en français moderne 1928 68

E. Brugger, Loomis, Roger Sherman, Celtic Myth and Arthurian Romance, 1927 81

Kurze Anzeigen (Ettmayer, Gougenheim, Peterson, Kjellman, Spitzer, Levy, Engwer, J. Schmidt, Darmesteter-Blondheim, Appel, Barbeau-Rhode) 125

Digitized by Google

Mitteilung.

Trauererfüllt steht die Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, ihres bewährten Führers und nimmermüden Schützers beraubt, am frischen Grabe von Dietrich Behrens.

Pflicht des Dankes an den Verstorbenen gebietet, das Werk unversehrt zu erhalten, in das er durch Jahrzehnte das Beste seines Wesens und seines reichen Wirkens gelegt hat. Es in seinem Geiste weiterzuführen, wird vornehmstes Ziel und ernstestes Streben der unterzeichneten neuen Herausgeber sein. Die Zeitschrift für französische Sprache und Literatur soll auch künftig in der strengen Sachlichkeit und dem ruhigen, wahrhaft wissenschaftlichen Forschersinn, die die Eigenart von Dietrich Behrens waren, ihren Aufgaben dienen. Wie bisher sind ihr auch in Zukunft alle Beiträge willkommen, die Fragen der französischen Sprache und Literatur klären, mögen diese Beiträge welcher Forscherüberzeugung immer entspringen. Gerne wird die Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, bewußt der engen Verbundenheit von Sprache und Literatur mit allen Dingen des Geistes und des Lebens, auch Forschungsleistungen allgemeineren geisteskundlichen Sinnes auf dem Gebiete des Französischen ihre Spalten öffnen. Austausch gegensätzlicher Meinungen in den Heften der Zeitschrift soll als befruchtend und belebend nie verhindert, dagegen unsachliche Polemik jederzeit ferngehalten werden.

Neben Einzelbesprechungen sollen öfters zusammenfassende, systematische Berichte über zusammenhängende Gruppen von Neuerscheinungen unterrichten.

Digitized by Google

Die beiden Unterzeichneten werden die Herausgabe der Zeitschrift einvernehmlich besorgen. Doch wollen

Beiträge zur Linguistik und Textkritik an Ernst Gamillscheg, Berlin-Wilmersdorf, Barstraße 55,

Beiträge zur Literaturgeschichte und Stilistik an Emil Winkler, Wien VIII, Zeltgasse 2,

gerichtet werden.

Zusendung von Rezensionsexemplaren (womöglich zwei von jeder Neuerscheinung) wird entweder an den Verleger, W. Agricola (W. Gronau), Jena, Humboldtstraße 23, oder, je nach dem Inhalt, an einen der beiden Herausgeber erbeten.

Berlin-Wien, April 1930.

E. Gamillscheg.
E. Winkler.

Digitized by Google

Dietrich Behrens.

Am 18. Dezember 1929 starb Dietrich Behrens in Gießen, der Stätte seiner langjährigen Wirksamkeit. Kaum vor Jahresfrist, am 12. Januar 1929, hatte er unter reger Anteilnahme der Fachgelehrten aus romanistischen, anglistischen und germanistischen Kreisen seinen 70. Geburtstag gefeiert. Die Festschrift, die ihm damals „von Schülern und Freunden" überreicht wurde, konnte nicht alle Arbeiten, die ihm gewidmet waren, fassen; sie blieb, auch von dieser Seite gesehen, nur ein kleiner Ausdruck der großen Dankbarkeit, welche die Wissenschaft gegenüber dem Gelehrten empfand, der in seiner schlichten und bescheidenen Art alle Ehrungen abzulehnen liebte.

In Dietrich Behrens ging wieder einer von denen dahin, die berufen waren, in den arbeitsfreudigen Jahrzehnten, in denen sich die romanische Philologie zum Rang einer selbständigen und selbstbewußten Wissenschaft entwickelte, tätig und schöpferisch mitzuwirken. Behrens hat seine reiche Begabung, seine große Arbeitskraft und sein gediegenes Wissen zuerst in einem kleinen Kreis von Problemen erprobt, indem er sich in seinen ersten Forschungen allein lautgeschichtlichen Fragen zuwendete, in der Darstellung der Unorganischen Lautvertretung innerhalb der formalen Entwicklung des französischen Verbalstammes[1]) und der Lautlehre der französischen Wörter im Mittelenglischen[2]) sowie der Reziproken Metathese im Romanischen[3]). Diese drei Arbeiten, von denen die letztere schon längere Zeit im Manuskript vorlag, ehe sie im Druck erschien, ergänzen sich stofflich auf das Beste. Neben der Erörterung einer Frage des betonten Vokalismus, die ihrem Wesen nach eine Analogieerscheinung ist, steht die Darlegung lautlicher Wandlungen bei dem Übergang von Wörtern aus einer Sprache in die andere und daneben die großzügige Darstellung eines gemeinromanischen Lautvorgangs. Sie lassen bereits den Meister erkennen, der mit

---

[1]) Französische Studien III (1882).

[2]) Beiträge zur Geschichte der französischen Sprache in England I. Zur Lautlehre der französischen Wörter im Mittelenglischen. Französische Studien V, 2 (1887). Dazu tritt der Aufsatz Die französischen Elemente im Englischen in Pauls Grundriß der german. Philologie I (1891), S. 799-836.

[3]) 1888.

Digitized by Google

ganzer Arbeitskraft und sicherem methodischem Gefühl die Ergebnisse seiner Forschung aus der Fülle seines Stoffes heraus entwickelte und in schlichter, von großen und dröhnenden Worten freier Darstellung vortrug. Kein Geringerer als der Altmeister der romanischen Philologie in Frankreich, Gaston Paris, bezeichnete[4]) Behrens' Erstlingsarbeit als *un des meilleurs et des plus importants travaux qui aient paru en ces derniers temps dans le domaine de la philologie française* und rühmte von ihr *une lecture considérable, une disposition généralement excellente, une pénétration et une critique peu communes font de ce travail, qui, sous une forme très concise, contient une masse de faits et d'explications, un véritable modèle du genre ... l'ensemble est digne de tout éloge.* In verschieden starkem Maße, aber überall merklich, wiesen schon diese drei Arbeiten seiner Frühzeit Behrens auf das reiche Sprachgut hin, das die Mundarten bergen und das der Forscher nicht übersehen sollte, wenn anders das von ihm allein aus der Schriftsprache mit ihren Erzeugnissen gewonnene Bild Gefahr läuft, einseitig zu werden. Aber bevor Behrens daran ging, selbst Hand an die Erforschung des mundartlichen Wortmaterials zu legen oder es durch seine Schüler ausbeuten zu lassen, suchte er sich Klarheit zu verschaffen über Umfang und Art der Quellen des mundartlichen Sprachguts, und so entstand der erste Versuch einer Zusammenstellung der grammatischen und lexikalischen Arbeiten über die lebenden Mundarten der langue d'oc und der langue d'oïl[5]). Ein paar Jahre später kam er in einer von E. Rabiet besorgten Übersetzung als 1. Heft der Neuen Folge der Französischen Studien (1893) heraus[6]). Eine gewissenhafte bibliographische Orientierung entsprach ganz seiner Auffassung von Forschung, welche jedem das Seine geben wollte und fremde und eigene Gedanken mit peinlichem Gerechtigkeitssinn schied und immer nur behutsam wägend zu Werke ging und sich von den Verirrungen, wie sie tollkühne Husarenritte in das Bereich der Wissenschaft bedeuten, sorglich fernhielt.

Das Interesse für lautliche Fragen gewann für Behrens eine neue Form in seinem Interesse für die etymologische Erforschung des französischen Wortschatzes und in einzelnen Fällen auch des Wortschatzes anderer romanischer Sprachen. Die

---

[4]) Romania XII (1883), S. 122.

[5]) Zeitschrift für französische Sprache und Literatur IX (1887), S. 92-214. Dazu zehn Jahre später sein Beitrag in Vollmöllers Krit. Jahresbericht II, 1, S. 226-241 (Arbeiten über galloromanische Patois. das Verhältnis der Patois zur Schriftsprache usw.).

[6]) Eine Fortsetzung veröffentlichte Behrens mit J. Jung in der Zeitschrift für französische Sprache und Literatur XXV (1903), S. 196-266.

Digitized by Google

Zahl der etymologischen Untersuchungen, die sich sehr stark auch auf Dialektwörter erstreckten, wuchs sehr rasch an. Kaum ein Band der Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, der nicht einen etymologischen Artikel aus seiner Feder gebracht hätte. Die an den verschiedensten Stellen zerstreut veröffentlichten etymologischen Untersuchungen sind 1910 in einem stattlichen Band unter dem Titel „Beiträge zur französischen Wortgeschichte und Grammatik" vereinigt worden und legen, wie alles, was Behrens schrieb, Zeugnis ab von der Schärfe der Beobachtung und der Sicherheit der Methode, die alle Möglichkeiten erwog und keine Lösung gab, die nicht durch eine aus überzeugenden Belegen geschöpfte Beweisführung zu stützen war: *la largeur de son information et la solidité de sa méthode, vraiment dignes d'un maître*[7]). Auch in den etymologischen Untersuchungen offenbarte es sich, daß Behrens zu den Gelehrten gehörte, die die sorgfältige Kleinarbeit über großzügige Synthesen setzen. Durch diese Gabe war er wie nur irgendeiner dazu geschaffen, ein Werk fortzuführen, dessen große Linien bereits feststanden, das aber immer und immer wieder einer Neubearbeitung im Kleinen und Einzelnen bedurfte, um ganz seiner besonderen Bestimmung dienen zu können, die Grammatik des Altfranzösischen, welche Eduard Schwan hinterlassen hat. Im Jahre 1898 gab Behrens die 3. Auflage dieses Buchs heraus, 1925 erschien die 12. revidierte Auflage. 1909 fügte er den beiden Bänden, welche die Laut- und Formenlehre des Altfranzösischen behandeln, einen 3. Band hinzu: Materialien zur Einführung in das Studium der altfranzösischen Mundarten. In den „Materialien" setzte er einen Lieblingsgedanken in die Wirklichkeit um, dem Studium des Altfranzösischen dadurch zu dienen, daß er zeitlich und räumlich fixierte Texte, wie es die Urkunden sind, zugrunde legte. Von der Einsicht in genau festliegende, sich scharf abhebende Laut- und Formunterschiede, wie sie die altfranzösischen Mundarten aufweisen, erhoffte er wichtige Einblicke in die Gesamtentwicklung der altfranzösischen Sprache. Seine weitere Absicht, den altfranzösischen Mundartmaterialien eine Sammlung von provenzalischen Urkunden zur Seite zu stellen, ist nicht über die ersten Vorarbeiten hinausgekommen. Mit einer beharrlichen Unermüdlichkeit, wie sie nur eine tief wurzelnde Liebe zur Sache geben kann, hat er gebessert und gefeilt, um jeden Paragraphen und jede Auflage auf den Stand der Wissenschaft zu bringen und die neuesten gesicherten Ergebnisse der Forschung zu verwerten. Jede Änderung erwog er mit peinlichster Sorgfalt; er erprobte sie in Vorlesung und Übung, ehe er sie in den Text der Gram-

[7]) A. Thomas, Romania XL (1911). S. 111.

Digitized by Google

matik aufnahm. Der Schwan-Behrens wurde für den Altfranzösisch studierenden romanistischen Nachwuchs aller Länder[8]) bald das Buch der Bücher, und wenn es eine Generation gab, die das Altfranzösische mit Lust und Eifer trieb, so ist das nicht zum mindesten der Altfranzösischen Grammatik zu danken, die auch anderen etwas von der Liebe mitteilte, mit der dieses Buch verfaßt war und immer und immer wieder neu geschrieben wurde.

Mit seiner Altfranzösischen Grammatik rückte Behrens in die Reihe der Führer des Fachs ein. Es war sein Stolz, zu sehen, wie sich die Leistungen der großen Romanisten zu einem imponierenden Gesamtbild emsiger und vielseitiger Forschung rundeten, wie Gaston Paris mit seiner Alexiusausgabe, Foerster mit seinem Chrestien, Stengel mit seinem Roland und Appel mit seinem Bernart von Ventadorn die Editionskunst meisterten, wie Schuchardts Vokalismus des Vulgärlateins die Grundlage für die Herleitung und Klärung lautlicher Verhältnisse schuf, wie Tobler in seinen Vermischten Beiträgen die syntaktischen Probleme in Angriff nahm, wie Meyer-Lübke mit seiner Grammatik der romanischen Sprachen als erster nach Diez eine umfassende Darstellung des Gesamtgebiets der Romania gab, wie Groeber in seiner Geschichte des altfranzösischen Schrifttums und Morf in seiner Literaturgeschichte des 16. Jahrhunderts literarische Meisterleistungen schufen. Im Gefühl des in solcher Forschung Erreichten brachte Behrens neueren Bestrebungen auf romanistischem Gebiet eine mit stillem Mißtrauen gepaarte kritische Vorsicht entgegen. Sein auf greifbare Erkenntnisse gerichteter Sinn hielt sich fern von jeder wissenschaftlichen oder halbwissenschaftlichen Spekulation; er versprach sich nichts von dem Philosophieren über die Sprache, in welchen Formen es auch einherschreiten mochte, und stand allen von außen an sein Fach herangetragenen Forderungen und Bestrebungen ablehnend gegenüber. Auch das Schlagwort von der Kulturkunde, das Pädagogen und Ministerien entzückte oder verwirrte und auch in romanistischen Fachkreisen Widerhall fand, konnte ihn nicht beirren und von der Überzeugung abdrängen, daß die Wissenschaft nicht Vermutung und Intuition ist und es ihrem Wesen zuwiderläuft, wenn man „geistvoll" über linguistische Probleme redet.

Die Forderung exakter und überzeugender Dokumentierung, welche er als Grundforderung der Wissenschaft erhob, führte er auch in seinen Beiträgen zur Geschichte der französischen Sprache durch, die er inmitten des Weltkriegs schrieb und kurz

[8]) Für die Verbreitung in Frankreich sorgte die französische Übersetzung von O. Bloch.

Digitized by Google

nach dessen Abschluß in der Zeitschrift für französische Sprache und Literatur[9]) veröffentlichte. Sie sind aus dem Material heraus aufgebaut und überraschen wie alles, was er schrieb, durch die Reichhaltigkeit der Belege, durch strenge Sachlichkeit und besonnene Beobachtung. Ein gleiches gilt von seinen beiden letzten vollendeten Arbeiten Über deutsches Sprachgut im Französischen[10]) und Über englisches Sprachgut im Französischen[11]). Man muß diese Studien lesen, um zu sehen, wie er die kulturkundlichen Gesichtspunkte in seine Darstellung hineinarbeitete, aber nirgends über Stoff oder Methode Herr werden ließ. Eine weitere Arbeit, welche das orientalische Wortgut im Französischen behandelt, hat er nicht mehr vollenden können. Die Zettelsammlung, auf der das reichhaltige Material zusammengetragen war, bedeckte seinen Schreibtisch, als er am Abend vor seinem plötzlichen Tode zum letzten Male von ihm aufstand.

Es hieße, Behrens als Gelehrten verkennen, wenn man ihn nur in seinen eigenen Arbeiten suchen wollte. Ein gut Stück seiner Kraft und wissenschaftlichen Interessen gehört den Dr.-Dissertationen an, die unter seiner Leitung entstanden und die er in den letzten Jahren (seit 1921) in den Gießener Beiträgen zur romanischen Philologie vereinigte, und nicht minder der Zeitschrift, in der diese Zeilen der Erinnerung erscheinen. Im Jahre 1885 trat er als ihr Mitherausgeber ein, und seit 1891 gab er sie allein heraus. Er verstand es, die Zeitschrift, die sich ursprünglich nur mit neufranzösischer Sprache und Literatur befaßte, zu einem Organ zu gestalten, das sich der Erforschung des Französischen überhaupt widmen und nicht nur Aufsätze und Rezensionen von Bedeutung aufnehmen, sondern auch durch praktisch gehaltene bibliographische Übersichten den Überblick über die Neuerscheinungen des Fachs ermöglichen und erleichtern sollte. Mancher, der über französische Sprache und Literatur gearbeitet hat, wird seinen Dank der entsagungsvollen, stillen Arbeit gezollt haben, der sich ihr Herausgeber unterzogen hat, um jede Neuerscheinung bibliographisch anzumerken. Keinem war es schmerzlicher als ihm, daß die Not der Zeit ein Aufgeben des bibliographischen Teils der Zeitschrift erforderlich machte. Der Ernst des Kampfes um den Platz auf dem Büchermarkt blieb seiner Liebe zu seiner Zeitschrift ebensowenig erspart wie die Sorge um die Zukunft der Romanistik, deren in bestimmten Erscheinungen von seiner eigenen Anschauung ab-

---

[9]) XLV (1919), S. 157-234.

[10]) Gießener Beiträge zur Romanischen Philologie. Zusatzheft I (1924).

[11]) Gießener Beiträge zur Romanischen Philologie. Zusatzheft III (1927).

Digitized by Google

weichende Entwicklung ihn manchmal mit bitterer Sorge erfüllte. Gegenüber neuen Richtungen, die auch an die Pforten seiner Zeitschrift pochten und Einlaß begehrten, beharrte er auf dem alterprobten Grundsatz, daß sich auch in wissenschaftlichen Fragen neue Aufgaben mit umso größerer Aussicht auf Erfolg lösen lassen, je mehr an dem bereits Erreichten festgehalten wird. Das Schicksal seiner Zeitschrift verknüpfte sich für Behrens mit dem Schicksal seines Fachs, und dieses wieder war für ihn Herzenssache, Element seines Lebens. Die Sorge um seine Zeitschrift hat ihn bis in die letzten Minuten seines Daseins beschäftigt; die neu angekommenen Korrekturbogen des in Vorbereitung befindlichen Hefts in den Händen, ist er niedergesunken, um seine Seele auszuhauchen inmitten seines Seminars und inmitten der Bücher, die seine Lebensfreude ausmachten.

Gießen. KURT GLASER.

Digitized by Google

Anatole France.

Vorbemerkung. Der nachstehende Aufsatz aus der Feder Alfred Pillets, des verstorbenen hochgeschätzten Gelehrten, wird hier nach dem Manuskripte, wie es Dietrich Behrens vorlag, zum Drucke befördert, obzwar der Verfasser zweifellos noch manche Änderung daran vorgenommen hätte. — Auf S. 29, nach dem Worte Anatole France, findet sich im Manuskripte eine Lücke mit Anmerkung des Verfassers: „Hier die letzten Sachen einschieben!" Der darauffolgende (im vorliegenden Drucke in Klammer gestellte) Absatz muß offenbar als Teil des geplanten Einschubes gedacht werden. E. W.

Mit seinem bürgerlichen Namen[1]) hieß er François[2]) Anatole Thibault, und *Anatole Thibault* hat er auch 1867 seine Bücherbesprechungen im *Chasseur bibliographe*[3]) gezeichnet. France, eine Kurzform von François, war der Name, mit dem sein Vater François Noël Thibault auf seinem Dorfe gerufen worden war und unter dem *le père France* in seinem späteren Wirkungskreise allgemein bekannt war und selbst zeichnete. Für den Sohn war France kein literarisches Pseudonym[4]): er war tatsächlich schon auf der Schule *l'élève France*, obschon er sich auch noch

---

[1]) Vorliegende Arbeit ist ein Vortrag, den ich am 29. September 1927 auf der 56. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Göttingen gehalten habe; er ist aber umgearbeitet und erweitert und mit Anmerkungen versehen. Ein paar Tage vor dem Vortrag (als mein Ms. längst abgeschlossen war) konnte ich noch den tüchtigen Aufsatz von Walter Gottschalk, *Anatole France, der Dichter und sein Werk*, Z. f. frz. Sprache u. Lit. L. (1927), 85 ff. lesen und vergleichen. Ich habe manches aus ihm gelernt, insbesondere bin ich für manche Literaturnachweise dankbar; inzwischen ist ja auch dies und das hinzugekommen. In der Wertung einzelner Werke und in der Auffassung der Persönlichkeit und der Leistung von A. France gehen wir ziemlich auseinander.

[2]) *François* als Vorname ist sichergestellt. Es wäre interessant zu erfahren, woher es kommt, daß er bei Thieme Jacques-Anatole genannt wird.

[3]) Über diesen s. Huard S. 27/28.

[4]) F. hat sich dagegen gewehrt, daß sein Name ein Pseudonym im gewöhnlichen Sinne des Wortes wäre. Er sagt es ausdrücklich in dem bekannten Briefe, der so verschieden wiedergegeben wird. Ein Facsimile des Anfangs gibt Georges Girard, *La Jeunesse d'Anatole France* 1844-1876, P. 1925, aber sein Abdruck stimmt nicht genau überein. Man liest jedenfalls: Sachez donc que je n'ai pas choisi un pseudonyme. Le nom de France est sobriquet plus ancien que moi. Je suis d'une très ancienne famille de vignerons angevins, qui, près de Saumur, peuple encore deux ou trois villages. Mon père avait nom François Noël Thibault; il était connu dans (dieses nach S. 34) son pays natal par

Digitized by Google

gelegentlich France Thibault nannte. Es war ein Zufall, und ein glücklicher, daß sein Schriftstellername zugleich der Name seines Landes war, dessen großes literarisches Erbe er zu hüten und zu mehren sich berufen fühlte.

Seit der Dreyfus-Affäre, wo er zugunsten des unglücklichen Dr. mit vieler Heftigkeit, Hartnäckigkeit und einem ungewohnten Mute eingriff, wird in Deutschland geglaubt, er wäre Jude. Die Bilder, die er von dem rätselhaften und verworfenen Mosaïde in der *Rôtisserie de la reine Pédauque*, dem schwierigen Professor Schmoll in *Le Lys rouge*, von dem streberhaften Präfekten Worms-Clavelin und seiner Gattin in der *Histoire contemporaine* zeichnet, sind nicht gerade schmeichelhaft, und von dem Judentum und dessen Stammgott hat er ohne alle Sympathie gesprochen, ganz wie Voltaire. Er hat selbst immer betont, daß seine Eltern fromme Katholiken waren, und man wird das nicht bezweifeln, wenn man ihre Herkunft kennt: François-Noël Thibault stammte von Bauern und Winzern im Anjou, er war der Sohn eines Schusters in Luigné bei Saulgé-l'Hôpital (canton de Thouarcé, Maine-et-Loire), wurde Knecht, dann Soldat und Unteroffizier in der kgl. Garde-Infanterie, bildete sich selbst, nahm nach seiner Entlassung eine Stellung bei der Buchhandlung Techener in Paris an und begründete früh selbständig eine eigene Buchhandlung und einen kleinen Verlag, dessen Spezialitäten Werke über die französische Revolution und die Kolonien waren [5]). Seine schlichte Mutter, Antoinette Gallas aus Chartres, stammte sicher aus ebenso kleinen Verhältnissen, eine *bonne femme du peuple* [6]). Der Vater war ein großer Verehrer von

---

le diminutif de son premier prénom, France. C'est le nom qu'il garda pendant les quatre-vingt-cinq ans de sa vie labourieuse, modeste et pleine d'honneur. L'usage plus fort que la loi m'imposa à mon tour ce nom de France, que je porte comme il l'a porté. — Aus der 3. Auflage des nützlichen *Dictionnaire des pseudonymes* recueillis par Georges d'Heylli, nouv. éd. P. 1887, ersieht man übrigens, daß um jene Zeit noch ein Regisseur und ein Bildhauer, abgesehen von einer Dame, den Namen France als Pseudonym führen. Der kurze Artikel S. 156 mag wiederholt werden, weil er zeigt, wie wenig A. Fr. erst bekannt war: = France (Anatole). Auteur de charmants récits, dont l'un, le *Crime de Sylvestre Bonnard*, est presque un chef-d'œuvre —. Né Thibault (Anatole-François), le 16 avril 1844, à Paris, et fils d'un libraire du quai Malaquais. Aujourd'hui sous-bibliothécaire au Sénat.

[5]) Maurice Kahn, *Le Père d'Anatole France, Noël France (1803-1890), libraire,* Bulletin du Bibliophile, nov. 1924. — A. Le Moy, *Le Père France,* Mercure de France t. 177 (1925) p. 335 ff. — Georges Huard, *Le Père d'Anatole France, François-Noël Thibault, libraire et éditeur* (1805-1890), Bull. du bibl. nouv. Série 1925 (quatrième année), p. 121 ff. — Georges Huard, *Anatole France et le Quai Malaquais,* P. 1926.

[6]) Über der Herkunft der Mutter, die Anatole aufs tiefste verehrte, liegt ein Schleier; Jacques Roujon, *La vie et les opinions d'Anatole*

Digitized by Google

Chateaubriand, den der Sohn, von diesem Kult übersättigt, entsprechend haßte. In der Institution Sainte-Marie und auf dem Collège Stanislas in Paris erhält Anatole, ohne ein guter Schüler zu sein [7]), eine gründliche humanistische Bildung: er ist zeitlebens ein Humanist geblieben. Und eine gute religiöse Erziehung gaben ihm die Patres, denen er übrigens keine Freude machte: er hat bewiesen, daß die schlimmsten Feinde der Kirche durch ihre Schule gegangen sind.

Der Vater war Buchhändler in Paris; dort ist An. am 16. April 1844 geboren, dort ist er aufgewachsen und geblieben. Die Seinekais mit dem Blick auf den Louvre und die Tuileries und mit den Bücherauslagen der bouquinistes, das war die Welt des Knaben und des Jünglings: der quai Malaquais (jetzt quai Anatole France), wo sein Geburtshaus gestanden hat — né et nourri dans le cœur de Paris, sur le beau quai Malaquais [8]) — und der quai Voltaire, wo die Familie lange wohnte, bis der Vater das Geschäft verkaufte. Den Reiz der Buchhandlung für den Gelehrten und den Denker hat er öfters beschrieben, und wie der abbé Jérôme Coignard in der librairie Blaizot und Prof. Bergeret in der librairie Paillot eine Zuflucht und eine Anregung haben, einen Schmöker- und Plauderwinkel, so ist auch der greise Dichter, als er im Kriege auf dem Landsitz La Béchellerie bei Tours lebte, möglichst oft in seinem roten Auto zu Tridon in Tours hereingefahren und hat dort vor einigen Freunden in französischer Weise peroriert und posiert. Der Vater, ein kluger, tüchtiger Mann, der sich selbst

---

France, P. 1925, p. 5 sagt, sie war d'origine bourgeoise, andere ähnlich (vgl. Gottschalk S. 87 A. 8). Dagegen spricht stark, daß der Sohn niemals eine Anspielung gemacht hat, daß sie aus dem Ausland stammte, oder gar daß ihre Muttersprache nicht das Französische gewesen wäre; im Gegenteil, man lese z. B. bei Brousson, *A. Fr. en pantoufles* S. 161: Ma mère était la simplicité même. C'est d'elle que je tiens mon style. Elle excellait à conter. Elle donnait du relief à tout... Sa conversation, mon ami, c'était comme un jardin, un de ces jardins de province, à la fois potager, verger, parc... Ma mère n'était pas très lettrée. Elle ne lisait guère que son livre de cuisine et son livre de prières, mais elle avait hérité, de ses parents, tout un lot d'adages rustiques, qu'elle jetait, comme des fleurs, dans la conversation. — Und nun die andere Meinung. A. Le Moy hat S. 335 zuerst aufgedeckt, daß sie in Chartres am 1. Nov. 1811 als Tochter der Amable-Antoinette Gallas geboren war. Daß der Name ihres Vaters nicht genannt wird, gibt immerhin zu denken. Der verbummelte oncle Hyacinthe, den der Petit Pierre ergötzlich schildert, war in Wirklichkeit der spätere Gatte ihrer Mutter. In diesem Zusammenhange möchte ich darauf hinweisen, daß im *Petit Pierre* S. 180 erzählt wird: Le Mimeur, petite ferme près de Chartres, était le seul bien patrimonial qui restât à ma mère. J'étais allé tout petit au Mimeur etc. Das könnte eine Erinnerung sein.

[7]) Brousson, *A. Fr. en pantoufles,* S. 215.

[8]) *Le Petit Pierre,* S. 49.

Digitized by Google

gebildet und heraufgearbeitet hatte, als selbständiger kleiner Buchhändler, Verleger, Herausgeber von Katalogen Ansehen genoß und sich des Umgangs mit Gelehrten und Literaten (auch der Brüder Goncourt) erfreute, hielt ihn nicht für geeignet zum Handel und überhaupt zu irgendeinem Beruf, während die Mutter an sein Genie glaubte [9]). Nach dem schwer genug bestandenen Baccalauréat entschied er sich auch für keine geregelte Tätigkeit, blieb in einer süßen Ungewißheit — einem Zustand, der in *La Vie en fleur* sehr anziehend geschildert ist —, fand aber schließlich allerhand Beschäftigung. Sein bester Freund, der frühreife Étienne Charavay, Buchhändler und Gelehrter zugleich, dessen Vater A.'s Pate und der Geschäftsfreund seines Vaters gewesen war, leitete eine Zeitschrift, den *Amateur d'autographes*; für ihn schrieb er historische und literarische Kritiken. Er arbeitete für Enzyklopädien und ähnliche Unternehmungen, plante sogar selbst mit Louis-Xavier de Ricard eine *Encyclopédie de la Révolution*, er stand in geregelten Beziehungen zu mehreren Verlegern, besonders Larousse und Lemerre. Auch eine selbständige Leistung taucht in den Jahren auf, sein erstes Buch, wenn man von der autographierten Légende de sainte Radegonde, reine de France [10]) des Fünfzehnjährigen absieht, eine Biographie von 'Alfred de Vigny' (1868) [11]), die wohl jugendlich unreif, aber eine Talentprobe ist. Für Lemerre schrieb er eine Reihe kritischer Artikel, ursprünglich Vorreden zu Klassikerausgaben des Verlags, die er später unter dem Titel *Le Génie latin* zusammenfaßte. Und noch in einem anderen Sinne wurde ihm Lemerre, was Hachette für den jungen Zola gewesen war. Bei Lemerre tagte der Parnasse, bei dem jungen Catulle Mendès, bei Leconte de Lisle, dem Meister, bei den Eltern von Louis Xavier de Ricard, und unter den Parnassiens war auch Anatole France. Den Einfluß dieser Dichterschule, die eine objektive, an der Naturwissenschaft und der Antike orientierte, formstrenge Kunst hervorbrachte und gewissermaßen die höchste dem Naturalismus erreichbare Lyrik vorstellte, zeigen

---

[9]) Elle m'embrassa sur le cou et me souffla à l'oreille: «Écris, mon fils, tu auras du talent, et tu feras taire les envieux» (*Vie en fleur*, S. 323).

[10]) Sie gehört zu den preisgekrönten Aufsätzen, die er auf dem Collège verfaßte und die in dessen Archiv erhalten sind, vgl. Girard S. 88. Es darf wohl daran erinnert werden, daß in *L'Orme du Mail* die Heilige einem hysterischen jungen Mädchen wiederholt erscheint, und daß ihre Aussprüche und Prophezeiungen eine große Aufregung hervorrufen und den Präfekten schwer beunruhigen. So hat A. Fr. seine alten Schulkenntnisse benutzt, er ließ nichts umkommen.

[11]) Er brauchte sich gar nicht des Buches zu schämen, wohl aber der scheußlichen Anmerkung, die er für eine zweite Auflage beigesteuert hat, vgl. Oeuvres I.

Digitized by Google

die Poèmes dorés (1873); sie sind klug und fein und kühl, auffallend unpersönlich, eine Lyrik ohne Liebe, der reinste Leconte de Lisle. Vergleicht man sie mit den poetischen Versuchen des einundzwanzigjährigen France, die Girard hervorgezogen und analysiert hat, mit den Liebesgedichten und dem (nicht uninteressanten) angefangenen Drama *Sir Punch*, wo man den Einfluß der Romantiker und besonders von Victor Hugo spürt [12]), so erkennt man nicht nur, wie sehr er seitdem gereift ist, sondern auch, wie er einem andern Schulzwang erliegt — gerade die Gedichte, die am meisten bewundert werden (*Le Chêne abandonné, Les Cerfs, La Mort du singe*), erinnern stark an gewisse Gedichte der *Poèmes barbares*, in denen die genaue Naturbeschreibung doch nicht ein Mitleid mit der dumpffühlenden, gequälten Kreatur ausschließt (*Les Hurleurs, les Eléphants*), es ist nicht der gewohnte A. Fr., aber auch kein Fremder; und in der *Ode à la lumière* haben wir ihn ganz. — Freilich dem Zwange einer ihm gemäßen Schule: die *Poèmes dorés* stimmen wirklich mehr zu A. Fr. als etwa die *Poèmes saturniens* zu Verlaine. Ob auch einiges geradewegs von Baudelaire stammt, dessen Wirkung ja unter allen Strömungen als Unterströmung hergeht, ist mir nicht so sicher. — Bekannter ist Les Noces corinthiennes (1876) geworden, eine freie Nachdichtung von Goethes „Braut von Korinth"; das Thema des Gegensatzes zwischen dem absterbenden, sinnenfrohen Heidentum und dem aufstrebenden, asketischen Christentum mußte einem Schüler von Leconte de Lisle liegen und war ganz im Sinne von A. Fr. In der Vorrede heißt es: „Je touche en ce livre à des choses grandes et délicates, aux choses religieuses. J'ai refait le rêve des âges de foi; je me suis donné l'illusion des vives croyances. C'eût été trop manquer du sens de l'harmonie que de traiter sans piété ce qui est pieux. Je porte aux choses saintes un respect sincère." Das ist schön gesagt und war in seiner Art auch ehrlich gedacht: aus psychologischem Interesse und ästhetischem Taktgefühl ist er religiös. Aber an Goethe hat er gesündigt: sein Versdrama, ein Buchdrama in schönen, manchmal etwas leeren Versen, hat nichts vom Vampyrglauben und Gespenstigkeit behalten: Daphné, von ihrer fanatischen Mutter gegen ihren Willen dem Herrn geweiht, wird in den Armen des Hippias von der Mutter überrascht und geht am Schluß in den Tod [13]). Zu

[12]) Girard S. 178 ff. mag mit seinen Feststellungen Recht haben, aber warum schaltet er den Einfluß Musset's so gänzlich aus?

[13]) Ich möchte es doch mit Taine halten, der ihm in einem seiner Briefe schrieb (Pouquet S. 60): je préfère Leuconoé au drame de Corinthe; les premiers vers surtout sont admirables; und in der Tat ist Leuconnoé außerordentlich wirksam als Sittenbild und sozusagen als morceau de rhétorique. Freilich urteilt auch Taine unmittelbar bevor:

Digitized by Google

Lecomte de Lisle trat er in amtliche und ständige Beziehungen, als er im selben Jahre eine langersehnte Stelle als *commis-surveillant à la Bibliothèque du Sénat* erhielt. Sie waren da vier Dichter, Leconte de Lisle, der große schwer nahbare Lacaussade und Ratisbonne, die beide noch in Anthologien ein prekäres Dasein fristeten, und unser Anatole; alle unzufrieden, reizbar und verfeindet und nicht so getreue Bibliothekare wie der gute Saciette in der *Révolte des Anges*, und nur in einem einig, in der festen Entschlossenheit, ihren Bibliotheksdienst, der auch mehr eine Sinekure war, möglichst leicht zu nehmen. Auf die Stellung hin [14]) heiratete France Valérie Guérin, eine Nachkommin des Miniatur-Malers Jean Guérin. Die Ehe begann glücklich, France wurde seßhaft. Ein Töchterchen Suzanne wurde ihnen beschert und war die ganze Freude des Vaters. Noch war es das Idyll.

Fr. hat sich langsam entwickelt, sehr langsam für einen Franzosen. Er, der in späteren und späten Jahren eine regelmäßige, fruchtbare, stets beachtete Produktion aufwies, war, als er sich schon den Vierzig näherte, in weiteren Kreisen kaum dem Namen nach bekannt, in einem engeren allerdings wegen seiner Gedichte und Erzählungen, sowie seiner kritischen Tätigkeit geschätzt und wegen seines ungemein scharfen Verstandes gefürchtet. *Jocaste et le Chat maigre* (1879) waren immerhin keine aufsehenerregende Leistung, für einen Mann von Mitte Dreißig sogar noch anfängerhaft: *Joc.*, eine wesentlich tragische Geschichte, erinnert im Thema von fern an die zeitlich sehr zurückliegende *Thérèse Raquin*, insofern Hélène Fellaire durch das Gespenst des von andern umgebrachten Gatten in ihrem Leben gestört und zum Selbstmord getrieben wird — wie das Mörderpaar bei Zola; dieselbe Halluzination, denn darum handelt es sich, haben wir in der *Hist. com.*, nur mit viel harmloserer Wirkung. In *Le Chat maigre* schlägt ein frischer, fast jungenhafter Humor durch, er bekundet sich namentlich in der Schilderung des exotischen Milieus der in Paris lebenden Kreolen; man glaubt bei der Schilderung der Kinder unwillkürlich an Les petits pays chauds in Daudets „Jack".

Den Beginn seiner Reife und seiner Popularität bezeichnet Le Crime de Sylvestre Bonnard, membre de l'Institut (1881), ein Roman, den ihm der Verleger Calmann-Lévy aus der Hand reißen mußte, den die Académie française mit einem Preise krönte und das Publikum lieb behielt und lange als sein Meisterwerk betrachtete. Er selbst war nicht ganz

---

Rien de tel que les vers pour enseigner la bonne prose, und weist ihn damit indirekt auf seine eigentliche Bestimmung.

[14]) Er hat die Stelle 1890 endlich aufgegeben.

Digitized by Google

dieser Ansicht[15]). Der Roman besteht aus zwei Teilen, die nur lose zusammengehalten werden, einer nicht bedeutenden, aber liebenswürdigen und heiteren Novelle *La Bûche* und einer größeren, tiefer angelegten und anspruchsvolleren, romanartigen Erzählung, auf die der Titel des Ganzen allein paßt, *Jeanne Alexandre*. Sie werden, wie gesagt, zusammengehalten durch die Persönlichkeit und das Milieu des Sylvestre Bonnard. Dieser ist ein alter Gelehrter, Mediaevist und Philologe, Historiker und Archäologe, ein richtiger Stubenhocker, etwas weltfremd mit seinem Idealismus, doch in seiner Sphäre ein guter Beobachter, namentlich seiner lieben Kollegen, und nicht ohne kollegiale Bosheit, auch mit einem feinen Herzenstakt ausgerüstet, der ihm gestattet unlautere Absichten zu spüren und abzuwehren, und durch einen goldigen Humor gegen Selbstüberschätzung und Verbitterung gefeit. Er ist eingefleischter Junggeselle, also nach der hergebrachten Meinung, zeitweise auch nach seiner eigenen, ein großer Egoist. In jener ersten Erzählung tut er einer jungen, armen Frau, die im selben Hause wohnt, halb aus Güte, halb aus Laune Gutes in schwerer Zeit und wird später von ihr, nachdem sie durch eine Heirat zu Reichtum, wenn auch nicht zu Glück gekommen ist, fürstlich belohnt, indem sie für ihn eine langgesuchte Hs. der frz. Übersetzung der Legenda aurea von dem Klerikus Jean Toutmouillé erwirbt; die eigentliche Erzählung aber dreht sich um das Schicksal eines holden Backfisches, der Jeanne Alexandre, die, wie sich herausstellt, die Enkelin seiner Jugendgeliebten ist; sie ist durch ihren Vormund, M^e^ Mouche, in einem Pensionat, bei Mlle Préfère, untergebracht und wird als eine Waise zurückgesetzt und ausgenutzt, durch sein Dazwischentreten aber von Mlle Préfère, die bei dem allen auf die Hand des berühmten Mannes rechnet, würdiger behandelt, endlich aber, als er ihre Werbungen zurückweist, wieder hart und von ihm ferngehalten. Und nun entschließt er sich zu einem unerhörten Streich: er entführt sie aus der Anstalt und bringt sie bei einem befreundeten Ehepaar unter, wodurch er sich eines Verbrechens im Sinne des Strafgesetzbuches, eines enlèvement de mineure, schuldig macht. Er würde in die schlimmste Lage geraten, wenn nicht zum Glück der schurkische M^e^ Mouche mit den ihm anvertrauten Geldern geflüchtet wäre. Nun ist die Bahn frei: er wird selbst Vormund seiner Jeanne, begünstigt ihre Liebe zu einem jungen Fachgenossen und gibt ihr das Geld aus dem Verkauf seiner großen Bibliothek zur Mitgift. Man hat oft darüber diskutiert, nicht nur, ob es ein Vorbild des Sylvestre Bonnard gegeben habe, sondern auch, ob es ein solches

[15]) Brousson, *A. Fr. en pantoufles* S. 179: mon plus fade roman ... un chef-d'œuvre de platitude.

Digitized by Google

überhaupt geben könnte[16]). Und der allgemeine Eindruck der Gelehrtenkreise war und bleibt, daß die Figur durchaus echt wirkt. Es ist sehr übertrieben, wenn ein englischer Biograph und Übersetzer, James Lewis May (*Anatole France The Man and his Work* [1924]) meint: Sylvestre Bonnard is a monster (S. 115), a monster not indeed of vice, but of virtue; denn daß der alte, einsame, weiche Mann, der niemals Lehrer gewesen ist, schließlich auch einen Menschen haben will, der zu ihm gehört, und dem er nicht nur seine Habe, auch ein Stück von seinem Wesen als Erinnerung hinterlassen kann, ist ganz natürlich, und auch die fürchterliche Hast und Unüberlegtheit, mit der er die Entführung der Jeanne ins Werk setzt, ist aus der Psychologie des Greisenalters zu erklären. Jeanne selbst erscheint fast als eine Nebenfigur, in ihrer Vernünftigkeit und Bestimmtheit ein sehr französischer Mädchentyp. Die beiden Gegenspieler sind in Schwarz gezeichnet, Me Mouche ohne Leben, Mlle Préfère als Karikatur der pedantisch-schikanösen Vorsteherin, mit lauter Zügen eines gutbeobachtenden Realismus. Die besondere Sentimentalität einzelner Stellen ist Deutschen nicht ganz genießbar: wenn Sylv. Bonnard hört, daß Jeanne die Enkelin seiner Jugendgeliebten ist, und pathetisch für sich ausruft: Je suis grand-père, so wirkt das fast komisch. Ursprünglich ist Jeanne die Tochter, und der zweite Teil des Romans hieß auch bis 1902, dem Jahr der Ausarbeitung: *La Fille de Clémentine.* So reif auch die Beobachtung ist, einen kleinen Stich ins Altkluge hat sie doch: auch dadurch wirkt der Roman des jugendlichen Greises so jung, und durch seinen Jugendglanz bezaubert er immer wieder. Was wir Philologen A. Fr. doch danken wollen, ist der goldene Humor, der ein Gelehrtenleben, ein Philologenleben umspielt und verklärt, das doch in der französischen Literatur nur zu leicht verständnislos betrachtet und ins Lächerliche gezogen wird. Der Sylvestre Bonnard ist, ohne das größere

[16]) Bekannt geworden ist mir keins: weder Etienne Charavay noch A. Fr. können es sein, das verbietet schon ihre Jugend: aber die engen Beziehungen, die der Autor einmal zu den Schülern der École des Chartes gehabt hat, ohne selbst die Vorlesungen zu hören, und ihre Briefe haben ihm eine Vorstellung von dem Milieu gegeben (s. Huard S. 23 ff.). Diese Schüler der École des Chartes waren É. Charavay, Camille Pelletan, Fernand Calmettes. Der Name Pelletans, der damals noch Romanist war, bringt uns auf France's Beziehungen zu Romanisten und Romanistik. Im *Sylv. Bon.* selbst erwähnt er Paul Meyer und die Anfänge der *Revue critique* (Mitte der sechziger Jahre). Je me mis à lire une revue qui, bien que menée par des jeunes gens, est excellente. Le ton en est rude, mais l'esprit zélé. L'article que je lus passe en précision et fermeté tout ce q'on faisait dans ma jeunesse. L'auteur de cet article, M. Paul Meyer, marque chaque faute d'un coup d'ongle incisif (S. 296). Damit ist die Art von Paul Meyer allerdings getroffen, den coup d'ongle haben viele gespürt.

Digitized by Google

Weltbild des deutschen Romens zu erstreben, die „Verlorene Handschrift" der Franzosen.

Gegen den Sylvestre Bonnard bedeutet Les désirs de Jean Servien (1882) einen Rückschritt. Und man versteht das, wenn man in Betracht zieht, was A. Fr. in der Vorrede der Erstausgabe sagte (*Oeuvres* III 443): le petit ouvrage a été écrit il y a une dizaine d'années et j'aurais dû, pour bien des raisons, le publier en ce temps-là. Er habe es selbst nicht ganz wiedererkannt: J'ai dû, pour bien faire, déchirer la moitié des pages et récrire presque toutes les autres. C'est sous une forme réduite et châtiée que je prends la liberté d'offrir ce récit aux personnes assez nombreuses aujourd'hui qui s'intéressent aux romans d'analyse. C'en est un et, en réalité, mon premier essai dans ce genre ... Das ist hochinteressant. *Les Désirs de Jean Servien* sind also tatsächlich sein erster Roman; sie sind als roman d'analyse aufzufassen und einzuordnen, wie er anfangs der achtziger Jahre in der Tat wieder auflebte. Sie geben die Jugendentwicklung eines Durchschnittsmenschen mit literarischen Neigungen, die Geschichte eines dumpfen, in der Liebe zu einer Theaterprinzessin verhärmten Lebens, das manche Ähnlichkeit mit dem von A. Fr. gehabt haben dürfte. Der Ton ist im ganzen düster oder, um A. Fr. noch einmal über den fonds primitif de l'ouvrage reden zu lassen: le fonds a quelque chose d'âcre et de dur qui me choque à présent. Vielleicht ist das nicht nur die Herbheit der Jugend: es steckt mehr Naturalismus dahinter, als er zugeben wollte. Sehr bezeichnend ist die Figur des Illusionärs, des italienischen Verbannten, späteren Kommunisten Marchese Tudesco, der dem Helden einige Stunden gibt, später immer wieder auftaucht und jedesmal verhängnisvoll wird: der unfähige, verkommene, bettelhafte Privatlehrer wird hier satirisch gezeichnet, im *Chat maigre* als der Kreole humoristisch, in der *Rôtisserie* verklärt in dem Abbé Jérôme Coignard.

Von dem Pfad des Sylvestre Bonnard, der ihn in die bedenkliche Nähe des Familienromans führte, hat er sich nicht weit entfernt mit Le Livre de mon ami (1885). Es ist eingeteilt in *Le Livre de Pierre* und *Le Livre de Suzanne*. Dieser Pierre Nozière ist A. F. selbst, viel mehr als der spätere Bergeret; nur daß er in eine bürgerliche Sphäre gerückt ist. Er hat an der Figur später festgehalten und in einem Buche *Pierre Nozière* ihn durch Frankreich herumgeführt. Hier aber läßt er ihn charakteristische Ereignisse aus seiner eigenen Kindheit und ersten Jugend anschaulich und im Ichstil erzählen. Dabei verzichtet er ganz auf die Romanform; er setzt sogar die Kindheitsgeschichten ziemlich hart und ungeordnet nebeneinander, wie sie ja auch in seinem Gedächtnis gelagert haben mochten; erst bei der Darstellung späterer Ereignisse und Zustände be-

Digitized by Google

ginnt man eine Entwicklung des Knaben und Jünglings zu spüren. Suzanne aber ist sein Töchterchen. Sie ist die Heldin einer Reihe ganz entzückender Kindergeschichten, neben denen die andern ihres Buches verblassen; wie die ganz kleine Suzanne in *Le Coq* den auf den Teller gemalten roten Hahn betrachtet und von heftiger Liebe zu ihm ergriffen wird, ihn loskratzen will und zu brüllen anfängt, als das mißlingt, oder sie mit einem Stern eine seltsame Zwiesprache hält (*L'Étoile*), oder wie die Sechsjährige den Guignol beurteilt, das ist ebenso fein beobachtet wie wiedergegeben. Wer die weitere Entwicklung der Familie kennt, aber auch nur der, ersieht aus den Unterhaltungen von Vater und Mutter in *Le Livre de mon ami* schon den sich anbahnenden Gegensatz zwischen France und seiner Gattin, die diesen eigenartigen und phantasievollen Mann nicht recht versteht und durch ihre selbstbewußte Vernünftigkeit ernüchtert; dieser Gegensatz hat nachmals zur Entfremdung und Scheidung geführt. Dagegen war nicht vorauszusehen, daß Suzanne als verheiratete Frau selbst ihm, der nicht rigoros sein durfte, durch ihr Leben Grund zu Klagen gegeben hat und in Unfrieden mit dem Vater gestorben ist.

A. Fr. hat Verständnis für Kinder gehabt, ist kinderlieb gewesen, einer seiner besten und menschlichsten Züge — Nos Enfants (1887), das zunächst folgte, ist allerdings nicht mehr als eine Reihe feiner und etwas trockener Pastelle —, und wie zu den Kindern hatte er ein Verhältnis zu den einfältigen Naturen, die ihnen gleichen (Pied d'alouette in der *Histoire contemporaine*, Crainquebille), und zu den Tieren, zu Katzen und Hunden, zu dem Hunde Caire in *Petit Pierre* (chap. XXVI) und dem uralten Hündchen Mitzi (toi, mon ami, mon frère: ib. S. 118) und zu den Geschöpfen seiner Phantasie, dem Kater Hamilcar des *Sylvestre Bonnard* und dem Hunde Riquet, mit dem der menschenfeindliche Bergeret sich so vortrefflich versteht.

Dem *Livre de mon ami* ist ein Dialog über die Märchen (*Dialogue sur les contes de fées*) angehängt, der zu den Kindergeschichten an sich nicht paßt, aber geschickt mit ihnen in Verbindung gesetzt ist, ein Dialog im Stil des 18. Jahrhunderts, ein wenig an die Einkleidung von Fontenelles berühmten *Entretiens sur la pluralité des mondes* erinnernd. Darin vulgarisiert France geistreich und gemütvoll die damals einzige, jetzt sehr brüchige Theorie, daß die geläufigen Märchen survivals alter Mythen sind, und beruft sich für die Herkunft des Däumlings auf le savant Monsieur Gaston Paris (S. 310), *Oeuvres* III, 435. Das bringt uns auf France's Beziehungen zu Romanisten. Die ältere Abhandlung von Gaston Paris war *Le Petit Poucet et la Grande Ourse*, 1875 selbständig und nicht 1868, dann in erweiterter und verbesserter Form erschienen (*Bibliographie des*

Digitized by Google

travaux de G. P. Nr. 887). Über *La Littérature française au moyen âge* (1888) hat er einen reizenden und verständnisvollen Artikel geschrieben (in der *Vie littéraire, Oeuvres* VI, S. 570 ff.), ebenso über *La Vie des mots* von Ars. Darmesteter. Er hat auch G. P. seine Legende „*Le Jongleur de Notre-Dame*" gewidmet (im *Etui de nacre*). Von der jüngeren Generation ist ihm der Historiker und Philologe Pierre Champion nahegetreten; er hat ihm jedenfalls in der Vorrede der *Jeanne d'Arc* (S. LXXXII) besonderen Dank abgestattet; auch spielt P. Ch. eine ehrenvolle Rolle in dem Gespräch der *Matinées de la villa Saïd*, das mit einer Diskussion des Problems der Jungfrau von Orléans beginnt und mit dem crédo d'un incrédule großartig endet. Es wird Philologen auch interessieren, daß hinter seinem Arbeitstisch im Hause der Arman de Caillavet die großen Wörterbücher Littré, das Dictionnaire général, Godefroy und sogar Lacurne de Sainte-Palaye standen. (Brousson, *A. Fr. en pant.*, S. 39.) Er zeigt nicht gerade Erudition, aber Belesenheit und wissenschaftliches Verständnis. Aber sein Schaffen war vorlängst kein bloß literarisches. Wie manche andere Zeitgenossen ist auch A. Fr. ein Stück Kritiker und Feuilletonist gewesen, nicht nur in jungen Jahren, auch noch als Berühmtheit. Eine lästige Beschäftigung: ihm, der allen Zwang haßte, der nie ein Held der Zeiteinteilung und Pünktlichkeit, dem Beobachten, Lesen, Sinnen und Träumen Lebensnotwendigkeit und -freude war, blieb es schrecklich, zu bestimmter Zeit einen Artikel abzuliefern. Aber der Journalismus mit seiner Nötigung zur regelmäßigen Produktion, zur Mitarbeit an einem großen Ganzen, zur Aktualität, Gemeinverständlichkeit und Abwechslung ist ihm zweifellos auch wieder sehr nützlich gewesen, hat ihn aufgerüttelt und gestählt und hat ihn vor Gleichgültigkeit, Vereinsamung und allerhand Wunderlichkeiten bewahrt, denen er sonst noch mehr anheimgefallen wäre. Seine Kritiken in der Zeitung *Le Temps* hat er in den 4 Bänden *La Vie littéraire* (1888-92) gesammelt. Sie zeugen von vielseitiger Bildung und Belesenheit, von einer seltenen Fähigkeit, alles zu verstehen, aber keineswegs alles zu verzeihen. Berühmt wurde der Artikel auf Georges Ohnet, dem er die furchtbare Überschrift gab: *En dehors de la littérature.* Er hat übrigens später Nicolas Ségur gestanden, daß auch ein Stück Neid auf Ohnets Volkstümlichkeit dabei war (*Conversations avec A. Fr.* S. 175): Qui sait s'il n'y avait pas quelque envie dans l'article particulièrement dur que, contre mes habitudes, je consacrai autrefois à Georges Ohnet usw. Sie sind impressionistisch, unpedantisch, auch in der Aufmachung sehr persönlich. Das Recht seiner subjektiven Kritik hat er gegen Brunetières Forderung der objektiven Kritik geistvoll verteidigt. Um diese Zeit oder ungefähr wurde A. Fr.

Digitized by Google

näher mit der Frau befreundet, die einen entscheidenden Einfluß auf seine Entwicklung haben sollte, Madame Arman de Caillavet. Wenn man ihr und ihrem Kreise glauben soll, so wäre seine von 1890 plötzlich einsetzende und lange andauernde Produktivität allein diesem Einfluß zuzuschreiben, sie hätte ihn aus der Enge des Lebens und Schaffens herausgeholt, aus dem bequemen und verträumten, verkannten und ehrgeizlosen Künstler erst den Schriftsteller großen Stils gemacht; hätte ihm Ziele gesteckt, ihn zur Arbeit angehalten, ihn bei der Arbeit wesentlich geholfen, und manche Zeile von ihr ginge unter seinem Namen; sie hätte über seine natürliche Zerstreutheit und Schüchternheit triumphiert, ihn geschäftlich beraten, literarisch herausgestellt, gesellschaftlich erzogen und lanciert und hätte ihm die Pforten der Akademie geöffnet: der A. Fr. der großen Zeit nicht ohne Madame Arman de Caillavet. Sicher ist das auch im wesentlichen richtig: viel, sehr viel verdankt er dieser Frau, die sich eine Aufgabe stellte und sie mit Weltklugheit, Zähigkeit und Rücksichtslosigkeit löste, von einer ehrlichen Begeisterung für seinen Genius getragen und von einer Liebe, die in ihrer Kraft und Opferwilligkeit nicht ganz erwidert worden ist. Nur muß man sich klar machen, daß, wenn sie so die Führende war, nicht nur la mouche du coche, sie für einen Teil die Verantwortung trägt, muß sich fragen, ob sie ihn nicht allzu sehr nach der Seite des Bucherfolgs, von merkantilen Rücksichten beeinflußt, vom Ehrgeiz gedrängt, übrigens im besten Glauben, orientiert hat. Manches spricht dafür. Sie hat den *Lys rouge* gewollt, rein aus äußeren Gründen, sie hat gegen die *Jeanne d'Arc* einen zähen Krieg geführt. Aber etwas sträubt sich gegen diese rationalistische Betrachtung: in dem Augenblick, als Fr. sie kennen lernte und die Fessel seiner eigenen Ehe brach, lagen seine Jugendversuche hinter ihm, ein Schatz an Wissen und Reflexion war angesammelt, seine Manier war aber nicht erst zu finden, sein Ruf war zu mehren, nicht zu begründen. Er war gereift, seine Erntezeit war da. Und nach ihrem Tode (1910), dem auch schon eine Entfremdung voranging und der ihn nicht im tiefsten Herzen traf, stand er nicht still, sondern schuf als Greis rüstig weiter. Vielleicht war es doch eine organische Entwicklung zur gesteigerten Produktion, die sie mächtig gefördert und mehr noch vor Widerwärtigkeiten und Hemmungen geschützt hat, die aber schließlich in seiner Anlage begründet war und längst begonnen hatte. Es wäre tragisch gewesen, wenn Fr. seinen Ruhm mit seinem Glück, die Steigerung seiner Produktivität und die Erweiterung seines Horizontes mit der Minderung seines moralischen Werts bezahlt hätte. Aber dem ist nicht so. Seine Ehe ging bereits nicht mehr, als er Madame Arman de Caillavet vorgestellt wurde; sie wurde dann bald

Digitized by Google

gelöst, das Kind blieb bei der Mutter. Gewiß hat der launische und unzuverlässige France einen guten Teil der Schuld getragen, aber die größere Schuld lag wohl auf der Seite der Frau, die den Ausnahmemenschen nicht verstand und sogar ihn zu übersehen glaubte; dabei wird freilich zu bedenken sein, daß wir diese Frau wesentlich durch die Schilderungen seines Kreises kennen, in dem sogar behauptet wurde, der Ehemann France habe das Schicksal von M. Bergeret erlitten. Von seinem Auszug aus den Penaten hat die Gräfin de Martel (Gyp) eine köstliche Beschreibung gemacht (vgl. J. M. Pouquet), aber ganz so phlegmatisch hat Fr. die Trennung wohl doch nicht genommen, etwas ist in ihm zerrissen. Wo ist der gütige, feine, uneigennützige France des *Sylv. Bonnard* und des *Livre de mon ami* geblieben? Er kehrt wieder im *Pierre Nozière* und in den beiden letzten Büchern, *Le Petit Pierre* und *La Vie en fleur*, aber seine Blicke wenden sich zum Elternhaus zurück, das rein in seiner Erinnerung stand, nicht zu seinem einstigen Heim. Für dieses bot ihm Mme. Arman de Caillavet einen Ersatz. Er gewöhnte sich mehr und mehr, zu ihr zum déjeuner zu erscheinen und dort auch nachmittags zu arbeiten, er machte mit ihr seine Einkäufe an Büchern und Kunstwerken, er wurde die Zierde und der Anziehungspunkt ihres berühmten Salons in der avenue Hoche, er brachte bei dem Ehepaar den Herbst auf dem Weingut Capian (Gironde) zu, er machte mit ihnen große Reisen, auch auf ihrer Yacht im Mittelmeer. Das mit der Anhänglichkeit und der Feinheit der Frau geschriebene Buch von Jeanne Maurice Pouquet zeigt die glänzende Seite dieses Lebens, die groben Bücher von Brousson die andere, die Abhängigkeiten, die Lästigkeiten und die Lächerlichkeiten. Ihnen suchte sich Fr. durch die Vortragsreise nach Argentinien (1909) zu entziehen, geriet aber in die Netze einer alten Schauspielerin (la duègne) und kehrte schließlich zu Madame zurück, die bald darauf starb.

Erst Thaïs (1891) zeigt A. France auf der Höhe seines großen Könnens. Dieses Können ist wohl an Flaubert geschult, mit dem er manches gemeinsam hat, besonders das lebenslange Schwanken zwischen historischen und modernen Stoffen in Roman und Novelle. Gerade *Thaïs* erinnert stark an die *Tentation de saint Antoine;* der heilige Antonius schreitet ja selbst, vom Nahen des Todes verklärt, durch die Reihen der Einsiedler und Mönche der Thebais und spricht Paphnucius sein Urteil. France hat nicht das Temperament und die wirbelnde Phantasie seines Vorgängers, aber er ist ihm an scharfem Verständnis für die geistige Situation der Zeit wie an solider Gelehrsamkeit und an Einfühlung in den Zeitstil überlegen. Fl. hätte vielleicht Alexandria und Ägypten noch malerischer geschildert; das Gastmahl, an dem Paphnucius und Thaïs teilnehmen, mit

Digitized by Google

den sinnvollen Reden des römischen Flottenpräfekten, des lebensklugen Epikuräers, des stoischen Philosophen, des Serapispriesters, des Gnostikers, des verhaßten Arianers hätte er so nie zustande gebracht; wie wirr und traurig nimmt sich dagegen bei ihm der Zug der Religionen und der Häresieen aus! Auch Paphnucius und Thaïs sind psychologisch so wahrscheinlich wie es möglich ist; die Motive der Bekehrung der großen Courtisane und Schauspielerin wirken glaubhaft in ihrer widerspruchsvollen Kompliziertheit, besonders die Hörigkeit der Frau gegenüber dem wunderlich-gewalttätigen Mann; dieser selbst, der Abt von Antinoe, Paphn., aber steht vor uns vom ersten Augenblick, wo er aus christlicher charitas und geistlichem Ehrgeiz den Entschluß faßt, sie aufzusuchen, bis zu dem letzten, wo die vergeblich durch Askese gebändigte sinnliche Liebe am Lager der friedlich Sterbenden in frevelnde Beschwörungen ausbricht. Der Erfolg des Romans in der *Revue des Deux Mondes* war ungeheuer und verdient, aber Brunetière — schon der Brunetière von 1890 — hatte seine guten Gründe, daß er sich gegen die Aufnahme sträubte (vgl. Pouquet S. 95). Das Buch sollte auch erst Paphnuce heißen, und nur äußere Gründe haben dazu geführt, daß die Gegenspielerin Thaïs bevorzugt wurde[17]).

Auch mit der Sammlung kleiner Erzählungen L'Étui de nacre (1892) ist nur der Typ solcher Sammlungen erreicht. Allerdings der Erzählungssammlung *Balthasar* (1889) wird man zunächst wohl nur das Verdienst zuerkennen, daß sie die erste seiner Erzählungssammlungen ist. Die Spitzenerzählung, nach der sie benannt ist, ist als *conte philosophique* angelegt, der die Hilflosigkeit männlicher Kraft und Einfalt gegenüber weiblicher Flatterhaftigkeit ironisch schildert, und endet als Legende und hinterläßt einen albernen Eindruck, und Laeta Acilia könnte eine Legende werden und endet mit einer mondänen Pointe: der Dichter hat seinen Legendenstil noch nicht gefunden. Seinen Novellenstil aber beherrscht er auch noch nicht recht, und seine Themata sind sonderbar: *M. Pigeonneau* macht eine Anleihe beim Hypnotismus, *La Fille de Lilith* beim Okkultismus, *L'Oeuf rouge* (wo übrigens deutlich auf das Ende der Jocaste angespielt wird) bei der Psychiatrie. Das Märchen *Abeille* ist älter, stammt noch von 1882: man kann verstehen,

---

[17]) Vgl. Oeuvres V 468: le nom de Paphnuce est d'un aspect bizarre et rébarbatif... Gallet, der Verf. des Textbuches zu Massenets Oper Thaïs, hat sogar den Namen Paphnuce durch Athanaël ersetzt, angeblich, weil er auf Paphnuce nur die Reime puce und prépuce fand (er hat sich anscheinend nicht mit Suchen überanstrengt). An der Stelle der *Matinées de la Villa Said*, wo diese Anekdote steht (S. 184), hat Gsell allerhand Nachrichten über derartige Dramatisierungen zusammengetragen, die aber nicht vollständig sind.

Digitized by Google

daß der Kinderfreund auch einmal sich als Märchenerzähler zeigen wollte, wie es ja selbst Zola mit täppischer Gebärde getan hat, aber sein eigener *Dialogue sur les contes de fées* hätte ihn belehren sollen, daß ihm die Voraussetzungen fehlten. So mag denn die schüchterne Grazie der *Abeille* wenige beglücken: ceux à qui suffisent des amusements pleins d'innocence me liront seuls jusqu'au bout (chap. I). Es sind nicht dieselben, die ihn sonst lesen, und besonders nicht die Leser der *Thaïs*. — *Le Procurateur de Judée* ist Pontius Pilatus, der nach Jahren von seinen alten Gefährten beiläufig nach einem jungen galiläischen Wundertäter Jesus befragt, die durchaus natürlich wirkende Antwort gibt: Jésus? murmura-t-il, Jésus le Nazaréen? Je ne me rapelle pas; genau wie in *Sur la Pierre blanche* der Prokonsul Gallio in Korinth den Apostel Paulus nicht versteht, seine Bedeutung nicht ahnen kann; und wie in einer Episode der *Ile des Pingouins* die majestätische Verständnislosigkeit des römischen Geistes noch ironischer mit dem ablehnenden Urteil Virgils über Dantes Besuch im Elysion getroffen ist. Und nach diesem glänzenden Eingang der Kranz der Legenden, in einem scheinbaren Legendenstil erzählt — am entzückendsten und symbolisch wirkend die vom Faun und vom Einsiedler, Amycus et Celestie —, die kurzen modernen Charakterbilder (z. B. der Bohémien Gestas), endlich die anschaulichen *Mémoires d'un volontaire* und die Erzählungen, die ursprünglich einen Roman *Les Autels de la Peur* gebildet haben, Erzählungen aus der Revolution, aber mit antirevolutionärer Tendenz, wie später der Roman *Les Dieux ont soif*. Und als ob diese Entwicklung sich jetzt, wo der Dichter die Fünfzig fast erreicht hat, überstürzen müßte, kommt das Werk, das man zumeist als sein reifstes betrachtet: La Rôtisserie de la reine Pédauque (1893). Hier steht alles auf gleicher Höhe: die Erzählung, bald heiter behaglich, bald atemlos drängend, manchmal sich verzweigend und nie sich verlierend, die Charakteristik der Personen, die in ihrer Menschlichkeit gesehen sind, in der Dumpfheit ihrer Instinkte, aber auch in der Größe ihrer Ideale und selbst ihrer Manieren, die Fülle und Mannigfaltigkeit der Gedanken, die Anmut des Stils, die durch die Schlichtheit und Naivität des Erzählers Jacques Tournebroche noch köstlicher wird. Unvergeßlich bleiben die Höhepunkte: der Eingang, wo in der Familie des Garkochs, Vater, Mutter und Sohn, erst der schmierige Kapuziner Frère Ange verkehrt und nun der gelehrte und geistvolle, aber verkommene abbé Jérôme Coignard eintritt, der den Knaben unterrichten wird; packend wird später M. d'Astarac eingeführt, indem er plötzlich unter die friedliche Gesellschaft hereinstürzt, weil er im Herdfeuer einen Salamander gesehen hat und nun den zum Glück prädestinierten Knaben und

Digitized by Google

dessen Erzieher als seine Mitarbeiter auf sein Schloß einlädt; und ferner die mystische wollüstige Szene, da J. Tournebroche von d'Astarac auf das Erscheinen seiner salamandre vorbereitet wird und dem erwachenden Jüngling ein verführerisches Menschenkind Jahel, die Nichte des Kabalisten Mosaïde, entgegentritt; das wüste Bacchanal mit dem frechen d'Anquetil im Hause der Catherine, dessen tragischer Ausgang unsern Helden zur Flucht zwingt; diese Flucht selbst mit ihren Fährlichkeiten, der Bruch des Wagens, der Überfall und die Verwundung des Abbés durch den rachsüchtigen Mosaïde, die Stadien seiner Krankheit und sein erbauliches Ende als der versöhnende Ausgang eines verfehlten Lebens, und dann, nachdem alle Kraft erschöpft schien, die Schilderung des Schloßbrandes, in dem d'Astarac mit seinen Feuergeistern auffährt: Je m'élève sur les ailes de la flamme dans le séjour de la vie divine. Die bedeutendste Figur der Rôtisserie, noch bedeutender als d'Astarac, ist der Abbé Jérôme Coignard, kein Priester, auf den die Kirche stolz sein könnte, aber ein Priester, der auch trotz allen Zweifeln der Aufklärung Glauben bewahrt, der in Elend und Sünde den character indelebilis des Priestertums und die unzerstörbare Würde des Menschen trägt. Der Vater dieses Typs mußte seiner Wahrheit und Wirkung sehr bewußt sein, um ihn noch einmal zu verwenden in Les Opinions de M. Jérôme Coignard (1893). Diese *Opinions* sind durch eine Einleitung eingeführt, die einige der wesentlichen Gedanken von Anatole France enthält; sie sind merkwürdigerweise nach den Themen eingeteilt, aber der Schematismus wird gemildert durch die Kunst der Dialogführung und die Lebendigkeit der Typen. Wie weit diese Meinungen die des 18. Jahrhunderts sind und sein können, ist eine bange Frage; wenn sie vor allem die des Vfs. sind, so ist bemerkenswert der Schluß, die Mahnung Coignards, daß der Enthusiasmus wertvoller ist als die Vernunft, die Tat wertvoller als der Gedanke.

Danach hat A. France einen Roman geschrieben, den auch ein anderer hätte schreiben können: Le Lys rouge (1894). Gewissermaßen ein Ehebruchroman, nur daß Thérèse nicht gerade den Bruch ihrer Ehe mit dem gleichgültigen Grafen Martin-Bellème als Problem und Verhängnis empfindet, sondern den Bruch ihres Verhältnisses zu einem durchschnittlichen homme du monde und die Gewalt ihrer Leidenschaft zu einem tieferveranlagten, temperamentvollen Bildhauer und die gegenseitige Eifersucht der beiden Liebhaber. Und ganz wie bei Bourget, der hier Pate gestanden hat, sind diese Konflikte müßiger Weltleute und übergeistiger Menschen auf einem internationalen Boden, in Florenz, der Stadt der roten Lilie, aber auch in Frankreich, auch in Paris ausgetragen. Unter den Nebenfiguren ist die

Digitized by Google

wichtigste der Dichter Choulette, ein mit kollegialer Bosheit geschilderter, übrigens für die Gesellschaft zurechtgemachter Verlaine.

Könnte man sich dieses Buch ohne Schaden für Frances Ansehen wegdenken, so läßt sich das folgende um so weniger entbehren: Le Jardin d'Epicure (1895), in der Hauptsache eine Sammlung von Erfahrungen und Gedanken, von Aphorismen und Gesprächen, alle unter das Patronat Epikurs, des Lieblingsphilosophen, gestellt, ein fesselndes, besinnliches, köstliches Buch eines weiten, reichen und freien Geistes.

Und nun wirft sich der Dichter auf die Politik; in einer Zeit, die durch die Dreyfus-Affaire zur Beschäftigung mit der Politik aufreizte, und diese Zeitrichtung fiel bei ihm zusammen mit einem Alter, wo auch sonst bei Dichter- und Gelehrtennaturen der Wunsch nach dilettantischer Beschäftigung mit der Politik erwacht, nur daß eben alles bei ihm um mindestens zehn Jahre später gekommen ist als bei andern, auch die Reife, der Ruhm und — der Tod. Die Histoire contemporaine besteht bekanntlich aus vier Bänden: L'Orme du Mail, Le Mannequin d'Osier, l'Anneau d'Améthyste, Monsieur Bergeret à Paris (1897-1901). Nur der erste Band zeigt noch die Kralle des alten Löwen: hier ist eine Haupthandlung, die Intrigue um den Bischofssitz von Tourcoing, von Anfang an kraftvoll angesetzt, Nebenhandlungen sind angesponnen; hier ist in einer Fülle repräsentativer Figuren das Neben- und Über- und Durcheinander der Berufe und wirtschaftlichen Interessen und Gesellschaftsschichten in der Provinzstadt geschildert, gerade dem Ausländer besonders lehrreich, weil sonst für ihn so schwer erfaßbar; hier ist der Gegensatz zwischen dem schwarzen und dem roten Frankreich der Zeit und seine Auflösung in den Kompromissen des täglichen Lebens gegeben; hier ist Kraft, Abwechslung und Rhythmus in der Darstellung. Hätte der Dichter so fortgefahren, so wäre ihm ein großes Gesellschaftsbild geglückt und vielleicht ein Roman der Weltliteratur. Aber die Kraft sinkt von Buch zu Buch, schneller und immer schneller. Es macht sich schon in Le Mannequin d'Osier der schwere Fehler geltend, daß die Haupthandlung ziemlich suspendiert ist und der Ehekonflikt Prof. Bergerets im Vordergrunde steht, und daß dieser B. weder zum Helden noch zum Liebhaber noch selbst zum Märtyrer das Zeug hat: noch erregt freilich die Schilderung des Ehebruchs der oberflächlichen und innerlich rohen, aber nicht schlechten Mme. Bergeret mit seinem Lieblingsschüler das Interesse und die starre, grausame Haltung des beleidigten Gatten und sein endgültiger Sieg lassen eine gewisse Hochachtung für ihn aufkommen. Aber in L'Anneau d'Améthyste ist trotz mancher Feinheiten im einzelnen die

Digitized by Google

Intrigue im ganzen ziemlich grob geraten: die Schritte, die mehrere Damen für die Erhebung des schlauen abbé Guitrel auf den Stuhl des h. Lupus tun, und selbst die Opfer, die gebracht werden, sind zu banal, als daß die große Satire, zu der die Ansätze da sind, wirklich herauskommt. Und das letzte Buch befriedigt vielleicht die Sentimentalität durch die Schilderung, wie Bergeret durch die Berufung an die Sorbonne zu Ehren kommt und sich ein neues Familienleben aufbaut, aber weder seine weitere Haltung im Dreyfus-Konflikt, der schon in das vorige Buch hineinspielt, interessiert uns mehr, noch erst recht das alberne royalistische Komplott am Schlusse. Wäre das vierte Buch unterdrückt, wäre diese Episode Monsieur Bergeret à Paris gekürzt in das dritte Buch eingearbeitet und hätte das Ganze mit dem famosen Hirtenbrief des neuen Bischofs von Tourcoing geschlossen, so wäre die Wirkung eine andere gewesen.

Wie ein Mann, der mit gleichen oder übermächtigen Gegnern den guten Kampf gekämpft und seinen ehrlichen Zorn entladen hat, nun mit leiser Stimme und mit verdoppelter Güte zu seinem Kinde spricht, so wendet sich France jetzt der piccola vita zu: er bringt in Pierre Nozière (1899) Kindergeschichten und Silhouetten aus den Jugendjahren, wunderhübsche Schilderungen französischer Landschaften mit den Legenden ihrer Heiligen u. a. In der Histoire comique (1903), auf die er mit vielem Recht stolz war, schildert er das Schauspielervölkchen mit nachsichtiger und humorvoller Realistik: der Theaterarzt Dr. Trublet ist eine seiner besten Figuren, die Darstellung des Begräbnisses des armen Komödianten Chevalier kann sich mit der berühmteren des Begräbnisses des Désiré Delobelle in *Fromont jeune et Risler aîné* messen. Und dann Crainquebille, Putois, Riquet (1904): der marchand des quatre saisons Crainquebille im Kampf mit Polizei und Justiz ist eine groteske, aber tragische Figur. Das soziale Gerechtigkeitsgefühl, das Mitleid mit den Kleinen, Schwachen, Ungebildeten, die uns nicht verstehen und sich uns nicht verständlich machen, findet hier einen ergreifenden Ausdruck wie so oft in der naturalistischen Literatur, aus der Crainquebille stammen könnte, jener Literatur, für deren Unmoral und Erdenschwere man heute nicht Worte der Entrüstung genug hat.

Dann ist er wieder wesentlich historisch orientiert. L'Ile des Pingouins (1908) ist in der Hauptsache eine geniale Verulkung der anmaßlichen Methoden der Geschichtsschreibung, der Kunstgeschichte, der Kirchengeschichte. Sie beginnt mit einer Verulkung des asketischen Ideals und der katholischen Dogmatik in der Erzählung von dem h. Maël, der mit seinen alten Augen die Pinguine auf der einsamen Insel für Menschen hält und tauft, und von dem großen Rat im Himmel, in dem be-

Digitized by Google

schlossen wird, die Konsequenz zu ziehen und sie in Menschen zu verwandeln. Manche Einzelheiten sind vortrefflich (z. B. Trinco = Napoleon I., auf den er einen Haß hatte), andere sind verfehlt, besonders die ganze Geschichte der h. Orberose, in der man die h. Genoveva oder die Jungfrau von Orléans erkennen möchte und nicht erkennt. Am besten gelungen ist die Darstellung der Dreyfus-Affäre, ganz frei und gar nicht gallig, und sehr bedeutsam ist auch die der sozialen Revolution der Zukunft, deren Wirkungen er sich kurz vorher in dem interessanten Abschnitt von *Sur la Pierre blanche* wesentlich anders ausgemalt hatte. France hätte diese Parodie nicht geben können, wenn er nicht die ganzen langen Jahre vorher mit einem großen historischen Problem ernsthaft gerungen hätte. La Vie de Jeanne d'Arc erschien endlich 1908. Er war kein Historiker von Fach, aber mit solchen befreundet und ließ sich von ihnen unterstützen. Er wollte sich keine Blöße als Laie geben und das ganze von der Forschung erarbeitete Quellenmaterial kennen; er hat auch über diese Quellen und ihren Wert und über die Literatur des Stoffes in der Vorrede Rechenschaft gegeben, und er hat zahllose Zitate in den Anmerkungen gebracht, wohl in dem Bewußtsein, daß er das Mißtrauen gegen den Laien und den Dichter entkräften müßte. Aber das Verständnis der zentralen Persönlichkeit, die Beurteilung der Ereignisse und von ihr aus die Lösung des alten Rätsels sollte er selbst bringen mit seiner Schulung als Kenner der Religionen, seinen Erfahrungen als Politiker und seinem psychologischen Scharfklick als Dichter. Aber seine Darstellung ist nicht die des Gelehrten, dem vor allem daran liegt, zu zeigen, daß er den Stand der Forschung kennt, und daß er höchstselber darüber hinauskommt; er vermied so gut wie jede Polemik: wer nicht merkt, wie wohlabgewogen und begründet sein Urteil ist, dem half er nicht. Er wollte gelesen werden, und er liest sich stellenweise wie ein Roman, so breit und behaglich und anschaulich erzählt er. Was immer aus Chronik und Legende, theologischer Literatur und Ikonographie hergeholt werden kann, muß die Lage und die Weltanschauung und die Superstition und das Menschliche, allzu Menschliche der Zeit erklären. Pour sentir l'esprit d'un temps qui n'est plus, pour se faire contemporain des hommes d'autrefois, une lente étude et des soins affectueux sont nécessaires, sagt er in der Préface S. LXXV. Durch diese soins affectueux noch mehr als durch die longue étude erstehen aber auch die Handelnden in ihrer Eigenart und Lebensfülle. Das Verständnis der zentralen Persönlichkeit und von ihr aus die Beurteilung der Ereignisse kommt letzthin nicht aus der Zusammenfassung der Einzelheiten, sondern aus der Schulung des vielseitigen Kenners der Religionen und Kulturen, auch wohl aus der Erfahrung des Politikers und am meisten aus

Digitized by Google

dem psychologischen Blick des Dichterphilosophen. Das alte Rätsel hat wohl auch er nicht gelöst, das ja für die denkenden Zeitgenossen auch ein Rätsel war, er hat ihr nicht ganz den Schleier heruntergerissen, dessen Schönheit er als Künstler bewundern mußte. Für Jeanne d'Arc hat er eine echte und warme Liebe, er verehrt sie, und doch setzt er sie herab, beileibe nicht als Charakter, aber als Intelligenz. Ihre Größe ist ihre Simplizität: die erklärt er mit vielem Raffinement. Sie ist die Führernatur, aber er kann sich nicht vorstellen, daß und wie sie führte, und er wittert, daß sie geschoben wurde. Ihre Erfolge sind märchenhaft: er verkleinert sie, indem er zeigt, daß sie wenig organisierten Widerstand fand. Die leidende Johanna in der Gefangenschaft steht ihm näher als die triumphierende Jungfrau von Orléans: er hat immer besser bemitleiden als bewundern können. Die Märtyrerin begreift er besser als die Siegerin, die hat zwei Feinde, die auch seine gewesen waren, jene geistlichen Richter, die er übrigens nicht schmäht, nicht verurteilt, sondern als Kinder ihrer Zeit versteht, und jene Engländer, jene Grooms, die in Frankreich so wenig zu suchen haben wie ihre Nachfahren. Aus alledem ist ein dickes und zwiespältiges Buch geworden, das prätentiös scheint und bescheiden ist. Die Ermittlung ist in die Zitate verlegt, die Erzählung und die Erklärung durchdringen sich nicht, können es auch vielleicht gar nicht; der Dichter schien den Gelehrten fortreißen zu wollen, und der Gelehrte hat den Dichter auf Schritt und Tritt gehemmt, aber der unsterbliche Stoff blieb größer als sie beide zusammen. Die dumpfe Länge dieser Kerkerhaft und das Verhör kommen besser zu ihrem Recht als das atemlose Tempo der Heldenlaufbahn.

Sein Unternehmen hatte das Schicksal, das es haben mußte, weder die Gelehrten noch die Literaten zu befriedigen, und doch war es in seiner Art durchaus berechtigt. Sentir l'esprit d'un temps qui n'est plus, pour se faire contemporain des hommes d'autrefois ... kann der Gelehrte mehr? Hat, wo er versagt, der Dichter nicht das Recht zu reden?

Der Dichter redet, von der Sachkenntnis des alten Liebhabers und alten Parisers unterstützt, in dem großen, bunten Revolutionsroman Les Dieux ont soif (1912), freilich auch einem Revolutionsroman gegen die Revolution; denn die aushöhlende Wirkung der revolutionären Phrasen kann nicht schärfer geschildert werden als in der Wandlung des armseligen Malers Evariste Gamelin, und die wahllose Wut der Kräfte der Vernichtung offenbart sich in den so unähnlichen, schuldlosen und tapferen Opfern der Guillotine, dem frommen P. Longuemare, dem ehemaligen Steuerpächter Brotteaux des Ilettes, der in seinem Lukrez vor der letzten Fahrt liest, und dem kindlichen Dirnchen Athénaïs. Andrerseits wird auch gezeigt,

Digitized by Google

daß das Leben weiter geht: Elodie Blaise, die Gamelin liebt, und ihr Vater, der Kunsthändler, symbolisieren die unbekümmerte Genußfreudigkeit und die skrupellose Selbstbehauptungskunst weiter Kreise in der großen Katastrophe der Denkenden und Fühlenden.

Das letzte dieser Alterswerke — das letzte wenigstens, das zählt, denn dann kommen nur noch die Kindergeschichten — ist La Révolte des Anges (1914). Ich würde es nicht für das größte Werk des Dichters ansehen: dazu fehlt mir wenigstens der Sinn des Ganzen; denn daß dieser Sinn wirklich der wäre, daß die ganze Empörung der Engel gegen Gott — oder vielmehr gegen den alten Demiurgos unserer kleinen Welt, den beschränkt-tückischen Jaldabaoth und seine himmlischen Heerscharen — keinen Sinn hat, weil doch auf den Sieg Satans einmal die Rache Jahves folgen würde, das scheint mir nur ein rettender Einfall, ein annehmbarer Schluß. Aber das originellste dürfte es sein (nebst der *Rôtisserie de la reine Pédauque*). Es ist ein genialer Künstlerscherz: alle Geister des Widerspruchs, der Verneinung, des Ulks, des Schabernacks, die ein Leben lang in seinen Arbeiten gespukt haben, geben sich hier ein Rendez-vous und führen einen unendlich graziösen, aber nicht sonderlich schicklichen Tanz auf. Alle diese gefallenen Engel, die in Paris ihre salonrevolutionäre Propaganda machen, ihr irdisches Handwerk kümmerlich betreiben, und die Töchter der Menschen lieben, sind fein kontrastiert und interessant; aber so interessant ist keiner wie der gefallene und ewig revolutionierende Engel ... Anatole France — — —

(La Vie en fleur (1922). In einer postface, die als literarisches Vermächtnis ergreifend wirkt, hat sich Fr. wegen der Beimischung eines Stückes fiction zur vérité entschuldigt; im übrigen sagt er: Ces souvenirs, qui font suite au livre du Petit Pierre, sont vrais en tout ce qui concerne les faits principaux, les caractères et les mœurs (S. 342). Er hat sich selbst wieder als Pierre Nozière dargestellt und seinen Vater wieder als Arzt und Naturforscher, nicht als Buchhändler, und er hat dafür Gründe der Pietät beigebracht, über die wir nicht mit ihm rechten wollen. Vielleicht hat er nicht genug den Nachteil erwogen, daß der Knabe und Jüngling, der bei Leibe nicht als Wunderkind erscheinen sollte (A. Fr. ist nichts weniger gewesen), nicht als zu literarischer Größe prädestiniert (so kam er wohl nur seiner Mutter vor), nun tatsächlich heruntergedrückt wirkt. Da wir doch nun einmal die weitere Entwicklung kennen, so hat er auch dieser Jugendgeschichte keinen Abschluß und Ausblick gegeben, ja er hat ihr mit den beiden Kapiteln «*n'écris pas*» und «*Le bonheur de naître pauvre*» künstlich jeden Ausblick versperrt. Trotzdem haben wir hier eine im wesentlichen richtige und

Digitized by Google

künstlerisch sehr interessante Selbstdarstellung, wir haben eine Fülle von gut umrissenen Figuren aus der Familie, dem Haus, der Schule, auch der größeren und kleineren Welt, ein prächtiges Bild von dem bewegten und doch verhältnismäßig gemütlichen Paris der Februarrevolution und des zweiten Kaiserreichs, von jenem geliebten Paris, das dieser alte Pariser ein letztes Mal grüßt. Die Penaten, zu denen er zurückkehrt, haben seine Greisenhand geführt, daß sie noch einen so geschlossenen Charakter wie den des alten Dubois hinstellen konnte; sie haben sichtlich seine Schritte behütet: der Zynismus ist abgefallen, von der alten Menschenverachtung ist wenig geblieben, der Sylv. Bonnard und das Livre de mon ami leuchtet noch einmal auf, wenn auch mit viel Resignation gedämpft.)

Bald nach seinem Tode sind eine ganze Reihe von Büchern erschienen, die sein Leben in den letzten und auch schon in früheren Jahren schildern und seine Gespräche und Aufzeichnungen wiedergeben. Ich nenne einige. So hat der Engländer May seine mehr anmaßliche als gründliche Biographie mit persönlichen Eindrücken belebt; so hat Paul Gsell in *Les Matinées de la Villa Saïd* ein des Meisters würdiges kleines Kunstwerk der stimmungsvollen und der abgerundeten, fein getönten Wiedergabe der Gespräche der Zeit gerade vor dem Kriege gegeben; so hat Marcel Le Goff uns *Anatole France à La Béchellerie* gezeigt, A. Fr. im Kriege und nach dem Waffenstillstand auf seinem Landsitz bei Tours, ein ernstes, pietätvolles, etwas schwerfälliges Buch, hochinteressant durch die Urteile des Meisters über die Politiker, die Frankreich und leider auch unser Schicksal in den Händen hatten (wie Clémenceau, den er fürchtete und haßte, Poincaré, den er widerwillig bewundert, Briand, dessen bedenkliche Verschlagenheit manche Anekdoten beleuchten usw.), durch die Bilder von der Stimmung hinter der Front und in dem intellektualisten und unkriegerischen Milieu von A. France. Das enfant terrible ist Jean-Jacques Brousson, sein ehemaliger Sekretär in der Zeit, als er an der *Jeanne d'Arc* schrieb. Er betitelt sein Machwerk *Anatole France en pantoufles*[18]), und wirklich erscheint Fr. hier im Hausrock, mit

[18]) Die beiden Bücher von Brousson (*A. Fr. en pantoufles*, P. 1924 und die Fortsetzung *Itinéraire de Paris à Buenos-Aires*, P. 1927) sind gewiß mit großer Vorsicht zu benutzen, aber ignorieren kann man sie nicht und auch nicht en bloc für unmöglich erklären. Sie sind das Werk eines Privatsekretärs, der mit ihm Jahre lang zusammengearbeitet und u. a. die Exzerpte für die *Jeanne d'Arc* gemacht hat. Er ist mit nach Argentinien gereist, hat dort die geringen Erfolge und die törichte Liebschaft des Meisters beobachtet, ist angeblich das Opfer einer weiblichen Intrige geworden und wurde brüsk entlassen. Brousson hat Dinge aus der Intimität ausgeplaudert, über die zu schweigen nicht nur der Anstand, sondern auch der Geschmack gebot, aber wie konnte France so

Digitized by Google

Käppchen und Pantoffeln, ja er hat — bildlich gesprochen — außer den Pantoffeln oft nichts an. Das Buch ist ein Vertrauensbruch. Und doch auch aus ihm ersieht man, welche bedeutende Persönlichkeit France war, welchen faszinierenden Eindruck er auf seine ganze Umgebung gemacht hat. Ein Greis von ungeheuerlicher Lebenskraft, von unverwüstlicher Lust an den edlen Genüssen des Lebens wie an seinen materiellsten Freuden, von einer ungebrochenen Frische der Aufnahmefähigkeit für alles Neue, Charakteristische, Interessante, ständig lesend und sinnend, fähig, sich ein rasches, treffsicheres Urteil zu bilden und es scharf pointiert, auch grausam, sofern es ihm gemäß ist, herauszubringen, jeder Situation gewachsen und seiner Umgebung überlegen, aus der freilich mit der Zeit die besten Köpfe verschwanden. Kein bohème, sondern ein bourgeois, fest im Leben stehend, obwohl er ganz den Harmlosen, Unpraktischen, Uneigennützigen spielte, reich geworden und auf Festhalten des Erworbenen bedacht. Ein Liebhaber und Sammler alter Kunst, Besitzer einer wunderbaren Bibliothek, ein Feinschmecker und ein großer Freund der Frauen, lüstern und prahlerisch im Erzählen seiner galanten Abenteuer. Ich hatte schon gesagt, daß er von Valérie Guérin geschieden war; dafür hatte er eine lange Freundschaft mit Madame (Mme Armand de Caillavet, der Mutter des bekannten Teilhabers der Vaudeville-Firma

---

schlecht Distanz zu dem jungen Mann halten, so hemmungslos lästern und preisgeben, und wie konnte seine weltkluge Freundin dulden, daß er Br. in diese Dinge einweihte? Und wenn der einmal so vieles wußte, wie konnten sie beide sein journalistisches Talent so gering einschätzen und sich der späten Rache eines sich ausgebeutet und verschmäht fühlenden Südländers ausliefern? Was er angerichtet hat, ist nie wieder gut zu machen: die amüsanten Anekdoten und die bissigen Schilderungen bleiben: allein die letzte Szene, wo am Katafalk der Madame Arman de Caillavet, der Gatte (Monsieur) und A. France als die Leidtragenden gemeinsam stehen und sich höflich um den Vortritt bei der Aszension streiten, ist äußerst eindrucksvoll. So hatten einst am Totenbett der Marquise du Châtelet der Gatte und Voltaire in gemeinsamer Trauer gewacht. —

Die Werke von Gsell und Le Goff sowie das erste von Brousson sind auch ins Deutsche übersetzt worden, vgl. meinen Artikel in der „Königsberger Allgemeinen Zeitung", 1925; die beiden erstgenannten gut, das letzte, das allerdings auch schwer zu verstehen und wiederzugeben war, ganz dilettantisch. Ich wähle eine Stelle, die an sich hübsch und charakteristisch ist. A. Fr. ist ungeduldig, weil Brousson noch immer nicht den vavasseur de Champagne gefunden hat, dem eine Stimme befahl König Johann den Großen vor der Schlacht bei Poitiers zu warnen (Jeanne d'Arc I 188), er sagt anzüglich (S. 127): vous êtes plus brillant que profond ... cette pétulance, ce brio, conviennent mal à des recherches solides et obscures. Il me fallait un rat de cave, et j'ai pris un feu d'artifice! „Ich brauchte einen Wachsstock und habe mir ein Feuerwerk genommen!" Der Übersetzer (J. J. Brousson, *Anatole France in Pantoffeln*, Berlin 1925, S. 160) hat natürlich übersetzt: „Ich brauchte eine Kellerratte ..."

Digitized by Google

Flers et Caillavet), die ihn verdientermaßen knechtete und zur Arbeit anhielt. Zuletzt hat er seine schon schwer kranke Haushälterin geheiratet, die weder schön noch fein, weder klug noch gebildet war, der er aber die Freude machen wollte, Mme A. Fr. zu heißen. Er nahm seinen Enkel ins Haus, Lucien Psichari. Seine Tochter Suzanne, die vor ihm starb, hatte Michel Psichari geheiratet, den Sohn des geborenen Griechen und bedeutenden Hellenisten Psichari und einer Tochter von Renan; so ist dieser Lucien Psichari von seinem Großvater France und seinem Urgroßvater Renan her mit einem Erbe von Ruhm und Gottlosigkeit belastet. Nachdem noch A. Fr.'s achtzigster Geburtstag gefeiert worden war, ist Fr. am 18. Oktober 1924 in La Béchellerie gestorben. Zum Leidwesen seiner literarischen Verehrer und seiner wahren Freunde wurde seine Leiche nach Paris geschleppt und durch seine politischen Parteigenossen und die Behörden mit großem Gepränge aufgebahrt und in Neuilly beigesetzt.

Tu vera gloria? ertönt auch hier die Frage. Ich würde sie mit „Ja" beantworten. Wer Fr. als Künstler kennen lernen will, wird zu den großen Romanen greifen, *Sylvestre Bonnard*, *Thaïs*, *La Rôtisserie de la Reine Pédauque*, *L'Orme du Mail*, *Les Dieux ont soif*, *La Révolte des Anges*, und zu einer Auswahl aus den Novellen, auch zur *Histoire comique* und zu *Crainquebille;* und dieser Künstler wird dauern. Wer den Schilderer der französischen Gesellschaft, insbesondere der bürgerlichen, sucht, wird sich durch die vier Bände der Bergeret-Romane durcharbeiten müssen, in denen doch die toten Partien schon stark über die lebendigen überwiegen, und jetzt schon einen historischen Kommentar fordern. Wer den Satiriker genießen will, wird zur *Ile des Pingouins* greifen. Wer mit dem Denker Zwiesprache zu halten wünscht, wird ihn am ehesten in *Le Jardin d'Epicure* finden. Den ausgezeichneten Stilisten hat er überall, und als der hat A. Fr. um die Wende des Jahrhunderts allgemein gegolten: er schrieb das anerkannt reinste, fließendste, schönste Französisch der Zeit. Auch nach dieser Richtung verglich man ihn gern mit Voltaire. Die Sprache, die er handhabt, ist wie die Flöte des gefallenen Engels Nectaire, der alle Wesen lauschen, und auch die Erzählung, die er immer wiederholt, ist die Nectaires von der Entwicklung und Befreiung der Menschheit. Aber wie viele Heutige fragen noch nach der Kunst als Kunst, wo doch immer nur gefragt wird, w a s einer denkt und will und sagt. Und gerade das ist bei A. Fr. nicht leicht und sicher und klar zu beantworten.

Historisch betrachtet, steht er in einer Reihe mit Bourget, den er in seiner Jugend gut gekannt, von dessen philosophischer Schulung und ernsthafter Gesellschaftbeobachtung er manches

Digitized by Google

gelernt hat, und den er später als kraftlos und manieriert nicht ganz zu Unrecht bespöttelte, und mit Pierre Loti, zu dem er kein Verhältnis hatte. Er ist wie sie dem Naturalismus von Hause aus nahe und ohne ihn nicht zu denken, aber er gehört nicht zur Schule und ist ihren Übertreibungen feind. Flaubert erkennt er noch warm an, sehr bezeichnenderweise also gerade den Ältesten und Kunstsinnigsten; Zola, das Schulhaupt, hat er scharf abgelehnt, wenn er auch politisch in der Dreyfus-Affäre mit ihm zusammenging. Die wirklich Neuen, Romain Rolland, André Gide, Marcel Proust bekennt er nicht mehr zu verstehen. Rückwärts blickend, hat er von der Romantik, auch von Victor Hugo nicht viel gehalten; *bête comme un poète* war sein Schlagwort. Molière und Racine waren ihm innerlich näher, nicht Corneille, er war eben im Grunde Klassiker, aber er konnte auch die Erzählerfreude, den Humor und die Lebensbejahung bei Rabelais rückhaltlos bewundern. Von der germanischen Welt, Dürer und Goethe, Shakespeare und Dickens hat er wenig gewußt und gehabt, eher haben ihn die großen russischen Erzähler zuletzt interessiert. Die letzten Quellen seiner Bildung und Lebensanschauung waren die Alten, denen er sich innerlich und durch Abstammung verwandt fühlte, und die auf ihren Schultern stehenden Franzosen. Ein Kenner und Verehrer griechischer und römischer Literatur und Kunst war er von Jugend an; seinen Vergil hatte er immer bei sich, ihn kannte er auswendig[19]). So betrachtete er den Einbruch des Christentums in die antike Welt mit gemischten Gefühlen. Er war zu klug, um die Segnungen des Christentums und seine Kulturmission abzuleugnen, aber daß er sich den ersten Eindruck auf die römische Welt nicht gerade überwältigend dachte, haben schon die beiden Novellen gezeigt, von denen ich sprach. Er ging so weit[20]), daß er in *La Béchellerie* sich lebhaft für das Buch von Drews interessiert und der gangbaren These zustimmte, daß Christus nie gelebt habe. Der Leser von *Thaïs* merkt, daß die Sympathien des Autors bei aller scheinbaren Unparteilichkeit der Darstellung und, obwohl nie ein spöttisches Wort fällt, nicht den Asketen gehören, und wenn, dann gerade dem, der unter

[19]) Zwei Stellen haben ihn immer begeistert: Dido's zürnender Schatten im Myrtenhain (Aeneis VI 442 ff. — par les ombres myrteux, sagt Ronsard) und die schöne Erzählung vom Silen (die VI. Eloge). Die Stelle der Aeneis hatte einst der verliebte Knabe verstehen gelernt (*Livre de mon ami* Kap. XI); noch der Greis sagte sie May (S. 246) bewegt vor. Diese délicieux vers lesen Jules Servien und sein Freund Garneret als gardes nationaux während der Belagerung (chap. XXVIII) auf Sandsäcken sitzend; den naturwissenschaftlichen Kommentar dazu, den der nachdenkliche Garneret erhebt, hat Fr. in der *Vie en fleur* Kap. XXIII ausgeführt.

[20]) Vgl. *Auf d. weißen Felsen* S. 83.

Digitized by Google

seinen eigenen Streben leidet und zusammenbricht. Dabei hat Fr. eine für einen Laien beträchtliche Kenntnis der Väter und der weiteren Kirchengeschichte, er liebt und schätzt Legenden der alten Heiligen Galliens, er liebt auch die kirchliche Kunst und sammelt mit Vorliebe auf diesem Gebiete. Die Jeanne d'Arc zu verspotten, fiel ihm gar nicht ein, er sah in ihr ein Produkt ihrer Zeit, wie schließlich auch sein Geschöpf, der abbé Coignard, in gewissem Sinne ein Produkt des 18. Jahrhunderts ist. Von den Figuren, die in der *Histoire contemporaine* vorgeführt werden, sind die Geistlichen nicht schlechter weggekommen als die anderen, so unsympathisch auch Guitrel ist; der abbé Lantaigne, jeder Disputation gewachsen, Dogmatiker und unbeugsamer, leidenschaftlicher, vornehmer Mensch, ist bezeichnenderweise der Liebling des Professors Bergeret und ihm in Wahrheitsliebe, Anstandsgefühl und Oppositionslust verwandt. So hätte sich eigentlich die Kirche über seine literarische Produktion nicht sonderlich zu beklagen, aber abgesehen von vielen bissigen Bemerkungen, mußte schon die *Ile des Pingouins* und die *Révolte des Anges* und sein politisches Auftreten alles verderben. Eine dogmatische Bindung war bei ihm ebenso ausgeschlossen wie eine Einwirkung auf sein persönliches Leben. Er hat anscheinend nicht einmal als Knabe einen Anflug religiöser Schwärmerei gehabt: zum homo religiosus fehlten alle Voraussetzungen.

Er hat eine ausgezeichnete Kenntnis der verschiedenen philosophischen Systeme, aber keine eigentliche philosophische Schulung; er hat keinen Glauben an die Möglichkeit einer großen Synthese und also auch weder die Kraft noch den Willen, einem bestimmten System sich anzuschließen. Man kann etwa sagen: In der Erkenntnistheorie ist er Skeptiker, in der Ethik Epikuräer (*Le Jardin d'Epicure*), eine Metaphysik gibt es nicht für ihn, seine Psychologie macht er sich selbst. Gott sei Dank! macht er sie sich selbst; denn seine unendlich vielen, aus der Beobachtung des Lebens und den Studien der Geschichte geschöpften Erfahrungen sind grade das Interessanteste und Fruchtbarste. Obwohl er Prätensionen zum Historiker und Züge von ihm hat, ist er doch kein Verehrer der Geschichtswissenschaft: er hat in der Einführung zur *Ile des Pingouins* fast vernichtend über die Geschichtsschreibung und die Möglichkeit geschichtlicher Erkenntnis geurteilt. Noch weniger hat er für die Naturwissenschaften übrig gehabt. In einer Zeit, wo der naturwissenschaftliche Positivismus längst auf die Geisteswissenschaften übergegriffen hatte und tatsächlich alles Denken außerhalb der kirchlichen Kreise beherrschte, wo die stets neuen Entdeckungen und Erfindungen ein goldenes Zeitalter heraufzuführen versprachen, blieb er kühl, auch schon, weil er von

Digitized by Google

Naturwissenschaften und Technik nichts verstand. Er glaubte nicht, daß von den Naturwissenschaften aus ein gesichertes Weltbild gewonnen werden könne. Die Vorstellung, daß sie — la Science — an Stelle der Religion treten würde, überließ er Zola und ihren anderen Aposteln in der Literatur (Nous sommes sans pitié, „nous autres savants", comme dit M. Zola; *Livre de mon ami* S. 200); dazu kannte er das Menschenherz viel zu gut.

In allen diesen Dingen hat er sich keineswegs so sprunghaft gewandelt, wie man glauben sollte, wenn man ihn immer als den nicht zu fassenden Proteus hinstellt. In einem aber war er Proteus, in der Politik. Zu der Republik, deren Entstehung er schon miterlebt hatte, hatte er ein ganz kühles Verhältnis, obwohl sie eigentlich die ihm gemäße Regierungsform war; er sah immer ihre Schwächen, namentlich die Rücksichtnahme auf die schwankende und leicht zu betörende Wählerschaft und die enge Abhängigkeit von der Hochfinanz, die die Zeitungen beherrscht. Es machte ihm gelegentlich Spaß auf die Segnungen des ancien régime hinzuweisen; er war viel zu klug, um zu glauben, daß die Menschen nicht früher auch ganz leidlich gelebt hätten. In der Dreyfus-Affäre, wo sich endlich die Kluft zwischen dem roten und dem schwarzen Frankreich auftut, stand er auf Seiten des roten, gar nicht aus Vorliebe für den persönlich unsympathischen Dreyfus, schon mehr aus Gerechtigkeitssinn, und am meisten aus einem instinktiven Haß gegen das Militär. Dieser Haß, zu dem in seinen Erfahrungen gar kein Anlaß vorlag (er ist selbst 1870/71 Soldat gewesen), ist wohl auch mitbestimmend gewesen in seiner zustimmenden Haltung zu dem Pazifismus. Die Bewegung von 1914 überwältigte auch ihn — er schrieb einen Brief an den Kriegsminister, daß er mit ins Feld ziehen wollte, und brachte ein Buch *Sur la voie glorieuse* (1915) heraus —, aber nicht lange. Bald genug stand er grollend und zweifelnd abseits. Er freute sich zu erleben, daß alles zu Ende war: den Frieden von Versailles verabscheute er, — übrigens mit sehr anderer Motivierung als der bei uns üblichen. Er wollte Versöhnung. In den beiden letzten Jahrzehnten seines Lebens war er Sozialist, Kommunist, Anarchist; er ging immer mehr nach links. Seine Anhänger, die ja überwiegend im bürgerlichen Lager waren, konnten sich seine Haltung nicht erklären: der saturierte Bourgeois fraternisierte mit den Umstürzlern, der überbildete Schriftsteller sprach mühsam vor Ungebildeten, die ihn nicht verstanden, die nur dankbar waren, daß dieser Mann zu ihnen herabstieg. Er wußte selbst, daß sein Leben seitdem keine innere Einheit hatte, der sozialistischen Lehre nicht entsprach: er bewunderte Tolstois Ende, aber er sagte, er sei eben ein Romane und kein Slave. Der persönliche Einfluß von Jaurès war wohl sehr stark in den ernsten und schweren Stunden, wo er

Digitized by Google

empfand, daß mit der bloßen Negation nicht alles getan sei. Er erlebte seine Konversion, wie früher die alternden Weltleute sich der Kirche in die Arme warfen. Er wollte Gutes tun, die Menschheit beglücken, den Karren weiterschieben, und er packte dort an, wo eine Zukunft zu sein schien; am andern Ende hatten's ja die Menschen lange genug probiert. Daß es auch da für ihn Hemmungen gegeben hat, wird man glauben, aber es ist das Eigentümliche des Alters, daß gewisse Hemmungen wegfallen.

Eben diese Negation, die er überwinden wollte, die aber an ihm hängen blieb, hat seinem Nachruhm auch geschadet. Die französische Jugend hat ihm zu Anfang des Jahrhunderts gehört, sie ist von ihm abgefallen. Er ist zwar nicht der eiskalte Spötter und Verneiner: er war nicht so kalt und hat sich in Spott und Verneinung nicht erschöpft. Aber die kranke Welt braucht Wärme, sie verträgt keinen Spott, auch nicht einen gutmütigeren als den von Fr., sie wirft sich den Bejahern an den Hals auf politischem und sozialem Gebiete wie auf philosophischem und religiösem, und das macht sich auch in der Literatur wie in der Wissenschaft geltend. Hoffen wir, daß die Bejaher klug und stark und rein — und maßvoll sein werden; sonst kommt die Zeit wieder, wo die Menschheit nach den Verneinern ruft, die ihr eine Atempause auf dem Wege zum Fortschritt gönnen oder gar sie vom Abgrund zurückreißen. Auch die skeptische Haltung eines France hat ihr Recht und ihre Poesie, weil sie nicht aus Widerspruchsgeist allein oder gar aus Gedankenträgheit hervorgeht, sondern aus dem tiefinnerlichen, schmerzlichen Bewußtsein, daß Gewißheit nicht zu erlangen sei, aus einer reinen und verschmähten Liebe zur Wahrheit. Und daraus entspringt seine Maxime, dem ringenden Menschen zu helfen, seine unvermeidlichen Leiden zu erleichtern und das geringe Glück nicht durch übertriebene Forderungen zu gefährden[21]). Plus je songe à la vie humaine, sagt er im *Jardin d'Epicure*, plus je crois qu'il faut lui donner pour témoins et pour juges l'Ironie et la Pitié, comme les Egyptiens appelaient sur leurs morts la déesse Isis et la déesse Nephtys. L'Ironie et la Pitié sont deux bonnes conseillères; l'une, en souriant, nous rend la vie aimable; l'autre, qui pleure, nous la rend sacrée. L'Ironie que j'invoque n'est point cruelle. Elle ne raille ni l'amour, ni la beauté. Elle est douce et bienveillante. Son rire calme la colère, et c'est elle qui nous enseigne à nous moquer des méchants et des sots, que nous pouvions, sans elle, avoir la faiblesse de haïr.

ALFRED PILLET †.

[21]) Über die Notwendigkeit des Leidens s. *M. Bergeret à Paris* S. 248; ähnlich schon *Lys rouge* S. 377.

Digitized by Google

Heredia, Les Conquérants.

Comme un vol de gerfauts hors du charnier natal,
Fatigués de porter leurs misères hautaines,
De Palos de Moguer, routiers et capitaines
Partaient, ivres d'un rêve héroïque et brutal.

Ils allaient conquérir le fabuleux métal
Que Cipango mûrit dans ses mines lointaines,
Et les vents alizés inclinaient leurs antennes
Aux bords mystérieux du monde Occidental.

Chaque soir, espérant des lendemains épiques,
L'azur phosphorescent de la mer des tropiques,
Enchantait leur sommeil d'un mirage doré;

Où penchés à l'avant des blanches caravelles,
Ils regardaient monter en un ciel ignoré
Du fond de l'Océan des étoiles nouvelles.

Wenn im ausgehenden fünfzehnten Jahrhundert das Volk etwas wußte von unerforschten Gebieten, so war es dieses: daß irgendwo ein Land sei, in dem es Gold gebe, reines, leuchtendes Gold. Wo dieses Land sich befinde, war allerdings schwer zu sagen: von Europa aus gesehen, irgendwo im Osten, hinter Sonnenaufgang. Man war schon dort gewesen. Es gingen merkwürdige Geschichten darüber um von einem gewissen Marco Polo. Aber das war schon sehr, sehr lange her, an die zweihundert Jahre. Schließlich, wer wollte da noch die Wahrheit feststellen? wer konnte überhaupt lesen? Ein paar Kleriker, einige Gelehrte. Immerhin: Zipangu sollte das Land heißen und eine große Insel sein und reiche Städte tragen. Und vor allem mußte dort Gold sein, so viel und so geläutertes Gold, daß man es im Abendland kaum für möglich hielt: Die Goldquellen des Landes seien unerschöpflich. Das ganze Dach des Königspalastes wäre mit Goldplatten bedeckt, die Säle goldgetäfelt, golden die Tische. Und in Grotten und unterirdischen Fluchten wachse das edle Metall wie Tropfstein zu riesigen Stalaktiten ... „le fabuleux métal que Cipango mûrit dans ses mines lointaines".

Kein Zweifel: Jeder Diesseitsgerichtete sann diesem Lande nach. An langen Abenden mochte man ebenso begehrend davon sprechen wie später von den Goldminen Afrikas, und ebenso kindisch wie seit Jules Verne von den Marsbewohnern. Alle um

Digitized by Google

materiellen Erfolg Betrogenen, alle elend ihr Brot in niederem Dienst Erwerbenden und denen noch ein Funke Phantasie ungeknechtet geblieben war, sie mußten in hundert und aberhundert Träumen immer wieder die Legende des fernen Zipangu weiterspinnen und seiner „mines lointaines", auch wenn nie die geringste Hoffnung für sie bestand, je dorthin zu gelangen.

Nur wenige wußten mehr. Sie kannten die Berichte Marco Polos aus eigener, winterlanger Lektüre, hatten Kapitel um Kapitel geruhsam bedacht und in der fabelhaften Kunde Unglaubliches von Möglichem und Mögliches von Wahrscheinlichem geschieden. Polo mochte übertrieben haben, wie so Italiener übertreiben, aber es blieb auch dann noch genug des Erstaunlichen und des Wünschenswerten. Sicher blieb vor allem, daß Zipangu tatsächlich eine Insel war jenseits der Länder, wo die Kreuzritter gekämpft hatten, und daß Zipangu unermeßlich reich sein mußte. Ganz geschwindelt konnte Polo nicht haben, denn er war wirklich nach langen Jahren der Verschollenheit reich an Perlen zurückgekehrt und hatte sogar auf dem Totenbett nichts vom Inhalt seines Buches widerrufen. Auch war seine Familie immer ehrenwert und angesehen gewesen in Venedig. Wenn Polo bis ans Schwarze Meer gelangen konnte, das sich doch auf jeder Karte eingezeichnet fand, warum sollte es ihm nicht auch geglückt sein, noch weiter östlich vorzudringen, in jene Gebiete, wo die Karte über Einzelheiten schwieg, aber von denen man seit Alexanders Heerzügen wußte? Stand nicht auch schon bei griechischen und römischen Autoren von solchen Ostländern geschrieben? ja sogar in der Bibel? War Zipangu vielleicht das Land der Königin von Saba, die so ungeheure Schätze mit sich führte, daß sogar Salomon darüber staunte, der reiche Salomon? Die Angaben des weitgereisten Venezianers mußten ferner auf Wahrheit beruhen, weil andere, kluge Leute, die manches wußten, was man im Abendland vor ihrer Herkunft nie geahnt hätte, ebenfalls von dort berichteten: die Mauren, die Araber. Seit Jahrhunderten sprachen sie in Sizilien, Süditalien und Spanien immer wieder von diesen Ländern, und manchmal zeigten sie Gegenstände, die so merkwürdig gefertigt und von so fremder Schönheit waren, daß sie unmöglich in Brügge, Paris, Toledo, Florenz oder Byzanz gemacht worden sein konnten. Ganz abgesehen von gewissen Gewürzen, bei deren Aroma allein man sich schon in Zipangu wähnte.

Warum ging denn nicht einfach ein tapferer Führer mit zehntausend Soldaten nach Osten? Mußte er nicht nach Monaten und Monaten endlich Zipangu erreichen, genau wie Polo? Unmöglich, denn der ganze Osten war von den Mohamedanern beherrscht, Jerusalem und das Heilige Grab der Christenheit seit langem wieder in unreinen Händen. Früher hatte man

Digitized by Google

wenigstens noch Ritter gefunden, Fürsten, Könige, die Mut und Geld aufbrachten, ins Heilige Land zu fahren. Jetzt war das alles nicht mehr, der Adel verarmt, der Ostweg versperrt, Zipangu ferner als je!

Oder warum fuhr man nicht einfach um Afrika herum? Schon einmal hatte man an seinen Küsten Wunder entdeckt, die glückseligen Inseln: Gran Canaria, Ferro, Lanzerote, Fuerteventura. Man brauchte nur über die Kanarischen Inseln hinauszusegeln, weiter nach Süden, dann würde das Land einmal nach Osten umbiegen, und man käme nach Zipangu. Portugiesische Schiffer unternahmen das Wagnis, der südlichen Sonne entgegenzusteuern. Sie verbrannten nicht, aber sie fanden auch den Ostweg nicht. Kap Nun schien für immer Halt zu gebieten. Kap Nun wurde überwunden. An seine Stelle trat Kap Bojador. Auch dieses wird umsegelt. Dann geht die Fahrt nach Osten — endlich! Und wieder nicht! Denn nach der Kongomündung zwingt das Land noch einmal nach Süden. Wann wird das aufhören? Da berichtet Bartolomeo Diaz, daß er die Stelle gefunden habe, wo man, die Südrichtung verlassend, direkt nach Nord- en steuern könne. Cabo de bōa Esperanza, jedoch für Diaz Cabo Tormentoso. Fürchterliche Stürme, Umkehr, wer weiß wie nah dem Ziel! Das war 1487 gewesen. Menschen würden wohl nie ohne Hilfe des Teufels auf diesem Wege Zipangu erreichen!

So blieb nur noch eine Möglichkeit, verwegen zu denken, unerhört zu wollen, verrückt zu tun: nach Westen fahren, immer nach Westen. Denn die Erde mußte rund sein, rund wie eine Kugel, wie ein Apfel, wie ein Ball. Das Volk brauchte das nicht zu erfahren. Was verstand es davon! Aber die ganz Klugen wußten schon lange darum und hatten immer daran geglaubt, Männer wie Aristoteles, vor deren Kenntnis man für alle Zeiten niederkniet. Von den Säulen des Herkules westwärts fahrend, würde man nach Indien gelangen. Aber war dort nicht Odysseus umgekommen, in eben diesem westlichen Meere? Sagte nicht Dante selbst es in seiner Commedia? Ach, Dante! Dante war doch ein Dichter, davon konnte man doch nichts halten. Hingegen hatte Strabo eine Westfahrt auch für möglich gehalten, und Seneca hatte es gesagt und Petrus Alliacus. Und Behaim behauptete es und Toscanelli. Selbstverständlich auch Kolumbus, der so verrückt war, die Fahrt wirklich unternehmen zu wollen.

Späteren Generationen bewies das seine unbestechliche Vernunft und seine erstaunliche Entschlossenheit. Er hatte gelesen, bedacht, gemessen, diskutiert und endlich das Dafür und Dawider abgewogen. Der Entschluß stand fest. Er hatte selbst schon viele Fahrten unternommen. So mußte auch diese Verwegenste noch gelingen, damit endlich sein elendes, verkanntes

Digitized by Google

Leben vor der Menschheit gerechtfertigt werde. Zum Preise der göttlichen Allmacht würde er dann mit dem eroberten Gold einen Kreuzzug rüsten und nach siegreicher Westfahrt siegreich gegen Osten ziehen, den Weltkreis im Zeichen Spaniens und der Christenheit beschließend. Doch das blieb für die Zeitgenossen Phantasterei. Mit den kleinlichsten Vorwänden wies man den größten Zeitgenossen ab. Alphons V. von Portugal wollte nichts von seinen Plänen wissen, Johann II. nur so viel, als notwendig war, um auf eigene Rechnung Schiffe auszusenden, die Kolumbus in der Eroberung der Goldländer zuvorkommen sollten. Aber die Schiffe kehrten schon nach wenigen Tagen stürmehalber und unverrichteter Dinge zurück. Jetzt wußte man, was von der Westfahrt zu halten sei. Genua, Venedig, Heinrich II. von England wiesen den Narren ebenfalls ab. In Spanien lachte man, der gute Mann könne nicht einmal ordentlich Spanisch, wie er da Indien finden wolle. Zudem sei er ein armer Schlucker. Überhaupt habe man keine Zeit für solche Abenteuereien, solange die Mauren noch in Spanien ständen. — Jeder Leichtgläubige hätte unter solchen Umständen seinen Glauben eingeschmolzen, Kolumbus erhärtete ihn noch mehr, so daß endlich, dank seinem Freunde Juan Perez de Marchena aus dem Kloster Santa Maria la Rábida, dank Kardinal Mendoza und der nie versagenden Gunst der religiösen, schwärmerischen Königin Isabella, am 3. August 1492 drei kleine Schiffe fahrtbereit lagen im Hafen von Palos de Moguer.

Palos de Moguer, ein südspanischer Hafen, am linken Ufer des Rio Tinto gelegen, hätte ohne Kolumbus keine Geschichte. Das Jahr 1492 baute aus seinen unbedeutenden Steinen Tore einer neuen Welt. Ähnlich in unserem Sonett, wo mit dem geographischen Namen die Vision sich jäh erhellt. Denn der Titel gab erst Ahnung: „Les Conquérants", das mochten Perser sein, oder Griechen, oder Römer, Franken, Araber, Normannen, je nachdem der Leser mit dem Worte seine ihm besonderen Vorstellungen und geschichtlichen Reminiszenzen in sich wach werden ließ. Auch die einleitenden Verse: „Comme un vol de gerfauts hors du charnier natal, fatigués de porter leurs misères hautaines ..." gaben der Phantasie noch kein Ziel. Das Ritardando der Konstruktion bereitet nur darauf vor. Es ist gleichsam ein bedächtiges Spannen aller Kräfte. Das eine Wort „De Palos de Moguer" aber gibt Ziel und Kräfte frei. Jetzt schnellt die Phantasie in einen wirklichen Raum. Da ist Zeit, Linie, Fläche, Farbe, Atmosphäre. Jetzt sieht, wer überhaupt im Lichte der Dichtung zu sehen bestimmt ist.

Andalusisches Grün, weiß die hundert niedrigen Häuser von Palos, blau der Rio Tinto. Da schaukeln drei kleine Caravellen wartend im Flusse, etwas schwerfällige, nußschalenförmige, alte

Digitized by Google

Schiffe, hinten hochkantig und gedeckt, Geschütze an Bord: die „Santa Maria", die „Pinta", die „Niña".

Auf der Hafenmauer Volk, Kopf an Kopf: Soldaten, Weiber, Kinder, Gelehrte, Mönche. Darüber Wörter wie Rauschen der Blätter im Wald: Vermutungen über unwahrscheinliche Möglichkeiten, Hohn, Beteuerung, Spott, Verwünschung, Zweifel, Glauben. Vielleicht! Wenn! Aber! Die Schiffe sind zu klein und zu alt! Die Mannschaft ist übertölpelt worden! Ob je einer gehört habe, daß die Erde rund sei? Ob in der Bibel nur ein Wort davon stehe? Steckenbleiben würden alle im klebrigen Westmeer wie Wespen im Honig! Und erst die Seeschlangen! Nicht auszudenken, wie die Schiffe mit Mast und Mannschaft verzehrt würden! Gottversucht! Des Teufels alles! Man hätte ihnen am besten das Heilige Abendmahl nicht gegeben, dann wären sie wohl zu Hause geblieben! Hundertzwanzig Mann so ins Verderben zu führen!

Da sind sie, die Hundertzwanzig: Verwegene Kerle, kriegsnarbige Fratzen, Augen wie Geier, Galgenvogelgesichter ... „comme un vol de gerfauts", die Seele nächst Gott dem Teufel verschrieben, der Armut der Gegenwart überdrüssig ... „fatigués de porter leurs misères hautaines". Nur fort aus diesem verlumpten Europa, wo kein Fürst mehr seine Söldner bezahlt, keine Stadt mehr die Soldaten liebt. Diese Draufgänger wagen das Letzte: ein Leben um legendäres Gold. Denn Gold muß her, Gold um jeden Preis. Dann hört das elende, unwürdige Betteln auf und das blöde Würfeln um kleinste Münze. Und sie kämen zurück, bestaunt, bewundert! Wären nicht mehr Söldner, wären Helden!

Die Hundertzwanzig schiffen sich ein, Trotz und Tränen in den Augen. Greise weinen, Kinder schreien, Frauen fallen in Ohnmacht, Priester beschwören. Dann wird es ruhiger im Hafen. Banges Warten, als ob sich ein Sturm herbeiflehen ließe, die Verblendeten an der Ausfahrt zu verhindern. Auf den Schiffen vereinzelte Befehle. Segel fahren hoch, Taue schlagen ins Wasser und werden gerollt, Ketten rasseln über Deck. Und die auf dem Schiff wie die auf dem Land, sie fühlen alle die gleiche Hand an der Kehle, die so unsäglich würgt. Jetzt fahren sie aus und entschwinden, die „Santa Maria" zuerst, die „Pinta" hernach, die „Niña" zuletzt.

> *„De Palos de Moguer, routiers et capitaines*
> *Partaient ..."*

Die harte Konsonantik des dritten Verses ist trotzige Abkehr von hoffnungslosem Dasein, wilde Absage an eine undankbare Erde und letzter Mut zum Sprung ins Ungewisse, endgültiger Entschluß. „Partaient." Es steht wie eine Grimasse

Digitized by Google

der Verzweiflung und des Heldentums am Anfang des vierten Verses, unwiderruflich. Und sie zogen aus, „ivres d'un rêve héroïque et brutal". Wie meisterhaft der Dreiklang dieser Adjektive sie begleitet! „Ivres" — „héroïque" — „brutal".

„Ils allaient conquérir le fabuleux métal
Que Cipango mûrit dans ses mines lointaines;
Et les vents alizés inclinaient leurs antennes
Aux bords mystérieux du monde Occidental."

Die erste Strophe des Sonetts gab Herkunft und Abfahrt der Eroberer und deutete bereits den Grund des Unternehmens an. Die zweite klärt darüber vollends auf und gibt das Ziel: „Charnier natal" enthielt in sich die Verachtung des längst erschöpften Abendlandes, die „bords mystérieux du monde Occidental" bergen alle Hoffnung der Zukunft; „Palos de Moguer" war entschlossene Absage und Aufbruch, „Cipango" ist die Verheißung: „Ils allaient conquérir le fabulaux métal que Cipango mûrit dans ses mines lointaines." Legende, Wunsch und Wagnis klingen zusammen in diesem einen wundervollen Satz, der die Bezauberung der Mannschaft durch die Bezauberung des Lesers dichterisch beglaubigt. — „Et les vents alizés inclinaient leurs antennes aux bords mystérieux du monde Occidental." Wie sie segeln! Als wäre mit dem Horizont der Heimat aller Groll, der im Rhythmus der ersten Strophe sich noch aussprach, ins Erinnerungslose zurückgesunken vor dem unendlichen Horizont des unerforschten Meeres. Zwei Verse — eine Rhapsodie! ein Epos in einem Sonett! Die Weltliteratur sah wenige Schiffe, die so wirklich fahren wie diese drei Caravellen, so glückhaft unter wolkenlosem Himmel, so unentwegt im geheimnisvollen Gesang des Ostpassates, weiß die Segel in der Sonne, rauschend das Wasser am westwärtsgerichteten Kiel. „Brutal" — „métal" — männlicher Reim, stählern, entschlossen, „Occidental" — nach Westen, Schicksal, Bestimmung!

„Chaque soir, espérant des lendemains épiques,
L'azur phosphorescent de la mer des tropiques,
Enchantait leur sommeil d'un mirage doré;

Où penchés à l'avant des blanches caravelles,
Ils regardaient monter en un ciel ignoré
Du fond de l'Océan des étoiles nouvelles."

Nach der Geschichte hätte die Mannschaft des Kolumbus schon am zweiten Tag der Fahrt ihren Führer um Rückkehr angefleht, dann längere Zeit die Instandstellung eines gebrochenen Steuers hintertrieben, auch wäre sie nur mit Widerwillen von den Kanarischen Inseln wieder in See gestochen, und als dann tagelang, wochenlang, unaufhörlich der Ostpassat die Segel

Digitized by Google

schwellte und die Westfahrt viel länger dauerte als vorausgesehen war, da habe Kolumbus die wirklichen Distanzen von Palos verheimlichen müssen, um ernsthafte Zwischenfälle zu vermeiden. Die Legende will sogar, daß eine eigentliche Revolte an Bord ausgebrochen sei, wobei Kolumbus in Ketten gelegt worden wäre und hätte versprechen müssen umzukehren, wenn binnen drei Tagen kein Land in Sicht komme.

Von alledem findet sich nichts bei unserem Dichter. So genau er in der ersten und zweiten Strophe die Zeitstimmung wiedergibt, so gewiß er auch das Unbehagen der schlechternährten Mannschaft in den engen Unterkunftsräumen und die Rivalität der Schiffsführer aus den Dokumenten kannte, so beharrt er doch nicht auf einer Schilderung der oft kleinlichen Ereignisse. Er beutet sie auch nicht dramatisch aus oder zielt auf Rührung ab mit der beliebten Kolumbustragödie. Was vielen anderen Dichtern mühevolle epische Versuche abgelockt hat und wohl weiter ablocken wird, gerade das sieht er nicht, will er nicht sehen. Denn schlechte Nahrung, Revoltengelüste der Mannschaft und abergläubische Furcht, ja sogar Einsamkeits- und Heimwehgedanken sind ihm schließlich nur historische Episoden, selbstverständliche und vergessenswerte Allzumenschlichkeiten. Ihn lockt das wirklich Große: die Tat an sich: daß kein Zufall dieses Häuflein Männer nach Westen trieb, sondern Wille, und daß kein Zufall sie siegen machte, sondern Ausdauer, unbestechliche Westrichtung auf nie befahrenem Meer, Glaube, Hoffnung!

Diese geschickte Wahl in den historischen Begebenheiten beweist durch den Willen zur Beschränkung einen Meister, noch viel mehr durch ihre vollendete Darstellung. Niemand hätte dem Dichter geglaubt, wenn seine Eroberer mit ungetrübtem Optimismus ins Unbekannte gesegelt wären. Mißmut, Verzagtheit, Eifersucht, Krankheit, Resignation erfüllten manchen. Aber von allen diesen Stimmungen gibt er nur den versöhnten Ausklang im Zauber jener abendlichen Ergriffenheit, die in jedem Seefahrer Sorge und Zweifel müde werden läßt und ihn einlullt in erlösenden Schlaf. „Chaque soir ..." Die Gespräche der Mannschaft verklingen in letzten Fragen: Wie wird das Land aussehen? Steile Berge? Flache, sandige Küsten? Idyllische Buchten? Südliche Wälder? Wird es dort Menschen geben? Türkenköpfe? arabische Gesichter? Negertypen? Werden Türme und Mauern einer Festung uns geschlossen entgegenstehen? Oder wird wirklich eine in Gold und Blüten leuchtende Stadt uns freudig empfangen? Und was wird morgen sein? Diese Frage findet keine Antwort mehr. Schon schlafen sie alle, bis auf die Wache, hoch oben am Mast. Morgen wie heute: Stille, Sterne, westwärts rauschender Kiel. Diese stolzen Fahrer! Diese kind-

Digitized by Google

lichen Schläfer! Deren unruhvoller Geist die tropischen Lichtwunder zu bezaubernden Träumen umdichtet, wo jeder sich auf dem Vorderdeck der Caravelle sieht, so, wie er tagsüber Stunde um Stunde dort stand, Ellbogen auf der Reeling, im Rücken die rauschenden Segel, und das Auge westwärts, die Gedanken westwärts, wo Land sein muß und nie Land erscheint. Nur immer Sterne, aus tiefem Meer, aber herrliche, nie geahnte Sterne.

„*Chaque soir, espérant des lendemains épiques,*
L'azur phosphorescent de la mer des tropiques,
Enchantait leur sommeil d'un mirage doré;
Où penchés à l'avant des blanches caravelles,
Ils regardaient monter en un ciel ignoré
Du fond de l'Océan des étoiles nouvelles,"

ebenso herrlich und unvergeßlich emporsteigend wie dieser Vers als letzter sich über das Sonett erhebt.

Es wäre vermessen, ausmachen zu wollen, was der Vollkommenheit näher stehe, das berühmte Sonett über die Trebbia oder dasjenige über die Eroberer; beide tragen in sich das Mysterium des Schönen, das sich um so tiefer offenbart, je gläubiger es geliebt wird. Da entschleiern sich Reize, die dem Alltag unbekannt bleiben: Dämonische Mächte verkünden sich aus Majuskeln (Palos de Moguer, Cipango, Occidental, Océan), aus träumeschweren Endsilben klingen Märchen sagenhafter Länder (Cipango, ses mines lointaines) oder die Bangnis der Abenteurer (Chaque soir, épiques, tropiques), klingende Konsonanten verwandeln sich in tropische Länder (les vents alizés inclinaient leurs antennes ..., l'azur phosphorescent ... mirage doré), ein einziges Verb verkündet das Staunen ganzer Völker (le fabuleux métal que Cipango mûrit), ein gewöhnliches Adjektiv übergießt Schiff und Meer mit dem Zauber des Mondscheines (à l'avant des blanches caravelles). Vor solcher Dichtung darf der Genießende erst ein wenig am eigenen Urteil irre werden, bevor er die Behauptung wagt, daß vielleicht doch die beiden einleitenden Verse trotz aller Ciselierung die Naht des Gusses noch verraten — vergleichende Anfänge („Comme un vol de gerfauts ..." Wie ein stolzer Adler etc. etc.) wirken selten günstig, weil unspontan! —, oder daß es dem aristokratischen Empfinden Heredias besser entsprechen würde, die „capitaines" vor den „routiers" zu nennen, wenn er nicht durch die Wortfolge erst das Einschiffen der Leute und dann das An-Bord-gehen der Führer kennzeichnen wollte. Doch ist das mehr ein liebevolles Nachdenken, als ein Bedenken. Sicher aber ist es ungehörig, eine „Unkorrektheit" zum Vorwurf zu erheben (espérant, statt tandis qu'ils espéraient, da espérant sich streng grammatikalisch nicht auf das „ils" des 13. Verses beziehen kann), welche „Unkorrektheit" doch nur mit-

Digitized by Google

hilft, Gedrungenheit und innere Bewegung des Rhythmus zu verstärken und von jedermann sofort sinngemäß empfunden wird. Warum sollte sich überdies Heredia in einem Gedichte, das den wagemutigsten Eroberern gilt, nicht auch eine „construction hardie" gestatten? Sie hat beiläufig nicht verhindert, daß die zünftige Literaturgeschichte das Eroberersonett als Heredias Meisterstück bewundert.

Das Meisterwerk Heredias, also ein Meisterwerk des „Parnasse", des „l'art pour l'art", der „poésie impersonnelle", „impassible", „objective", „plastique". Der Kranz von Schlagwörtern dieser oder ähnlicher Art, mit dem jene Dichter gekrönt werden, die sich Ende der sechziger Jahre im Passage Choiseul um den jungen Herausgeber Alphonse Lemerre scharten — das erste Faszikel der Sammlung „Le Parnasse contemporain, recueil de vers nouveaux", erschien im März 1866 —, gebührt zwar nur Vereinzelten, denn es kann nicht genug betont werden, daß nicht innere, geistige Zusammengehörigkeit diese Leute verband und somit auch keine gleichgerichtete Kunst, sondern einzig Oppositionslust und der Wille, sich als Gruppe die Aufmerksamkeit zu verschaffen, die dem Alleinstehenden versagt wurde. Die Gedichte der Parnassiens sind ebenso verschieden wie ihre Autoren und daher weit entfernt davon, eine einheitliche Schule und eine einzige Formel zu vertreten. Nachdem aber die voreilige Literaturchronik den Begriff einer besonderen Kunst des Parnasse geprägt hat, handelt es sich darum, ihn wirklich jenen Dichtern beizuordnen, die ihn auch innerlich bewahrheitet haben. Wohl mögen alle Parnassiens um 1866 davon überzeugt gewesen sein, daß der Künstler über der Zeit und außerhalb der Geschichte stehen und sich von den vielen häßlichen, kleinlichen Auseinandersetzungen mit der klatschsüchtigen Masse zurückziehen müsse auf die berühmte „tour d'ivoire", wo die Gegenwartsprobleme der Wirtschaft, Politik und Religion jeden Sinn verloren. Auch sollte der Dichter seine Gefühle vor der Welt verschließen, sich nicht vor die Schaubude stellen wie ein Schwergewichtsathlet im Trikot und mit Hanteln, oder gar seine Tränen um Geld verkaufen wie die Romantiker. Aber die wenigsten hatten den festen Willen zu solcher Stoik, die Kraft zu solcher Indifferenz gegenüber der lebendigen Gegenwart, und den inneren Reichtum, um in der dauernden Abgeschiedenheit nicht zu verkommen.

Zu diesen Wenigen gehören vornehmlich der Meister und sein Lieblingsjünger: Leconte de Lisle und Heredia. Was sie forderten? Wohlabgemessene Verhältnisse, Eindeutigkeit der Liniengebung, klar verlaufende plastische Rundung, lichtstarke Farben. Ihr Ideal ist vergleichbar dem des antiken Bildhauers, der an der unscheinbarsten Stelle des Kunstgebildes den kleinen

Digitized by Google

Werkstattstempel anbrachte und das große Werkstattgeheimnis mit sich ins Grab nahm. Diese Parnassiens wollten wortlos hinter ihre Schöpfungen zurücktreten, als wären diese nie entstanden, sondern immer schon gewesen, mit der Losgelöstheit von allem Historischen und mit der Selbstherrlichkeit griechischer Säulen und Vasen. Das Schöne sollte durch sich wirken. Die persönliche Ergriffenheit ist nur die Kraft, die dem Bildhauer den Meißel führt zur Vollendung der Statue. Und die Statue ist umso vollendeter, umso ewiger, je weniger vom menschlich Vergänglichen ihres Schöpfers daran haftet. Dann hat sie die Schönheit der Dinge, die keiner Worte mehr bedürfen: Statuen, Statuetten, entzückend naive, frauenhaft anmutige, heldenhaft titanische, prometheisch stolze. Aber warum und von wem, das mochte dann die Literaturgeschichte berichten wie die Bibel vom Schöpfer der Erde, ohne je über schöne Legenden zur Wahrheit vorzudringen. Werden und Vergehen solcher Schönheit sind doch nie glaubhaft, unzweifelhaft dagegen ist ihr Sein, ihre materielle Realität, ihre vollendete Dinglichkeit. Denn so wie Dinge stehen sie in der Wirklichkeit, im Licht. Die schönste Schönheit ist für diese Künstler irdisch, diesseits: Skulptur der Gottheit, nicht aus Gebeten, sondern aus leuchtendem Marmor. So wollte die Kunst der Kerngruppe des Parnasse sein und ist es geworden.

Aber ist das nicht beste französische Tradition? Das ist Racine und Lafontaine, ist Poussin und Ingres, Puget und Maillol, das ist lateinisches Erbe, letzten Endes mittelländische Seele, deren Kunstideal sonnenumspielter Statue von den Träumern jenseits der Alpen nie ganz wird verstanden werden können. Denn die gewaltigen Götter der Germanen wohnen auf nebelverhängten Bergen, die der lateinischen im südlichen Licht.

Ist damit die Kunst des Parnasse nicht nur als kurzfristiger, modischer Ausdruck lateinisch-französischen Wesens, sondern als eine der immer wiederkehrenden Emanationen der mittelländischen Seele zu werten, so muß das Urteil über das Wesen des Parnasse noch in anderer Hinsicht klargestellt werden, nämlich in bezug auf die Unpersönlichkeit der Werke. Soll die Bezeichnung als „poésie impersonnelle", „impassible", „objective", „de l'art pour l'art" sich nur auf den Schein beziehen, so mag sie ruhig gelten. Tatsächlich ist diese Dichtung, „als ob" sie unpersönlich wäre und losgelöst von allem menschlichen Mitschwingen. Meint man aber damit — wie das häufig von Nichtromanen und mit leichter Verachtung der Fall ist —, daß ihre Schöpfer wirklich ohne innerste Ergriffenheit ans Werk gegangen seien, als reine Beschreiber, Photographen, berufsmäßige Medailleure, die auf Bestellung jedes Sujet in ihren Rahmen spannen, so stellt man beste Künstler eines ganzen Kultur-

Digitized by Google

kreises als bloße Handwerker hin. Wie viele nennen diese Kunst kalt und ohne Seele, nur weil sie aus ihrer dinglichen Gebundenheit nicht im Gefühlsrausch dem Beschauer entgegenstürzt, weil ihnen gleichsam die Statue nicht die Hände entgegenstreckt zur Begrüßung. Wer weiß, ob sie es nicht könnte? — denn deshalb bat doch Michelangiolo leise zu sprechen vor der Statue der „Nacht" —, aber sie will nicht, sie darf nicht, weil sie in diesem Augenblick den Diskus werfen muß oder das Gewand raffen, weil sie die drei Caravellen bewundern muß und darob vergißt, uns zu sagen, was der Künstler empfand. Wie wenn das noch notwendig wäre! Wie wenn er nicht auch mit leuchtenden Augen und der Wehmut der Epigonen die weißen Segel verfolgte, bis ins Herz gepackt von der Kühnheit dieser Fahrer! Wenn es aber je eines Beweises bedurft hätte, daß unpersönliche Kunst überhaupt nicht möglich und diese Bezeichnung nur ein armer Notbehelf ist, so hat ihn der Dichter in seinem Eroberersonett selbst erbracht. Denn kein Sonett Heredias war seinem Innersten so verbunden wie gerade dieses Meisterwerk der „impassibilité": Conquistadoren waren seine Ahnen, im Conquistadorenland wuchs der Knabe auf, der Geschichte der Conquistadoren widmete der Mann seine Studien, als Conquistador hat Claudius Popelin 1868 den Dichter der Conquérants gemalt. Als Heredia das Eroberersonett schrieb, da fühlte er in sich den Blutschlag seiner väterlichen spanischen Vorfahren. Und als er seine römischen Sonette schrieb, gab er nur den Nachhall lateinischen Blutes seiner französischen Mutter. Die Meersonette endlich verraten seine geheime Leidenschaft. Aus diesen Tatsachen vermag ich nur einen Schluß zu ziehen, der sich anderenorts immer und immer wieder bewahrheitet: daß die „poésie impersonnelle", sei es nun die der Parnassiens oder einer anderen Dichterschule, gerade dort am vollendetsten ist, wo sie vom Dichter am persönlichsten empfunden wurde.

Zuoz (Engadin). **M. Allenspach.**

Digitized by Google

Eh! l'autre salaud qui va nous faire repérer! — un motif Marcenat.

Zur Interpretation des Satzes aus Barbusse's *Le feu* schreibt Kuttner, Archiv f. neu. Spr. 1929 S. 231 in einem Artikel über meine 'Stilstudien':

„Denselben Pessimismus [wie in *par exemple, tu n'as rien raconté*] [1]), der den Einzelfall gleich zum typischen stempelt, sieht Sp. dort, wo von einem einzigen Zigarettenraucher im Schützengraben gesagt wird: *Eh! l'autre salaud qui va nous faire repérer.* Sp. fügt hinzu: 'als ob es selbstverständlich wäre, daß alle oder die meisten Menschen *salauds* sind!' Ich verstehe dieses *l'autre* anders. Es wird im Hinblick auf die eigene Person gebraucht, ist also zu *nous autres, comme dit l'autre* u. ä. zu stellen. Klar scheint mir der Sinn des *l'autre* aus folgender Stelle hervorzugehen: Léopold angelt. Sein Bruder hatte ihm gesagt, es gäbe an der Stelle Brassen zum Angeln. Er selbst meint, es gäbe nur Weißfische. Nun zieht er wirklich einen Weißfisch: — *Un petit gardon... Il me fait rire, l'autre avec ses brêmes* (J. Sarment, Léop. le bien-aimé, I)."

Wenn aber in dem Barbusse-Satz *l'autre salaud* im Hinblick auf die eigene Person des Sprechers gebraucht wäre, also im Sinn von 'ein anderer als ich', würde der Sprecher sich doch selbst als *salaud* bezeichnet haben! Und selbst wenn man annehmen wollte, dieser Ausdruck hieße 'der andere, nämlich der Schweinehund' (wie etwa im Span. *el oro y la otra plata* 'das Gold und [noch etwas] anderes, [nämlich] das Silber'), so verstände man nicht die Anwendung des *l'autre:* wollte der Sprecher zwischen sich und dem Besprochenen einen Trennungsstrich ziehen, so genügte doch das distanzierende *ce salaud -là.* Bei meiner An-

[1]) Kuttner meint, Toblers Deutung von *par exemple* liege 'menschlich näher'. Aber — diesmal muß ich mich einmal auf den Grammatikerstandpunkt stellen — grammatisch nicht: wie soll man die Hineinziehung von Stücken der Partnerrede ('von Erzählen, woran Du z. B. denken magst, ist keine Rede') in die eigene sich erklären? Meine 'pessimistische Erklärung' ('das z. B. ist unerträglich, daß du nichts erzählt hast' oder so ähnlich) gilt natürlich nur für die negativen Fälle mit *non par exemple* usw., die Tobler auf obige Weise zu erklären versucht. Ich habe nicht behauptet, daß in den positiven Fällen wie *Par exemple, dès demain, au travail!* von Pessimismus die Rede sein könnte.

Digitized by Google

nahme, die mir übrigens von meinen französischen Gewährsmännern als ihrem Gefühl entsprechend bestätigt wird, versteht man das 'andere' sehr gut als Ausbruch nörglerischer oder 'raunzender', jedenfalls unzufriedener Stimmung: 'jetzt kommt noch dieser andere Schweinehund her und erschwert uns noch die ohnehin schon unhaltbare Situation' — wir sind doch im Schützengraben! Es könnte ebensogut heißen: *Encore un salaud qui...* (Manche der bei H. Frei, La grammaire des fautes S. 262 f. angeführten Sätze mit *encore* gehören wohl hierher, z. B. *Encore un qui a de la chance! Encore une qui a du toupet!, C'est encore ce qu'il y a de mieux*)[2]). Die befragten Franzosen erinnern an folgende Fälle eines ähnlichen *l'autre:* jemand erzählt etwa seine häuslichen Sorgen, und in dem Augenblick tut ein Kind etwas Unrechtes, worauf der Erzähler äußern würde: *Eh! l'autre qui fait des bêtises!* — also in ganz klarer Weise die Situation des vom Schicksal Verfolgten. Am selben Tag, als ich bei einer Französin Aufklärung über dies *autre* zu erlangen suchte, ergab sich eine kleine Szene, in der es genau in dem gleichen Sinn gebraucht wurde: eine Badegesellschaft zog sich nach dem Bad im Wörthersee an und die betreffende französische Dame, die mir Auskunft gegeben hatte, sprach, an das sich stets mit Schwierigkeiten vollziehende Anziehen meines Söhnleins denkend: *Et l'autre qui n'est pas encore habillé!* — d. h. natürlich auch 'der andere außer uns', aber vor allem doch[3]): 'wir haben uns jetzt langsam angezogen und nun kommt noch die Schwierigkeit des Anziehens des Kindes': Es ist also wirklich Pessimismus, wenn der Sprecher bei Barbusse *l'autre salaud* sagt, ohne daß vorher von *salauds* die Rede gewesen wäre: er fügt 'ein anderes Beispiel' von Unangenehmem zu etwas hinzu, was er nicht ausspricht, was aber in ihm gegenwärtig ist: Kuttner äußert sich gar nicht darüber, welche Gründe der Sprecher haben mag, das *l'autre* zu gebrauchen. Auch in dem von ihm angeführten Beispiel versteht man nicht, warum Léopold seinen Bruder mit *l'autre* bezeichnet: wollte er das Fernrücken von ihm ausdrücken, so genügte ja schon die dritte Person (*il me fait rire*),

---

[2]) *Eh l'autre salaud ...* ist aus derselben Stimmung geboren wie etwa das Urteil eines Mannes bei Duhamel, La pierre d'Horeb S. 150: „Je te croyais un homme et tu n'es qu'un salaud, *comme les autres.* Un pisteur de femelles!"

[3]) Es schließt also die Kuttner'sche Erklärung die meine nicht immer aus, vgl. noch folgenden Fall: Duhamel, La pierre d'Horeb S. 259: „Je le priai de fermer la porte. — Bien sûr, dit-il. Mais c'est *l'autre gourde* ... Il retourna dans le couloir et revint bientôt, poussant devant soi un Delfosse blafard." Der Delfosse ist ein anderer als der Sprecher von *Mais c'est l'autre gourde,* aber in diesem äußert sich doch der Pessimismus, daß es mehr „gourdes" als nur Delfosse auf der Welt gebe.

Digitized by Google

vgl. etwa Mauriac, Genitrix S. 170 [eine Mutter zum Kind, das nicht ordentlich lernt] *Où a-t-il la tête, ce drôle? Répète-le-moi vingt fois.* Mit *l'autre* sagt Léopold eben: 'da kommt [zu manchem Unangenehmen dieser Welt] noch der andere [der Bruder] und erzählt mir von Brassen, wo es nur Weißfische gibt.'

Soll ich nun noch Belege außer den in den „Stilstudien" gebrachten dafür bringen, daß die pessimistische Stimmung des Vom-Leben-sich-schwer-belastet-Fühlens auch in anderen Fällen sprachlich laut wird (etwa: Wieder einmal eine nette Sache!, bei einer unangenehmen Nachricht gesagt)? In Duhamel's Roman „La nuit d'orage" (1928) kommt der Held durch ein unerklärliches, zum Aberglauben einladendes Ereignis darauf, daß sein ganzes Leben von abergläubischen, primitiven, pessimistischen Vorstellungen begleitet war (S. 152f.; die Hervorhebungen stammen von mir):

„Ce faisant, je m'aperçus que ce genre de réflexions n'était pas une nouveauté dans ma vie, que j'avais toujours dit ou pensé des choses analogues, bref que le Papou [= der Primitive in mir] triomphait depuis longtemps.

Mettais-je un pantalon blanc dès le matin et le ciel venait-il à s'obscurcir, je me surprenais disant à ma femme: „J'ai mis un pantalon blanc. Alors, *évidemment*, il va pleuvoir..."

Je découvris que *par l'usage même d'une foule de clichés*, de lieux communs, j'attribuais à la fatalité des intentions, des méthodes, *une malveillance* et une intelligence humaines. Je disais: „La grêle a complètement haché vingt dahlias, et, *bien entendu*, les vingt plus beaux." ...

Coupais-je les pages d'un livre? Je me laissais, pendant cette besogne mécanique, glisser à des supputations singulières: „Pourvu que je n'en aie pas oublié une! Si j'en ai oublié une seule, il va nous arriver quelque *nouveau* malheur."

Je m'aperçus que, *sous prétexte d'invoquer l'expérience*, je prononçais vingt fois par jour *toutes sortes de phrases telles que: „J'en étais sûr ... C'est toujours ainsi ... Ça n'arrive qu'à moi ... Nous pouvions nous y attendre ...*" dont chacune cache en soi de secrètes précautions conjuratoires"[4]).

Man sieht, der Dichter Duhamel hat die fatalistisch-

[4]) Wie tief diese Beobachtung des Pessimismus in Duhamel (der in Marburg 1927 einen Vortrag über die Notwendigkeit des Optimismus hielt!) drinnen sitzt, mag auch die Konstanz dieser pessimistischen Ausdrucksweise in seinen Worten beweisen: vgl. die oben angeführte Stelle aus La pierre d'Horeb, ferner Deux hommes S. 167: „Edouard connut l'amertume du bonheur complet ... En fait, il vivait dans la crainte: il ne pouvait plus lui arriver que de la peine, puisqu'il était tout à fait

Digitized by Google

pessimistische Durchdringung unseres Alltagslexikons erkannt. Caveant philologi.

Kuttner meint prinzipiell: „Natürlich hat der Geist Wort und Wendung geschaffen. Aber der einst blühende Baum ist Balken geworden. Nicht mit lebenden Bäumen, sondern mit Balken errichten wir unsere Häuser und Paläste" — stimmt, nur daß ich für meinen Teil lieber 'Baum'- als 'Balken'-Philologie[5]) betreiben möchte und das Lebendig-Blühende dem toten Nutzholz vorziehe. Das wäre ja nun Geschmacksache, aber unwissenschaftlich wird die frühere Neigung, den noch lebenden Baum 'schon' als toten Balken zu betrachten, unwissenschaftlich erschiene mir, dem 'Spitzerschen Verjüngungsverfahren' ein Kuttnersches Verharschungs- und Verholzungsverfahren gegenüberzustellen, das das Seelisch-Nachzitternde, den Pulsschlag des Lebens im Sprachlichen nicht sehen will. Das *l'autre salaud* enthält kein fühlloses *autre*.

„Und dennoch ist das verlebendigte und das ererbte Sprachgut nicht in einen Topf zu werfen", meint Kuttner: man dürfe aus der Gegenüberstellung von *gaillard* und Mordskerl als Ausdruck rückhaltloser Bewunderung keine schauderhaften „kulturkundlichen und volkspsychologischen Folgerungen" ziehen — gewiß darf man aus *gaillard* nichts Psychologisches folgern, aber nur deshalb nicht, weil seine Etymologie nicht geklärt ist (auch Gamillschegs Erklärung scheint mir nicht plausibel), aber daß dtsch. Mordskerl seine Entstehung und Einbürgerung psychologisch-kulturellen Gegebenheiten verdankt, die man erforschen und werten kann, scheint mir ebenso klar. (Daß die kulturkundlichen Schlüsse[6]) 'ordentliche' sein müssen,

---

heureux. Il avait besoin, pour se rassurer, pour se maintenir dans la région aérienne où il vivait, d'un apport continu de joies et de succès ... Il eut, un jour, un bref démêlé avec un cousin, au sujet d'un petit héritage. Il reçut du papier timbré, pour la première fois de sa vie, et s'écria d'une voix tragique: „*Encore* une affaire!" Il devint excessivement susceptible et d'autant plus inquiet que le sort semblait soucieux de lui épargner des offenses."

[5]) Zu dieser 'Balken-Philologie' (die nämlich Balken im fremden Auge sieht) muß ich rechnen, wenn Kuttner mich, der ich ein Jahr lang im Quartier Latin gewohnt und studiert habe, darüber belehrt, daß ich in dem Péguy-Zitat *Des amis de Quartier enfin, d'anciens amis d'étudiants, peut-être de Sorbonne* das Wort *Quartier* = *Quartier Latin* sei. Er hat aber nicht beachtet, daß ich, wenn ich 'Wohnungsnachbar' schreibe (Stilstudien 2, 305) nicht etwa 'übersetze', sondern den logischen Fortschritt der Rede in der Péguy-Stelle erkläre (daher auch *ami de contrebande* als 'Pseudofreund' erscheint).

[6]) Vgl. zu diesem Fragekomplex die Sperber'sche Auseinandersetzung mit Behaghel in der Meringer-Festschrift (Wörter und Sachen 12, 173 ff.).

Digitized by Google

glaubt auch der nicht gerade kulturunfreundliche Schreiber dieser Zeilen.)

* * *

Tatsache ist, daß oft das verlebendigte und das ererbte Sprachgut in einem Topf von der Sprache zusammengebraut werden, der eingebaute Balken wieder neu zu grünen beginnt wie der Pilgerstab Tannhäusers, indem von dem Sprecher selbst das Ererbte verlebendigt wird, d. h. der Sprecher zur sprachlichen Neuschöpfung greift (die nicht immer äußerlich sichtbar sein muß). Ich habe in dieser Zeitschrift (51, 333 ff.) die Neubildung *cela qui*, die heutzutage allenthalben naheliegt, aus dem besonderen Stilwillen Bernanos' abzuleiten versucht. Hier ein anderes Beispiel aus André Maurois' „Climats". Man findet in diesem Roman öfters Weiterbildungen des Typus *l'affaire Dreyfus, style Louis XV* etc. wie:

S. 23: A la surface [meines Wesens: es spricht Philippe Marcenat] était le Philippe de mes parents, être simple, fait de quelques *conventions Marcenat* et de quelques faibles résistances.

S. 42: „Ce ne sont pas des gens pour nous" [das sagt Philippes Mutter!] était une vraie *phrase Marcenat* et une terrible condamnation.

S. 43: Elle [Odile] me paraissait aussi parfaite qu'à Florence, mais je souffrais ... en la voyant au milieu de cette famille. Sous l'éclatante marche triomphale de mon amour, j'entendais en sourdine un *motif Marcenat*.

S. 61: nous [die Familie Marcenat] restions silencieux pour lui [der Frau Philippes, Odile] marquer une désapprobation qui ne pouvait être (puisqu'elle venait d'un *groupe Marcenat*) qu'indirecte et muette.

S. 210: [Solange Villiers, die Liebe Philippes während seiner Heirat mit Isabelle] était la fille d'un comte de Vaulges, des gens de Picardie, très bien nés... Notez qu'elle a *l'esprit Vaulges* très orgueilleux.

S. 216: Or elle [Solange] lisait les livres que Philippe aimait, qu'il m'avait fait lire et qui parfois étaient ceux que François [der Geliebte der ersten Gattin Philippes, Odile] avait fait lire à Odile et dont elle avait donné le goût à Philippe. Je connaissais cet „*héritage François*" ... C'était étrange et triste de penser que la pauvre petite Odile continuait à vivre à travers Philippe, en d'autres femmes, en Solange, en moi [Isabelle], chacune de nous s'efforçant ... de reconstituer cette grâce évanouie.

S. 219: Elle [Solange] me reçut dans un petit boudoir qui me parut de „*style Philippe*", très dépouillé, presque nu.

Digitized by Google

S. 252: Mais ce vieux fond familial [bei Isabelle] était déjà couvert par une épaisse „*zone Philippe*" et ce qui l'[ma mère] étonnait, la choquait, me paraissait, à moi, naturel.

S. 268 [Tagebuchblatt Philippes]: Nos sentiments sont trop souvent les statues de nos sentiments. Je pourrais en un instant me délivrer de *l'obsession Solange*, si je consentais à regarder la véritable image de Solange.

Alle diese Ausdrücke sind irgendwie abgekürzte, zusammengeschlossene Wortballungen in der Art von Firmentafeln, Aufschriften, Etiketten, Leitmotiven, die einen seelischen Komplex abgrenzen und herausheben, im Flüchtig-Seelischen Grenzen und Komplexe markieren sollen: die gewollte Sachlichkeit und (fast!) Selbstverständlichkeit eines Ausdrucks wie *l'obsession Solange* steht in beabsichtigtem Gegensatze zu der seelischen Glut, die in der 'Besessenheit durch das Weib Solange' verborgen ist. Das Verfestigte eines Ausdrucks wie *héritage François* kann nicht verbergen, daß dies Erbe ein 'Erbe mit Anführungszeichen' ist, ein Erbe, über das man lächeln muß: ein bestimmter Geschmack erbt sich durch die verschiedenen Personen fort, die miteinander als Liebende zu tun gehabt haben, so daß sogar Liebesrivalen einander durch das Medium des gemeinsam geliebten Wesens hierdurch 'beerben' können. Das Problematische ist in solchen Ausdrücken zu einem Soseienden, Unwiderruflichen und Unbestreitbaren verfestigt: zu einer *Erbmasse*. Das *motif Marcenat*, das den Wagnerschen vergleichbare Leitmotiv, beherrscht das ganze Leben Philippes, das ja wiederholt als eine Symphonie dargestellt wird, aus der sich das Motiv des Ritters, des Zynikers, des Rivalen, der Eifersucht, des Alters usw. herausheben (z. B. S. 62). Zugleich entspricht dies sachlich Registrierende, fast Offizielle der Ausdrücke wie *zone Philippe, conventions Marcenat* der Ansicht des Autors vom Sachlich-Zwingenden, vom Gegenständlich-Unverrückbaren, von der Gegenwärtigkeit und Unbesiegbarkeit dieser Komplexe: es gibt in der Seele Philippes eine 'Grundschicht Marcenat', die sehr konstante, unverwüstliche Familienbasis, die immer wieder emportauchen muß, die eben einfach da ist, vgl. etwa Äußerungen wie S. 60:

La vie de Paris où les Marcenat n'étaient rien, aurait dû me guérir de la manie de leur accorder tant d'importance, mais comme certaines petites communautés religieuses, transportées dans des continents barbares, voient, sans que ce spectacle trouble leur foi, des millions d'hommes adorer d'autres dieux, ainsi nous autres Marcenat[7]), transportés au milieu d'un monde païen, gar-

[7]) Dieses *nous autres Marcenat* ist besonders stark abgrenzend getönt: vgl. noch auf derselben Seite: „Ma femme, quand elle avait un

Digitized by Google

dions la mémoire du Limousin et le souvenir de notre grandeur,

oder S. 180 (man beachte die kleine Neubildung, die als solche vom Schriftsteller auch empfunden wird): il [Philippe] aima l'ironie distante de mon [Isabelles] père et il me dit que la sévère austérité de ma mère avait *une poésie très „Marcenat"*.

Schon die Zahl der Ausdrücke, die gerade an den Namen Marcenat anknüpfen, zeigt die Stärke des Weiterwirkens des Familiengutes in Philippe an. Ebenso stellt sich das Selbstverständlich-Zwingende, Indiskutable des *style Philippe* bei den Frauen ein, die von ihm geliebt werden: sie erliegen dem Zwang seines Lebensstiles. Und nun sind wir mitten drin im Zentralproblem des Romans „Climats": jeder Mensch braucht für sein Leben und besonders für sein Liebesleben mehrere 'Klimate' auf einmal:

S. 276: Si l'on aime vraiment, il ne faut pas attacher trop d'importance aux actions des êtres qu'on aime. Nous avons besoin d'eux; eux seuls nous font vivre dans une certaine „atmosphère" (votre amie ... dit „un climat" et c'est très juste) dont nous ne pouvons nous passer.

So spürt denn jeder Mensch, ob ihm eine bestimmte Atmosphäre genehm ist (S. 61): Chez les Malet, je n'étais pas heureux; le climat n'était pas le mien. S. 180: Je demande à l'amour un climat tiède, caressant, que la famille m'a refusé.

Wir Menschen brauchen verschiedene solche Atmosphären oder climats: Isabelle spricht zu Philippe (S. 276): Vous avez besoin de fidélité et de tendresse; vous avez besoin aussi de coquetterie et d'inquiétude,

und von Odile wird gesagt (S. 49): Odile n'était pas une déesse faite d'ivoire et de clair de lune; c'était une femme; comme moi, comme vous, comme toute la malheureuse race des hommes, elle était divisée et multiple.

Und das Allermerkwürdigste: diese 'Klimate' in uns sind die Resultate anderer, früherer, nicht nur Lebens-, sondern Liebesbeziehungen: Philippe ist nicht nur Philippe Marcenat, sondern auch der Geliebte Denises, Odiles, Isabelles, Solanges, und ebenso ist Solange nicht nur „esprit Vaulges", sondern auch ein wenig „style Philippe" usw.:

---

sujet de doute et de colère, l'exposait avec force et ensuite l'oubliait. Ce n'était pas ainsi qu'on nous avait appris, à nous autres Marcenat, que les êtres humains communiquent entre eux."

Ebenso *un Marcenat*, S. 127: „Je pensais que jamais un Marcenat n'avait divorcé et que j'allais me sentir très humilié, le lendemain, en racontant ce drame à ma famille."

Digitized by Google

(S. 23) L'esprit des femmes est ainsi fait des sédiments successifs apportés par les hommes qui les ont aimées, de même que les goûts des hommes conservent les images confuses et superposées des femmes qui ont traversé leur vie et souvent les souffrances atroces que nous a fait subir une femme deviennt cause de l'amour que nous inspirons à une autre, et de son malheur.

(S. 194) Comme une maison, abandonnée par ceux qui l'ont construite et décorée, puis achetée par de nouveaux maîtres, conserve le parfum et même la forme d'esprit des premiers, ainsi, tout imprégné d'Odile, je montrais désormais dans la vie une âme qui n'était pas tout à fait la mienne. Mes goûts véritables, mon esprit inquiet de Marcenat, c'était bien plutôt en Isabelle que je pouvais maintenant les trouver, et il était étrange de penser que je blâmais en elle, ce soir-là, cette sévérité même et ce dégoût du plaisir qui avaient été mon caractère propre et qu'une autre avait effacés de mon esprit.

So kann denn in einem Menschen ein ursprüngliches Klima sich in sein Gegenteil verkehren: die Zweiteilung des Romans in einen Abschnitt O d i l e und einen I s a b e l l e zeigt schon diese Umkehrung des Klimas: die frivole Odile hat einen ernsten und eifersüchtigen Philippe, die ernste und eifersüchtige Isabelle einen frivolen Philippe zum Gatten. Das eigentlich für Philippe notwendige Klima ist unbekannt, er braucht verschiedene 'Klimate'. Der Mensch ist ein vom 'Klima', d. h. von Vererbung und Seelenmilieu abhängiges, unselbständiges Wesen, das sich willentlich nicht ändern kann (vgl. dazu noch S. 73).

Man erkennt also in den erwähnten neugebildeten Ausdrücken [8]) leitmotivische Etiketten, die das in den einzelnen

[8]) Noch sind sie nicht eingebürgert, noch haben sie etwas Auffallendes: Therive, Querelles de langage S. 35 verurteilt sie: „Cette syntaxe [z. B. *au point de vue enseignement*] est en effet barbare et grossière. Elle a été introduite par les professeurs, et tous les orateurs qui usent de clichés commodes pour lancer ou rattraper leurs phrases ... Elle ne fournit guère que des titres. Elle est éminemment orale." Man beachte die ironische Nuance der einander folgenden mehrfachen Beispiele in einer Beschreibung des ultramodernen théâtre Pigalle durch B. Crémieux (Nouv. rev. franç. 1929 S. 716 f.):

„Le théâtre Pigalle, qui vient de s'ouvrir et que la munificence du baron Henri de Rothschild a muni d'un outillage technique de premier ordre ... appartient *au style paquebot* ... [le plafond] c'est une *coupole Fortuny* perfectionnée et qui permet des gammes multiples d'éclairage. Si la salle est neutre, les couleurs sont résolument et presque agressivement *„XX^e siècle"* ... La remarquable exposition Chardin qui s'y trouve rassemblée semble vraiment dépaysée dans ce cadre *up-to-date*. Mais si l'anatomie du théâtre Pigalle est de style paquebot, sa physiologie, si l'on peut dire, est *de style Rothschild. Il existe en effet un style Rothschild* fait de faste, de discipline et de prévision méticuleuse des

Digitized by Google

Menschen jeweilig herrschende Klima bezeichnen: gerade diese so selbstverständlich und dauernd klingenden Benennungen seelischer Komplexe sind aber flüchtig und nicht gerade 'notwendig': l'*héritage François*, dieses Weitergeben einer Atmosphäre, als ob es ein Aktenbündel wäre, wirkt eher komisch und marionettenhaft — aber das Irrationale, dieser Eindruck von Dasein und doch nicht recht Existieren, das jeder Neubildung anhaftet, steht mit dem Anspruch auf Dauer eines Zufälligen in gutem Einklang.

Quod erat demonstrandum: der Typus *affaire Dreyfus, style Louis XV* ist im Frz. uralt (er ist ja mit altfrz. *la fille le roi* 'die Tochter des Königs' historisch identisch, wenngleich in den nfrz. Fällen die Besitznuance ersetzt ist durch die einer Markierung: 'die Affaire mit der Marke Dreyfus' und die altfrz. Unterordnung des Eigennamens durch nfrz. Gleichordnung beider Bestandteile des Ausdrucks), er ist auch in seiner eben beschriebenen Umdeutung 'tot' (was will man in der Pariser *rue Richelieu* noch anderes, 'Persönliches' spüren als etwa in dem Klagenfurter B i s m a r c k r i n g — neben dem in Klagenfurt z. B. eine poesielose G a s o m e t e r g a s s e vorhanden ist — lauter Markierungen!) — und doch ist der Ausdruckstypus bei Maurois verlebendigt zum Ausdruck für das Beständige und doch Wechselnde der seelischen Klimate in uns. Der Schriftsteller hat seinen Fund, seine Sicht des menschlichen Wesens in einen grammatisch toten Ausdruck hineingestaltet — und nun lebt dieser Ausdruck ein spezifisch Maurois'sches, einmaliges und unverwechselbares Leben [9]: daß derselbe Typus auch anderorts

---

plus petits détails ... Les décors sont solidement établis, selon les meilleurs principes de l'école réaliste ... Tout cela: *style Rothschild*". Durch die Ironie spürt man auch hier, wie es einen *style Rothschild*, an den die Etikette vorschnell glauben läßt, in Wirklichkeit n i c h t gibt.

[9]) Um so bedauerlicher, daß die Übersetzung des Romans, die Dr. K. Stransky im Piperverlag München 1929 unter dem Titel „Wandlungen der Liebe" veröffentlicht hat, diese spezifische sprachliche Motivik kaum nachgebildet hat:

S. 19 „den Konventionen der Marcenat".

S. 39 „eine Redensart der Marcenat".

S. 60 „Ich fühlte mich bei Malet [richtiger wäre: bei den M.] nicht wohl, es war nicht meine Sphäre".

S. 177 „Nach gewohnter Methode suchte ich Regeln zu finden, um in Philipps Weise zu denken, um in Philipps Sprache zu übersetzen".

S. 223 „Dabei hat sie den stolzen Sinn der Vaughes [!] ..."

S. 230 „diese zynische und starke Erbschaft François'" [man beachte den Apostroph, der den gerade unerwünschten Genitiv andeutet].

S. 233 „Sie empfing mich in einem kleinen Boudoir, das ganz nach 'Philipps Stil' aussah".

S. 269 „Aber diese alte Familienbasis war bereits von einer dicken Lage 'Philipp' überdeckt".

Traduttore traditore! Auch der Titel gibt den Grundgedanken des

Digitized by Google

produktiv wirken kann [so habe ich Wucherungen des gleichen bei Fogazzaro in meiner „Italienischen Umgangssprache" S. 147 ff. verfolgt[10]], verschlägt nichts: er bedeutet eben für Fogazzaro seelisch etwas anderes als für Maurois (nämlich ironische Fixierung von Gesprächsthemen der Gesellschaft, über die der sie gestaltende Dichter heiter erhaben ist, vgl. etwa *i nasi Desalle*). Ganz ähnlich kann man ein *cela qui* bei anderen französischen Schriftstellern als Bernanos finden, ohne daß man das Bernanos'sche Erleben bei ihnen wiederzufinden erwarten dürfte. Ich habe schon öfters geschrieben: In einem Stilistikum nisten die verschiedensten seelischen Haltungen. Es gibt also streng genommen keine ein für alle Male gültige Betrachtung einzelner grammatischer Fügungen (etwa „die Stilwirkung des *cela qui*, des Ausdrucks *style Philippe*, des Imperfektums" usw.), sondern so viele Stilwirkungen als es Stile, d. h. Individuen gibt: tot capita tot sententiae (man kann dem letzten Wort auch den Sinn von engl. *sentence* 'Satz', 'Äußerung' geben!). Und anderseits äußert sich die Seele des Dichters nicht nur in einem Stilistikum: hat der Leser eine 'Sicht' eines Schriftstellers selbst wirklich gesehen, so wird er verschiedene sprachliche Äußerungen derselben Sicht finden: es ist also zu erwarten, daß die Anschauung von den Klimaten der Seele auch sonst sprachliche Neologismen oder neue Akzente hervorrufen wird: wir haben schon den besonderen Ton von *nous autres* bei Maurois erwähnt. Ich füge noch die Wendungen *penser, traduire en Philippe* hinzu, die den — vergeblichen — Wunsch nach Sich-Ein- und -Umstellen auf ein fremdes Seelenklima versinnbildlichen (S. 168):

Je [Isabelle] remarquais avec une sorte de terreur que ses impressions étaient presque toujours contraires à celles que j'éprouvais naturellement. Avec mon habituelle méthode je cherchais des règles pour *„penser en Philippe"*, pour *„traduire en Philippe"*.

Ein Seelisches äußert sich in verschiedenen Stilistika, das

Werks nicht gut wieder: zugegeben, daß ein geläufiger Plural von *Klima* im Deutschen nicht existiert (*Klimen? Klimata? Klimate?*). Besser wäre, irgendwie mit *Atmosphäre* auszukommen (dies Wort gebraucht Klara M. Faßbinder in ihrer Rezension Dtsch-frz. Rundschau II [1929] S. 845).

[10]) Man könnte auch literarische Einflüsse auf Maurois vermuten, ohne daß die 'Diesigkeit' seiner Sprachgestaltung dadurch erklärt würde: z. B. in Proust's „Du côté de chez Swann" I, S. 175 enthält die anklingende Stelle: „Pour faire partie du 'petit noyau', du 'petit groupe', du 'petit clan' des Verdurin, une condition était suffisante, mais elle était nécessaire: il fallait adhérer tacitement à un Credo" nicht die Etikette *groupe Verdurin*, es handelt sich weniger um seelisches 'Klima' als um 'Gruppenseele', um gesellschaftliche Absonderung einer 'kleinen' Gruppe auf Grund gemeinsamen Kredos.

Digitized by Google

ist die Parallelerfahrung zu der anderen, oben erwähnten: in einem Stilistikum nisten verschiedene seelische Haltungen.

Damit scheint mir auch das Widerspruchsvolle, das Kuttner an meiner Methode findet, erklärt: „auf der einen Seite wird — mit gutem Recht, und Sp. ist nicht der erste! — ein nur historisch-etymologisches Vorgehen als der Weisheit letzter Schluß für sprachliches Verständnis abgelehnt, auf der andern Seite wird — auf ebenderselben historisch-etymologischen Grundlage! — Durchleuchtung und Belebung des heutigen Sprachgutes betrieben". Die historisch-etymologische Grundlage ist sozusagen nur die Operationsbasis, von der aus das Individuum seine sprachlichen Neueroberungen unternimmt. Man muß diese Operationsbasis kennen, um die Leistung des Individuums zu beurteilen. Man muß die historisch-etymologische, allgemeinsprachliche Grundlage der Individualsprache kennen — und (sozusagen!) verachten. Denn das höhere Kristallisationsprinzip einer Individualsprache ist doch die — nicht zu greifende, nur zu ahnende — Individualseele. In unserem Falle war die Operationsbasis, von der Maurois ausging, der bekannte Gebrauch von *affaire Dreyfus, style Louis XV* im Geschäfts-Zeitungs-Aktenbetrieb mit seiner objektiv-herzlosen Registrierungsabsicht — durch die Übertragung dieser 'seelenlosen' Ausdrucksweise auf seelisch-wandelbare Komplexe ist der Schritt ins individualsprachliche Sonder- und Wunderland getan. Hätten *affaire Dreyfus, style Louis XV* nicht ihren heutigen Gefühlston (der in diesem Fall gerade in der Gefühllosigkeit besteht) und die heutige Gebrauchsbeschränkung, sondern etwa den Ton und Gebrauchsumfang des altfrz. *la fille le roi*, so wäre diese sprachliche Ausbeutung durch Maurois' Stil unmöglich: damit ist die Bedeutung der jedesweiligen milieumäßigen Festlegung eines Sprachgebrauchs, die Kuttner zu unterschätzen scheint, erwiesen.

Wenn seinerzeit Schuchardt von mir schrieb, ich schlüge Funken aus jedem Stein — was damals Lob war, wird im Zeitalter neuer Sachlichkeit zum Tadel: „er ist lebendig", wird nächstens als Fehler gebucht werden! —, so glaube ich, dies war nur die Anerkenntnis der Übereinstimmung des Forschers mit seinem Forschungsobjekt: denn dieses, die konkrete sprachliche (schriftstellerische, dichterische) Leistung, schlägt selbst stets neue Funken aus altem Gestein: das tote Gestein ist das Grammatisch-Erstarrte, das der Funke der sprechenden Persönlichkeit immer wieder enttotet. Die Entgreisung der Sprachwissenschaft ist notwendiges Gebot, weil Spiegelbild der ewig sich abspielenden Entgreisung alles Sprachlichen. Kuttner meint: „Es ist betrüblich, daß sich Anatom und Biologe nur auf sprachlichem Gebiet so bitter befehden. Ein ganz Großer wird immer beides sein. Daß Sp. dies als Ideal vorschwebt, ist gewiß rühmenswert. Daß kein

Digitized by Google

Mensch sein Ideal erreichen kann, ist sein Schicksal, liegt im Begriff Ideal und Mensch.“ Ja gewiß, an diesem Allzumenschlichen, am Nichterreichen des Ideals kranke und, weiß Gott, leide ich schwer — aber ich tröste mich damit, daß den vielen ‘Anatomen’ der Sprache gegenüber den Prosektoren des Sprachkadavers im Seziersaal der natura naturata der vereinzelte ‘Biologe’, der Betrachter des Werdenden in der freien Luft der natura naturans, ein kleines Plätzchen an der Sonne doch auch beanspruchen dürfte.

Marburg a. Lahn. LEO SPITZER.

Digitized by Google

Altprov. *semal* „Zuber, Bütte" und kat. *samal* „Eimer, Kiepe".

Die Herleitung des altprov. *semal* „Zuber, Bütte" und des kat. *samal* „Eimer, Kiepe" von einem lat. (*tīna*) **sagmālis* „Gefäß zum Transport von Flüssigkeiten mit Saumtieren" durch H. Kuen in der Festschrift für E. Wechssler, 344 ist nach meiner Überzeugung unrichtig und muß durch eine andere Erklärung ersetzt werden.

Während Raynouard altprov. *semal* überhaupt nicht kannte, hat Levy im Supplementwörterbuch 7, 537 *semal* „Kufe, Kübel, Zuber, Bütte, Maß für Wein" reich belegt und danach auch im kleinen Wörterbuch *semal* „benne, portoire, cuveau, tinette" angeführt. Aber weder im großen noch im kleinen Wörterbuch, in dem er manche erst nachträglich ihm bekannt gewordene Wörter und Wortformen verzeichnete, hat er ein **saumal* angeführt, das doch aus **sagmālem* entstanden wäre. Levy kannte also kein **saumal*, und bei seiner ausgedehnten Information ist es wenig wahrscheinlich, daß eine solche Form in den vorhandenen altprov. Texten überhaupt vorkommt. Aus der Gegenwart verzeichnet der AlF. auf der Karte 375 für „cuve à lessive" zwar im Zentrum des Gard auf P. 851 (nicht 85, wie bei Kuen infolge Druckfehlers steht) *semàu* (nicht *semàle*, wie Kuen angibt), im südöstlichen Teil des Ariège auf P. 792 *semal* und, was Kuen übersehen hat, ebendort auf P. 791 *semalů*, ferner auf der Karte 1529 für „cuve à vendanger" im nördlichen Tarn auf P. 744 *šemàl;* aber weder auf der einen noch auf der anderen Karte bietet er eine Form mit vortonigem *au, ou, o*. Die gask. Mundart des Vall d'Aran hat, wie Kuen selbst in der Anmerkung 34 angibt, nach dem BDC. 3, 25 *semau* „portadora", also wieder die Form mit vortonigem *e*. Nur Mistral verzeichnete unter *semau* „portoire, benne servant au transport de la vendange" en Languedoc, „tinette, cuveau" nicht nur *semau, assemau, semal, assemal*, sondern auch *soumau* mit der Angabe „dialecte des bords du Rhône". Nach dem Schweigen des AlF., der zwar *semal, semau, šemal*, aber kein *soumau* kennt, zu schließen, ist *soumau* schon wieder außer Gebrauch gekommen. Somit ergibt sich folgendes: In alter Zeit bestand in Südfrankreich nur *semal*, das, wie gezeigt werden wird, über das ganze Languedoc

Digitized by Google

verbreitet war; in der Gegenwart besteht dort nur *semal, semau.* Bloß im älteren Neuprov. gab es vorübergehend ein *soumau,* das aber nach Mistral nur am Rhôneufer, nur am Ostrand des großen Gebietes von *semal, semau,* üblich war. Bei dieser Sachlage legt Kuen **sagmālem* zugrunde und erklärt *semal* statt **saumal* mit einem „vielleicht" durch den Einfluß von prov. *sem* „nicht ganz voll, von Gefäßen gesagt"; er hält die in alter Zeit fehlende, in neuerer auf ein kleines Gebiet beschränkte Form für die ursprüngliche, die in alter Zeit ausschließliche, in neuerer herrschende Form für die sekundäre. Das ist ganz unwahrscheinlich. Nach der alten Überlieferung und der neueren Verbreitung ist *semal* die ursprüngliche Form, von der jede Erklärung ausgehen muß. Bevor diese vorgebracht wird, muß noch das von Kuen erwähnte mittellat. *somalis* besprochen werden.

Nach Du C. 7, 271a kommt in einer Urkunde Philipps V. von Frankreich vom Jahre 1318 im Rotbuch der Pariser Rechnungskammer *tres somales vini* vor; die Frage Du Canges, ob nicht etwa *semales* zu lesen sei, soll verneint werden. Das hier überlieferte mittellat. *somalis* ist die Latinisierung eines mittelfrz. *somal.* Mit diesem hing das schon von Glaser, ZfSL. 26[1], 178 erwähnte, von Kuen übersehene mittelfrz. *sumial* „Weinmaß" zusammen, das nach Du C. 7, 654a in einem Text aus Aigueperse vom Jahre 1374 im königlichen Archiv vorkommt; dort heißt es: *les mesures de vin c'est assavoir le sumial et ...* God. 7, 591b hat unter *sumial* den Text Du Canges wieder abgedruckt, keinen neuen Beleg gegeben. Aigueperse liegt nahe der Nordgrenze des Départements Puy-de-Dôme, also im frz.-prov. Grenzgebiet, in dem das Marchois gesprochen wird. Somit ist mittelfrz. *somal* 1318 in Paris, *sumial* 1374 in Aigueperse, im östlichen Teil des Südrandes des frz. Gebiets bezeugt, beide Male für ein Weinmaß. Hing es mit altprov. *semal* „Maß für Wein" zusammen, das Levy 7, 538a aus Carcassonne aus der Zeit von 1417 bis 1450 belegt hat? Die Verschiedenheit der Formen und der Gegenden des Vorkommens macht den Zusammenhang unwahrscheinlich. Jedenfalls stützt ein im 14. Jahrhundert in Nordfrankreich gebrauchtes *somal* nicht die Annahme eines **saumal* als der Vorstufe des altprov. *semal.* Doch ist mfrz. *somal, sumial* in anderer Hinsicht wichtig. God. 7, 466b belegte nach Du C. aus dem Dauphiné und dem Jahr 1445 ein mittelfrz. *somee* „sorte de mesure contenant six setiers" mit einem Text, der besagt: *chascun muy contient dix sommees de sel et chascune sommee contient six sestiers de sel de Valence;* dieses *somee* ist selbstverständlich eine übertragene Verwendung des afrz. *somee* „charge d'une bête de somme", so wie neuprov. *saumado* „mesure de capacité usitée en Provence et en Languedoc" eine übertragene Verwendung von *saumado,* altprov. *sau-*

Digitized by Google

mada „charge d'une bête de somme" ist. Da Aigueperse, wo *sumial* für ein Weinmaß üblich war, vom Dauphiné, wo *somee* für ein Hohlmaß gebracht wurde, nicht allzu weit entfernt war, entstand wohl *sumial* aus **someal* wie afrz. *criatur*, „Schöpfer", *lion*, *lamprion* (jetzt *lamprillon*) aus *creatur*, *leon*, *lampreon*; es lag wohl die Substantivierung eines ursprünglichen Adjektivs vor, das etwa in *tonnel* **someal* „Faß im Ausmaß einer *somee*" gebraucht wurde. Mfrz. *somal* gleicher oder ähnlicher Bedeutung wie *sumial* war entweder direkt von *some* „Saumtierlast" oder auch von *somee* mit Ersatz des einen Suffixes *-ée* durch das andere *-al* abgeleitet. Nach dem oben angeführten Text war *somee* für ein Hohlmaß im 15. Jahrhundert im Gebiet von Valence üblich. Da liegt die Annahme nahe, daß das am mittleren Rhône gebrauchte *somee* das languedok. *semàu* „Zuber", welches nach dem AlF. 375 noch im Zentrum des Gard üblich ist, am nahen unteren Rhône in *soumau* gewandelt habe, das zur Zeit Mistrals nach ihm „aux bords du Rhône" gesagt wurde. Diese Annahme wird durch die Beobachtung gestützt, daß auch andere Wörter und Wortformen im Rhônetal südwärts vorrückten.

Wie *semal*, *semau* im Prov., so ist *samal* im Kat. die herrschende Form. Bulbena y Tosell und Vogel verzeichnen nur *samal* „Eimer, Kiepe", eine umgekehrte Schreibung für **semal*, ebenso nach der Angabe Kuens in der Anmerkung 34 Amadès i Roig im Vocabulari de l'art de la navegació i de la pesca im BDC. XII. Auch der AlF. 375 bietet für „cuve à lessive" im nordwestlichen Teil des kat. sprechenden Départements Pyrénées-Orientales auf den P. 794, 795, 797 *semal*. Ebenso gibt der AlCat. 334 (nicht 374, wie bei Kuen, 342 infolge eines Druckfehlers steht) für „el bugader" im Roussillon auf P. 102 *semal* (bugedere). Nur auf P. 24, d. i. in Oliana südlich von Seu d'Urgell, und auf P. 45, d. i. in Calaf westlich von Manresa, bietet der AlCat. 334 *sumal*. Somit ist *sumal* nur im nordwestlichen Teil Kataloniens üblich; aber in dem im äußersten Nordwesten Kataloniens gelegenen Vall d'Aran spricht man, wie früher erwähnt, schon wieder die Form mit *e*(*semau*). Die Beschränkung von *sumal* auf ein kleines Gebiet gegenüber der weiten Verbreitung von *samal* macht es wahrscheinlich, daß *sumal* erst aus *samal* entstanden ist. Die Ursache der Veränderung von *samal* zu *sumal* auf kleinem Gebiete ist leicht zu finden. Neben dem zu Villafranca (zwischen Reus und Barcelona) gebrauchten kat. *somada* für ein Maß (= neuprov. *saumado* „mesure de capacité") besteht ein davon abgeleitetes *somadís* „Töpfchen, Napf". So wurde *samal* „Eimer" zwischen Oliana und Calaf nach *somadís* „Napf" zu **somal*, gesprochenem *sumal*.

Kurz, die *u*-haltigen Nebenformen des neuprov. *semau*, kat.

Digitized by Google

samal, d. i. ostlanguedok. *soumau* und nordwestkat. *sumal*, entstanden durch sekundäre Verquickung mit Ableitungen von *sagma, sauma*, d. i. mit dauphinois *somee* „mesure contenant six setiers" und kat. *somadís* „Napf", nicht durch primäre Ableitung von *sauma*. Nachdem so die Formen mit *u* besprochen sind, bleibt *semal, samal* zu erklären.

Zunächst soll die Verbreitung des altprov. *semal* festgestellt werden. Levy 7, 537 belegt es in der gereimten Albigenserchronik 6327 und 8175, also in deren zweitem Teil, der in der Diözese Toulouse, vielleicht in der Grafschaft Foix entstanden ist, führt dabei die vom Herausgeber P. Meyer im Glossar dazu gemachte Bemerkung „désigne à Toulouse un cuveau à porter la vendange" an, belegt *semal* weiters im Voyage au purgatoire de St. Patrice (herausgegeben mit den Visions de Tindal et de St. Paul als zwei „textes languedociens du quinzième siècle" von Jeanroy und Vignaux, S. 350), dann in den Coutumes de Foix, den Comptes d'Albi und den Costumas del pont de Tarn d'Albi, in einer Urkunde aus Montpellier und im Petit thalamus de Montpellier, in einer Urkunde aus Narbonne, in den mir nicht zugänglichen und für mich nicht lokalisierbaren „Inventaires du 14. siècle" p. par Edouard Forestié (Paris 1894), in einem Inventar aus Montbeton, d. i. Monbeton im Département Tarn-et-Garonne, westlich von Montauban, endlich in der Bedeutung „Maß für Wein" aus dem Kathedralarchiv von Carcassonne, aus dem er auch *semalier* „Kübelstock, Stock zum Tragen eines Kübels" nachweist, und führt schließlich noch *semau* „cuve pour les vendanges" aus Lespy et Raymond, Dict. béarnais an. Da die Legende von der Reise des heiligen Patricius ins Fegefeuer von einem gewissen Raimon aus Perilhos, d. i. Périllos im Arrond. Perpignan, canton Rivesaltes, verfaßt wurde, so ist dieser texte languedocien wohl in der Sprache des äußersten Südens des Languedocs, der jetzt vom Département Aude eingenommenen Gegend, verfaßt. Somit finden wir *semal* im Gebiet von Toulouse, in dem des jetzigen Départements Aude, in Foix, Albi, Montpellier, Narbonne, Monbeton bei Montauban, Carcassonne und im Béarn in der Reihenfolge der Belege Levys. Wenn wir die Orte des Vorkommens geographisch ordnen, von Norden nach Süden und von Westen nach Osten fortschreitend, so finden wir *semal* in Montauban, Toulouse, Foix, in Albi, Carcassonne, in Narbonne und Montpellier, kurz, abgesehen von *semau* im Béarn, im Languedoc. Du C. 7, 405 b belegt mittellat. *semalis* „vasis genus ad usus diversos aptum" aus Carcassonne, einmal aus dem Jahre 1435 und dann noch einmal, als Gefäß zum Tragen der gepflückten Trauben bei den monachi Crassenses (Jahr 1351), d. i. bei den Mönchen von Lagrasse, das südöstlich von Carcassonne und südwestlich von Narbonne liegt, endlich *semalis*

Digitized by Google

„mensura vinaria" in einer für mich nicht lokalisierbaren Urkunde des Jahres 1394 im königlichen Archiv. Du Canges Belege für das latinisierte *semalis* aus Carcassonne und Lagrasse südöstlich davon stimmen geographisch zu den Belegen Levys aufs beste. Jetzt gebraucht man nach dem AlF., wie schon bemerkt, *šemal* im nördlichen Tarn, *semáu* im Gard, *semal* und *semalů* im südöstlichen Ariège, also diese Formen wieder im Languedoc, für das auch Mistral sein *semau* angibt, der noch *soumau* am Rhôneufer kennt. Dazu tritt *semau* im Vall d'Aran. Kurz, *semal* erscheint in alter und neuer Zeit übereinstimmend im Gebiet zwischen dem Oberlaufe der Garonne, die ja im Vall d'Aran entspringt, und dem Unterlaufe des Rhône. Am Ostufer der Garonne gebrauchte man *semal*, bzw. gebraucht man *semau* vom Ursprung im Vall d'Aran an bis etwa Castelsarrasin, in dessen Arrondissement Monbeton liegt, wo altprov. *semal* nach Levy bezeugt ist. Da kat. *samal* für *semal* steht, war *semal* über Languedoc und Katalonien verbreitet.

Welches Genus hatte das Wort ursprünglich? Altprov. *semal* erscheint dort, wo das Genus überhaupt erkennbar ist, fast immer als Fem.; vgl. *las semals* in der Albigenserchronik 6327, *una semal* und *las semals* in den Comptes d'Albi, *doas semals* im Inventar von Monbeton, *una semal* im Kathedralarchiv von Carcassonne, *unam semalem* im Beleg Du Canges vom Jahre 1394. Diesen Belegen steht das in einer Urkunde Montpelliers vorkommende *sos semals* gegenüber. An sich könnte es wegen des unmittelbar vorhergehenden *sos truels* für *sas semals* verschrieben sein; aber diese Annahme muß aufgegeben werden, weil *semal* in der Gegenwart an manchen Stellen Mask. ist. Mistral bezeichnet, obwohl ein von ihm angeführtes Kinderlied *la semau* und ein von ihm zitiertes Sprichwort *uno vièio semau* bietet, *semau* als „s. m. et f." Der AlF. gibt auf der Karte 375 neben *semáu* f. im Gard P. 851 *semal* m. im Ariège P. 792, auf der Karte 1529 *šemal* m. im Tarn P. 744 an. Auch der AlCat., Karte 334, bietet neben *semal bugedere* (d. i. *bugadera*) im Roussillon, P. 102, und *la sumal* in Oliana P. 24, das sich an weibliches *semau* des Vall d'Aran anschließt, *el sumal* in Calaf (P. 45); kat. *samal* ist überhaupt Mask. Der fast ausschließliche Gebrauch als Fem. im Altprov. und das weibliche Geschlecht im Roussillon, im Hochgebirgstal von Aran und in dem auch noch im Gebirge gelegenen Oliana, also in Gebirgsgegenden, die vielfach konservativ sind, machen es wahrscheinlich, daß *semal* ursprünglich Fem. war. Erst sekundär ist es an manchen Stellen Südfrankreichs und in Katalonien, dessen äußersten Nordwesten ausgenommen, Mask. geworden, und zwar in Anlehnung an die Werkzeugsnamen auf *-al*, die aus Neutris auf *-āle* entstanden (Meyer-Lübke, Rom. Gram. 2, 479); vgl. ins-

Digitized by Google

besondere altprov., kat. *barral* „Faß", ein Mask. *Semal* entstand somit aus einem Fem. auf *-ālis, -ālem*, nicht aus einem Neutrum auf *-āle*. Nachdem die ursprüngliche Form, das ursprüngliche Genus und die ursprüngliche Verbreitung des Wortes festgestellt sind, bleibt seine Herkunft anzugeben.

Wenn man sich im Altprov. nach einem Worte umsieht, das den gleichen Stamm und ähnliche Bedeutung wie *semal* hätte, kommt man auf *semoia*. Levy 7, 556 b hat *tria semoia* aus P. Meyers Recueil d'anciens textes bas-latins, prov. et franç. I, Nr. 40, Zeile 73, 74, 77 (Seite 161) verzeichnet, wo dreimal *tria semoia d'an* (*nona*) steht. Die Urkunde stammt aus dem Archiv des Départements Drôme, ihre Schrift nach P. Meyer vom Ende des 11. Jahrhunderts. Da *semoia* im Absatz V steht, ist allerdings zu beachten, daß die Absätze V, VII und VIII nach Meyer „un peu postérieurs" sind; so wird der *semoia* enthaltende Abschnitt im 12. Jahrhundert geschrieben sein. Nach der Angabe „hic sunt deveria que domnus Valentinus debet percipere in Montilhesio", der Aufschrift *Carta de Montilisio* und den Anfangsworten *Breu de Montellés, delz usatges que l'evesques hi deu aver e li channónje de Valenza* werden die Verpflichtungen zwischen dem Bischof von Valence und den Bewohnern von Montelier, einem genau östlich von Valence gelegenen Orte, behandelt. In *tria semoia* war *semoia* Plural; wie lautete der Singular dazu? Mit Recht wendet sich Levy gegen die Ergänzung des in Zeile 50 überlieferten *·I·s* zu *una semoia* durch P. Meyer, da der Plural von *una semoia* doch **semoias* wäre, und vermutet als Singular *semog*. Dem kann man völlig zustimmen, *semoia* als *semoja* lesen und wegen des Wandels des intervokalen *di* zu *j* (d. i. *dź*) auf *myèdze* „demie" im Südwesteck des Départements Drôme (AlF. 388 b, p. 844) hinweisen, während *apüyá, apüyá* „appuyer" im Dep. Drôme wie anderswo in Südfrankreich (AlF. 48), *trüeye* „truie" im Südwesteck des Dép. (AlF., 342, p. 844, hier neben *myèdze*), *trüeyo* ebendort, p. 855, neben dem sonst im Dép. gebrauchten *káyo* französierte Formen sind. Merkwürdigerweise hat Levy, im Gegensatz zu der von ihm im Supplement-Wörterbuch vorgetragenen richtigen Auffassung, im kleinen Wörterbuch *semoia* s. f. „demi muid" verzeichnet und hätte *semog*, pl. *semoja* „demi muid" schreiben sollen, mit *j* schon wegen der von ihm ausschließlich geschriebenen Formen *apojar* „appuyer", *tremoja* „trémie de moulin". Im 12. Jahrhundert gebrauchte man also in Valence und Umgebung *semog* „halber Scheffel" mit dem Plural *semoja*, sowie man in Italien noch jetzt *moggio* „Scheffel" mit dem Plural *moggia* verwendet. Altostprov. *semog* entstand aus lat. *sēmodium* Cgll. II, 324, 52; III, 322, 20, einer Nebenform des seit Varro bezeugten *sēmodius* „halber Scheffel", *semo-*

Digitized by Google

ja aus dem Plural *sēmodia*. Ein neben *sēmodius* gebrauchtes Neutrum *sēmodium* wird durch das neben *modius* überlieferte *modium* Neutr. und durch *trimodium* Neutr. bei Plautus und Plinius, dessen Plural das zum weiblichen Sing. gewordene *trimodia* war, gestützt. Wegen des altostprov. *semoja*, Sing. *semog*, wird man in (*de praesenti vino ... dono*) *semodium* einer Urkunde des Jahres 1097 aus Apt (Dép. Vaucluse) und in (*dono*) *unum semodium de frumento* einer aus Bourges (Du C. 7, 409c) den Akkusativ des Neutrums *sēmodium*, nicht des Mask. *sēmodius*, sehen. Mittellat. *semodium* in einer lat. Urkunde aus Apt vom Ende des 11. Jahrhunderts, eine Latinisierung von *semog*, stützt trefflich die Annahme eines *semog* als Sing. des überlieferten *semoja* der altprov. Urkunde aus Valence. Das zu Valence im Norden des Dép. Drôme und zu Apt im Süden des Dép. Vaucluse bezeugte *semog* gehörte offenbar dem ganzen Ostprov. des 11., 12. Jahrhunderts an. Der Beleg Du Canges für *semodium* aus Bourges und ein weiterer für dieses Wort aus Mâcon zeigen übrigens, daß *semodium* einst auch dem Südostfranz. angehörte. *Semog* bezeichnete einen halben *mog*, also, da der ganze nach Mistral, Tresor unter *mué*, im Dauphiné ungefähr 500, im Languedoc 700 Liter faßt, 250 bez. 350 Liter. Oben haben wir festgestellt, daß altprov. *semal* zwischen der Garonne und dem unteren Rhône gebraucht wurde; soeben haben wir erkannt, daß *semog* östlich des unteren Rhône gesagt wurde. Wenn man also von der im Wortschatz eigenartigen Gascogne und vom Nordstreifen des prov. Gebietes absieht, gebrauchte man im restlichen Gebiet westlich des Rhône *semal* für einen Zuber, östlich des Rhône *semog* für ein Hohlmaß von 250 Liter. Die beiden Wörter hatten ähnliche Form, ähnliche Bedeutung und aneinander angrenzende Verbreitungsgebiete. Ein etymologischer Zusammenhang ist daher sehr wahrscheinlich. Es fragt sich nur, wie dieser Zusammenhang beschaffen gewesen sei. Da *semog* ein sicheres lat. Grundwort hat, könnte man annehmen, daß *semal* direkt aus *semog* durch Wechsel des Ausgangs entstanden sei bez. die Vorstufe des einen aus der des anderen, da jener Wechsel wegen des Fehlens jeder Spur von *semog* westlich des Rhône und wegen der Übereinstimmung des altprov. *semal* mit kat. *samal* ziemlich alt sein müßte. Es wäre dann *sēmodium* einst über Nordostspanien und Südfrankreich von der Garonne bis zu den Seealpen verbreitet gewesen, später nur östlich des Rhône geblieben, westlich davon durch **semālem* ersetzt worden. Man hätte *semodium* im Westen seines Gebietes für einen Zuber beliebiger Größe, nicht nur für einen von einem halben Modius, gebraucht und es dadurch von *modium* begrifflich losgetrennt, es nunmehr für eine Weiterbildung von *sēmis*, der Vorstufe des altprov. *sem* „nicht ganz voll" (von Gefäßen) gehalten und das

Digitized by Google

als Ableitungselement erscheinende *-odiu*, das doch kein Suffix war, durch *-ālem* ersetzt, das in **barrālem*, der Vorstufe des altprov. *barral* „Faß", vorlag. Diese Erklärung wäre an sich möglich, erklärt aber das weibliche Geschlecht von *semal* nicht, da *barral* und die anderen Werkzeugsnamen auf *-al*, aus Neutris auf *-āle* entstanden, Mask. waren; *semal* war ursprünglich Fem. und wurde erst sekundär an manchen Stellen Südfrankreichs und fast überall in Katalonien eben nach altprov., kat. *barral* zum Mask. Eine andere Erklärung ist wahrscheinlicher.

Der aus Gallien stammende Marcellus Empiricus, cap. 36, gebrauchte *ōlla sēmodiālis* „ein einen halben *modius* fassender Topf". Ein entsprechendes *cūpa sēmodiālis* „eine einen halben *mog* (d. i. im Languedoc 350 Liter) fassende Tonne" wurde durch Weglassung des unnötigen *cūpa* zu *sēmodiālis* und dieses, nach dem Untergang von *sēmodium*, in Languedoc und Katalonien für eine große Tonne überhaupt gebraucht, auch für eine, die etwas mehr oder weniger als 350 Liter faßte. Später wurde **sēmodiālis* „Zuber", da es ein deutliches Suffix hatte und *sēmodium* längst verloren gegangen war, volksetymologisch zu *sēmis*, der Vorstufe von *sem* „nicht ganz voll" (von Gefäßen) gestellt und nun in eine regelmäßige Ableitung von *sēmis* mit *-ālis*, in **sēmālis* verbessert. Wegen *cupa* war *semodiālis* und das daraus entstandenen **sēmālis* Fem.

Das Ergebnis unserer Untersuchung ist folgendes: Altprov. *semal* „Zuber" Fem., im Languedoc üblich, und kat. *samal* „Eimer" entstanden aus **sēmālem*, Akk. von **sēmālis* und dieses durch Umdeutung auf *sēmis* „halb voll" + Suffix *-ālis* aus dem von einem Schriftsteller Galliens gebrauchten *sēmodiālis* „einem halben Modius fassend" in *cūpa sēmodiālis*. Das Wort war wegen *cūpa* ursprünglich Fem. und wurde noch im Altprov. fast durchaus als Fem. gebraucht; erst später wurde es an manchen Stellen Südfrankreichs und an fast allen Kataloniens Mask. nach *barral* „Faß" Mask. Es bezeichnete zunächst eine Tonne von einem halben languedokischen *mué*, d. i. von 350 Liter Inhalt, später eine große Tonne überhaupt. Neuprov. *soumau* entstand aus *semau* nach südostfranz. *somee* „Hohlmaß von 6 Setiers", das in Valence im 15. Jahrhundert bezeugt ist. Kat. *sumal*, in literarischer Schreibung *somal*, in Nordwestkatalonien entstand aus sonstigem *samal* nach *somadís* „Napf". Die direkte Herleitung der Formen *soumau*, *sumal* und sogar der weit verbreiteten Formen *semal*, *samal* von **sagmālis* ist unrichtig.

Innsbruck. JOSEF BRÜCH.

Digitized by Google

Besprechungen.

Blinkenberg, Andreas, *L'ordre des mots en français moderne. Première partie.* Historisch-philologische Mitteilungen, herausgegeben von der Königlich dänischen wissenschaftlichen Gesellscbaft XVII, 1. Kopenhagen 1928. 247 SS.

Eine Besprechung dieses Buches, das ja nur einen Teil des ganzen Werkes ausmacht, könnte fast etwas verfrüht erscheinen, zumal sich in ihm nicht die leiseste Andeutung über den Inhalt des noch ausstehenden zweiten Teils findet. Die einzige auf diesen bezügliche Bemerkung (S. 242 hinter der Erklärung der Titelabkürzung) lautet: *Un Index et une Bibliographie accompagneront la II^e^ partie de cette étude (en préparation).* Doch will ich dem Wunsche des Herrn Herausgebers dieser Zeitschrift, der es mir schon jetzt zur Besprechung übersandt hat, gern willfahren, indem ich davon absehe, irgend etwas, das ich beim Durchlesen dieses Teils vermißt habe (z. B. die Negation *ne* unter den *mots atones*, S. 199 ff.) als „fehlend" aufzuführen; es könnte ja für den 2. Teil reserviert sein.

Diesem ersten Teil kann das Lob gespendet werden, daß er sich nicht nur als ein sehr schön ausgestattetes Buch mit einem Druck, der ein wahres Labsal für strapazierte Romanistenaugen ist[1]), darstellt, sondern auch, daß es, in elegantem und klarem Französisch abgefaßt[2]), auf Schritt und Tritt vollste Hingabe des Verfassers an seinen Gegenstand bekundet, eine Hingabe, die ihn mehr als einmal zu kleinen Grenzüberschreitungen, d. h. zu Exkursen sei es auf das außerhalb der

[1]) Leider ist es nicht frei von Druckfehlern. Ich habe mir deren 35 angemerkt, oder wenn ich *inversé* (statt *inverti*), und wiederholtes *traiter* mit *î* dazu nehme, noch etwas mehr. Sie stehen dem Herrn Verf. zur Verfügung.

[2]) Aufgefallen ist mir *qu'il* statt *qui* in *le grand usage qu'il est fait de cette construction* (S. 178 Z. 4 v. u.) und *au terme qu'il suit* (S. 221 Z. 10 v. u.). — Wäre S. 148 in *Cependant le grand usage que fait la langue parlée* (Gegensatz zu *l. écrite*) *de la construction* nicht die Wortfolge *que fait de la construction la langue parlée* vorzuziehen? Oder (S. 188, letzte Zeile) statt *... et précède dans ce cas le plus souvent le complément direct du verbe qui...* vielleicht *et, dans ce cas, précède...* Oder (S. 191) statt *... a fait depuis longtemps sortir la construction ...* lieber *a fait sortir, depuis longtemps, la c...?*

Digitized by Google

Wortstellung liegende Gebiet der Stilistik[3]) oder auf das nach der ganzen Anlage des Buches prinzipiell außer Betracht stehende Vulgärfranzösisch[4]), fortreißt. Niemand wird ihm daraus einen Vorwurf machen wollen. Ja diese kleinen stilistischen Bemerkungen bilden eine Art Würze innerhalb der fast erdrückenden Menge bekannter und jedem Leser von der Schule her geläufiger Dinge, die in einer Arbeit über die Worstellung im modernen Französisch doch nun einmal zur Sprache gebracht werden müssen. Wenn trotz der Bekanntheit des Gegenstandes das Interesse beim Lesen nicht erlahmt (zumal die m. E. nicht ganz glückliche Anordnung des Stoffes mancherlei Wiederholungen mit sich bringt, vgl. weiter unten), so ist das eben der frischen, flotten, sich von pedantischer Abzirkelung frei haltenden, mit guten Gedanken und treffenden Urteilen durchsetzten Darstellung zu verdanken. Eine besondere Anerkennung aber verdienen die in reicher Fülle dargebotenen Beispiele, hie und da anderen Grammatikern (wie Sandfeld-Jensen und Boulenger-Thérive) entlehnt, zum größten Teile aber selbst gesammelt und den allermodernsten Schrifstellern entnommen. Sie dürften in der hier gegebenen Zusammenstellung öfters manchem Leser nicht geringe Überraschung bereiten und ihn mehr als einmal zur Revision mitgebrachter und bisher für völlig gesichert gehaltener Anschauungen veranlassen. Die Art und Zahl der Fälle, in denen — außerhalb der von den Grammatikern gewöhnlich aufgeführten — das Verbum dem substantivischen Trägerwort vorangeht, ist geradezu verblüffend. Ich setze einige davon her: Ne lui *plaît* pas *qui veut* (S. 94). — Par places *couvraient* l'étendue *de vastes ombres charmantes de mystère* (S. 112). — Dans cette chambre, dans ce lit, *a passé* la nuit *Maurice Barrès* (ebda). — Entre mes fantômes *passait* parfois la tête *une petite réflexion de rien du tout* (ebda). — Même cour carrée, plantée de quelques arbres, dont *faisait* le tour *une haute galerie ouverte, élargie à un endroit pour former préau* (S. 119). — .. nos musées, où *s'entassent* sous la poussière et *achèvent* de se détériorer *une foule de toiles dédaignées sous prétexte qu'elles n'ont aucune valeur esthétique* (S. 120). — Reste comme seul but pratique, qu'enfin, désabusés de l'idéal, *réalisent* une oasis de douceur mutuelle et de simplicité *ceux qui ayant usé leur inquiétude de l'au-*

[3]) So (S. 36) die Erörterung über *la maison est belle* und *c'est une belle maison* oder (S. 37) *C'est une chose qui a beaucoup scandalisé Ph.* und *Cette chose a beaucoup sc. Ph.* — Oder S. 88 f. über *Restait son fils aîné*, aber *Il lui restait son fils aîné*. Ähnlich auf S. 49, 60, 83, 107, 166, 236 (unten) und 237 (oben).

[4]) z. B. die fünf Vulgärformen der Frage, vom bloßen *-ti-* anfangend, bis zu *Où que c'est que tu vas?*

Digitized by Google

delà, se résigneront à «vivre monotone», à «pâturer les vergers empiriques» (S. 128). Man sieht, daß auch ein dem Verb unmittelbar folgendes substantivisches Objekt kein Hindernis für die Inversion des Trägerworts ist, namentlich, wenn dieses sich zu einem längeren Ausdruck erweitert. — Auch bezüglich der Stellung des Objekts findet sich in den Beispielen allerhand Bemerkenswertes. Daß in einem eingeschalteten Einschränkungssatz mit *si* und *il y a*[5]) das Akkusativobjekt, sofern es die Wiederholung eines vorher genannten Substantives ist, vor *il y a* tritt, ist bekannt, z. B. L'analyse, si *analyse* il y a, ne se rencontre que dans l'écriture (S. 84). Daß aber auch im Falle von „Antizipierung", d. h. wenn das betreffende Substantiv, das zugleich als Objekt von *il y a* fungiert, erst nachher genannt wird, eine solche Voranstellung eintritt, zeigt das Beispiel (S. 85): Holà, ce n'est pas tout à fait cela, et si *antagonisme* il y a, c'est *antagonisme* entre deux complices. Und noch erstaunlicher muß die Stellung des Akkusativobjekts (an der Spitze des Satzes!) in folgendem Falle (S. 164) erscheinen: *Trois enfants* j'ai eus, et tous trois je les ai perdus. Quel crime ai-je commis? Spricht sie doch anscheinend einem der unverbrüchlichsten Wortstellungsgesetze des Neufranzösischen Hohn! Es ist ein Fall der Redeweise, die ich (Zs. f. roman. Phil. XLIX, 27 ff.) als „(rein) apperzeptive" bezeichnet habe, bei der der Sprechende, ganz dem momentanen Impulse folgend, die Vorstellungen in der Weise und in der Reihenfolge kund gibt, wie sie sich ihm aufdrängen. Berücksichtigt er beim Sprechen seinen Zuhörer, spricht er „präsentativ", dann hält er sich auch an die allgemein übliche Sprechweise und sagt: J'ai eu trois enfants[6]). — Gleichfalls als „apperzeptiv" stellt sich die Ausdrucksweise in den beiden folgenden Sätzen dar, die eine von der der „präsentativen" Rede abweichende Inversion aufweisen. In dem ersten leitet

[5]) Wenn Verf. (S. 81) das von *il y a* abhängige Objekt als *sujet* bezeichnet, so muß dagegen Einspruch erhoben werden. Es ist weder im grammatischen Sinne *sujet*, noch in dem des „psychologischen Subjekts". Zu allen Zeiten hat *il y a* stets den Akkusativ regiert, und dieser Akkusativ bezeichnete immer etwas Neues, Wichtiges („psychologisches Prädikat"). Genau dasselbe gilt für *il faut*, bezüglich dessen Verf. S. 97 in dem Satze: *Mais il faut la faire* den Infinitiv irrtümlich als *sujet psychologique aussi bien que grammatical* (!) bezeichnet. Er ist vielmehr Akkusativobjekt.

[6]) Auffällig kann auch ein Wort wie *témoin* als prädikativer Akkusativ an der Spitze des Satzes — also in einer Stellung, die sonst nur *tel* und *tant* einnehmen — erscheinen: *Témoin*, l'a-t-on nommé: médium plutôt, médium entre une faiblesse présente et une force espérée (S. 187). — Ebenso die Isolierung und Endstellung eines (keineswegs wichtigen) Akkusativs in: Henriette Charasson n'occupe plus, rue Ernest Renan, d'où elle écrivait ses premières lettres, *un appartement* (S. 161).

Digitized by Google

das „die Umstellung hervorrufende" Adverb (*encore*) nicht, wie üblich, die Rede ein: Pour admirer quelqu'un, faut-il *encore* le connaître un peu mieux que vous me connaissez (S. 131 f.) und in dem zweiten, mit *aussi* beginnenden, entsteht durch die Art und Weise, wie sich dem Sprechenden die Vorstellungen aufdrängen, eine von der gewöhnlichen („präsentativen") stark abweichende Satzform: Aussi n'existe pour lui *que cette seule idée* (statt Aussi *cette idée seule* existe-t-*elle* pour lui oder, ohne Inversion: Aussi *cette idée* seule existe pour lui) (S. 132). — Daß auch das neueste Französisch (wie das alte) Trennung von *faire* und dem davon abhängigen Infinitiv durch die Bezeichnung des Trägers des letzteren nicht scheut, zeigen Sätze wie: « Les Souffrances Perdues », dont l'intrigue est assez compliquée mais qui *fait* l'essentiel de son drame *se passer* surtout dans les âmes .. (S. 196) oder .. de ces mots de passion qui *faisaient* l'amant *frôler* son visage au papier satiné (S. 197) oder Dieu lui-même *fit* pendant un instant le Père capucin *suspendre* son discours (ebda). — Überraschende Behandlung der Personalpronomina offenbart ein Satz wie Ce qui *te* rappellera *nous* („Was dich an uns erinnern wird, dir uns ins Gedächtnis zurückrufen wird" — wofür man: ce qui *te fera souvenir de nous* erwarten würde, wobei dann aber die ungewöhnlich starke Betonung des *nous* verloren ginge). Das bekannte «Tenez-*vous-le* pour dit» (S. 203) ist augenscheinlich durch Einfluß von «Tenez-vous *cela* pour dit» zu seiner nicht ganz regulären Wortstellung gelangt. Durch die letztere Wendung war die Verbindung von *tenez* mit *vous* so fest geworden, daß beim Herantritt von *le* nichts daran geändert wurde (vgl. die Anbildung des anormalen „on *se vous* arrache" an „on *se les* arrache"). — Als Abschluß dieser Vorführung bemerkenswerter Beispiele seien noch die letzten des Buches erwähnt, die allen Konjunktionsfanatikern (für die *à moins que, de sorte que* usw. durchaus „Konjunktionen", also einheitliche Ausdrücke, gleichsam *outils grammaticaux* bzw. *syntaxiques* oder gar *liens* (S. 240) — statt je dreier Wörter mit ihrer gewöhnlichen Bedeutung — sind) zur Beachtung empfohlen seien: *A moins* encore, ce qui serait conforme aux usages, *que* ces jeunes gens ne nient que ... (S. 241) und: *De sorte*, quand je dus partir pour Paris, *que* nous n'avions d'autres souvenirs de ces quinze jours (ebda), was stark an altfranzösisches Verfahren erinnert.[7])

[7]) Hingegen möchte ich in den folgenden beiden Sätzen, die Verf. zu erklären sich bemüht, einfache Versehen, sei es des Autors, sei es des Setzers, sehen: 1. Il n'est aucun lecteur qui *ne* pourrait, sans nostalgie, parcourir le récit du voyage de l'auteur à l'intérieur de Ceylon (S. 84). Hier ist das *ne* hinter *qui* falsch gesetzt. Verfasser bemüht sich unnötigerweise, es durch Kontamination zu erklären. Aber die Mißgriffe

Digitized by Google

Das Leitmotiv der sämtlichen Erörterungen der Wortstellung ist natürlich — wie könnte es heute noch anders sein? — die Unterscheidung zwischen schon Gegebenem und Neuem oder, was so ziemlich dasselbe ist, zwischen Unwichtigem und Wichtigem (unter Berücksichtigung des Hörenden), wofür unnötiger und unsachlicher Weise von vielen die gekünstelten Ausdrücke „psychologisches Subjekt" und „psychologisches Prädikat" gebraucht werden. Verfasser hat dafür die nicht übeln Bezeichnungen *„notion initiale"* (das schon Gegebene, dem Hörer schon Bekannte, also den Ausgangspunkt der Mitteilung Bildende) und *„but de l'énoncé"* geschaffen. Leider gibt er sie bald wieder auf, verfällt mit *sujet* bzw. *prédicat psychologique* dem in den meisten deutschen Darstellungen anzutreffenden Mißbrauch. Dafür aber zeigt er gegenüber der in den letzteren herrschenden Neigung, diesem Prinzip absolute und ausnahmslose Geltung zu geben, eine wohl begründete Zurückhaltung. Einmal, sagt er, gibt es Sätze, in denen alle Glieder dem Hörer neu sind. Er führt als Beispiel an: „Un mendiant tomba un jour épuisé de faim au bord de la route" (Ich hätte statt *un jour,* das fast gleich dem inhaltlosen *une fois* ist, lieber *un soir, un matin* oder *une nuit* gewählt). Sodann — und hier offenbart sich ein wichtiger Gegensatz zwischen ihm und den unentwegten deutschen Verfechtern (er nennt Strohmeyer, *Der Stil der franz. Spr.*) des „psychologischen Subjekts" bzw. „Prädikats" — behauptet er, daß oft genug das „grammatische" Stellungsprinzip mit dem „psychologischen" einen siegreichen Kampf führt. Er zitiert zur Stütze seiner Behauptung Sätze wie „Cinq heures sonnent", wo seiner Meinung nach „fünf Uhr" *indubitablement* das Wichtige, das Neue, und *sonnent* der Ausgangspunkt, *la notion initiale,* ist. Oder den bekannten Ausdruck „Ça *me* regarde" (ohne Zusatz eines *moi*), oder: „S'*il* ne l'épouse pas, ce sera *un autre*" (ohne *lui* hinter *pas* bzw. — statt *il* — vor *ne*). Oder: „Presque toutes les prophéties sont des prophéties de malheur. *La biologie* nous fournit l'explication à ce phénomène." Dazu bemerkt er: „Malgré les arguments de Strohmeyer[8]), il nous paraît naturel de dire que

bei Negationen sind Legion. (Vgl. auch Lessing: „nicht ohne Mißfallen" = „mit Wohlgefallen", in der *Emilia Galotti*). — 2. Un livre comme „La dictature de l'argent", d'un nommé Chartenet, *paraît-il député de l'Isère,* est un document instructif (S. 102, Anm.). Stellen wir um: *député de l'Isère, paraît-il,* dann ist alles in schönster Ordnung. Einen „usage purement individuel" darin zu sehen, scheint mir doch zu gewagt. Dazu wäre doch mehr als ein Beispiel nötig.

[8]) Entweder hat Verf. das in französischer Diskussion bei Nennung lebender Autoren unerläßliche *M*(onsieur) vergessen, oder er ist der irrigen Meinung, daß Str. nicht mehr zu den letzteren gehört. Dasselbe wäre zu „Comment Spitzer peut-il ...?" (S. 128) zu sagen.

Digitized by Google

„la biologie" est bien „prédicat psychologique" et que la construction psychologique demanderait donc cette forme: *L'explication à ce phénomène nous est fournie par la biologie* ou: *c'est la biologie qui...* Als Erklärung fügt er hinzu: „La construction donnée représente au contraire la victoire de l'ordre grammatical normal sur l'ordre psychologique." Ich gestehe, daß ich gegenüber dem vom Verf. — auch an anderen Stellen — ins Feld geführten *ordre grammatical* etwas skeptisch bin. Schon der Name gibt zu Bedenken Anlaß, sofern er die Auffassung nahelegt, als sei die Stellung (substantivisches): Trägerwort—Verlaufswort—(subst.)Erleiderwort (alias: Subjekt—Prädikat—Objekt) ein Produkt des Wirkens der Grammatiker [9]). Ich würde daher statt *ordre grammatical* lieber *ordre normal* sagen und das Wort „psychologisch" durch „präsentativ" ersetzen. Denn nicht, weil der für den Hörer wichtige Teil der Mitteilung dem Sprechenden als „psychologisches Prädikat" erscheint, gibt er ihm die Endstellung, sondern weil er — was namentlich dem *être sociable*, das sich „Franzose" nennt, inneres Bedürfnis ist — seine Mitteilung dem Hörer so faßlich und verständlich wie möglich machen will. Daher die Wichtigkeit dieser Wortfolge — mangels der dem Deutschen und Engländer eignenden Möglichkeit der Hervorhebung beliebiger Satzglieder durch Betonung (Stimmverstärkung) — für die Lehre von der Wortstellung im Französischen. Nun ist aber der Franzose nicht nur ein *être sociable*, sondern auch zugleich ein *être plein de vie, bouillant, chaleureux* usw., er wird also, namentlich gegenüber guten Freunden und Bekannten — und natürlich erst recht im Affekt — oft genug die Rücksicht auf den Hörer, das Bestreben, diesem das Erfassen des Gesagten möglichst zu erleichtern, fallen lassen, wird die einzelnen Glieder des mitzuteilenden Vorstellungskomplexes (allgemeiner: Bewußtseinsinhalts) in der Reihenfolge nennen, wie sie sich ihm aufdrängen. Er hört die Uhr schlagen — daß es sich um fünf handelt, weiß er natürlich — also entschlüpft ihm: (*déjà*) *cinq heures!* Das *sonnent* brauchte gar nicht ausgesprochen zu werden, aber aus Gewohnheit fügt er es noch hinzu: Er hat nicht „präsentativ" gesprochen, nicht an den Hörer gedacht, sich nicht bemüht, diesem die Sache mundgerecht zu machen, sondern „(rein)

[9]) Die Adoption dieser Reihenfolge als der normalen wird — in ihrer Strenge im Französischen — vielfach darauf zurückgeführt, daß diese Sprache den Flexionsunterschied zwischen Nominativ und Akkusativ im Laufe der Jahrhunderte eingebüßt hat. Aber andere Sprachen haben ihn nie gehabt und sind hinsichtlich der Voranstellung des substantivischen Akkusativobjekts doch viel weitherziger als die französische. Der wahre Grund muß also in der Mentalität, im Denkvermögen des französischen Volkes liegen.

Digitized by Google

apperzeptiv", d. h. so, wie ihm „die Worte in den Mund kamen", die auftauchenden Vorstellungen ihn zum Sprechen drängten. Legen wir eine Normal-Wortstellung (das, was Verf. *ordre grammatical* nennt) zugrunde, so ergeben sich Abweichungen von ihr, Durchbrechungen derselben auf zwiefache Weise. Einmal dadurch, daß der Sprechende die Satzteile nach dem Grade ihrer Wichtigkeit für den Hörer ordnet, und zwar das minder Wichtige (weil Bekannte) zuerst, das dem Hörer Neue und darum Wichtigere zuletzt, unter Einschaltung (Kommata!) erläuternder Teile zwischen jene[10]). Sodann — auf entgegengesetzte Weise — dadurch, daß der Sprechende von seiner Lebhaftigkeit (es braucht nicht gerade ein „Affekt" zu sein) fortgerissen, die Wörter heraussprudelt, herausstößt, wie sich ihm die durch sie bezeichneten Vorstellungsglieder aufdrängen. Bezeichnen wir nun erstarrte Formeln oder Satzformen wie *Grand bien vous fasse! — Je m'en y vais. — Vive le roi! — ...si danger il y a...* — und alle nach dem Muster, dem *moule* oder *patron* derselben neu geformten Sätze als archaische Ausdrucksweise, dann können wir die französische Wortstellung sowie die für sie und in ihr wirksamen Faktoren auf die kurze Formel bringen: Die theoretisch aufstellbare Normalwortfolge erfährt in der Praxis beständige Durchbrechungen teils durch das präsentative, teils durch das apperzeptive, teils durch das archaische Stellungsprinzip.

Es braucht nach allem bisher Dargelegten kaum ausdrücklich gesagt zu werden, daß Verf. durchaus bestrebt ist, für die Erscheinungen, die er vorführt, auch eine Begründung zu geben, zu zeigen, wie es wohl dazu gekommen ist, oder wenigstens, wie sie sich den allgemeinen sprachlichen Gesetzen unterordnen. Beachtenswert sind besonders die Erläuterungen zu *Ça je ne sais pas* u. ähnl. (S. 164) sowie zu Sätzen vom Typus: *Le nom de cet homme, de ce voyou... Je veux savoir* (S. 167), in denen ein ungeschulter Beurteiler geneigt sein könnte, von unerlaubter Unterdrückung eines den vorangestellten Akkusativ vorschriftsgemäß wieder aufnehmenden Personalpronomens zu sprechen. Verf. weist demgegenüber nach, daß es sich im ersteren Falle um Sätze handelt, die auch an und für sich, d. h. auch wenn kein *ça* an der Spitze steht, ohne pronominalen Akkusativ auftreten:

---

[10]) Schon darum ist die Bezeichnung „psychologisches" Subjekt, bzw. Prädikat nicht sachentsprechend, weil die betreffenden Satzteile es nicht für die Psyche des Sprechenden sind, sondern lediglich für die des Hörers. Treffender wäre daher — solange man die unrichtigen Ausdrücke „Subjekt" und „Prädikat" als Bezeichnung von Satzteilen beibehält — „kommunikatorisches" oder „rhevers la disparition générale de l'inversion simple (!).

Digitized by Google

Je ne sais pas (als abweisende Antwort auf eine Frage), im letzteren jedoch um *un premier état inorganisé de la phrase, une première esquisse fortement émotive, qui est reprise après sous une forme plus explicite.* Allerdings hätte er den hier erwähnten Fall (*Le nom* de cet homme, de ce voyou ... *Je veux savoir* — man beachte die Majuskel von *Je*) noch von denjenigen scheiden sollen, bei denen (wie in *Et ce mari* ... si je *l'*avais trouvé? ebda.) das Verbum einen pronominalen Akkusativ aufweist.

Nicht richtig hingegen ist die — auf Plattner II, 3, 143-144 — zurückgehende Behauptung, daß in Sätzen wie „Je me sens humilié de me voir traiter ainsi" (S. 204), wo man statt *traiter* auch *traité* setzen könnte, passiver Sinn vorliegt. Ich habe den Fall eingehend bei der Rezension von Sneyders de Vogel, *Synt. hist. du frç.*, 2. Aufl. (in dieser Zeitschr. Bd. L, S. 505 f.) erörtert, der — ebenfalls unter Bezugnahme auf Plattner — behauptet hatte, daß, wo man den Infinitiv nach *faire, laisser, entendre, voir* usw. durch das Participe passé ersetzen könne, sein Sinn passivisch sei, zumal der Name des Urhebers der Infinitivtätigkeit außer durch *à* auch durch *par* eingeführt werden könnte. An der angegebenen Stelle ist gezeigt worden, daß weder die Möglichkeit des Ersatzes durch ein passivisches Partizipium noch die der Setzung von *par* etwas für den passivischen Sinn des Infinitivs beweist.

Einigermaßen auffällig ist — angesichts des sonstigen Verfahrens des Verfassers — daß er (S. 146), wo von den Interrogativen die Rede ist, bei der „Regel": „*Que* se construit toujours avec inversion simple" sich mit der Hinzufügung von drei Beispielen („Que fait ton frère" usw.) begnügt, ohne irgend etwas zur Begründung zu sagen. Der (naheliegende) Grund ist der, daß das interrogative *que* seit langer Zeit ein „unselbständiges" Wort ist, das ohne unmittelbare Anlehnung an eine Verbform (die natürlich mit anderen tonlosen Wörtern verbrämt sein kann, z. B. „Que ne lui ai-je pas sacrifié?") nicht mehr auftreten kann. — Nicht befriedigt bin ich von der für die pleonastische Inversion („*inversion composée*") nach *pourquoi* gegebenen Begründung[11]): „On peut constater un parallélisme intéressant entre les phrases commençant par *pourquoi* et les propositions causales, où nous avons déjà remarqué la rareté de l'inversion, et où nous avons essayé de l'expliquer par le fait que *parce que, puisque* etc. déterminent la phrase entière et ne se rattachent pas directement au verbe; et la même explication vaudra pour l'absence de l'inversion simple après *pourquoi*." Heißt das nicht

[11]) Und erst recht nicht von der, *Rom.* 1921, 294 f., von Foulet gegebenen: „les phrases avec *pourquoi* sont à la tête du mouvement qui va vers la disparition générale de l'inversion simple (!).

Digitized by Google

„in die Ferne schweifen", wo „das Gute doch so nah liegt"? Verf. wäre mit der so oft angewandten Scheidung von Wichtigem und Unwichtigem auch hier gut ausgekommen: In Sätzen mit *pourquoi* ist das Wichtige (das „Dominierende", wie Wundt sagt) stets das Verb, also gebührt ihm auf Grund des Kardinal-Stellungsprinzips auch die Endstellung; z. B. „Pourquoi ton frère part-il?" Richtet sich die Auskunftsbedürftigkeit des Fragenden zugleich auf die Person des Trägers, dann tritt Umschreibung mit *est-ce ... qui* ein: „Pourquoi *est-ce* ton frère *qui* part (et non ton cousin)?"

Bei der Wesens- und Sinnesbestimmung der Umschreibungen in Fragesätzen haben meine Beobachtungen mich etwas anderes gelehrt, als Verf. angibt, wenn er S. 149 sagt: „... la construction (périphrastique) fait double emploi avec la construction à inversion (vielleicht klarer: avec la construction simple), et souvent avec cette seule différence que la forme avec formule interrogative (= Umschreibung) est plus usitée dans la conversation que dans le style littéraire. Il y a quelquefois cette nuance que la formule introduit une question plus hésitante, ou seulement plus polie parce que moins brusque: „*Est-ce que votre fille ira à cette soirée?*" Ich habe bei meiner französischen Lektüre einen etwas anderen Eindruck von der Sache gewonnen, den nämlich, daß die Umschreibungsformel — wodurch sich ihre größere Häufigkeit zumal in der Konversation sofort erklärt — einer gewissen Erregung oder (wenigstens) Lebhaftigkeit entspringt, daß dagegen eine ruhige Auskunftserheischung in der gewöhnlichen Frageform auftritt. Also: *Dors-tu?* = „Schläfst du (schon oder kann ich dich noch sprechen?)". Dagegen *Est-ce que tu dors?* = „(Was?) schläfst du (etwa schon)?" oder gar noch erregter: „Schläfst du (denn, daß du nicht hörst, was ich zu dir sage?)". Und ebenso: *Que veux-tu?* = „Was wünschest du?" (in ruhigem Tone gesprochen). Dagegend *Qu'est-ce que tu veux?* = „(Na) was willst du (denn)?" oder = „Nun sag doch endlich, was du willst"? Dieser Eindruck wurde mir zur Überzeugung durch eine genaue Prüfung sämtlicher Fragesätze zweier moderner (freilich nicht ganz moderner) Lustspiele. Erstens der *Bataille de dames* von Scribe und Legouvé, sodann der *Mademoiselle de la Seiglière* von Sandeau. In der erstgenannten Komödie standen — unter den „Entscheidungsfragen" (d. h. Fragen ohne Fragewort) — 34 einfache, 17 mit *est-ce que* (und zwar in Erregung gesprochenen) gegenüber und unter den „Bestimmungsfragen" (d. h. solchen mit Fragewort) — 66 einfache 10 umschriebenen. In dem letztgenannten Lustspiele war der Unterschied der Häufigkeit noch erheblicher: 103 einfache gegenüber 6 umschriebenen Entscheidungsfragen und 92 einfache Bestimmungsfragen gegenüber 7

Digitized by Google

umschriebenen, immer in Erregung oder mit Lebhaftigkeit gesprochenen. Bei einer *est-ce que*-Umschreibung des letztgenannten Stückes kann man im Zweifel sein, ob sie Erregung ausdrückt oder nicht. Im letzteren Falle würde sie sich aber unbedingt als Frageform zu einem *C'est que* ... (= „die Sache liegt so, daß ...") darstellen [12]). — Auch die regelmäßig anzutreffenden Umschreibungen von *dors-je?*, *mens-je?* usw. braucht man keineswegs auf Wohlklangsrücksichten zurückzuführen, da die Sprache ja in Wörtern wie *orge*, *forge*, *grange*, *mange* nicht den geringsten Mißklang empfindet. Wie sollte jemand aber in die Lage kommen, sich von einem anderen Auskunft darüber zu erbitten, ob er (der Fragende) schläft oder lügt usw.? Die Frage „schlafe ich?", „lüge ich?" wird ja immer nur erregte (oft sogar zornige) Zurückweisung der Insinuation eines anderen sein.

Was die *phrases exclamatives* (S. 152 ff.) betrifft, so würde dem Verfasser das Studium des darauf bezüglichen „Beitrags" von A. Tobler (*Verm. Beitr.* IV. Reihe, Nr. 8), der ihm augenscheinlich entgangen ist, gute Dienste geleistet haben, insbesondere durch die von dem vortrefflichen Gelehrten konsequent durchgeführte Scheidung direkter (mit *ne ... pas*) und indirekter Ausrufsform. Daß es in der Sprache dabei zu Kontamination gekommen ist, braucht ja wohl nicht erst gesagt zu werden.

Hie und da finden sich in dem Buche Angaben, besonders Regelformulierungen, die mit dem wissenschaftlichen Geiste, der es sonst durchweht, nicht ganz im Einklang stehen. Von der lakonischen — ohne Begründung gegebenen — Regel: „*Que* (Fragewort) se construit toujours avec inversion simple" ist schon oben die Rede gewesen. Noch seltsamer berührt es, wenn Verf. (S. 238) als Ausnahmen von der Regel, daß Interrogativa an der Spitze des Satzes stehen, angibt: Es können jedoch davorstehen: „1. Conjonctions: *Et* que demande-t-il? — *Mais* où est-elle? 2. Prépositions: *A* quoi bon? — *Pour* qui travailles-tu? usw." Wer sich über das Wesen der Wörter, die die Grammatik — einen Irrtum des vor etwa 2000 Jahren lebenden Dionysius Thrax sorgsam konservierend — „Konjunktionen" nennt [13]), sowie über das der „Präpositionen" einigermaßen klar geworden

[12]) Es ist der Anfang der 8. Szene des 3. Akts: Bernhard und Helene halten in ihrem Gespräch inne, als sie die Baronin ins Zimmer kommen sehen. „Qu'est-ce donc, mes amis", sagt diese, „d'où vient cet embarras?" — (Hélène:) „Madame?". Darauf die Baronin: „*Est-ce que ma présence dérange votre entretien?* Da die Baronin auf Grund eines klug ausgedachten Planes vorgeht, so ist es wahrscheinlich, daß die Frage nicht Lebhaftigkeit oder gar Erregung ausdrückt, sondern lediglich den Sinn hat: „Bedeutet eure Verlegenheit, daß ich störend komme?" (Positiv, als Antwort: „*C'est que* votre présence nous dérange"). —

[13]) Vgl. *Neuaufbau der Grammatik* (Leipzig 1928) S. 30 ff., sowie (speziell für das Neufranzösische) die *Behrens-Festschrift* S. 86 ff.

Digitized by Google

ist, wird auf den Gedanken, daß die Stellung dieser Wörter in den oben angeführten Fragesätzen eine andere sein könnte, überhaupt nicht kommen. Es ist nur gut, daß Verf. die 2. Ausnahme nicht etymologisch begründet hat (*pré = avant, devant*). Denn, wenn es auch irrigere Termini in der Grammatik gibt, eine nichtssagendere — oder meinetwegen: weniger besagende — dürfte man kaum finden als die Bezeichnung „Präpositionen" für „Verhältnisangaben", ganz abgesehen davon, daß dieselben in verschiedenen Sprachen keineswegs immer voranstehen. Eher ist die Setzung der 3. Ausnahme berechtigt: „3. Rarement après un substantif + de: *Le journal de quelle date cherchez-vous?*" insofern nämlich als jemand auf den Gedanken kommen könnte, es müsse heißen: *De quelle date* cherchez-vous *le journal?* (vgl. *De qui* Alexandre est-il *fils?*). Aber Verf. deutet durch sein *rarement* selbst an, daß es sich hier um eine recht gesuchte, ja gekünstelte Ausdrucksweise handelt. In 1000 Fällen dürfte die betr. Frage 999 mal einfach: „*Quel* journal cherchez-vous?" lauten.

Mit dem eben geäußerten Einwande gegen eine allzu schematische und äußerliche Regelformulierung — es sei nochmals betont, daß es sich dabei lediglich um Ausnahmefälle in unserem Buche handelt — nähere ich mich nun dem Hauptbedenken, das ich gegen dasselbe geltend zu machen habe, es ist die allzu große Vertrauensseligkeit gegenüber — ja ich möchte fast sagen: das Eingeschworensein des Verfassers auf das bisher in Geltung befindliche System der Grammatik. Es liegt mir dabei völlig fern, etwa meinen *Neuaufbau* als Maßstab an sein Werk zu legen. Beide Bücher sind ja i. J. 1928 erschienen, er hätte also, selbst wenn er gewollt hätte, sich gar keine Kenntnis von dem darin vorgelegten neuen System der Grammatik verschaffen können[14]). Aber er hält auch — zum Schaden seines

[14]) In letzter Stunde und mit größter Hast hat das J. Schmidt, für den mich der Verlag unter Berufung auf den Herrn Herausgeber um die Druckbogen bat, im Hinblick auf seine (im Manuskript fast vollendete) „Methodik des französischen Unterrichts" (Suppl. XII dieser Zeitschr. 1928!) versucht, mit dem Erfolge, daß er in meinem Buche lediglich eine „Wortpolemik" entdeckt hat, „die noch kein Vorschlag für eine tatsächliche Verbesserung ist" (S. 20). Ich fürchte, daß er sich mit diesem übereilten Urteil selbst geschadet hat. Denn von nicht weniger als vier Seiten bin ich — und zwar mit Ausdrücken lebhafter Entrüstung („ganz irreführendes Urteil, obendrein in geradezu wegwerfender Form" — „als ob es sich um das Buch eines Dilettanten handelte" usw.) — auf Schm.'s Äußerung aufmerksam gemacht worden. Und da ich zu seiner Entschuldigung auf die angustiae temporis hinwies, antwortete der eine der Briefschreiber: „Dann hätte er sich wenigstens das Inhaltsverzeichnis ansehen sollen" — ein Einwand, dem ich die Berechtigung allerdings nicht absprechen konnte. Lästig wurde mir nur das viermalige Niederschreiben der Aufklärung des Sachverhalts. Ich dachte schon daran, sie hektographieren zu lassen.

Digitized by Google

Buches — an manchem fest, worüber schon viele andere außer mir hinweggekommen sind. Die „Kopula", das Satzband — *être* und seine Modifikationen, wie *devenir, sembler, paraître* — steht bei ihm noch in solcher Geltung, daß er daraufhin eine Scheidung sämtlicher Sätze in nominale und verbale vornimmt und in seinem Buche durchführt, so zwar, daß mit dem Ausdruck „nominal" diejenigen bezeichnet werden, in denen das „Subjekt" in Verbindung mit „Kopula" und prädikativer Bestimmung steht — wobei die Kopula ebenso wie das Subjekt auch unausgesprochen bleiben kann — und mit „verbal" solche Sätze, deren Verbum, sei es transitiv oder intransitiv, keine prädikative Bestimmung bei sich hat. Diese Scheidung ist zwar auch vor ihm von verschiedenen Grammatikern gemacht worden, trotzdem ist sie nicht gerechtfertigt, und ich zweifle nicht, daß, wenn Verf. sich — hier wie an anderen Punkten — von dem verhängnisvollen Einfluß jener Vorgänger freigemacht und den Sachverhalt unvoreingenommen geprüft hätte, sein an so vielen Stellen des Buches bewährter klarer Blick ihn das Richtige wohl hätte erkennen lassen: Es gibt keine Kopula, kein „Satzband". Die als solche von ihm — und anderen — aufgeführten Verba sind ganz gleicher Art wie alle anderen. Schon die Bedeutungsänderungen, die in ihrer flexivischen Wandelbarkeit durch die verschiedenen Tempora und Modi gegeben sind, sollten die Augen dafür öffnen, daß ihre Funktion nicht in der „Verbindung" des „Subjekts" mit dem „Prädikatswort" liegt. Das Verbum *être* „sein" bedeutet stets: „einen Bestandteil der Wirklichkeit bilden, innerhalb des Weltganzen existieren". Und man sollte meinen, daß das keine geringwertige Bedeutung ist. Vgl. Vigny, *La Prison:* Il est un Dieu? oder V. Hugo: Il est deux îles ... Liegt allerdings der Schwerpunkt der Mitteilung — wie es in tausend und abertausend Äußerungen der Fall ist — auf der prädikativen Bestimmung, dann sinkt naturgemäß die Bedeutung von *être* „sein" auf ein geringes, ja bei schneller, lebhafter Rede auf ein ganz minimales Maß herab, sie geht aber — trotz Paul, der nicht begreifen zu können erklärt, daß „der Himmel ist blau" im Grunde bedeutet: „der Himmel existiert als blauer" — niemals ganz verloren. Also nicht aus „Subjekt" (*sujet*) und „Prädikat" (*attribut*) besteht ein Satz wie der eben genannte, sondern (wie jeder ausführliche Satz der Sprache — die Umgangssprache freilich begnügt sich meist mit Satzbruchstücken, z. B. Guten Tag! — Famos! — Ach was! — Her damit! usw.[15]), indem sie mit Recht von der Annahme

[15]) „Satzbruchstücke" sind auch Frage- und Befehlssätze, insofern das Heischeelement („Ich wünsche zu wissen" und „ich will, befehle dir") nicht durch besondere Worte, sondern durch Ton und Wortstellung, eventuell mit Unterstützung durch Gebärden ausgedrückt wird.

Digitized by Google

ausgeht, daß sich der Hörer aus der Situation heraus den Rest wird denken können) aus Trägerwort, Verlaufswort, sei es mit prädikativer, sei es mit anderen Bestimmungen oder auch ohne solche.

Aber nicht nur rein sachlich ist das Einteilungsprinzip „nominal" und „verbal" bedenklich, da eben alle nominalen Sätze zugleich verbale sind — daß Verf. etwas Ähnliches empfunden hat, zeigt seine Bemerkung (S. 35): „Si c'est un des verbes «être, devenir, rester, paraître, sembler», l'analyse est facile, ce sont les copules ordinaires. D'autres combinaisons montrent une généralisation plus ou moins avancée du sens du verbe" (soll heißen: bei diesen läßt sich die Scheidung nur mit Schwierigkeit durchführen), nämlich *tomber malade*, *sortir vainqueur* usw. — sondern für die vom Verf. gegebene Darstellung der französischen Wortstellungslehre hat sie den recht unerfreulichen und der Wirkung derselben auf den Leser abträglichen Nachteil, zu ermüdenden Wiederholungen zu führen. Man liest mit lebhaftestem Interesse die hübschen Ausführungen des ersten Buches, betitelt: *Sujet et attribut* (attribut = Prädikat, d. i. „Kopula" mit adjektivischer oder substantivischer Bestimmung).

In dieser wie in den anderen Aufstellungen des *„Neuaufbaus"*, von deren Richtigkeit sich jeder durch Beobachtung beim Sprechen leicht überzeugen kann, haben mich auch die beiden ablehnenden Rezensionen (von E. Otto im *Archiv* und G. Herrmann in der *Philol. Wochenschrift*) nicht irre machen können, nicht nur, weil die Ablehnung eines unerwünschten Konkurrenten bei diesen Verfechtern selbstgefundener Systeme als selbstverständlich vorauszusehen war, sondern hauptsächlich, weil beide auch nicht einmal den Versuch einer Widerlegung gemacht haben (Sie führen eine Anzahl Punkte meines „Neuaufbaus" an, erklären sie (ohne Beweis!) für unrichtig, setzen ihre Ansichten daneben und — lehnen ab!). Dabei liegt die Sache für die Polemik furchtbar einfach, nämlich so: Ist der Satz, wie u. a. Paul behauptet, eine Verbindung von Vorstellungen, dann haben die beiden Rezensenten Recht, dann hat er einen Satzgegenstand, ein Aussagewort usw., dann stehen alle Wörter in syntaktischen Beziehungen untereinander, deren genaue Feststellung Sache der Grammatik („Syntax") wäre. Ist jedoch der Satz — wofür i. J. 1900 auch Wundt eingetreten ist — die Aufzählung der durch Analyse eines vorschwebenden Bewußtseinsinhalts gewonnenen Glieder auf Grund anschließender Subsumption (sowohl dieser Glieder als auch ihrer pragmatischen Verhältnisse zueinander, z. B. der zwischen Tun, Täter, Erleider, Ziel, Herkunft, Art, Zeit usw., sei es durch das Mittel der Flexion oder besonderer „Verhältnis"-Wörter), dann ist die Unterscheidung der einzelnen Wörter bzw. Wortgruppen als „Satzgegenstand" („Subjekt"), „Satzaussage" („Prädikat") und als „Bestimmungen" dieses „Prädikats" (!) völlig sinnlos, da doch schon der Bewußtseinsinhalt der Satzgegenstand (Subjekt) und der ganze Satz die Aussage („Prädikat") ist. Also die Frage: „Wie entsteht, was ist der Satz?" ist der springende Punkt. Jede Kritik des *Neuaufbaus*, die an dieser Frage vorübergeht, mag sie ihn noch so entrüstet ablehnen, ist — wertlos.

Digitized by Google

Sie gliedern sich in *Chap.* I: *Ordre habituel: sujet-attribut.* A. *La phrase simple.* B. *Cohésion et disjonction.* C. *Dislocation.* I. *Dislocation avec intercalaison.* II. *Dislocation sans intercalaison.* III. *Construction populaire avec soudure complète.* IV. *Sujet repris à l'aide de „ce".* Man kommt zum zweiten Buche, betitelt: *Sujet et verbe* in der durch alles Voraufgegangene (*Introduction* und *Livre premier*) erweckten und genährten Hoffnung auf weitere anziehende Darbietung. Aber „was ist das?", so fragt man, „das sind ja alles dieselben Dinge, die man eben gelesen hat!" Man achtet auf die Überschriften, und siehe da: Genau, wie im ersten Buche *Chap.* I: *Ordre habituel.* A. *La phrase simple.* B. *Cohésion et disjonction.* C. *Dislocation* usw. usw. Der einzige Unterschied ist der, daß die Verba hier andere sind als dort, gemäß der oben dargelegten Scheidung. Diesen Unterschied aber empfindet man als so minimal, daß er keineswegs hinreicht, um dem Leser das Gefühl der Enttäuschung zu ersparen, und ich wette, daß mancher, den keine Rezensentenpflicht bindet, dieses „zweite Buch" gar nicht mehr durchlesen, sondern nur durchblättern wird. Und das hat Verf. bei der Sorgfalt und Hingebung, die er seinem Werke gewidmet, wahrlich nicht verdient. Ein ähnlicher Parallelismus — wenn auch nicht ganz so durchgreifend — besteht zwischen der Stoffvorführung bei den beiden ersten Kapiteln des dritten, „*Verbe et compléments*" betitelten Buches, von denen das erste die Stellung von Verbum und Akkusativ, das zweite die vom Verbum und anderen Objekten (*compléments indirects*) behandelt. — Nach meiner Überzeugung würde das ganze Werk außerordentlich gewinnen, wenn Verf., so schwer es ihm fallen mag, bei einer weiteren Auflage den Entschluß faßte, alle gleichartigen Wortstellungserscheinungen gemeinsam zu behandeln. Die Zahl der meist sehr hübsch gewählten Beispiele brauchte bei solcher Zusammenziehung gar nicht verringert zu werden. Sie könnten innerhalb des betreffenden Buches oder Kapitels nach sachlichen Gesichtspunkten gruppiert, dem Leser dargeboten werden, der dann so viele derselben durchsehen würde, wie ihm gut und lohnend schiene.

Berlin-Schlachtensee. **Theodor Kalepky.**

Loomis, Roger Sherman, *Celtic Myth and Arthurian Romance.* New York 1927.

Für einen heute an Zahl stets zunehmenden Kreis von Arthurforschern ist das Betreten des von L. behandelten Gebietes von vornherein Tabu; denn die Arthurromane sind ja „Erfindungen" der Franzosen; höchstens wird zugegeben, daß ganz

Digitized by Google

wenige keltische Elemente, zumal Eigennamen, verwendet wurden; von Mythus will man schon gar nichts hören. Die betreffenden Gelehrten haben jedoch ihre Behauptungen nie bewiesen, und das Gebiet, vor dessen Betreten sie warnen, die keltische Literatur und Sage und insbesondere die keltische Mythologie ist ihnen eine *terra incognita*, so daß ihre Kompetenz, über dieselbe zu urteilen, höchst fraglich ist und ihr Urteil vielmehr als Voreingenommenheit sich entpuppt. Daß anderseits die Mythologie, und die keltische wohl noch in höherem Grade als die germanische oder griechische, ein etwas unsicheres Gebiet ist, auf dem das Tatsächliche gegenüber dem Hypothetischen zurücktreten muß, ist kaum zu bezweifeln, und der Verfasser des vorliegenden Buches wird sich dessen wohl auch bewußt gewesen sein. Es wird sich also vor allem darum handeln, ob die aufgestellten Hypothesen plausibel sind oder nicht.

Man hat L. bisher hauptsächlich als Autorität auf dem Gebiete der arthurischen Ikonographie kennen gelernt. Das komplizierte Studium der arthurischen Stoffgeschichte scheint er erst seit 1924 aufgenommen zu haben (*Preface*, p. VII), und da muß man staunen, wie schnell er sich in derselben zurechtgefunden hat. Das vorliegende Buch erinnert in seinem allgemeinen Charakter und in der Methode am meisten an John Rhys' *Studies in the Arthurian Legend* (Oxford 1891), welches Buch den gleichen Titel haben könnte wie jenes. Rhys, dessen mythologische Hypothesen wenig Sympathie gefunden haben, war allerdings mit der französischen Literatur weniger vertraut als L.; dagegen besaß er hervorragende Kenntnisse der keltischen Linguistik. Bei L. scheint gerade die Linguistik, die doch durch die so wichtige Namenforschung in die literarisch-mythologische Domäne hineingreift, eine schwache Stelle zu sein, wie er in seiner längern *Note on the Transmission of Names* (p. 35-38) gewissermaßen selbst zugibt. Doch will er diese Schwäche nicht als einen Mangel gelten lassen, da man es nach seiner Ansicht mit den Namensformen nicht so genau zu nehmen habe und die Lautgesetze für die Namenforschung belanglos seien[1]). Hier kann ich L. keineswegs beistimmen. Allerdings kommen neben

[1]) *Because of their irrelevance the laws of phonetic development have not come within the province of my studies* (p. 35). Kann man ein Urteil fällen über etwas, das man nicht studiert hat, also nicht kennt? Hat also L., wenn er die Phonetik nicht kennt, ein Recht, zu behaupten, daß sie belanglos sei? Ich glaube, daß L., wenn er selbst ein besserer Linguist wäre, hierüber anderer Ansicht sein müßte. Die paar Beispiele irischer Namenvarianten, die er (p. 36) anführt (übrigens ohne Angabe der Texte, so daß sie nicht kontrollierbar sind), beweisen keineswegs *extraordinary looseness* in den keltischen Sprachen; z. B. *Tailtiu* und *Tallan* (soll es nicht heißen *Taltan*?) repräsentieren verschiedene Casus: Nom. *Tailtiu*, Gen. *Tailten*.

Digitized by Google

der Phonetik noch die Graphie [2]), die L. gar nicht erwähnt, und die Namensubstitution und Kreuzung in Betracht. Zwischen allen diesen Möglichkeiten muß der Forscher unterscheiden können; L. aber wirft alles in den gleichen Tiegel [3]). Außer der Namensform ist — das weiß auch L. (vgl. speziell P.M.L. A. 1928, p. 386) — die Namensfunktion (Rolle des Namenträgers usw.) von Wichtigkeit. Je mehr zwei Namen betreffend Form (sei es phonetisch, sei es graphisch, sei es in bezug auf naheliegende Namensubstitution) und Funktion übereinstimmen, um so plausibler und sicherer ist die Identifikation der Namen oder ihrer Träger. Der Forscher, der sich mit geringer Ähnlichkeit der Namen (welche unnatürliche phonetische oder graphische Übergänge oder nicht naheliegende Substitution postuliert) und der Funktionen begnügt, wird eben für seine Hypothesen wenig Beifall finden [4]).

[2]) Auch da gibt es gewisse Normen; ein Wechsel von *u* und *n*, von *c* und *t* ist zweifellos plausibler als ein Wechsel von *p* und *l*.

[3]) Mit Unrecht sucht L. seine Willkür zu rechtfertigen durch den Hinweis auf die Gesetzlosigkeit bei Paaren wie *Erec - Gereint, Gauvain - Gwalchmai, Perceval - Peredur, Calogrenant - Kynon* (p. 36-37 und wiederum in P.M.L. A. 43 [wo er eine Ergänzung zu vorliegendem Buch bringt], p. 385): die kymrischen Übersetzer französischer Romane haben zwecks Nationalisierung der Erzählungen für die ihnen unbekannten Fremdnamen nationale eingesetzt, die mit jenen eine gewisse, bisweilen sehr geringe äußerliche Ähnlichkeit haben. Es kann doch wohl niemandem einfallen, Namen wie Kynon und Calogrenant als etymologisch identisch anzusehen; ebensogut könnte man die Namen *Graelent* und *Lanval* identifizieren, von denen offenbar der eine für den andern substituiert wurde, da ihre Lais auf eine gemeinsame Vorlage zurückgehen müssen.

[4]) Bekanntlich versagten die Phonetik und Analogie auch etwa bei der Etymologie anderer Wörter als Eigennamen; dann sind eben die Etymologien in der Regel unsicher (vgl. z. B. bei *aller - andare*); aber welcher Etymologe würde wegen der paar Ausnahmen die Kenntnis der Phonetik für unnütz erklären! Am Schluß seines Supplements (P.M.L. A. 43, p. 396) meint L.: wer seine [stark auf nicht sehr naheliegenden Identifikationen von Namen basierende] Theorie abweise, befinde sich in folgendem Dilemma: *either he must supply a theory which explains more facts, or he must adopt the position that the fewer facts a theory explains, the truer it is* (es gibt doch auch die Möglichkeit, daß man eine Theorie als unwahrscheinlich ablehnt, ohne daß man eine eigene Erklärung bieten kann; auch ist eine Theorie, die wenige Tatsachen gut erklärt, besser als eine, die ohne genügende Argumente zu vieles erklären will). *If he rejects this theory on phonetic grounds, he is further under obligation to justify every accepted derivation of Arthurian proper names by citing chapter and verse from accepted authorities on phonetic law, or else to declare them invalid.* Es gibt glücklicherweise noch keine phonetische Bibel; aber gewisse elementare Kenntnisse der Phonetik darf man bei jedem Linguisten voraussetzen. Wer eine neue *derivation* aufstellt, muß sie begründen; wer sie annimmt, zeigt damit, daß er mit der Begründung einverstanden ist. Wer L.'s Theorie ablehnt, den hat seine Begründung nicht überzeugt. Ein Dilemma gibt es nicht.

Digitized by Google

Mit Bezug auf das, was Verf. über die Wanderung der arthurischen Stoffe sagt (besonders in dem Kapitel *Celtic Story-channels and Story-ways:* p. 24 ff.), kann ich ihm beistimmen: Die Franzosen verdankten die arthurischen Stoffe den Bretonen; diese bezogen sie aus Wales und Cornwall, also von den Inselbritten, letztere aus Irland; hier hatten sie ursprünglich mythischen Charakter: *Arthurian romance is constructed out of the ruins of a pagan Pantheon* (p. 4). Dies ist im großen Ganzen schon lange Zeit auch meine Ansicht gewesen, eine Ansicht, die auch schon an einer genügenden Zahl von Spezialfällen als die richtige erwiesen wurde (vgl. namentlich Kittredge, *Arthur and Gorlagon* in *Harvard Studies and Notes VIII* und *A Study of Gawain and the Green Knight,* Cambridge 1916). Ich mache nur folgende Vorbehalte gegenüber der obigen Formulierung: die Franzosen mögen natürlich von den Bretonen auch autochthone bretonische Stoffe, die Bretonen von den Inselbritten auch autochthone inselbrittische Stoffe (nicht erst seit ca. 1050, wie Verf. p. 26 meint, sondern beliebig früh) entlehnt haben; Wales und Cornwall haben nachweisbar auch Stoffe von den Britten und Pikten Schottlands bezogen (vgl. Myrddin, Maelwas, Tristan), die ihrerseits sie z. T. den Iren oder Wikingern verdankten; direkte Einflüsse Irlands auf die Bretagne sind auch nicht ausgeschlossen. In Großbritannien sich aufhaltende Franzosen mögen vereinzelt auch da inselbrittische Erzählungen aufgelesen haben (z. B. Traditionen über Merlin, welcher m. E. in der Bretagne nicht bekannt war); endlich brauchen nicht alle Sagenstoffe einst Mythen gewesen zu sein.

L.'s letzte ikonographischen Abhandlungen waren dem arthurischen Relief von Modena gewidmet [5]), und von diesem handelt auch der erste Abschnitt des vorliegenden Buches. Während ich L.'s Datierung des Reliefs (1099-1106) als sehr wahrscheinlich annehme [6]), stehe ich seiner Interpretation der dargestellten Szene skeptischer gegenüber. Es würde sich um die Wiedergewinnung der entführten Königin Guenievre handeln. Die in Einzelheiten gehende Rekonstruktion (p. 10) ist ziemlich phantastisch. In der Mitte des zwischen zwei Halbkreisen befindlichen Raumes befindet sich eine zweigeteilte Burg (Wasserburg). Im linken Abteil ist eine weibliche Figur, *Winlogee,* im rechten

---

[5]) In *The Art Bulletin* VI (1924), *Nuovi Studi Medievali* II (1925), *Modern Language* Notes XL (1925), *Medieval Studies in memory of Getrude Schoepperle Loomis,* Paris & New York 1927 (älter als das vorliegende Buch, da die Drucklegung dieses Sammelbandes sich über viele Jahre erstreckte).

[6]) Die oben angeführten Arbeiten befassen sich hauptsächlich mit der Datierung, die für die Geschichte der französischen Arthurromane von Wichtigkeit ist.

Digitized by Google

ein Mann, *Mardoc*. Die Burg wird von zwei Seiten angegriffen, und verteidigt. Gegen den einen Verteidiger, den *vilain* (kenntlich an der unritterlichen Waffe) *Burmaltus* stürmt an von links *Artus de Bretania*, hinter ihm *Isdernus*, hinter diesem ein unbekannter Ritter (für den Namen fehlte der Platz); gegen den Verteidiger *Carrado* stürmt an von rechts *Galvagin*, hinter ihm *Galvariun*, hinter diesem *Che*. Wir dürfen jedenfalls annehmen, daß die Sympathie des Dichters auf Seite der Angreifer war, da sich unter ihnen Artus und Gauvain befinden. Mardoc und besonders Carrado dürften folglich als *chevaliers felons* gegolten haben; Burmaltus war als *vilain* eo ipso unsympathisch. Es mag also sein, daß Winlogee eine Gefangene war. Auffällig ist, daß König Artus unter den Angreifern, und zwar im Vordertreffen, sich befindet, während ihn bekanntlich die Versromane fast nie persönlich an Kämpfen teilnehmen lassen [7]). Dies könnte so gedeutet werden, daß Arthur in eigener Sache kämpfen mußte, daß die Gefangene seine Gattin war. Die älteste Version des Entführungsabenteuers, überliefert in der *Vita Gildae*, läßt in der Tat Arthur selbst den König *Melvas*, den Entführer seiner Gattin *Guennuvar*, in der *Urbs Vitrea* belagern. L. nimmt nun an, daß *the more mellifluous name Winlowen or Winlogee had been substituted by a few Breton „conteurs" for the Welsh Gwenhwyvar* [8]), *although the great majority preserved the name*

[7]) Die jüngern Gralzyklen in Prosa lassen, unter Galfrid's Einfluß, in ihrer Merlinbranche Arthur an Kriegen teilnehmen, und auch etwa an Abenteuern (vgl. schon bei Galfrid die Abenteuer von Ritho und dem Riesen von Mont-Saint-Michel). Die kymrische Nationalliteratur kennt den untätigen Arthur nicht (vgl. „Kulhvch und Olwen" und Arthurs Kampf mit der Katze, der auch in Frankreich bekannt wurde).

[8]) L. konnte darauf hinweisen, daß in dem Roman *De ortu Walwanii* (dessen Verfasser übrigens Galfrid sehr gut kannte) für *Gwenhwyvar* auch ein anklingender (bei Galfrid verwendeter) Name, *Guendoloena*, substituiert wurde. Für unrichtig halte ich die Behauptung (p. 7): *Winlogee is a form of the Breton name Winlowen or Wenlowen, meaning „white and joyous"* (Hinweis auf Loth, *Chrest. bret.* 147, wo aber nicht etwa die Form *Winlogee* erklärt wird, und wo nur *Uuuenlouuen* und *Uuiulouuen* [etwas ganz anderes als *Winlowen*] angeführt sind). Weder phonetisch noch graphisch wäre dieser Übergang leicht zu erklären. Eher scheint mir der Name *Guendoloena* dem bretonischen *Wen-lowen* zu entsprechen, da neben *louuen* (auch kornisch *lowen*, kymrisch dagegen *leguen:* R.C. I, 343) eine jüngere Form *loen* existierte [vgl. im Cart. de Quimperlé *Gur-loen*, woneben noch im 14. Jahrhundert (Cart. de Quimper) *Gour-louuen* vorkommt (vgl. Loth, p. 211)], und *Ker-loern* (1066-82) neben *Bot-louuern-oc* (zu *louuern* = Fuchs) (vgl. Loth p. 147); nur müßte man diesfalls, aber vielleicht auch sonst, annehmen, daß der gelehrte Galfrid, da er den Namen einer Person der vorcaesarischen Periode gab, den ersten Komponenten (im Anschluß an gallische Inschriften?) archaisierte (denn *Vindo-* ist eine gallische und urbrittische Form). In *Winlogee* ist *g* nicht aus *w* abzuleiten, sondern ist graphische Variante für *i* (*j*) (vgl. unten); *Winlogee* ist eine

Digitized by Google

as Guenievre (p. 8). Vielleicht ist diese Erklärung richtig; aber unsicher ist sie doch, zumal da das übrige gar zu wenig mit den uns bekannten Versionen des Entführungsabenteuers übereinstimmt. Wenn nur wenigstens der Name eines traditionellen Entführers wie Maelwas oder Gasouain zu finden wäre! Aber weder Mardoc noch Carrado sind sonst als Frauenentführer bekannt. L. hat die Schwäche seiner Position eingesehen und identifiziert daher *Mardoc* mit *Medraut* (*Modred*), der nach Galfrid Arthur seine Gemahlin raubte: *Medrot might very easily* [*become Mardoc*], *through assimilation to the common Breton name Marcoc* (p. 16). Nicht nur die „Entführte", Winlogee, soll also eigentlich eine andere sein, sondern ebenso die zweite Hauptperson, der Entführer, ein anderer. Eine solche Hypothese ist nicht sehr vertrauenerweckend. Dazu kommt, daß die Ähnlichkeit des Namens, welcher Marcoc angelockt haben soll, mit

---

Schreibvariante von frz. **Winloiee*. Dafür spricht die französische Namensform *Guenloïe-Gueneloïe* (im Yder). Die Namensträgerin ist in der Regel die *amie* Gauvains, nur in einem Text, eben dem Yder, die *amie* Yders. Ich habe die Texte und Namensformen in Herrig's Archiv 129, S. 147 f. aufgezählt. Aus **Guinelo(i)ie* scheint durch graphische Entstellung (über den graphischen Wechsel von *i* und *r* vgl. diese Zs. 49, S. 248, A. 102) **Guinelorie* und **Guinelore* entstanden zu sein (belegt ist das Deminutivum *Guinelorete*). Daraus entstand dann der Kurzname *Lorie* (vielleicht auch *Lore*, dessen Trägerinnen aber nicht mehr Gauvains *amie* sind) und endlich volksetymologisch entstellt *Florie-Floree*. Im *Conte del Mantel* hat der Name von Gauvains *amie* noch die besondere Form *Venelas-Venelaus-Genelas*. Das Etymon, das ich in Herrig's Archiv, allerdings sehr zaghaft, vorschlug, kymrisch *Gwenllian*, ist wohl fahren zu lassen. Über den ersten Komponenten des französischen Namens (*win-wen, guin-guen*) kann kein Zweifel bestehen. Als zweiter Komponent scheint mir nur *loies* in Betracht kommen zu können, welches im Bretonischen häufig erster, seltener zweiter Komponent war; jüngere Nebenformen sind *loes* und *los* (Beispiele bei Loth, *Chrest.* p. 146, 218); die Bedeutung scheint unbekannt zu sein (das Wort ist m. W. im Kymrischen nicht zu belegen). *Loies* ist zweiter Komponent in dem Männernamen bretonisch *Uuorloies, Gurloies, Gurloes* (Loth 179, 211), dessen erster Komponent vielleicht „Mann" bedeutete (Loth 178). Ich habe in dieser Zs. 49, S. 433-35, 465-66 gezeigt, daß im Keltischen Männer- und Frauennamen gleich lauten konnten, wenn nicht etwa ein Komponent seiner Bedeutung nach sich nur für das eine Geschlecht eignete (wie gerade *Wor-*). *Worlowen* ist ein Mann, aber *Wiulowen* ist im Cart. de Redon eine Frau. Der Komponent *loies* ist m. E. in den arthurischen Namen *Loygamar* und *Gorlois* erhalten (vgl. hierzu diese Zs. 49, S. 210). Bei Galfrid ist ein Gorlois *dux Cornubiae* (der Name Gorlois dürfte auch im Kornischen vorgekommen sein). Im Perlesvaus heißt diese Person *Galoes* (nach Birch-Hirschfelds Analyse S. 131; die Ausgabe steht mir z. Z. nicht zur Verfügung); und so heißt auch bei Wolfram Gahmurets Bruder, Parzivals Onkel. Vielleicht ist auch der arthurische Name *Gales* (dessen Träger, mit dem Epithet *li Chaus*, in den Ritterverzeichnissen häufig vorkommt) aus *Galoes* abzuleiten (Angleichung an den Namen *Gales-Galon* [welch letztere Form in der arthurischen Litteratur nie vorkommt] < germanisch *Walo*? Ein keltisches

Digitized by Google

letzterem Namen nicht sehr groß ist[9]), so daß wenige mit L. *feel sure* werden, daß *Mardoc goes back to the Welsh Medrot.* Am ehesten wird man wohl *Mardoc* als Nebenform von *Madoc* auffassen dürfen, trotzdem sein *r* unregelmäßig ist. Auch L. bringt an späterer Stelle (p. 108) Mardoc in Verbindung mit Madoc, leitet aber diese Namensform von jener ab, was unzulässig ist, da Madoc ein urkundlich bezeugter häufiger Name ist, Mardoc nicht (über den Namen *Madoc* vgl. diese Zs. 49, S. 405, 453).[10]) Zwischenformen zwischen *Madoc* und *Mardoc* waren vielleicht *Maudoc* (*Mauduc* ist belegt als Variante von *Madoc* in Sommer, *Vulg. Vers.* VII 62-63) - *Maldoc* (vgl. auch den Zauberer *Malduck* im Lanzelet[11]) und im Meraugis die Variante *Gorvoie* neben *Gauloie* < *Gauvoie, Galvoie,* in Roberts Joseph *Avaron* < *Avalon*). In der Venjance Raguidel ist *Maduc, le Noir Chevalier,* ein *chevalier felon* und der Feind des Romanhelden Gauvain. Allenfalls könnte man *Mardoc* auch von *Mariadoc* (diese Form in Thomas' Tristan, vgl. Herrigs Archiv 129, S. 138; vgl. auch *Maraduc* in *Ille et Galeron* und dazu diese Zs. 49, S. 239) ableiten; denn im Englischen ergab *Caradoc,* nicht im Einklang mit der normalen Phonetik *Cardoc (> *Craddocke,* vgl. z. B. die Ballade *The Boy and the Mantle*). Auch an Identifizierung von *Mardoc* mit dem *Malduck* der Wiedergewinnungsepisode des Lanzelet wäre zu

---

Etymon wäre natürlicher als ein germanisches). Der Name *Guen(e)-loie-Winloiee,* dessen keltischer Ursprung durch die erste Silbe gesichert ist, hat einen Ausgang (*ie-iee*), der ganz und gar unkeltisch ist, also sicher auf Entstellung beruht. Keltisch *Wenloies* hätte im Französischen bleiben müssen. Bei einem Frauennamen mochte man aber *s* nach tonlosem *e* als störend (als männlich) empfinden und daher weglassen. *Wenloie* mochte als *Wenloie* gelesen werden (ein Trema gab es ja nicht), und, wenn die betreffende Handschrift pikardisch war, für das pikardische Äquivalent von *Guenloiee* angesehen werden (vgl. *maisniee - maisnie, emploiee - emploie* usw.). Das finale *s* hat sich dagegen in der Form *Venelas - Genelas* erhalten, und zwar vielleicht dank der Entstellung der Vokale, speziell der Ausstoßung des tonlosen *e* in *-loes.*

[9]) Die kymrische Form *Medrod* (*Medrot* dürfte überhaupt nicht zu belegen sein) ist eine sehr junge Nebenform von *Medraut* (*Medrawt*), von welcher Form auszugehen wäre (*-ut* > *-awt* > *-od* wie *-auc* > *-awc* > *-og;* Loth belegt *Medrod* nur in einer Triade einer ganz jungen Hs., frühestens 15. Jh.; vgl. Mabin.[2] I 77, II 289). Die kornisch-bretonischen Äquivalente waren *Modrot* > *Modreut* > *Modret* (vgl. Loth, Mabin.[2] II 236 und diese Zs. 49, S. 398). Sicher hätte kymrisch *Medraut* in der Bretagne nicht den unähnlichen Namen *Marcoc* angelockt, sondern wäre durch eines seiner Äquivalente ersetzt worden.

[10]) Nach Jan te Winkel (Paul's Grundriß, 1. A. II 1, S. 459) gab es sogar einen verlorenen Madoc-Roman, bezeugt für's Holländische.

[11]) Das *l* erklärte ich in dieser Zs. 49, S. 405 durch Angleichung an *Malduis* (< *Mael-duin?*).

Digitized by Google

denken; aber da hier Malduck auf Seiten der Angreifer steht, müßte man eine Verschiebung der Rollen postulieren. Der Verteidiger *Carrado* mag sehr wohl dieselbe Person sein wie *Carados de la Dolereuse* Tor im Prosa-Lancelot, welcher auch ein *chevalier felon* war; sicher berechtigt aber dieser Umstand L. noch lange nicht dazu, dieses Lancelotabenteuer als eine Version der Entführung der Königin Guenievre anzusehen, bei der Guenievre als Gefangene durch Gauvain ersetzt worden wäre (p. 9). Ebensogut könnte man natürlich auch die Maduc-Episode der Vengeance Raguidel als Version des Entführungsabenteuers ansehen. Wohin käme man mit dieser Methode! Nichts als ein Gebilde der Phantasie ist die Annahme, daß Carrado die Königin für Mardoc entführt hatte. Wir kennen keine Version, in der der Entführer im Dienste eines andern handelt. Den *vilain Burmaltus* möchte L. (p. 107) mit jenem Ritter, welcher als Nebenbuhler Lancelots die zum Gralschloß Corbenic führende Brücke gegen die Arthurritter verteidigt und von Bohort überwunden wurde (Lancelot III 295, 327), identifizieren, was mir schon aus linguistischen Gründen etwas bedenklich zu sein scheint [12]).

---

[12]) Der Name des Ritters lautet in Sommer's Lancelot-hs. *Brunout del Plessié*, in Hs. SS *Briant* und *Brinos*, in Hs. E *Brinol* und *Bruiol*, in Hs. C einmal *Brinoult* und einmal *Brumaut*, in Füetrers Lantzilet p. 232 *Brunet von der Wollust* (= *del Plaisir* statt *Plaissié?*), in Malory b. XI, ch. 3, 4 *Bromel la Pleche* (im holländischen Lancelot fehlen beide Passus). In der Merlinfortsetzung BN 337 kämpft dieser Ritter auf Arthurs Seite gegen die *Sesnes* und heißt *Brinos du Plaissié* (p. 38). Identisch mit ihm ist jedenfalls der Ritter *Brios del Plastre* (so in Sommers Hs.), der in der Vulgata-Merlinfortsetzung (p. 295) unter König Caradoc gegen die Sachsen kämpft [eine andere Hs. hat dafür *Bliot du Plessié*, die englische Prosa (p. 442) *Bloys of Plaisshie;* der Name fehlt im holländischen Merlin] und der Ritter *Brunor de Plessié*, welcher in der Pseudo-Robert-Gralqueste (Löseth, Tristan § 395a) unter den Gralsuchern figuriert. Die Namensform im Archetypus der Lancelothss. dürfte am ehesten *Brios* gelautet haben und aus älterem *Blios* entstellt sein (welch letzteres ein echt keltischer Name war; vgl. darüber meine Arbeit *„Bliocadran, the Father of Perceval"* in *Medieval Studies in Memory of Gertrude Schoepperle Loomis*, p. 153ff.). Aus *Brihos* entstand wohl *Brinos* (wenn der obere Teil des *h* undeutlich war; vgl. Wolframs *Ilinot* aus frz. *Lohot*). Ich möchte auf eine andere Person des Prosa-Lancelot hinweisen, deren Name eher mit Burmaltus identisch war, nämlich auf den Neffen des Arthur-feindlichen Königs Claudas, der sich auf den *Siege Perillous* setzte und als Unwürdiger sofort von Flammen verzehrt wurde. Sein Name lautet in Sommers Hs. (Lancelot III 319) *Brumant l'Orguillous*, in Hs. R zuerst *Brumant*, nachher (p. 329) im Nominativ *Brumax* (= *Brumaus*) und noch später (p. 330) *Bruniaut* (lies *Brumaut*), in der holländischen Übersetzung (b. II, v. 31531) *Brumal* und (v. 32350) *Brumart* (gemeinsame Grundform war offenbar *Brumalt*), bei Füetrer *Brumal* (p. 240) und *Brunell* (p. 242). Die Metathese (*Brumalt* > *Burmalt* oder umgekehrt) ist etwas Gewöhnliches (vgl. *Bretaigne* > *Bertaigne*). Es war die Folge von Verwechslung von *Brinos*

Digitized by Google

Unter den gegen die Festung anstürmenden Rittern sind Artus, Isdernus (Ider), Galvagin (Galvain) und Che (Keu) allgemein bekannt. Sie gehören zum ältesten Personal der Arthurromane (über Ider vgl. diese Zs. Bd. 44², S. 60ff., Bd. 49, S. 388); berühmte Namen wie Yvain, Lancelot, Perceval fehlen noch. Ein Unbekannter ist *Galvariun*. Etwas ähnliche Namen sind *Galur(r)un* (*r* > *i*) (vgl. diese Zs. 49, S. 221), *Gamarien* (Berner *Folie Tristan* v. 380 im Reim, aber *Guimarant* v. 392) (*m* > *lu* = *lv*?) (vgl. auch den Sarazenennamen *Galerien* in *La Prise de Cordres* nach Langlois' *Table*) und *Caver(r)on* (Erec v. 1721). Zugehörigkeit zu einem von diesen Namen ist mindestens ebenso wahrscheinlich wie L.'s Ableitung von kymrisch *Gwallt Euryn* (p. 63).[13]) Isdernus fällt dadurch auf, daß er allein weder Panzer noch Helm trägt. L. macht darauf aufmerksam, daß auch bei der Befreiung der Königin Guenievre von ihrem Entführer im Durmartroman *Ydier like Isdernus wears no armour*, und bemerkt: *This last feature alone should convince us that we are on the right track*, d. h. daß das Thema der Skulptur *must be the abduction of Guinevere* (p. 9). L. hätte aber die wichtigen Differenzen nicht verschweigen sollen. Die Durmart-Version ist sicher eine der unursprünglichsten und kann schon deshalb nicht über die alte Modenaversion aufklären. Als die Königin und eine Zofe, während Arthur jagte, dem Schutz des Ritters Ydier anvertraut waren, der aber weder *armes* noch *destrier* hatte, wurde sie von dem bewaffneten Ritter *Brun de Morois* in sein n a h e s Schloß Morois entführt. Der Entführer erklärte immerhin, daß er an diesem Tage bereit sei, mit jedem Ritter um den Besitz der Königin zu kämpfen. Ydier begibt sich aber weder an Arthurs Hof zurück, um sich zu bewaffnen, noch borgt er sich Waffen in der Stadt Morois, wo es doch sehr viele Ritter gab (4415) und wo der Eintritt frei war. Untätig wartet er vor der Stadt. Als dann Durmart zufällig des Weges kommt, bittet er diesen um Waffen und Roß. Dieser will aber lieber den Kampf selbst übernehmen, der natürlich vom Dichter für den Romanhelden reserviert war. Ydiers Rolle ist für die

---

mit diesem *Brumaut*, daß Kopisten des Lancelot dem Herrn *du Plessié* die Namensform *Brumaut-Bromel* gaben. Der Name *Brumalt-Brumant*, der auch in der *Chanson d'Antioche* (*Brumans;* vgl. Langlois' *Table*) und der *Chevalerie Vivien* (*Brumalt;* vgl. Kalbow, Die german. Personennamen des afz. Heldenepos 1913, S. 152) vorkommt, dürfte germanischer Herkunft sein (*Brun-wald* mit Labialisierung des *n* vor *w*? oder > *Brunualt* > *Brumalt*: Verlust eines Stabes?). Als germanisch behandelt ihn Kalbow. Dienern, Zofen, *vilains* wurden in den Arthurromanen gerne französische Namen gegeben.

[13]) Vgl. auch den kymrisch-bretonischen Komponenten *Guall* und den bretonischen Männernamen *Guario* (belegt 1227 im Cart. de Beauport).

Digitized by Google

Handlung belanglos; die Zofe, in deren Begleitung die Königin war, hätte Durmart ebensogut Auskunft erteilen können [14]). Daß anderseits in dem sehr alten Modena-Roman Yder in Arthurs Gefolge war, hat gar nichts Auffälliges an sich. Isdernus hat allerdings weder Helm noch Panzer, wohl aber Roß, Lanze und Schild (ein Schwert ist bei keiner Figur sichtbar), hat also alles, was zum Kampfe nötig ist, und sprengt daher wie die andern Ritter auf die Burgverteidiger los, hätte also sicher auch den Kampf gegen Brun de Morois übernommen. Es besteht daher keine nennenswerte Ähnlichkeit zwischen den Rollen des Ydier und des Isdernus, und im Durmart scheint sogar der Name Ydier nicht bis auf die Vorlage der Entführungsepisode hinaufzureichen (vgl. oben). L., der die Modena-Erzählung mit Hilfe des Durmartromans, sogar der Erec-Nachahmung, rekonstruiert (p. 10), nimmt an, daß Isdernus, als ihm durch Carrado die Königin entführt wurde, an den Hof zurückkehrte (was Ydier nicht tut), nur schnell Schild und Lanze (und Streitroß) mitnahm (was Ydier nicht tut), worauf dann die von ihm alarmierten übrigen Ritter komplett bewaffnet (auch Artus, der Gatte, nahm sich Zeit, die Rüstung anzuziehen!) ihm folgten. Auf dem Relief reitet aber Artus dem Isdernus voran! L.'s Phantasie hat da keine glückliche Erklärung gefunden [15]). Auch nach L.'s Er-

---

[14]) Das von dem Entführer Brun de Morois gestörte Waldesidyll (4185 ff.) ist ganz offenbar eine Nachahmung der Eingangsscene von Chrétiens Erec (67 ff.), obschon dies Kirchrath, Li Romans de Durmart le Galois in seinem Verhältnisse zu ... den Werken Chrestiens de Troies (Ausg. u. Abh. XXI, Marburg 1884), nicht gesehen hat. Im Erec hat der Titelheld die Rolle des Beschützers der Königin und ihrer Zofe. Auch er ist unbewaffnet und folgt dem Insultor bis zu dessen Schloß, borgt sich dann aber Waffen bei einem *vavassor* in der Stadt und besiegt den Insultor im Zweikampf. Der Durmartdichter aber läßt den Beschützer der Königin untätig sein, da dieser eben nicht der Romanheld ist. Wenn er ihn Yder nannte, so verdankte er wohl auch diesen Zug dem Erec, denn hier ist Yder der Name des dem Entführer entsprechenden Insultors.

[15]) Ich könnte mir die unvollständige Bewaffnung des Isdernus z. B. dadurch erklären, daß Isdernus aus irgend einem Grunde das Gelübde getan hatte, ohne einen andern Schutz als den eines Schildes auf Abenteuer auszuziehen; vgl. z. B. Lancelot II, p. 267, wo ein Ritter gelobt: *de toutes reubes ne vestirai fors la chemise m'amie, et sa guimple avrai tornee entour mon chief, et avec chou ne porterai fors mon escu et ma lance,* oder Meraugis v. 1783 ff.: *Que de tot l'an ne porteroit Hauberc ne heaume, ainz josteroit Toz desarmez fors de l'escu* [unter den Gelübden der 12 Ritter im Prosa-Tristan (Löseth § 92) fehlt ein entsprechendes]. In Türlin's Crone (3395 ff.) reitet ein Ritter, *Gasozein de Dragoz* (zufällig gerade der *ami* und nachherige Entführer der Königin *Ginover*), allnächtlich, bloß mit einem Hemd bekleidet, *ân harnasch als ein ritter fier,* mit Schild und Speer bewaffnet über den *vurt vür Noirespine,* singt Minnelieder und ist bereit, mit jedem Ritter zu kämpfen; die Ritter *Kei, Gales* und *Aumagwin* werden von ihm

Digitized by Google

klärungsversuch bleibt für mich das Relief von Modena, da es mit den uns bekannten Versionen des Entführungsabenteuers gar keine charakteristische Ähnlichkeit hat, ein ungelöstes Rätsel. Es ist uns kein Roman erhalten, der etwas Ähnliches enthielte.

---

besiegt (vgl. auch die nordischen Berserker). Solche Gelübde wurden gewöhnlich einer Dame zu Ehren getan. Ob dies auch bei Isdernus der Fall war und wer eventuell seine Angebetete war, können wir nicht wissen. Gerade wenn es sich um die Wiedergewinnung der Königin Guenievre handeln sollte, werden wir nicht annehmen dürfen, daß die Königin der Gegenstand seiner Liebe war; denn wenn Mardoc und Carrado die Entführer, Artus der Gatte, Galvagin der Befreier (so nach L., p. 8-9, doch wiederum ohne triftigen Grund) war, was hätte wohl da Isdernus als Liebhaber der Königin für eine Rolle spielen können? An Yder als Liebhaber der Königin kann ich überhaupt nicht recht glauben. Am ehesten müßte man wohl vom Yderroman Auskunft über diese Liebschaft erwarten. Nach L. würde dieser Text tatsächlich noch *preserve clear traces of a tender relationship between Guinevere and Yder* (p. 8). Dies ist m. E. keineswegs der Fall. Der Herausgeber Gelzer, auf den L. hinweist, muß zugeben, daß der Titelheld, dessen Herz ganz der Königin Guen(e)loïe gehört, „gar keine Neigung zur Königin [Guenievre] hat" (p. LVI). Daß sich Guenievre sehr warm für den jungen Romanhelden interessiert, indem sie ihm in der Not beizustehen sucht und ihm zu Ruhm und Ansehen verhelfen will, ist m. E. nicht „ein sehr schwacher Reflex der Liebe Yders und Genievrens" (Gelzer, p. LVII), sondern etwas durchaus Normales und Natürliches: Der Romanheld soll die Achtung und Zuneigung aller sympathischen Personen, insbesondere auch des Königs und der Königin, besitzen. In Chrétiens Erec z. B. genießt der junge Romanheld mindestens ebenso sehr die Gunst der Königin. Während Arthur den weißen Hirsch jagt, ist die Königin mit einer Zofe allein unter Erec's Schutz, den sie mit Wohlgefallen annimmt (*Biaus amis, vostre conpaignie Aim ge mout, ce sachiez de voir; Car ne puis pas mellor avoir:* 112 f.). Als dann Arthur, während Erec einen Ritter verfolgte, den weißen Hirsch erlegte und nun der *costume* gemäß der schönsten Dame den Kuß geben wollte, verwendet sich Guenievre für den abwesenden Erec: *Metez cest beisier an respit Jusqu'a tierz jor qu'Erec revaingne* (338-9). Als man dann Erec mit einer Braut zurückkehren sieht, wird die Freude der Königin zuerst erwähnt: *La rëine grant joie mainne; De joie est tote la corz plainne Ancontre son avenement; Car tuit l'aimment communement* (1535 ff.). Die Königin ehrt aber nicht weniger die Braut des Helden; und nach i h r e m Vorschlag wird dieser der Schönheitspreis, der Kuß, zuteil. Der König hat keinen Grund zur Eifersucht. Im Lancelot und im Tristan konnte es dem König nicht verborgen bleiben, daß der Romanheld bei der Königin sehr gut angeschrieben war; an ein unstatthaftes Liebesverhältnis glaubte er erst, als ihm die Beweise gegeben wurden. Im Yderroman aber „zeigt sich" nun Arthur selbst „von einer sehr ungünstigen Seite" (Gelzer, p. LXI). Er ist ohne Grund eifersüchtig, und *gelosie* trieb ihn zu *felonie* (3171) und *vilanie* (5448). Als Genievre wünscht, daß Yder in die Tafelrunde aufgenommen werde, heißt es vom König: *Vers la rëine out le cuer gros Por ço qu'ele en faisoit tel los* (3173 f.). Eines Tages richtet der Eifersüchtige an sie die folgende, wie auch der Dichter zugibt, dumme Frage: wen sie, falls er stürbe, heiraten würde. Sie antwortet: Niemand. Erst als er sie fragt, wen sie wählen würde, falls sie b e i T o d e s s t r a f e zu einer Wahl gezwungen würde, antwortet sie: *Si misires Yder m'av(e)reit,*

Digitized by Google

Daß das Relief die Wiedergewinnung der entführten Königin Guenievre *alias* Winlogee darstellen soll, ist eine bloße Vermutung, der allerdings kaum etwas Besseres gegenübergestellt

---

C'est cil dont meins me desplareit (5219 f.). Konnte sie noch weniger sagen? Wenn Arthur durchaus einen Namen haben wollte, so war es das Natürlichste, daß dem Romanhelden diese Ehre zuteil wurde. Der Dichter tadelt Arthurs Eifersucht aufs schärfste (5143 ff., 5447 ff.) und stellt sie daher als unberechtigt hin. *De la reïne Guen(g)ievre Fu tant amé li reis Arturs Qu'il estoit de s'amors sëurs* (5168 ff.). Die Königin, wenn sie ein Liebesverhältnis mit Yder gehabt hätte, nicht der König, hätte Grund zu Eifersucht gehabt, da doch beide von Yders Liebe zu Guen(e)loïe wußten. Sie regte sich aber darüber nicht auf und nahm ruhig an seiner Vermählungsfeier teil (6578). Yder jedoch hatte schwer unter der Eifersucht des Königs, also indirekt *por Guenievre*, zu leiden. Denn nach jenem erpreßten Geständnis der Königin trachtete der König Yder nach dem Leben. Er schickt ihn auf ein gefährliches Abenteuer aus in der Hoffnung, *que Yder i muire* (5446; 5670 f.). Yder geht als Sieger aus den Kämpfen hervor, wird aber gleich darauf von Kei, mit dem Arthur unter einer Decke zu stecken scheint (5670 f.), vergiftet und nur zufällig durch einen heilkundigen Ritter vom Tode errettet. Auch in der oben besprochenen Durmart-Episode, in welcher die Königin im Walde Ydier's Schutz anvertraut wurde, wäre Gelegenheit gewesen, die Liebschaft zu erwähnen. Aber kein Wort deutet darauf hin. Von Ydier heißt es (4195): *molt est bien del roi Artu;* daß Ydier sich wenig Mühe gab, die entführte Königin zu befreien, haben wir oben gesehen. In der Erec-Episode, die das Vorbild der Durmart-Episode war (vgl. oben), hat Ydier sogar die Rolle, die Königin Guenievre zu beleidigen. Sicher hätte nie jemand von einer Liebschaft Yders und Guenievrens gesprochen, wenn sich nicht in der Berner *Folie Tristan* folgender Passus befände (Tristan spricht zu Yseut): *Onques Yder* (Hs. *Ydel*) *qui ocist l'ors N'ot tant ne poines ne dolors Por Guenievre, la fame Artur, Con je por vos; car je en mur* (234 ff). Muß dieser Passus, gegenüber dem Schweigen aller übrigen Texte, so viel Autorität haben, daß er allein beweisen könnte, daß zwischen Yder und Guenievre ein ähnliches Verhältnis bestand wie zwischen Tristan und Yseut, und zwar schon vor Chrétien's Karrenritter (denn sonst hätte der Dichter wohl Lancelot für Yder eingesetzt)? Kann er nicht einfach auf dem Yder-roman (in älterer, aber nicht notwendig abweichender Fassung; denn der uns erhaltene Text dürfte jünger sein als die *Folie*) basieren, auf welchen *qui ocist l'ors* und die nicht sehr häufige Form *Artur* zu weisen scheinen? Yder erleidet im Roman *por Guenievre* ebenso schwere *poines* und *dolors* (sogar fast den Tod) wie Tristan wegen Yseut. Daß es sich bei Tristan nicht bloß um seelische Leiden handelt, dürfte aus dem Vorhergehenden (*Mainte dolereuse jornee En ai puis auẽ et soferte*) und dem Folgenden (*Gerpi en ai tote Bretaigne; Par moi* [l. *Por toi?*] *sui venuz en Espaigne ... Tant ai erré par mer, par terre*) hervorgehen. Tristan vergleicht sich mit Yder, weil dessen Leiden wie die seinen durch den Landesherrscher, indirekt aber wegen der ihm wohlwollenden Landeskönigin, verursacht wurden. Da dieser Parallelismus genügen mochte, hat man wohl kein Recht, einen so weit gehenden Parallelismus zu postulieren, daß Yder zu seiner Landeskönigin dieselben Beziehungen gehabt haben müßte wie Tristan zu Yseut. Ich glaube daher jetzt, daß Yder unter den Liebhabern der Königin Guenievre, zu denen ich ihn früher auch zählte, wie jedermann seit G. Paris, Hist. litt. XXX 201, zu streichen ist.

Digitized by Google

werden kann [16]). Wenn sie richtig ist, so sind aber die nächsten Verwandten der Modena-Erzählung die Versionen der Vita Gildae und des Lanzelet, in welchen Arthur selbst gegen den Entführer auszieht, nicht die Durmartversion.

Der Wert dieses Dokuments in Stein liegt, solange wir es nicht entziffern können, hauptsächlich in seinem hohen Alter. Hierüber werden allerdings letzten Endes doch die Archäologen entscheiden müssen [17]). L. hält folgende Erklärung für das so frühe Auftreten einer arthurischen Erzählung in Modena für „sicher" (p. 5-7 und *Medieval Studies* p. 224 ff.). Die Bildhauer, welche die arthurischen Skulpturen in Modena im Jahre 1099 auszuführen begannen, an ihrer Spitze Wiligelmus, kamen von Bari, wo sie vorher an der Kirche San Nicola gearbeitet hatten. Sie aber verdankten die Kenntnis der arthurischen Erzählung einer Anzahl bretonischer Fürsten und Adligen, die im Winter 1096-7 als Kreuzfahrer 4 Monate in Bari zubringen mußten und wohl auch bretonische *conteurs* mitgebracht hatten. L. glaubte, die Ansicht Mâle's, daß französische Spielleute, die den Rompilgern auf der *Via Francigena*, an der Modena lag, folgten, den Stoff in Italien bekannt machten, zurückweisen zu müssen. Für L. sind nämlich die Namen auf dem Relief bretonisch, *Bretonized* (aus dem Kymrischen).[18]) Das sind sie aber gerade nicht, vielmehr sind sie durchaus franzisiert. *Artus* mit seinem nominativischen *s* und Verlust von *r* ist eine französische Form (*Bretania* ist natürlich auch latinisiertes *Bretagne*). *Carrado* konnte sein finales *c* nur im Französischen verlieren (Neubildung zu Nom. *Carrados;* vgl. in Thomas' Tristan *Mariodo* zu *Meriadoc*; auch *Carado* in Perceval-hss., vgl. G. Paris in

[16]) Da im Yderroman Gueneloïe als Geliebte des Titelhelden eine wichtige Rolle spielt, so mag man die Skulptur für eine Szene einer alten Fassung jenes Romans (eine solche ist aus den Angaben Wilhelms von Malmesbury und Galfrids ohnehin zu postulieren) halten. Da Winlogee sonst aber Gauvains *amie* ist, und auch dieser Ritter auf dem Relief figuriert, so mag man auch einen verlorenen Gauvainroman postulieren. Abzulehnen ist jedenfalls die Vermutung S. Singers und J. L. Weston's, daß z w e i Szenen zur Darstellung kamen. Es müßten ja zwei gleichartige Szenen gewesen sein, was doch nicht viel Sinn gehabt hätte. Auch ergänzen die Angreifergruppen einander offenbar, gehören also zusammen. Bei zwei verschiedenen Szenen hätte Galvagin oder Che leicht zweimal auftreten können. Der Skulptor konnte die Feste aus künstlerischen Rücksichten nur in die Mitte setzen, mußte sie daher von zwei Seiten her angreifen lassen, auch wenn sie in der Erzählung nur von einer Seite angegriffen wurde (außer dem großen Tor gab es oft noch eine Poterne).

[17]) Das Relief macht wirklich einen primitiven Eindruck. Auf den Gesamtreproduktionen kommt die Rohheit der Ausführung nicht sehr zum Ausdruck, wohl aber auf der in größerem Maßstab hergestellten Reproduktion des Mittelstücks (*The Art Bulletin* VI). Da ist Winlogee ein grausenerregendes Scheusal.

Digitized by Google

Rom. XXVIII 216), *Isdernus* sein etymologisch unstatthaftes *s* vor *d* nur im Französischen erhalten, wo es schon im 11. Jh. vor stimmhaften Konsonanten verstummte. *Ke* (mit italianisierendem Anlaut *Che*) ist nur als französische Form verständlich. *Winlogee* hat französischen, unkeltischen Ausgang. Die französischen Varianten des Namens beweisen, daß das *g* den Lautwert *i* (*j*) hatte; ebenso muß *Galvagin* eine Schreibung für frz. *Galva(i)in* sein [19]). Wenn also die arthurische Erzählung bereits in französischer Sprache existierte, so beweist dies, daß sie schon auf französischem Gebiete verbreitet war. Dann besteht aber nicht die geringste Notwendigkeit zur Voraussetzung, daß sie gerade durch Bretonen nach Italien gebracht worden war. Es hatten auch zweifellos nicht die Künstler von Bari zu entscheiden, was die Skulpturen darstellen sollten, sondern ihre Auftraggeber in Modena. Diese werden aber etwas ausgewählt haben, das in Modena schon bekannt und beliebt war, nicht etwas, das die Künstler, welche wohl keine *conteurs bretons* mitbrachten, in Bari gehört hatten, das aber den Leuten in Modena unverständlich war. Offenbar besteht also Mâle's Hypothese zu Recht. Damals fing man in Nord- und Mittelitalien in Orten an der *Strata Francigena* und in deren Nähe auch an, den Kindern arthurische Namen zu geben [20]).

---

[18]) In seinem Aufsatz *„Modena, Bari and Hades"* (*The Art Bulletin* VI, 1924), S. 3, hatte aber L. noch behauptet: *Unquestionably the Breton minstrels* [in Bari] *spoke in French both for their own lords and for the group of Normans with whom they were in continual contact.*

[19]) L. behandelt mit Unrecht das intervokalische *g* dieser beiden Namen als einen gewöhnlichen palatalen Verschlußlaut (vgl. die von ihm angesetzten Etyma oben resp. unten), trotzdem er doch selbst wußte, daß der normannische Künstler von Bari und Modena seinen eigenen Namen *Wiligelmus* schrieb, und auf der berühmten Tapete von Bayeux (welche die normannische Eroberung Englands darstellt) der Name des Eroberers als *Wilgelmus* erscheint (vgl. *Medieval Studies* p. 226 f.). Dies sind Latinisierungen von afrz. *Wil(i)ielme* (dreisilbig): *g* bezeichnet also den gewöhnlich *i* oder auch gar nicht geschriebenen Jotlaut (oder Gleitlaut zwischen Vokal und *i*). Ich habe in dieser Zs. 49, S. 202-5 gezeigt, daß auch der Name des Laihelden *Guiëmar* in der anglonormannischen Hs. H *Guigemar*, und in der Hs. P (die, selbst nicht anglonormannisch, doch wohl auf eine anglonormannische Vorlage zurückgeht) *Gugemers* geschrieben wurde, und daß auch in der Bretagne der Name *Erispoi* als *Herispogius* vorkommt. Nur hätte ich dort nicht Wiligelmus den „Erbauer der Kirche" nennen sollen. Vgl. auch in der Vita Merlini *Thelgesinus* und im Cartulaire de Quimper *Talgesin* neben richtigerem Taliesin. Auch hier hat *g* den Lautwert Jot, wie schon Lot (Annales de Bretagne, XV, 521) gezeigt hat.

[20]) Rajna hat sie in Romania XVII gesammelt; besonders früh bezeugt sind *Artusius* und *Galvanus*. Was in neuerer Zeit von unbelehrbaren Kristianern aus durchsichtigen Motiven gegen ihn vorgebracht wurde, ist absurd. Von einem Gelehrten vom Ruf Wilmotte's hätte ich doch Gescheiteres erwartet als das, was er in Rom. 49, p. 613 mit einer

Digitized by Google

Das höchst problematische Dokument von Modena eignet sich schlecht als Ausgangspunkt und teilweise Grundlage der weitern Untersuchungen; aber L. hielt eben seine Interpretation für sicher. Während G. Paris in seiner Abhandlung über die Entführungserzählung (Rom. XII) die französische Guenievre-Version gleich mit der griechischen Persephoneerzählung verglich und damit als einen Jahreszeitenmythus erwies, führt uns L. zunächst nach Alt-Irland. G. Schoepperle hat in ihrem Buch *Tristan and Isolt*, da sie die Harfnerepisode der Tristandichtung als Parallelversion zur Guenievre-Erzählung ansah, nicht nur auch alle Versionen der letztern besprochen (in Appendix IV), sondern noch die keltischen Parallelen angeführt, und zwar eine kymrische und vier irische. L. hat unter diesen fünf Versionen eine irische, die *Blathine-* oder *Blathnat-*Erzählung (vgl. über dieselbe Thurneysen, Irische Helden- und Königssage, Halle 1921, S. 431-46), die er für die direkte Quelle der Gwenhwyvar-Erzählung hält, ausgewählt und hiermit m. E. wiederum keine günstige Wahl getroffen [21]).

Art Schadenfreude sagt: *Quand M. Pio Rajna ... retrouvait dans les pièces d'archives italiennes un Arturius de Rovaro en 1122, il était contraint de le faire naître à la fin du XI siècle ... Ce fut un jour d'allégresse pour les partisans d'une certaine doctrine; malheureusement ces derniers n'ayant pu trouver* [Wer hat denn gesucht oder es für nötig gehalten, zu suchen?] *en France, pays d'entremise nécessaire, un témoignage ou un texte antérieur à 1150, on ne se trouva pas plus avancé pour cela, et il fallut bien admettre qu'avant le Brut de Wace la mode du roman breton était ignorée de nos aïeux.* Rajna hätte also eine *fausse joie, suivie d'une assez amère déception,* gehabt. Rajna hat sehr wohl gewußt, daß die italienischen Dokumente *a tutti i documenti conservatici dalla Francia stessa* vorausgehen, hat aber auch gewußt, daß man im Mittelalter oft mit fehlenden geographischen und chronologischen Zwischengliedern zu rechnen hat. An Dokumenten aus dem 11. Jahrh. und der ersten Hälfte des 12. ist man bekanntlich nicht überreich, und G. Paris, der ihm beistimmte (*Litt. fr.* § 54), hat es natürlich ebenfalls gewußt. Sie haben *en connaissance de cause* und mit ihrer gewohnten Logik geurteilt. Was ist seither enthüllt worden, das eine Revision des Urteils erheischte? Gar nichts. Rajna wird also wohl noch heute an seinem Urteil festhalten, und höchstens darüber eine *amère déception* haben, daß Gelehrte wie Wilmotte durch Vorurteile blind gemacht wurden.

[21]) M. E. ist die irische *Etain*-erzählung (über dieselbe vgl. Thurneysen, l. c. p. 597 ff.) eine weit bessere und auch altertümlichere und der Guenievre-erzählung näher stehende Version. Rhys, Webster, Kittredge und G. Schoepperle haben sie als nahe Verwandte der Guenievre-erzählung angesehen (vgl. G. Schoepperle, p. 529, 537). L. erwähnt sie in Verbindung mit der letztern nur kurz (p. 16) und bespricht sie später (p. 302 ff.) in anderer, m. E. weniger passender Konnektion. Die übrigen Versionen zieht er überhaupt nicht in Betracht. Man könnte auch noch die irische Fann-erzählung in Serglige Conculainn hinzufügen (Thurneysen S. 413 ff.); nur müßte man annehmen, daß darin die Entführung durch ein anderes Thema modifiziert wurde.

Digitized by Google

Curoi mac Daire entführt das Mädchen Blathine-Blathnat ihrem Liebhaber *Cuchulainn*[22]). Als dieser den Entführer und dessen Wohnort ausfindig gemacht hat, erobert er das Mädchen wieder und erschlägt dabei Curoi, unterstützt von dem Mädchen. Nach L. (p. 11) fände man hier die Entführungserzählung *in more archaic form* und würde *stumble on unmistakable myth.* Was die kulturellen Elemente betrifft, so ist natürlich die altirische Erzählung bedeutend primitiver als ein arthurischer Roman. Doch auf jene kommt es für uns nicht an. Was aber die wesentlichen Bestandteile der Erzählung betrifft, so fehlt der irischen Erzählung eigentlich alles, was sie als Mythus, speziell als Jahreszeitenmythus kennzeichnen sollte. Der Entführer der Guenievre als Herrscher eines Reiches, *dont nul ne retourne*, der *Vitrea Civitas* in der *Aestiva Regio* (was nur der Rationalismus mit Glastonbury in Somerset identifizieren konnte), ist unzweifelhaft eine mythische Figur, der Herrscher des Reiches der Ewig-Lebenden oder des Totenreiches (Elysium und Tartarus wurden bei den Kelten konfundiert oder identifiziert[23]); der Weg in sein Reich führt über einen Fluß mit einer gefährlichen Brücke, wie der Weg ins Totenreich (vgl. G. Paris l. c. p. 508 ff.). Was den Persephone-Mythus als Jahreszeitenmythus erweist, ist der Vertrag, der schließlich zwischen der Mutter der entführten Kore, Demeter, und dem Entführer Hades abgeschlossen wird, wonach Kore nur ein Drittel des Jahres in der Unterwelt bei ihrem Gatten verbringen muß, die übrige Zeit bei ihrer Mutter im Olymp. Die Guenievre-Erzählung der Vita Gildae scheint noch einen Überrest dieses Vertrages zu bieten, nach welchem hier nun allerdings die Entführte definitiv ihrem Gatten zurückgegeben wurde. Alle französischen und keltischen Versionen haben gegenüber dem griechischen Mythus das Gemeinsame, daß an Stelle der Mutter der Gatte (oder Bräutigam) getreten ist. Es wäre aber als anstößig empfunden worden, wenn das die

---

[22]) Nach Rhys, *Hibbert Lectures* 1888, p. 476, gewann er sie durch dieselbe List, durch die der Harfner Iseut gewann (vgl. meine Abhandlung über die Harfner-episode in Herrig's Archiv 129, S. 376): *He did this on the condition that he was to have of the plunder the jewel that pleased him best ... when they came to the division of the spoils, the mean-looking man in grey* [*Curoi*] *... said that the jewel he chose was Blathnat.* Leider finde ich bei Thurneysen die Version der Blathnaterzählung nicht, in der dies vorkommen soll.

[23]) Vgl. in spanischen Märchen das *Castillo de Irás y no Volverás* (so genannt, *porque de todos los que llegaban allí nadien volvía*) Espinosa, *Cuentos pop. esp.*, Stanford Univ. California 1923, p. 245 ff. 291 ff., 297 ff., 319 ff. (= Nos 123, 139, 142, 151). Es ist das Schloß im Jenseitsreich, wo im Tierbrauttypus der Held die ihm entführte Tierbraut (Göttin) aufsuchen muß (Nr. 142), das Schloß des *Diablo* (Nr. 123), das Schloß der Hexe im Zwillingsbrudermärchen (Grimm Nr. 60), wo alle Besucher versteinert werden.

Digitized by Google

Vegetationsgöttin repräsentierende Weib in regelmäßigen Intervallen von einem Gatten zum andern übergegangen wäre. Konnte der Vertrag aber nicht mehr diese Form annehmen, so wurde er überflüssig und wurde passend durch den Sieg des Gatten über den Entführer ersetzt, zumal ohnedies ein Kampf als Konzession an den Geschmack der mittelalterlichen Kriegerkaste eingeführt werden mußte. In der Blathnat-Erzählung erfährt man von Curoi nur, daß er sich als Zauberer und Gestaltenwechsler betätigte (seine Feste ist in Irland, heute Caher Conree): das ist alles Mythische, über das man „stolpert"; wenn dies überhaupt mythisch ist. Daß Curoi erschlagen wird [24]), spricht wenig für seine göttliche Natur (Hades hätte nicht erschlagen werden können). Es ist dies natürlich ein ganz unursprünglicher Schluß (unter den Guenievre-Versionen hat ihn nur diejenige des Lanzelet eingeführt), der aber als die Hauptsache in der Erzählung gilt (die den Titel „Curoi's Tod" hat). Wenn man trotz allem die irische Erzählung als einen Mythus, als einen Jahreszeitenmythus gelten lassen will, so kann man dies nur auf Grund des Parallelismus mit sicherern Versionen dieses Mythus (der Guenievre-Erzählung oder der Etain-Erzählung) [25]) tun. Der Parallelismus ist übrigens nur ganz allgemeiner Art, und es scheint mir nicht nötig, daß man jede Erzählung von der Entführung und Wiedergewinnung eines Weibes als Mythus auffaßt. In barbarischen Zeiten war doch der Frauenraub, gewiß oft mit Wiedergewinnung verbunden, etwas Gewöhnliches. Die Trojanersage z. B. wird wohl von niemand als Jahreszeitenmythus aufgefaßt, ebensowenig die orientalische Salomonsage, auf welche ich in meiner Besprechung der Harfner-Episode kurz hingewiesen habe (Herrigs Archiv 129, S. 377, 385). Im deutschen „Salman und Morolf" ist das Thema der Entführung und Wiedergewinnung von Salomons Gattin sogar zweimal verwendet worden (vgl. die Ausgabe von F. Vogt, Halle 1880). Die Salo-

[24]) Es geschieht nach der Märchenformel „Der seelenlose Unhold" oder „Das verborgene Leben"; vgl. über dieselbe Frazer, *The Golden Bough,* 2. ed. vol. XI. ch. 10 & 11; Frazer, *Folklore in the Old Testament,* 1919, vol. II, ch. 6, und Bolte-Polivka, Anmerk. III, 434 ff. *The Samson and Delilah pattern* (L. p. 14) ist nur ein spezieller Fall jener Formel. Das irische Märchen *The Hung-Up Naked Man,* welches L. (p. 18 ff.) mit Unrecht als eine moderne Version der altirischen Erzählung behandelt, ist nichts als eine normale Version des Märchentypus, der international ist.

[25]) Daß Etain's Entführer, Midir, ein Gott und Herrscher eines Elfenreiches ist, wird aus der Erzählung vollständig klar. Rhys' Ableitung des Namens kymrisch *Medrawt* von irisch *Midir* (*Arth. Leg.* p. 38), die L. (p. 16) erwähnt, ist interessant, aber jedenfalls unsicher, solange nicht feststeht, daß das erste *o* von kornisch-bretonisch *Modrot* unursprünglicher ist als das *e* von *Medrawt* (Angleichung an die zweite Silbe?).

Digitized by Google

monsage hat z. B. auf die keltische Merlinsage einen großen Einfluß ausgeübt (über andere Einflüsse derselben vgl. M. Deutschbein, Studien zur Sagengeschichte Englands 1906, S. 47 ff., 62 ff.), wahrscheinlich auch auf die Tristansage (Deutschbein S. 177 ff.). Namentlich das orientalisch anmutende Thema List wider List, das in einem Teil unserer Entführungs- und Wiedergewinnungs-Erzählungen prominent ist, ließe sich gut aus der Salomonsage ableiten [26]).

Das zweite „Buch" des vorliegenden Buches ist betitelt: *The young God and the old.* L. steht hier, wie dieser Titel verrät, im Banne von Frazers Werk *The Golden Bough.* Nach dem barbarischen Ritus von Nemi, der für Frazer den Ausgangspunkt seiner umfassenden Forschungen bildete, konnte der jeweilige Dianapriester und *rex nemorensis* nur so lange sein Amt behalten, bis er von einem andern im Kampfe besiegt und erschlagen wurde; dieser Stärkere wurde sein Nachfolger. Wenn, was aber rein hypothetisch ist, der Kampf ursprünglich alljährlich im Frühling stattfand, so war dieser Ritus ein Jahreszeitenritus. Der jeweilige Priesterkönig war der Gatte der Vegetationsgöttin Diana. Der alte schwach gewordene Gott (Winter) wurde von dem starken jungen Gott (Frühling) besiegt und getötet, doch nur um selbst wieder alt und schwach zu werden und einem andern Platz zu machen. Was Mannhardt und z. T. noch Frazer Vegetationsgötter nannten, nennt nun L. Sonnengötter. Es ist wohl möglich, daß ein solcher Ritus auch in der arthurischen Literatur seine Spuren hinterlassen hat. Am ehesten möchte ich aus einem solchen Ritus die *costume* ableiten, die im Meraugis auf der *Isle sanz Non* beobachtet wird: der Gatte der Inselherrin muß mit jedem Ankömmling kämpfen und ihn, wenn er Sieger ist, töten; unterliegt er, so muß sein Besieger als Gatte der Dame in gleicher Weise die Insel verteidigen und so ad infinitum: *Toz jorz remaint li uns as gages Tant que plus forz de lui revient* (3180 f.). Nahe verwandt mit dieser Episode sind Episoden im deutschen Segramor-Roman und die Balaain-Episode in der Pseudorobert-Merlinfortsetzung. L. hat in einer einzigen Zeile (S. 81) auf diese Episoden verwiesen, dagegen ausführlich von andern Erzählungen gehandelt, deren Verwandtschaft mit dem Ritus m. E. viel zweifelhafter ist. Nur die Quellen-*costume* im Yvain (vgl. L. p. 71) und deren Imitation im Prosa-Lancelot (V 237 f.), die *Tertre-Devëé-costume*

[26]) Die Escanor-Episode des *Atre Perillous* und die Milocrates-episode in *De Ortu Walwanii*, die ebenfalls von Entführung und Wiedergewinnung eines Weibes berichten und die L. (S. 21-23) auch von der Blathnatepisode ableiten will, kann ich nicht wohl als mythisch ansehen. Die Druidainepisode der *Venjance Raguidel* erinnert in ihrem ersten Teil an die Harfnerepisode.

Digitized by Google

(L. p. 81; über diese Imitation vgl. diese Zs. 49, S. 153 ff.), die von L. nicht erwähnten *costume* des *chastel des Pleurs* im Prosa-Tristan (Löseth § 40) und dgl. möchte ich noch für wahrscheinlich hierher gehörig erachten. Dagegen scheint mir kein Grund vorzuliegen, um mit L. (p. 77 ff.) und J. L. Weston (*The Legend of Sir Lancelot*, p. 109) in dem Kampf zwischen Vater und Sohn, welches Thema übrigens international ist (vgl. über dasselbe Potter, *Sohrab and Rustem*, London 1902) einen Kampf zwischen dem alten und jungen Sonnengott zu sehen; denn es fehlt hier, abgesehen von dem Weib, das wichtige *costume*-Motiv. Auch das Motiv *Disenchantment by Decapitation* (vgl. L. p. 98 ff.), das in den arthurischen Erzählungen *The Carle of Carlisle* und *The Turk* vorkommt, aber auch in Märchen und Sagen so allgemein verbreitet ist, daß man es nicht speziell zur keltischen Mythologie rechnen darf (vgl. über dieses Motiv Kittredge, *A Study of Gawain and the Green Knight*, Cambridge 1916, p. 200 ff.) kann ich nicht entsprechend deuten. Daß das *beheading-game*, von dem wir irische Versionen in *Fled Bricrend* und mehrere arthurische Versionen besitzen, den Ritus von Nemi repräsentiere, hat vor L. (p. 59 ff.) schon A. B. Cook (*The European Sky-God* in *Folklore* 17, p. 333-43) behauptet; Kittredge aber, dem wir die gründlichste Untersuchung dieses Erzählungsthemas verdanken (in dem soeben erwähnten Buch), hielt dies für *not very good mythology* (p. 198 f.); ich kann mich diesem Urteil anschließen [27]).

Ganz besonders aber muß ich mich von L. trennen, wenn er nun — und dies ist für ihn gerade die Hauptsache — auch die oben besprochene Blathnat-Erzählung, die er mit den Guenievre-Erzählungen in Parallele gestellt hat, als eine Version des Nemi-Ritus behandelt (wiederum in Anschluß an A. B. Cook, l. c., p. 336). Wenn man der Ansicht ist, daß die Blathnat-Erzählung zur Guenievre-Gruppe gehört (ihre Vorstufe ist, wie L. meint), die ihrerseits den Kore-Mythus repräsentiert, dessen Ritus in den eleusinischen Mysterien vorliegt, so darf man die Blathnat-Erzählung nicht den den Nemi-Ritus repräsentierenden Erzählungen beigesellen. Denn wenn auch sowohl der Kore-

[27]) Die Erzählung hatte den Zweck, den Mut und die *loyauté* eines berühmten Helden (wie Cuchulainn oder Gauvain) durch das Bestehen einer Probe (*test*) (das Probemotiv war bei den Kelten sehr beliebt; vgl. die Horn-, Mantel-, Sitz- usw. -Probe) möglichst drastisch zu illustrieren. Da konnte man wohl auf den Gedanken verfallen, den Helden in eine solche Lage zu versetzen, daß er nicht versagte, auch wenn er deshalb sein Leben, z. B. seinen Kopf, verlieren müßte. Zur Prüfung eignete sich, wie bei den übrigen Proben, eine dämonische Person, die als solche nach weit verbreitetem Glauben (vgl. bei Kittredge das Kapitel „*The returning head*") den Kopf nicht verlieren konnte, auch wenn er ihr abgeschlagen wurde.

Digitized by Google

Mythus als auch der (immerhin nur hypothetisch rekonstruierte!) Nemi-Ritus den Wechsel der Jahreszeiten symbolisieren, so tun sie es doch auf ganz verschiedene Art. Wenn eine Natursage die Hasenscharte dadurch erklärt, daß den Hasen einst wegen unbändigen Lachens das Maul barst, eine andere Sage hingegen dadurch, daß dem Urhasen einst mit einem Beil die Lippe gespalten wurde (vgl. O. Dähnhardt, Naturgeschichtliche Volksmärchen, Leipzig 1898, S. 11 f.), so sind dies offenbar zwei voneinander ganz unabhängig entstandene Erklärungen desselben Phänomens. Ebenso verhält es sich mit den zwei Jahreszeitenmythen resp. -Riten; sie sind miteinander nicht vereinbar. Das Wesentliche an dem Kore-Mythus ist der Vertrag, nach welchem die Vegetationsgöttin, die ursprünglich (im goldenen Zeitalter, als es noch keinen Winter auf Erden gab) beständig bei einer Lichtgottheit (Demeter) geweilt hatte, dann aber (durch Entführung) an die Gottheit der Finsternis übergegangen war, fortan (nach der Wiedergewinnung) abwechselnd bei der einen und der andern zu weilen hatte. In der keltischen Fassung ist einfach der Gatte (ev. Bräutigam) statt der Mutter die Lichtgottheit; und es ist mindestens e i n Kampf eingeführt worden, der aber ursprünglich nicht mit dem Tode des einen Gegners endigen durfte, da doch nach dem ursprünglichen Vertrag vorgesehen war, daß die Vegetationsgöttin fortan auch bei diesem einen Teil des Jahres zu weilen hatte. Das Wesentliche am Nemi-Ritus war aber gerade der Kampf, der stets mit der Tötung des einen Gegners endigen mußte (*the slayer who shall himself be slain*), so daß hier die Vegetationsgöttin (Diana), anstatt ad infinitum innerhalb eines Jahres abwechselnd bei zwei Gatten zu weilen, jeden Frühling einen ganz neuen Gatten bekommen mußte. Die Blathnat-Erzählung könnte man nur unter der Bedingung zu den Versionen des Nemi-Typus rechnen, daß man die Entführung Blathnats durch Curoi ignorieren und die Tötung Curois durch Cuchulainn als den einzigen Inhalt der Erzählung ansehen würde. Mit demselben Recht könnte man übrigens jede Tötungserzählung als Jahreszeitenritus deuten; denn das für diesen charakteristische *costume*-Motiv fehlt ja auch der Blathnat-Erzählung. Letztere kann, wenn sie überhaupt einen dieser Jahreszeitenmythen resp. -Riten repräsentiert, nur den Kore-Typus repräsentieren, und das gleiche gilt von der Etain-Erzählung und der Guenievre-Erzählung und ihrer ganzen Verwandtschaft.

L. gerät nun, wohl z. T. infolge der irrtümlichen Identifikation der Blathnat-Erzählung mit dem Nemi-Typus, immer mehr auf Abwege. Weil der junge Gott (der Frühling) nur eine Wiedergeburt des alten Gottes (des Winters) sein soll, soll nun Cuchulainn, der junge Gott, mit seinem Gegner Curoi, dem

Digitized by Google

alten Gott, eigentlich identisch sein: *Cuchulinn is* [auch der Form des Namens nach, weil die beiden Namen denselben ersten Komponenten, nämlich *cu* = Hund, haben!] *a diminutive Curoi, the little Curoi, the young sun-god, who like Zeus kills the old sun and lightning god and takes over the symbols of his power* (p. 57). Der Kampf zwischen Cuchulainn und Curoi konnte also nicht mehr ein Kampf zwischen Licht und Finsternis sein, und da es nicht wohl anging, den ruhmbedeckten Hauptheld Cuchulainn zum Gott der Finsternis zu stempeln, so strengte sich L. an, Curoi zum Sonnengott zu stempeln (p. 39-51) (der eigentliche irische Sonnengott war Lug; vgl. unten). So erscheint denn Curoi, den noch Rhys (*Hibbert Lectures*, p. 474 f.) zu den *princes of darkness* rechnete und dem er den *character of a Dis or Pluto* zuschrieb, hier in ganz neuer Beleuchtung. Da aber auch nach L. Curoi als Blathnats Entführer dem Maelwas-Medraut etc. der Guenievre-Erzählungen und dem Hades des Kore-Mythus entspricht, so wird offenbar auch Hades zum Sonnengott, wenn man aus L.'s Hypothese die Konsequenzen zieht: dies ist wohl die beste *reductio ad absurdum*[28]). Leider ist die Identifikation von Curoi und Cuchulainn, die ich unbedingt ablehnen muß (L. gibt in seinem Suppl., p. 395, wenigstens zu, daß sie etwas *hard(er) to grasp* ist), in L.'s System von fundamentaler Bedeutung, wie wir nun gleich sehen werden.

Wir haben gesehen, daß für L. unter den Versionen der

[28]) Daß Curoi auch in dem *beheading-game* Cuchulainn's Gegenspieler ist, ist wohl nur ein Spiel des Zufalls und nicht weiter auffällig, wenn man bedenkt, daß im Ulster-Zyklus einerseits Cuchulainn der Held der meisten Abenteuer ist, anderseits Curoi sich eignete, wo ein Zauberer und Gestaltenwechsler erwünscht war. So mochten die beiden leicht durch Zufall zweimal zusammentreffen. Eine der von Curoi angenommenen Gestalten (die aber nicht seine wirkliche Gestalt war) war die eines *bachlach*, eines einem Waldmenschen gleichenden Hirten. Als solcher tritt er in der *Beheading-Game*-Episode auf (vgl. L., p. 56-60). Der *bachlach* ist eine beliebte Figur in der keltischen Litteratur und ist auch in die arthurische Litteratur übergegangen, so in die Versionen des *Beheading-Game*-Themas und des *Enchantment-by-Decapitation*-Themas (*The Carle of Carlyle* und *The Turke*). Er erscheint auch etwa als Türhüter, so in dem Mabinogi „Kulhwch und Olwen", in der *Dolerouse-Tor*-Episode des Prosa-Lancelot usw.; auch der *vilain* Burmaltus des Modena-Reliefs dürfte eine solche Figur sein (vgl. L.'s Kapitel *The Porter of the Other World*). Wird aber der *bachlach* in Feld oder Wald getroffen als *giant herdsman* (vgl. L., p. 118 ff.) wie in Kulhwch und Yvain, so hat er viel Ähnlichkeit mit Pan, Faunus, Silvanus und mit den deutschen wilden Männern, Fänggen usw. Was den Gestaltenwechsler Merlin anbetrifft (vgl. L., p. 124 ff.), so glaube ich, daß dieser seine Ähnlichkeit mit jenen Personen dem Umstand verdankt, daß er die Rollen der Waldmenschen Lailoken, Ashmedai usw. übernahm. Alle diese Figuren für Deszendenten Curoi's und für Sonnengötter zu halten, hat keinen Sinn.

Digitized by Google

Guenievre-Erzählung die Modena-Version, unter den irischen Parallelen die Blathnat-Version die ursprünglichste ist. Nun sollten auch noch die entsprechenden Namen identisch sein (p. 15). Die irische Erzählung hat nur drei Personen: Blathine-Blathnat, Curoi und Cuchulainn. Deren Namen soll man nun auch auf dem Relief finden. Um das tun zu können, muß man allerdings L.'s Phantasie besitzen und für seine originelle Linguistik Verständnis aufbringen. *Winlogee* soll mit *Floree* identisch sein[29]); *blath* aber bedeutet Blume (vgl. Rhys, *Hibbert Lectures*, p. 473), *blathine* Blümchen (vgl. Thurneysen, p. 432). Ich glaube, daß der Name *Floree* entweder mit dem Namen Winlogee überhaupt nichts zu tun hat oder aber volksetymologisch aus einer der Form Winlogee nahestehenden Namensformen stammt, als unursprünglichere Form also nicht die Stelle der primitiveren Form einnehmen kann, womit die Identität der Namen Floree und Blathine belanglos wird. Übrigens waren von *flor* abgeleitete Frauennamen im Französischen so äußerst beliebt, daß zufällige Übereinstimmung leicht möglich wäre (vgl. z. B. in Langlois' Table: *Flore, Florie, Florete, Florence, Floripas, Flordespine, Blancheflor*) (vgl. übrigens auch kymrisch *Flur*, Tochter des Mygnach Gorr: Loth, Mab.[2] I, 374, II, 273, und irisch *Finscoth* (Cuchulainn's Tochter] = „Weinblüte" [Thurneysen l. c., S. 375]). Der Name des Entführers *Carrado* soll *„a corruption of the Irish name" Curoi* sein (p. 15, 165-6)! Dem Cuchulainn endlich soll Galvagin entsprechen. Wie auch deren Namen zusammenhängen sollen, erfährt man aus einer sehr ausführlichen und sehr komplizierten Demonstration. Nur möchte ich zu dieser Identifikation vor allem das bemerken, daß Galvagin, d. h. Gauvain, in der Guenievre-Erzählung nicht der ursprüngliche Held gewesen sein kann. L. behandelt ihn mit Unrecht als solchen (vgl. oben). Da in allen entsprechenden keltischen Versionen (inkl. Blathnat-Erzählung) immer der Gatte (resp. Bräutigam) der Entführten auch ihr Befreier wird, so ist es zweifellos, daß auch unter den Guenievre-Erzählungen diejenigen die primitivsten sein müssen, die diese Situation bewahrt haben, also die Vita-Gildae-Version, z. T. wohl auch die Lanzelet-Version[30]). Wenn das Modena-Relief überhaupt eine

---

[29]) L. gelangte zu dieser Ansicht auf andere Weise als ich oben (A. 8) und in Herrig's Archiv. Seine Begründung leuchtet mir nicht ein.

[30]) Schon G. Paris (Rom. XII, 511) und G. Schoepperle (Tristan, p. 429) haben dies erkannt; nach französischer Schablone mußte aber Arthur wie ein Märchenkönig alle Taten seinen Helden überlassen. Wenn nun Lancelot als Befreier zugleich der Liebhaber der Königin war (wie übrigens auch Tristan in der Harfner-episode), so könnte vielleicht hierin noch eine Reminiszenz an die ursprüngliche Situation vorliegen (mit der Rolle des Befreiers wurde auch die Rolle des Lieb-

Digitized by Google

Version der Guenievre-Erzählung ist, so besteht die größte Wahrscheinlichkeit, daß auch auf ihm *Artus de Bretania* der Befreier ist. Dann entspricht dem Cuchulainn hier nicht Galvagin, sondern Artus.

An jener Demonstration war L. offenbar sehr viel gelegen, da er sie in seinem Supplement, betitelt *Gawain, Gwri and Cuchulinn* (P.M.L.A. 1928) wiederholt. Diese knappere und klarere Neubehandlung läßt aber nur um so deutlicher die großen Blößen der Argumentation erkennen. Zwischen Cuchulainn und Gauvain stellte L. als angeblich unentbehrliche Zwischenfigur den Kymren *Gwri*, womit er *the key to many things in Arthurian nomenclature* gefunden haben will (P.M.L.A. 1928, p. 384). Von Cuchulainn gelangt er zu Gwri mit Hilfe der Gleichung Cuchulainn = Curoi. Der Name *Curoi* wäre im Kymrischen *Gwri* geworden. Daß gerade die Blathnat-Erzählung auch in Wales bekannt wurde, beweist eine dem 12. Jahrh. zugeschriebene kymrische Elegie des *Book of Taliessin* auf den Tod des *Corroi map Dayry* von der Hand des *Cocholyn* (vgl. Cecile O'Rahilly, *Ireland and Wales*, 1924, p. 127 ff.). Ein noch älterer Text ist das Mabinogi „Kulhwch und Olwen", wo in dem langen Verzeichnis von Arthurs Kriegern ein *Kubert map Daere* erwähnt wird (Loth, Mab.[2] I, 261), und zwar unmittelbar nach *Knychwr map Nes*, d. h. dem berühmten Ulsterkönig *Conchobar mac Nessa*, Cuchulainn's Landesfürsten und Mutterbruder. Nach L. (Suppl., p. 393) darf man sich allerdings nicht etwa einfallen lassen, zu behaupten, daß Curoi im Kymrischen nicht hätte Gwri ergeben können, weil daraus in einem andern Text Corroi wurde; L. würde *only smile at the naïveté of the assumption*, daß ein entlehnter Eigenname nur in einer einzigen Form vorkommen könnte[31]). Lassen wir dies gelten! Ehe wir aber außer Corroi auch Gwri als mögliches oder sicheres Äquivalent von Curoi gelten lassen, müssen wir L.'s formelle und funktionelle Beweise etwas näher prüfen. Der Übergang *oi* > *i* wäre in so früher Zeit (später wurde *Curui* zu *Cooree;* vgl. Suppl. p. 392) nicht regelmäßig. L. bemerkt aber (Suppl. p. 392): *Curoi* [auch

habers von Arthur auf Lancelot übertragen), wenn nicht nachträglich der Gedanke sich einstellte, daß der Befreier ein persönliches Interesse an der Befreiung haben sollte.

[31]) Schon die Form *Cubert* beweise, daß *Corroi* nicht das einzige mögliche Äquivalent sei. Es ist nur zu bemerken, daß Cubert nicht wie Corroi ein phonetisches Äquivalent sein kann. Es ist hier offenbar ein ähnlicher Name substituiert worden, der den Kymren geläufiger war, und zwar wahrscheinlich der angelsächsische Name *Cuthbert-Cudberth*, den ein berühmter Apostel des 7. Jahrh. und ein in den Annales Cambriae, ad a. 777, erwähnter Abt trugen. Die Form *Corroi* ist übrigens aus dem irischen Genitiv *Conroi* hervorgegangen (vgl. Gruffydd, Math vab Mathonwy, 1928, p. 266, n.).

Digitized by Google

Curui kommt vor; Genitiv: *Conroi, Conrui*] *itself had an earlier form Curi, found on an oghamic inscription in Kerry.* Diese Inschrift hat aber nach Rhys, *Hibb. Lect.* p. 472 n. 2 (worauf verwiesen wird) nur die Genitivform *Conu-ri* statt zu erwartendem *Con-roi, Conrui.* Aus *Conuri* erschloß Rhys eine Nominativform *Curi. Conuri* ist aber ein *hapax legomenon;* und es besteht wohl die Möglichkeit, daß die Form fehlerhaft ist; denn das vor *r* unpassende *u* sollte wohl n a c h *r* stehen. *Curi* ist daher nur eine erschlossene und ganz unsichere Form. Doch lassen wir auch sie einmal gelten! Gegen *w* (Lautwert *u*) läßt sich wohl nichts einwenden [32]), dagegen ist *G* für *C* mindestens nicht normal [33]). Es ist klar, daß, wenn Gwri die phonetisch regelrechte Wiedergabe von irisch Curoi wäre, man zu dieser Etymologie viel mehr Zutrauen haben könnte; da jenes nicht der Fall ist, muß man sich ihr gegenüber skeptisch einstellen. Es ist wahrscheinlich, daß Gwri nicht ein irisches Lehnwort, sondern ein echt kymrischer Name ist. Dafür spricht vor allem auch der von L. nicht erwähnte Ortsname *Cilgwri* [34]). Die Bedingungen für die lin-

---

[32]) Vgl. im Lib. Landav. *Guroc* (p. 179) neben *Gorrock* (p. 282, 321) wie *Gwri* neben *Corroi.*

[33]) L. (P.M.L. A. 1928, p. 392) verweist auf die Variante *Cilvathwy* neben *Gilvathwy.* Solche leicht begreifliche Varianten graphischer Art (Wechsel von *C* und *G*) kommen in allen Sprachen, die das lateinische Alphabet verwendeten, oft vor. Im Kymrischen wären noch zu erwähnen *Gerenhir* für *Cerenhir* (Loth, Mab.[2] I, 275), *Gloitguin* für *Cloitguin* (jünger *Clydwyn*) (Mab.[2] II, 331), *Cerruc* (Lib. Landav. 179 = *villa Guroc*) statt *Gorroc* (vgl. *Kil Gorrock* 282, 321), *Gunguare* (Lib. Landav. p. 148) statt *Cunguaret* (vgl. *Cun-uuret* p. 150, *Conguare* und *Conguaret* ibid. mehrmals), *Glynn Ystu* für *Clyn ystun* (heute *Clyn Ystyn*) (Mab.[2] I, 340 mit *note* 2 und Rhys. *Celtic Folklore* II, 513). L. weist jedoch Gwri eine Rolle zu, die mit einer bloß graphischen Variante nicht vereinbar ist. Er denkt aber auch an eine satzphonetische Variante: Lenition *c* > *g* trat zwischen sonoren Lauten ein, im Anlaut in der Regel nur in Komposition, in gewissen syntaktischen Verbindungen und bei satzunbetonten Wörtern, so bei dem von L. erwähnten *cant* > *can, gan* (Präposition, daher satzunbetont; vgl. ebenso die Präpositionen *cer-ger, cyt-gyt, tan-dan:* Strachan, *Introduction to Early Welsh.* 1909, p. 110 ff.; aber das Numerale *cant* [= 100] hatte festes c), so bei *Eleuther Cascord maur* (10. Jahrh.) (Mab.[2] II, 336) > *Eliffer Gosgordvawr* (ibid. II, 143); denn *Cascord* ist als Epithet in Komposition mit dem vorausgehenden Namen (das zweite *c* > *g* wohl nur durch Silbenangleichung); ähnlich *cawr* (Riese) > *gawr,* wenn Epithet (Beispiele in Loth, Mab. Register s. v. *Cawr*). Die satzphonetische Variante mit *g* war aber nur dann häufig, wenn ein Wort vorzugsweise in Komposition oder als Epithet oder satzunbetont verwendet wurde. Das konnte jedoch bei Gwri nicht der Fall sein. Die kymrischen Wörter und Namen, welche mit *c* (*k*) beginnen (es gibt unzählige), haben sonst immer die Tenuis bewahrt. Gwri, wenn aus Curoi abgeleitet, muß also unter allen Umständen ein unregelmäßiges *G* haben.

[34]) Einen so benannten Ort gibt es in Flintshire (Nord-Wales) (nach Loth, Mab.[2] I, 323); der Name kommt aber schon im Mabinogi

Digitized by Google

guistische Identifizierung von Gwri und Curoi sind also nicht nur unsicher, sondern ungünstig. Die Identifikation von *Corroi* mit *Curoi* (vgl. oben) war gegeben, nicht nur, weil sich keine sprachlichen Schwierigkeiten ergeben, sondern vor allem, weil in bezug auf die Funktion der Namen völlige Übereinstimmung besteht. Den *Kubert* würde man wohl nicht daran denken mit *Curoi* zu identifizieren, wenn nicht auch hier die funktionelle Übereinstimmung, nämlich die unmittelbare Nähe des *Knychwr map Nes* und vor allem das Attribut *map Daere*, völlige Gewißheit ergäbe. Wie steht es nun mit der funktionellen Übereinstimmung von Gwri und Curoi? Ganz schlecht. Die kymrische

---

„Kulhwch u. Olwen" vor, wo eine Amsel von Cilgwri erwähnt wird (ibid.). Mit *cil, kil* (= *recess*, vgl. Strachan) und Personennamen wurden viele Ortsnamen gebildet (vgl. Lib. Landav. Index und oben *Kil Gorrock*). In dieser Komposition könnte natürlich das *g* auch aus *c* entstanden sein (muß aber nicht); es ist jedoch sehr wenig wahrscheinlich, daß sich in kymrischen Ortsnamen irische Helden verewigt haben. Der Name *Gwri* wird am ehesten eine Ableitung des (auch in Eigennamen) sehr häufigen Wortes *gur-gwr* (= Mann) gewesen sein, vielleicht mit dem häufigen, *nomina abstracta* bildenden Suffix *i* (das, weil früh belegt, jedenfalls nicht auf frz. *-ie* abzuleiten ist) (z. B. *caled-i* = Härte; vgl. Pedersen, Gramm. § 364/5): *gwr-i* müßte wohl *vir-tus* bedeuten. Im Lib. Land. kommen zwei Personen Namens *Gurhi* (*u* ist ältere Schreibung von *w*, wie *i* von *y*) vor (p. 251, 279); *Gurhi* dürfte eine graphische Variante von *Guri* sein, wie man im Index des Lib. Land. auch von *Gurhai, Gurhae* auf *Gurai* verwiesen wird (*rh* ist die Bezeichnung von stimmlosem *r*; doch wurde dieses auch *r* geschrieben: Strachan, *Introd. to Early Welsh* 1909, p. 4, 11). In Gower gibt es eine Ortschaft *Cilgwryd* (vgl. Rhys, *Celtic Folklore*, p. 14). Sollte dies eine ältere Form von *Cilgwri* sein? Nach J. Morris Jones, *Welsh Grammar, historical and comparative*, Oxford 1913, § 110/3 konnte die finale interdentale Spirans (geschrieben *t, d, dd, th*) etwa abfallen; so werden sich auch die oben erwähnten Varianten *Conguare, Gunguare* neben älterem *Conguaret* (= bretonisch *-woret*) erklären. Ein Ortsname *Pen* (= Hügel des) *Gwryd* (bei Snowdon, Wales) ist für 1198 bezeugt (vgl. Rhys, *Celtic Folklore*, p. 565). Nach einer Triade (Loth, Mab.[2] II, 250) ist eine der drei Gwenhwyvars, *principales dames de la cour d'Arthur*, die Tochter des *Gwryt Gwent*, d. h. des Gwryt von Gwent (Distrikt in Süd-Wales). In dem Mabinogi Gereint (Mab.[2] II, 148) heißt einer von Arthurs Kriegern *Gweir Gwrhyt Vawr* (*Vawr* = *Mawr* = Groß). Derselbe Name begegnet in einer Triade (Mab.[2] II, 291), doch mit der Variante *Gweir Werydd* [also *r* statt *rh*] *Vawr* (ibid., n. 5). Im Mabinogi Kulhwch ist ein *Gweir Gwrhyt Ennwir* ein Mutterbruder Arthurs. Nach Rhys, *Celtic Folkl.*, p. 565 und *Arth. Legend*, p. 36, n. 2) ist *gur(h)-it* eine Ableitung von *gur* (= *vir*) mit der Bedeutung *vir-tus, valour* (über das Suffix vgl. Pedersen, § 386). In den hier erwähnten Belegen ist also dieses Abstraktum Personenname oder Epithet eines solchen geworden, wie *gur-i* (vgl. ebenso den Personennamen *Pryderi* = *souci:* Mab.[2] I, 114). Wenn *Guri* aus *Gurit* entstanden sein sollte, was, wie wir sahen, ganz gut möglich wäre, so ist an Zugehörigkeit zu irisch *Curoi* gar nicht zu denken; aber auch wenn jenes nicht der Fall sein sollte, so ist offenbar *Guri* dennoch am ehesten als Ableitung von *gur* (= irisch *fer!*), als ein echt kymrischer Name anzusehen.

Digitized by Google

Tradition kennt nur einen *Gwri Wallt* [= Haar] *Euryn* [= golden], der im Mabinogi Pwyll sage zweimal mit Namen erwähnt wird (p. 110, 115). Nachher hat er den Namen *Pryderi* und wurde unter diesem berühmt. Er ist nicht ein *map Daire*, sondern der Sohn des Königs Pwyll, der ihn mit der überirdischen Riannon zeugte. Er hat nicht wie Corroi oder Kubert Beziehungen zu Personen des Ulsterzyklus. Er hat eine Rolle, die von derjenigen Curoi's gänzlich verschieden ist. Da L. dies offenbar selbst einsah, verlegte er sich darauf, Ähnlichkeiten von Gwri und Cuchulainn ausfindig zu machen (p. 61-2; P.M.L. A. 1928, p. 389). Selbstverständlich ist dies kein Ersatz. Denn wenn wirklich Gwri-Pryderi *a sort of parallel to Cuchulainn* und daher auch eine Art *sun-hero* sein sollte, wie Rhys meint, der zuerst auf jene Ähnlichkeiten hinwies (*Hibb. Lect.* p. 501-3), so postuliert dieser Parallelismus noch nicht einmal Identität von Gwri und Cuchulainn; ganz besonders aber nicht Curoi als Zwischenstufe. Hier geht eben L. über Rhys hinaus. Als sympathischer Sagenheld und als Sohn einer übernatürlichen Mutter (Cuchulainn hatte einen übernatürlichen Vater) war Gwri-Pryderi dem Cuchulainn natürlich viel ähnlicher als dem Curoi, dem Träger von Hades- und Faunus-Rollen. Ob die Ähnlichkeit mehr als zufällig ist, bleibe dahingestellt [35]). Die Gleichung Gwri = Curoi basiert also einzig auf einer gewissen Ähnlichkeit der Namen, die sich aber bei näherer Betrachtung als trügerisch erwies. Es liegt nicht der geringste triftige Grund vor, um an der Kymrizität des Namens Gwri zu zweifeln.

Das letzte Glied in der langen Kette ist die Gleichung Gwri = Gauvain. Ich hätte mich, da L. Carrado mit Curoi identifiziert und noch Schlimmeres (vgl. unten), eigentlich kaum gewundert, wenn die Identifikation direkt erfolgt wäre, weil den beiden Namen *G* und *i* gemeinsam sind. Es geschieht aber nicht; vielmehr hat es L. beliebt, Gwri zunächst nur mit *Gwrvan* zu identifizieren, so daß also eigentlich die Kette noch um ein Glied länger ist. Aus der kymrischen Litteratur ist uns nur ein Gwrvan, mit dem Beinamen *Gwallt Avuvyn*, bekannt, der ein einziges Mal im Mabinogi Kulhwch (I, p. 277), in dem langen Verzeichnis von Arthurs Kriegern, erwähnt wird. Es lag

[35]) Die ähnlichen Züge sind 1. das „goldene" Haar, von dem Gwri seinen Beinamen hat und das für einen Sonnengott oder Sonnenheros paßt (doch galt blondes Haar bei den Kelten wie bei den Franzosen als von Schönheit unzertrennlich), 2. übernatürliche Frühreife (natürliche Folge der überirdischen Abstammung), 3. die wunderbare Beziehung zu einem Füllen (stammt aus dem Zwillingsbrüdermärchen, vgl. Bolte-Polivka, Anmerkungen zu Grimm Nr. 60 [Teil A 4 der Formel] und Hartland, *The Legend of Perseus*, vol. II, 1895). Es ist natürlich sehr wohl möglich, daß Gwri's Rolle durch die Cuchulainnsage beeinflußt wurde.

Digitized by Google

nahe, diesen Namen mit *Gwri Gwallt Euryn* zusammenzubringen; aber L. hat die Verhältnisse ganz falsch gedeutet. Er behauptet (p. 62): *Welsh myth knows both a little Gwri and a big Gwri, Gwr-van and Gwr-nach.* Hier geht also das Gespenst des jungen und des alten Gottes wieder um. Doch mußte L. in seinem Supplement (l. c. p. 384) seine Behauptung selbst zurücknehmen, da kymrische Gelehrte (John Morris Jones und Gruffydd) ihn darauf aufmerksam gemacht hatten, daß das zweite Element von *Gwrvan* hier nicht das kymrische Adjektiv *man* (= klein) sein kann [36]), und daß es kein Wort *nach* (= groß) gibt. Schlimmer ist, daß L. nicht erkannt hat, daß *Gwr-* nicht = *Gwri* sein kann, und in seinem Supplement fortfährt zu behaupten, daß *Gwrnach* [und nach seiner Ansicht jedenfalls auch Gwrvan] *is a development of Gwri* (p. 393), und daß *thus we get Gwri filling the rôle of young Curoi, and Gwrnach that of old Curoi* (p. 394). *Gur-Gwr* ist einer der häufigsten Komponenten kymrischer Männernamen (vgl. die zahlreichen Beispiele in Loth's Mabinogionregister und in dem doch nicht besonders namenreichen Liber Landavensis), wie das entsprechende *Wor-Gur-Gor* in unzähligen bretonischen Männernamen vorkommt; er bedeutet „Mann" (gallisch *viros*, irisch *fer*). In Urkunden des Lib. Land. ist der Name *Gurvan* (*Gwrvan* ist jüngere Schreibung) *-Gorvan* selbst mehrmals belegt. Es ist sonnenklar, daß dessen erster Komponent das Wort *gur* = Mann ist, und mit dem irischen *Cu-roi* nicht das geringste gemein haben kann. Wenn also Gwri = Curoi wäre (wie L. glaubt), so könnte folglich auch Gwri mit Gwrvan nichts gemein haben, und letzterer Name nicht ein *development* von Gwri sein [37]). In Wirklichkeit wird aber *Gwri* nicht = *Curoi* sein,

---

[36]) Morris Jones identifiziert *Gwrvan* mit gallisch *Viro-mandus*, sagt aber nicht, wo er den letztern Namen gefunden hat. Ich finde in Dottin's *Manuel pour servir à l'étude de l'antiquité celtique*, Paris 1906, p. 94 nur *Viro-manduos* und in Thédenat's *Noms gaulois* (Rev. Celt. XIII) p. 319 *Mandvi* (Gen. zu *Manduus*), und glaube, daß *Gwrvan* oder einem gallischen **Viro-man(n)us* entsprach (vgl. Dottin, *La langue gauloise*, Paris 1920: *mannus = petit cheval de trait*, und *mano-* = bret. *man*, jünger *van* = Mann, und Loth, Chrest. p. 150: bret. *Morman* > *Morvan*, kymrisch *Catman* > *Cadvan* = gallisch *Catamannus*). *„Man"* dürfte ein gemeinbrittischer Komponent gewesen sein, und den Begriff „Mann", den schon *Gur* hatte, intensifiziert haben.

[37]) Nach L.'s Mitteilungen (Suppl. p. 384, n. 2 resp. 3), aber nicht wörtlichen Zitaten, soll auch Gruffydd *accept Gwrvan as based on Gwri*, und Jones *„agree that Gwrnach likewise is probably developed from ... Gwri"*. Einen Glauben an Autoritäten gibt es in meiner Religion nicht. Wenn diese beiden Gelehrten solches wirklich behauptet haben, so haben sie damit bewiesen, daß sie, auf diesem Gebiet wenigstens, keine Autoritäten sind. Ohne die geringste Selbstüberhebung — denn zu solcher Erkenntnis braucht es wirklich nicht viel Einsicht — darf ich

Digitized by Google

sondern ebenso wie *Gwrvan* von *gwr* = Mann abstammen; nur hat sich bei *Gwri* dieses Wort mit einem Nominalsuffix (*i* oder *it*) verbunden, um ein Nomen abstractum zu bilden, das zufällig auch als Personenname angewendet wurde, während es sich bei *Gwrvan* mit einem andern Wort direkt zu einem Personennamen verbunden hat. Trotz der partiellen etymologischen Verwandtschaft ginge es natürlich auch in diesem Falle nicht an, die Namen Gwri und Gwrvan zu identifizieren. Was den Namen *Gwrnach* betrifft, so besteht, da ein Komponent *nach* nicht bekannt zu sein scheint, die Möglichkeit, daß man *Gwrn-ach* abzutrennen hat. L. hat diese einfachen Verhältnisse nicht erkannt; er wirft alles in denselben Tiegel, spricht bald von *little Gwri* und *big Gwri* (p. 62, 152) und dann wieder von *little Gwr* und *big Gwr* (p. 65, 152), und von *little Curoi* und *big Curoi* (s. oben). Wenn der Gwrvan des Mabinogi Kulhwch für die Gwri-Frage überhaupt Interesse haben kann, so nur deshalb, weil er mit einem Epithet versehen ist, das demjenigen des Gwri wenigstens äußerlich etwas ähnlich ist. Da Gwrnach ein ganz anderes Epithet hat (*Gawr* = Riese), so kann er für die Gwri-Frage überhaupt nicht in Betracht kommen und sei hiermit entlassen [38])! Gwrvan's Epithet *Gwallt Avwyn* (= *habena;*

---

mit Sicherheit behaupten, daß es unmöglich und unsinnig ist, *Gwrvan* von *Gwri* und gar noch von einem irischen Lehnwort *Gwri*, dessen erster Komponent *Cu* (= Hund) war, abzuleiten. Aber haben Gruffydd und Jones sich wirklich jener Ausdrücke bedient, oder hat nur L. ihre Ausdrucksweise so interpretiert? Das darf man wohl fragen; denn Morris Jones' Gleichsetzung von *Gwrvan* mit gallisch *Viro-mandus* schließt eine Ableitung von *Gwri* aus, und Gruffydd leitet in Rev. Celt. XXXIII, 461 *Gwri* von *Gwr* ab.

[38]) Viel eher als bei Gwri und Gwrvan darf man wohl bei *Gwrnach* an irische Herkunft denken, doch nicht an Ableitung von Curoi. Wenn sich ein Namenkomponent *nach* auf brittischem Gebiete nicht nachweisen läßt (was der Fall zu sein scheint) und daher eine Zusammensetzung *Gwrn-ach* ins Auge gefaßt werden muß, so ist zu bedenken, daß *-ach*, dem Brittischen als Namensuffix fremd, im Irischen ein häufiges Personennamensuffix ist, das Äquivalent des mit dem ersten Komponenten von Personennamen Kosenamen bildenden kymrischen *-auc*, bretonisch-kornischen *-oc*, *-u(e)c*, *-ec* (vgl. Pedersen § 405). Der Personenname und Personenbeiname *Mynach-Mynnach* oder (kymrisiert?) *Mynawc-Manawc-Munuc* (vgl. Mab.[2] I, 147, 171, 374, II, 243, 273) dürfte identisch sein mit dem Appellativum kymrisch *mynach-manach* (= irisch, kornisch, bretonisch *manach*) < lat. *monachus* (Pedersen § 122). In *Ynis Avallach* (= *insula Avallonis*) (in kymrischen Texten) ist *Avallach*, was zu beweisen hier zu weit führen würde, ursprünglich nicht Personenname, sondern das Appellativum *avallach* = Obstgarten. Bei irischen Personennamen auf *-nach* scheint *n* stets zum Vorausgehenden zu gehören, so sicher bei *Tigern-ach*, wohl auch bei *Tetbann-ach* (vgl. Thurneysen, Helden- und Königssage S. 420 usw.), *Conall Cernach* (ibid. p. 93 usw.). Nun kennen nach Loth, Mab.[2] I, p. 317, n. 2, die kymrischen Jolo-Mss. einen *Urnach* mit dem Beinamen „der Irländer", *qui aurait amené les Gaëls* [d. h. die Irländer] *dans le nord du pays de Galles. Urnach-*

Digitized by Google

wy = *ui*) soll bedeuten „der mit dem Zügelhaar" (*hair like* [sic!] *reins:* p. 62) und *an appropriate epithet for a solar hero* (Suppl. p. 389) sein. Für L. ist eben alles leuchtend klar, was für andere höchst obskur und seltsam ist. Da einerseits der Name Gwrvan nicht mit Gwri identisch sein, wohl aber durch Gwri angelockt worden sein kann, anderseits *Gwallt Avwyn* keinen vernünftigen Sinn zu geben scheint, aber dem Epithet Gwri's, Gwallt Euryn, äußerlich ähnlich ist, so ist die Annahme naheliegend, daß einerseits *Gwrvan* nur ein Substitut für *Gwri* (wie *Ku[th]bert* für *Curoi*), anderseits *Avwyn* nur eine graphische Entstellung von *euryn* ist, daß es also eine Person *Gwrvan Gwallt Avwyn* in Wirklichkeit nicht gab, und dieser Name nur eine Kopistenvariante von *Gwri Gwallt Euryn* ist [39]). Dies ist die Ansicht der beiden *most eminent Welsh scholars*, Gruffydd und Morris Jones [40]). Die einzige andere Möglichkeit ist, daß die Namen Gwri Gwallt Euryn und Gwrvan Gwallt Avwyn einander nichts angehen, und ihre äußerliche Ähnlichkeit ein Spiel des Zufalls ist [41]). Im letztern Fall scheidet auch Gwrvan, wie Gwrnach, aus dem Gwrikomplex aus. Bei der ersten Möglichkeit aber wäre L. gezwungen, seinen Gauvain von einer zufälligen

---

Wrnach ist aber die regelrechte satzphonetische Nebenform von *Gwrnach;* und unser *Gwrnach Gawr* erscheint im Mabinogi Kulhwch auch als ***Wrnach*** und ***Urnach*** (z. B. Strachan, *Introduction* p. 193). Ein ***Diwrnach*** (in Kulhwch I. 307, 334 f.) hat das Epithet *Gwyddel* (= der Irländer) und ist ein Hofbeamter eines Königs von *Iwerddon* (d. h. Irland)! Das Übrige muß ich nun den Keltisten überlassen. Ich kenne kein kymrisches Wort *gwrn*, nur *gwern* (breton. *wern*, gall. *Verno-* in Ortsnamen, irisch *fern*). Wegen seiner Bedeutung „Erle" eignet es sich aber für Ortsnamen; doch begegnet uns im Liber Landavensis (p. 163) ein clericus Namens *Guern*, im Mabinogi Branwen (I, 133, 139) ein *Guern ab Matholwch* und in den Annales Cambriae ad a. 775 ein Ire *Fern-mail* (*mail* kymrisiert für irisch *mal?*). Da man *Gwrnách* betonte, so mag die Kontraktion *we* > *w* der Akzentwirkung zugeschrieben werden (vgl. Rhys, *Hibb. Lect.* 282, welcher *gwr* von älterem kymr. **gwer* ableitet). Allerdings müßte man annehmen, daß der irische Anlaut (*f*) kymrisiert worden war.

[39]) Leider hat Loth in seiner Mabinogion-übersetzung in der Regel keine Varianten mitgeteilt, trotzdem es bessere Hss. gibt als die von ihm übersetzte. Die Ausgabe Evans steht mir nicht zur Verfügung.

[40]) Vgl. L. p. 388, 384: *It appears to me as if the two old names Gwri and Gwrvan had been mixed up, or that Gwri's epithet has been applied to Gwrvan* (Jones). L. widerlegt diese Ansicht nicht, nimmt sie aber trotzdem nicht an.

[41]) Epitheta mit *Gwallt* sind in der kymrischen Heldensage nicht selten; vgl. in Loth's Mab. [2] I. 374: *Riwallawn Gwallt Banhadlen* (= R. mit dem Ginsterhaar), I. 117: *Gloyw Wallt Lydan* (= G. mit dem breiten Haar), I. 136: *Anarawt-Anarawc Gwallt Grwn* (= A. mit dem runden [= krausen?] Haar) (*Grugyn Gwallt Ereint* [= G. mit dem Silberhaar] I. 340-1, resp. *Grugyn Gwrych Ereint* [= G. mit den Silberborsten], I, 327, 337 ist der Name eines berühmten Wildschweins).

Digitized by Google

Variante des Namens Gwri Gwallt Euryn abzuleiten, wenn er ihn nun einmal nicht direkt mit diesem selbst identifizieren will. Wie bedenklich es aber ist, den Namen des wichtigsten arthurischen Helden aus einer ein einziges Mal belegten Kopistenvariante abzuleiten, leuchtet wohl jedermann ein.

Von *Gwrvan Gwallt Avwyn* gelangt man endlich direkt zu *Gauvain*. Der Leser braucht aber nicht dagegen zu protestieren, weil *Gwrvan* regelrecht französisch *Gorvan*, nicht *Galvain*, ergäbe; denn L. leitet Gauvain mit Hilfe der angeblichen „Zwischenform" *Galvagin* nicht von Gwrvan, sondern von dem Epithet *Gwallt Avwyn* ab (p. 62-3, 65, Suppl. p. 388, 390, 395), was aber offenbar noch viel unregelmäßiger wäre. Wir haben übrigens schon gesehen (A. 19), daß nach der Schreibgewohnheit des Wiligelmus von Bari *Galvagin* einfach eine besondere Schreibart für *Galvai(i)n* sein muß. Die Ansicht, daß in der Vorlage des Meraugis eine Person *Gorvain Galvain* (< *Gwrvan Gwallt Avwyn*) existiert habe, die dann Raoul bald Gorvain, bald Gauvain genannt hätte (p. 63), ist ein reines Produkt der Phantasie[42]). Eine funktionelle Übereinstimmung zwischen Gauvain und Gwrvan Gwallt Avwyn gibt es natürlich nicht, da ja von letzterem nichts bekannt ist, als daß er in dem langen Verzeichnis von Arthurs Kriegern figuriert, in das der Verfasser alle ihm bekannten Heldennamen aufnahm wie den König Conchobar von Irland und Curoi mac Daire, die natürlich mit Arthur nie etwas zu schaffen hatten. Die Ähnlichkeit zwischen Gauvains und Gwri's Kindheit (Findelkind) (vgl. Suppl. p. 395) ist angesichts der damit verbundenen viel auffallenderen Differenzen sehr unwichtig. Vor allem aber ist *Gwrvan*, wie ich bereits dargetan habe, nicht *Gwri*, und dann geht Gwri mit seinen angeb-

[42]) Und wie verhält es sich mit dem Beinamen *Cadrut*, den Gorvain im Meraugis hat? Hatte Gorvain zwei Beinamen? Oder muß man den belegten Beinamen Cadrut für unursprünglich halten, um für den nirgends als Beinamen belegten „Beinamen" Gauvain Platz zu schaffen? Ich habe in dieser Zs. 49, S. 238 gegenüber F. Lot, der den Namen *Gorvain* mit dem *Gwrvan* des Kulhwch zusammenbrachte (die Belege im Lib. Landav. erwähnte er nicht), bemerkt, daß man vielleicht wegen des *-ain* eher von einer Form *Gorwin-Gwrwin* (resp. *-en*) auszugehen habe, und auf breton. *Gorguinn*, kymrisch *Gurguin* hingewiesen. Einen bretonischen Namen *Gorvan* kann es übrigens auch gegeben haben, da die beiden Komponenten im Bretonischen wie im Kymrischen vorkamen. Bretonische Herkunft scheint mir wegen des Beinamens *Cadrut* gesichert zu sein, dessen *u* sich nur als bretonisch erklären läßt. Ich möchte aber diese Gelegenheit benutzen, um zu erklären, daß ich zu weit ging, wenn ich das Vorkommen des Namens in Wales überhaupt bezweifelte. Miß M. Williams hat mir seither gütigst mitgeteilt, daß der Name in den Formen *Cadrawd* und *Cadrod* zu belegen ist (sie verweist auf Baring Gould and Fosher, *Lives of the British Saints* II, p. 42; William Owen, *Cambrian Biography*, London 1803, p. 34, und ein paar Schriften in kymrischer Sprache), was aber meinem Argument nicht Eintrag tut.

Digitized by Google

lichen Beziehungen zu Curoi und Cuchulainn Gauvain nichts an, oder, wenn *Gwrvan Gwallt Avwyn* für *Gwri Gwallt Euryn* steht (nicht wegen Identität, sondern infolge von Substitution eines anklingenden Namens), so wird eben *Gwallt Avwyn*, wie Morris Jones meint, *a corruption* von *Gwallt Euryn* sein, von der man doch nicht einen so wichtigen Namen wie Gauvain ableiten darf [43]).

Wir sind am Schluß der langen Kette *Cuchulainn* = *Curoi* = *Gwri Gwallt Eurin* = *Gwrvan Gwallt Avwyn* = (*Gorvain*) *Galvagin* (> *Gauvain*) angelangt. Ein Turm von Hypothesen ist da aufgerichtet worden auf morscher Grundlage (Cuchulainn = Curoi) und äußerst schwach in allen seinen Teilen, ein richtiges Luftschloß. *That Gawain is a counterpart of Cuchulinn is one of the commonplaces of Arthurian scholarship* (Suppl. p. 384). In gewissen Abenteuern, die der irischen und der arthurischen Litteratur gemeinsam sind, hat Gauvain die Rolle Cuchulainn's. Ich bestreite auch nicht, daß Gauvain wie Cuchulainn gewisse *solar features* hat [44]). Nehmen wir an, die alt-

[43]) Daß L. die früher übliche Ableitung des Namens *Gauvain* von *Gwalchmai*, welchen Namen die kymrischen Übersetzer Galfreds und der französischen Romane zu substituieren pflegten, ablehnen mußte (schon lange vor Bruce, auf den L., p. 37 und Suppl. p. 385, hinweist, habe ich Gwalchmai als Etymon abgelehnt, vgl. diese Zs. 33², S. 60, n. 3 [1908], welche Stelle Bruce, *Evol.* I, 21 kannte), war selbstverständlich. Daß aber er, der ein noch viel schwierigeres Etymon aufstellt und sich überhaupt bei seinen Etymologien zumeist um die Phonetik keinen Pfifferling kümmert, Gwalchmai wegen „phonetischer Schwierigkeiten" nicht annehmen kann (p. 62 f.), liest sich wie ein schlechter Witz. Die älteste und m. E. auch altertümlichste Form des Namens Gauvain, nämlich *Walwen* (in Wilhelms von Malmesbury *De gestis reg. Angl.*), aus der alle andern Formen auf normale Weise abgeleitet werden können, ist zusammengesetzt aus dem häufigen zweiten Komponenten bret., korn., kymr. *uen-guen*, Nebenform von *win-guin* (ursprünglich nach Geschlechtern unterschieden, vgl. diese Zs. 49, S. 238) (Bedeutung: weiß, leuchtend, schön, glücklich) und einem ersten Komponenten, welcher brittisch *Wal-Gual* (vgl. kymr. *Gual-chen*, *Guall-auc* im Lib. Land., bret. *Clut-wal*, *But-gual* usw. in Loth's Chrest. p. 171) (Bedeutung unbekannt) oder eventuell (mit Konsonant nach *l*, der aber kaum im Brittischen, höchstens im Französischen ausfallen konnte) *Walc-Gualc(h)* (vgl. kymr. *Gwalchmai*, bret. *Walc-moel*: Chrest. p. 171) (Bedeutung: Falke) oder *Walt-Gualt* (vgl. bret. *Walt-moc*, *Dri-walt* usw.: Chrest. p. 172) (Bedeutung: Haar) lautete. Den Namen Walwen selbst kann ich urkundlich nicht belegen (vgl. immerhin bret. *Guin-gualt-uc* im *Cart. de Landévennec* p. 38, wo die Komponenten *guin* und *gualt* in umgekehrter Reihenfolge + Deminutivsuffix vorkommen). Über eine etwaige mythische Bedeutung des Namens Walwen weiß ich nichts zu sagen; aber ich will lieber etwas nicht wissen als mit L. Luftsprünge machen.

[44]) Wozu aber nicht mit L. (p. 63) Chrétiens Scherz, daß Gauvain als Liebhaber der *Lune(te) doit bien estre solauz clamez* (Yvain 2402), zu rechnen ist.

Digitized by Google

irische Ulsterepik hätte direkt die französische Litteratur beeinflußt, als die Karlssage in der Ausbildung begriffen war! Wäre es nicht selbstverständlich gewesen, daß auf Karl die Rolle des Ulsterkönigs Conchobar, auf Karls Schwestersohn und Hauptheld Roland die Rolle Cuchulainns, des Schwestersohns Conchobars und Hauptheld der Ulstersage übertragen worden wäre? Man hätte es doch wohl nicht nötig, durch eine lange Kette von Namenidentifikationen zu der Gleichung Roland = Cuchulainn zu gelangen. Nun hat die altirische Epik tatsächlich die brittische Arthurlitteratur beeinflußt. Ist es nicht selbstverständlich, daß Arthur die Rolle Conchobars erhielt, die Rolle Cuchulainns aber in der Regel auf Arthurs Schwestersohn Gauvain übertragen wurde? Wozu brauchte sich also L., um von Cuchulainn zu Gauvain zu gelangen, in so große Unkosten zu stürzen, wenn er doch alles so billig haben konnte?

L. hat bei seiner komplizierten Demonstration der Gleichung Gauvain = Cuchulainn noch eine ganze Anzahl anderer arthurischer Namen *chemin faisant* etymologisch erledigt. Im Interesse der Klarheit ließ ich diese Mitläufer weg und will sie nun zusammen nennen. Sie werden alle auf denselben Nenner „Sonnengott" gebracht und von Curoi, ausnahmsweise Cuchulainn abgeleitet. Im Verzeichnis von Arthurs Kriegern und nachher nochmals in Kulhwch wird *Gware Gwallt Euryn* erwähnt (Mab.² I, 278, 333), über den man weiter nichts erfährt. Dessen Name ist nach L. (p. 84) *a variant form of Gwri Gwallt Euryn. Gware with the addition of the French nominative s would naturally appear as Guares or Gares, and from this might easily be formed an oblique case Garet.* Auf diese Weise erklärt er den Namen von Gauvain's Bruder, der bei Malory *Gareth* heißt und in französischen Texten *Gaeres, Gaheries, Guahries or Gwarehès* heißen und bei Malory einen Bruder *Gaheryes* haben soll. Es ist nicht L.'s Art, es mit den Namensformen genau zu nehmen; bei seiner etymologischen Methode wäre dies ja unnütze Pedanterie. Wir andern, die nicht so großzügig sind, dürfen immerhin bemerken, daß Gareth's Bruder bei Malory *Gaherys* heißt, und daß L. die französischen Namen der zwei Brüder durcheinander geworfen hat. In Förster's Kristian-Wörterbuch, auf das er verweist, fand er doch die Namen der beiden Brüder Gauvains sauber getrennt: 1. *Gaheriet* (Var. *Kaëriet*) (viersilbig), 2. *Gaeręs-Garaęs-Guerhęs* (: *apręs;* der Vers verlangt Dreisilbigkeit und echtes *s*). Die Kopisten haben die beiden Namen gerne verwechselt; fast alle französischen Dichter dagegen unterscheiden sie so wie Chrétien (wenn auch mit neuen Varianten). Wenn L. (p. 95) sagt, daß die Namen der Söhne Loth's, *Guerhes, Gaeres and Gauvain ... must be derived from Gwri, Gware and Gwallt Avwyn*, so ist

Digitized by Google

dazu zu bemerken, daß alle Versromane, die die beiden Brüder nennen (zumal auch Chrétiens Gral v. 8105), Zweisilbigkeit ausschließen, also *Guer[e]hes* emendiert werden muß, welches übrigens Variante von *Gaeres* ist. Ob diese Formen so einfach aus *Gwri* (phonetisch *Guri*) abzuleiten sind, darf man füglich bezweifeln. Der Weg von *Gware* zu *Garet(h)* scheint allerdings einfach zu sein; aber ist es nicht sonderbar, daß dem Etymon die in keinem einzigen französischen Text zu belegende Namensform einer englischen Bearbeitung aus dem ausgehenden 15. Jahrh. viel näher kommt, als die um Jahrhunderte älteren und metrisch gesicherten französischen Formen? Malory hat die beiden Namen *Gaheriet* und *Gaheres* nicht nur um je eine Silbe gekürzt, sondern auch noch *t* und *s* und die Rollen vertauscht. Man wird also auch *Gware* für ein unsicheres Etymon halten müssen. Daß übrigens *Gware* selbst eine Variante von *Gwri* sein soll, ist für mich noch lange nicht erwiesen, wenngleich schon Loth (Mab.²I, 270) dies für wahrscheinlich hielt und auch Gruffydd und Morris Jones dieser Ansicht sind (nach L., Suppl., p. 388). Die Ansicht stützt sich natürlich darauf, daß die beiden äußerlich etwas ähnlichen Namen (übrigens wäre der Weg von *Gware* zu *Gwri* wohl leichter als der umgekehrte) mit dem gleichen Epithet verbunden sind. Doch wenn Gruffydd und Jones auch noch *Gwrvan Gwallt Avwyn* für eine Substitution für resp. Entstellung von *Gwri Gwallt Euryn* halten, so müßte der Träger dieses Namens im Kriegerverzeichnis von Kulhwch zweimal figurieren, was gewiß nicht wahrscheinlich ist. Entweder muß also *Gwrvan* oder *Gware* ein anderer, oder müssen beide andere sein als *Gwri,* und in diesem Fall den letztern überhaupt nichts angehen. Das zweimalige Vorkommen des Gware dürfte auch etwas gegen die Annahme, daß Gware eine Entstellung von Gwri ist, sprechen. Das Epithet *Gwallt Euryn* mochte sehr wohl mehr als einmal vorkommen, da, wie wir oben sahen, Epitheta mit *gwallt* beliebt waren und Goldhaar bei einem Volke, das selbst blond war (das waren die Kelten wie die Germanen; nur die Aborigines der keltischen Gebiete waren dunkel) und blondes, goldfarbiges Haar als männliches und weibliches Schönheitsideal pries, ein natürliches Epithet einer schönen Person war[45]). Aus einem hypo-

[45]) In den altfranzösischen Abenteuerromanen werden alle schönen Damen als goldhaarig beschrieben. Im Ulsterzyklus haben drei verschiedene Damen das Epithet *Foltchain* = Schönhaar (irisch *folt* = kymrisch *gwallt*), die Fee *Fedelm* (vgl. Thurneysen, Helden- und Königssage S. 360); *Flidais,* die Gattin Oilill Finn's (ibid. S. 340) und *Emer,* die Gattin Cuchulainn's (ibid. S. 223).

Der Name *Gware* scheint sonst im Kymrischen nicht vorzukommen. Ich möchte am ehesten glauben, daß, da doch in der Kriegerliste irische Namen wie Conchobar und Curoi und solche, die den Beinamen Gwyddel (d. h. der Ire) haben, vorkommen, *Gware* der häufige irische Name

Digitized by Google

thetischen *Gware Gwallt Avwyn* (kombiniert aus *Gware Gwallt Euryn* und *Gwrvan Gwallt Avwyn*) soll ein französischer Doppelname *Gaere Galvain* entstanden sein, der dann in die Namen zweier Brüder aufgelöst worden wäre, welche beide *are represented as lovers of Lunete* (p. 84) [46]: ein Phantasieprodukt wie der angebliche Doppelname *Gorvain Galvain*.

Auch Gauvain's dritter Bruder, *Agravain*, entpuppt sich als Sonnengott, als ein kleiner *Gwri;* denn sein Name is *easily formed from Gware- van* (nirgends belegt),[47] *Little Gware*,

---

Guaire-Guairi ist (so heißt z. B. ein sagenberühmter König von Connaught; vgl. Thurneysens Register; drei andere Personen im Register von Skene's *Chronicles of the Picts and Scots*). Vielleicht ist *ai* > *a*, wenn nicht einfach *i* ausgefallen ist, als der Versuch eines Kymren, der beobachtet hatte, daß oft kymrischem *ae, ai* irisches *a* entspricht (vgl. Pedersen § 60: ir. *ar* = c. *aer, hair;* ir. *al* = c. *ael;* ir. *mal* = c. *mael, mail;* ir. *stan* = c. *ystaen*), dem Namen, den er für kymrisiert hielt, ein mehr irisches Aussehen zu geben, anzusehen. Will man den Namen *Gware* durchaus als Entstellung eines kymrischen Namens auffassen, so wäre nicht an *Gwri*, sondern an **Gwaer-Gwair-Gweir* zu denken. In altfranzösischen Hss. wenigstens kann ein apostroph-artiges Sigel sowohl *er* wie *re* bezeichnen. *Gwaer* ist allerdings eine hypothetische Nebenform von *Gwair,* der jüngern Form von *Gweir* (vgl. über den Wechsel von *ae* und *ai* Strachan, *Introduction* p. 1, Jones, *Welsh Grammar* §§ 29, 32, und *cair-caer* in Lib. Landav. und Mab. Register; *Artmail-Arthvael* in Mab.[2] II, 382, *Judhail-Ithael*: ibid. II, 377 usw.). Wenn wir bedenken, daß in Loth's Mabinogionregister allein nicht weniger als neun Personen Namens *Gweir* vorkommen, und daß *Gweir* auch urkundlich belegt ist (Lib. Landav.), so ist es ausgeschlossen, daß dieser Name einfach eine „Variante" von *Gwri* sein soll, wie L. (p. 95) meint. L. bezieht sich auf Gruffydd (R.C. XXX 461), der immerhin nur behauptet, daß Gwri und Gweir *represent the name of the same person.* Gruffydd hat übrigens auch dies nicht bewiesen. Er bezieht sich seinerseits nur auf Rhys (*Hibbert Lectures* p. 282), welcher meint (aber auch nicht beweist!), daß *Gweir probably meant manly* und *a derivative from an earlier form of gwr* [nämlich **gwer;* vgl. oben **Gwernach* > *Gwrnach?*] sei (*verjos* > *veirjos* > *gweir*). Die Verwandtschaft von *Gweir* mit *gwr* (= Mann), indirekt also auch mit *Gwri*, ist rein hypothetisch (der kymrische Wortschatz kennt nur ein Wort *gweir-gwair* = Heu [vgl. Pedersen § 60 oder Jones § 65], dessen Bedeutung für einen Personennamen allerdings schlecht paßt). Doch auch wenn etymologische Verwandtschaft der Namen bestehen sollte, so folgt daraus keineswegs Identität oder auch nur irgend eine *relationship* der Namensträger. L. hat aber schon deshalb kein Recht, sich auf Gruffydd (indirekt also auf Rhys) zu berufen, da er ja *Gwri* nicht von *Gwr*, sondern von *Cu-roi* ableitet. *Gwair* hat in seinem Werk noch eine ziemlich wichtige Rolle zu spielen, die ich aber nicht auch noch diskutieren will.

[46]) Gauvain hat aber im Yvain nur ganz unwichtige Beziehungen zu Lunete; Gareth hat bei Malory überhaupt keine Liebschaft mit Lynet, sondern mit ihrer Herrin und Schwester Lyones; doch mit der bei ihm leider üblichen Willkür identifiziert L. einfach *Lynet* und *Liones* (p. 84, 86, 116). Über Lynet und Liones vgl. diese Zs. 49, S. 155!

[47]) *Gware* kommt nie als erster Komponent von Namen vor; *van* hat als zweiter Komponent nicht die Bedeutung „klein" (s. oben).

Digitized by Google

the intermediate form Garravain being found in Crestien's Erec, though merely a name[48]) (p. 95). So sind Gauvains Brüder *really his other selves* (Suppl. p. 389). L. beruft sich natürlich darauf, daß eine Etymologie die andern stütze. Aber nach meiner Meinung können diese Etymologien einander deshalb nicht stützen, weil alle, in erster Linie aber die Ableitung des Namens Gauvain, rein willkürlich sind[49]).

Man wird sich nicht wundern, daß für L. *Gui(n)glain is certainly based on Cuchulainn* (p. 66). Nur die Interpretation von Cuchulainn = kleiner (junger) Curoi soll erklären können, daß Gui(n)glain „*appears in Arthurian romances as Gawain's son, for Gawain represents both the older and the younger Curoi* (ibid.). Auch *Wigalois' name goes back through French Guiglain to Irish Cuchulainn* (p. 217 f.)[50]). Von Gwri's Epithet *Gwallt Euryn* soll der Name von Galvagin's Hintermann

---

[48]) *Garravain* ist aber eine verdorbene Lesart von *Gasouain* (vgl. diese Zs. 28, S. 39) und hätte von Förster nicht in den Text aufgenommen werden sollen. *Gasouain d'Estrangot* hätte dagegen von L. als Entführer der Königin Guenievre berücksichtigt werden dürfen.

[49]) Die Verwandtschaft der Söhne König Loths erkläre ich mir anders. Bei Galfrid hat Loth nur zwei Söhne, *Gauvain* und *Modret* (von denen der Übersetzer Wace den Verräter ausmerzte). Jedenfalls sind die übrigen Söhne Loths erst später hinzugekommen. *Gaheriet* und *Gaheres* hatten ihre eigenen Romane (den Roman *Beaumayns* [< *li Biaus Mavais*] = Malory's Buch VII, resp. die *Venjance Brangemor* in Bleheri-Wauchier's „Gral"), in denen jeder vermutlich nach der aus der Zeit des Mutterrechts stammenden Tradition ein Schwestersohn des Landesherrschers (Arthur) war (wie die Romanhelden Gauvain, Perceval, Lanzelet). Die verschiedenen Schwestersöhne mußten nicht, aber konnten als Brüder angesehen werden. So mochten Gauvain, Gaheriet und Gaheres als Brüder gelten. Daß die beiden letztern Namen ursprünglich Varianten eines und desselben Namens waren, halte ich für möglich und möchte dann am ehesten an bretonisch *Guerec* (> *Erec*) denken. Guerec hatte ja als Vorstufen **Garuec* < *Waroc* (vgl. Loth, R. C. XIII 483 f. und diese Zs. 49, S. 400, 452). Die Spaltung des ersten Vokals müßte man sich wohl durch umgekehrte Analogie erklären (vgl. *Graelent* > *Gralent*; *Bleheri* > *Breri*; Etyma: *Gradlon, Bledri*) (es kommt z. B. *Tohors* neben normalem *Tors* vor [Jonckbloet's Lancelot II, p. XXVII]; vgl. diese Zs. 28, S. 57, A.). Das *ie* müßte graphische Entstellung von *ue* sein. — Im Mittelalter kam es ferner häufig vor (bei Kelten, Germanen und Franzosen), daß man nahe Verwandtschaft oder sonstige nahe Beziehungen durch ähnliche Namen, zumal Namen, die, sei es im ersten, sei es im letzten Teil übereinstimmten, auszudrücken suchte (nordische Beispiele hat Weinhold, Altnordisches Leben, S. 268, zusammengestellt; vgl. z. B. die Brüder *Asmund* und *Asbjörn*, die Brüder *Hrosskell* und *Hallkell*); darum pflegte man umgekehrt aus Ähnlichkeit von Namen auf nahe Beziehungen (z. B. verwandtschaftliche) der Namenträger zu schließen. *Agravain* dürfte aus diesem Grund ein Bruder *Gauvains* wie *Agloval* ein Bruder *Percevals* geworden sein.

[50]) Vgl. meine Herleitung der Namen *Guinglain* und *Wigalois* in dieser Zs. 49, S. 206, 211, 216, 418, 419!

Digitized by Google

auf dem Relief von Modena, *Galvariun*, abzuleiten sein (p. 63). Ihm soll in der *Dolerouse Tor*-Episode des Prosa-Lancelot, deren Verwandtschaft mit der Modena-Erzählung aber höchst zweifelhaft ist (s. oben), *Galeschin* entsprechen; dieser Name soll gleicher Herkunft sein (mit Angleichung an das Adjektiv *galesche = Welsh!!* [51])). *Galeschin duc de Clarence* soll bedeuten *Golden-Hair, Lord of Light* (p. 63)!! Der Name *Gurgalain* (Perlesvaus) *resolves itself into Gwr Gwallt Avwyn* (p. 73) [52]). Eine Hypothese, welche Philipot (Rom. XXV, 278, nicht 258!) *sous toutes réserves* geäußert hatte, daß nämlich *Evrain* (im Erec) aus kymrisch *euryn* (vgl. das Epithet *Gwallt Euryn*) entstanden sein könnte, wird von L. (p. 72) natürlich vorbehaltlos übernommen, weil „golden" für ihn sich stets auf die Sonne bezieht [53]). Erec selbst war nach L. (p. 94) auch ein Gwri, da bretonisch *Guerec* nur ein Substitut für kymrisch *Gwri* sein soll. Ein Kommentar zu diesen Etymologien scheint mir überflüssig zu sein.

Wie Erec, so soll auch sein Vater *Lac* ein Sonnengott gewesen sein. Lac soll auf kymrisch *Llwch* und dieser Name auf irisch *Lug* zurückgehen (p. 94 f.). Lug ist wenigstens, im Gegensatz zu Curoi, eine Figur, die allgemein als Licht- oder Sonnengott anerkannt wird. Durch Cuchulainn, der in einem irischen Text ausdrücklich als eine Wiedergeburt Lugs bezeichnet wird, soll er aber nach L. mit Curoi zusammenhängen, da Cuchulainn der kleine Curoi bedeuten soll. Weder Lac noch Llwch haben irgendwelche *solar features* noch sonst irgendwelche Ähnlichkeit mit Lug oder miteinander. Da sollten wenigstens die Namensformen keine Schwierigkeiten machen. L. hat sich aber nicht bemüht, die Übergänge zu erklären. Da neben *Llwch* auch die Variante *Lloch* vorkommt oder umgekehrt (vgl. Mab. [2] I, 264, 276, 288),

---

[51]) *galesche* ist eine Femininform (!) von *galois*.

[52]) Wer ist *Gwr*? Wohl *Gwri*, welchen Namen aber L. nicht von kymrisch *gwr*, sondern von irisch *Cu-roi* abgeleitet wissen will! *Gwallt Avwyn* ist das Epithet von *Gwrvan* (s. oben)! Vgl. Kittredge's Herleitung des Namens *Gurgalain* in *Harvard Studies and Notes* VIII, 203 f., und meine eigene (dieser ähnliche) in dieser Zs. 49, S. 471.

[53]) Warum wurde aber kymrisch *Eurin*, da doch nach L. die arthurischen Stoffe und Namen durch bretonische Vermittlung ins Französische aufgenommen wurden, nicht zu (*A*)*ourin*, da doch kymrischem *eur* (< lat. *aurum*) bretonisches (*a*)*our* entspricht (vgl. Pedersen § 131; Loth, Chrest., p. 155, mit *note* 9)? Ich bin mit Philipot (l. c. p. 277) der Ansicht, daß *Evrain* mit dem *Iweret* des Lanzelet zusammen gehört, für welchen Namen ich in dieser Zs. 49, S. 451-53 eine andere Etymologie vorgeschlagen habe.

[54]) Da im Irischen ein Name *Loch* vorkommt (so heißt ein Dichter in dem alten Text „Die Schlacht von Moytura; vgl. d'Arbois de Jubainville, *Le Cycle Mythol.*, p. 439), so läge es wohl näher, kymrisch *Lloch* mit irisch *Loch* zu identifieren als es von irisch *Lug* abzuleiten.

Digitized by Google

und das Appellativum gaelisch *loch* See bedeutet (vgl. Pedersen I, § 252/1, kymrisch *llwch* = See ist Lehnwort; vgl. Rhys, *Celtic Folklore*, Oxford 1901, p. 23), so müßte man wohl annehmen, daß *Lac* eine appellativische Übersetzung von *Lloch-Llwch* wäre, wobei dann aber eine bretonische Zwischenstufe wohl ausgeschlossen wäre. Die Ableitung *Llwch-Lloch* aus *Lug* hat L. auch nicht begründet, obwohl er sie als erster vorbringt. Er hätte auf kymrisch *Caletvwlch* (fz. *Escaliborc*) < irisch *Caladbolg* hinweisen können [54]). Rhys (*Hibb. Lect.* p. 383 ff.) hatte aber von *Lug* kymrisch *Llew* (für *Lleu*) abgeleitet [55]). Kritiklos nimmt L. (p. 347) auch diese Etymologie an. Der kymrische Übersetzer von Galfrid's Historia hat auf Grund einer gewissen Ähnlichkeit den Namen *Llew* an Stelle des Namens *Lot* eingeführt. Letztern Namen hat J. Loth (R. C. XVI, 84 ff.) von demselben kymrischen *Llwch-Lloch* abgeleitet, aus dem nach L. der Name *Lac* stammen soll [56]). Es ist charakteristisch für L.'s Methode, daß ihn letzterer Umstand nicht daran hindert, auch J. Loth's Etymologie anzunehmen (p. 95). Bei der Voraussetzung schriftlicher Vermittlung konnte sich der graphische Wechsel von *ch* und *th* allerdings leicht einstellen. Als funktionelle Übereinstimmung mag die Tatsache gelten, daß in Kulhwch (p. 276, vegl. auch p. 264) zwei Mutterbrüder Arthurs *fils de Llwch Llawwynnyawc de l'autre côté de la mer Terwyn* (Lady Guest's Übersetzung ist: *from beyond the raging sea*) genannt werden, daß also wie Loth auch Lloch mit Arthur verwandt war und ein überseeisches Land seine Heimat war (Loth war nach Galfrid König von Norwegen, nach den französischen Romanen König von *Orcanie* = Orkneys). L. weist nun (p. 95) auch darauf hin, daß Llwchs Söhne *Gweir* heißen, welcher Name nach seiner Ansicht, aber nicht nach meiner, eine Variante von *Gwri* und von *Gware*, dem angeblichen Etymon von *Gaheriet-Garaes*, wäre (vgl. oben) [57]).

Llwch's Beiname *Llawwynnyawc* oder *Llawynnauc* [58]) (so

[55]) Bei Urverwandtschaft (nicht Entlehnung) entspricht allerdings irischem finalem *g* (= urkeltisch *g*) kymrisch *u, i* oder nichts (vgl. Pedersen, §§ 59, 61 und Rhys, l. c. p. 407). Die irische Entwicklung *Lug* > *Lui* (so in neu-irischen Traditionen; vgl. J. Curtin, *Hero-tales of Ireland*, London 1894, p. 296) scheint auch nicht für *g* > *ch* zu sprechen.

[56]) Rhys (*Hibb. Lect.* p. 125 ff.) leitete den Namen von Lludd ab. Wie erklären wohl die beiden bretonischen Keltisten F. Lot und J. Loth ihren eigenen Namen?

[57]) Einer von jenen Gweirs hat zufällig den Beinamen *Gurhyt* (*Ennwir*); wir haben oben (A. 34) gesehen, daß *Gwri* von *Gwrhyt* stammen kann.

[58]) Zu dem Wechsel der Suffixe *-awc* und *-yawc* wie bretonisch *-oc* und *-ioc* vgl. diese Zs. 49, S. 468 f., wo ich auch *Winn-ioc, Guen-oc* angeführt habe.

Digitized by Google

im schwarzen Buch von Carmarthen, dessen Dichtungen aber m. E. von einer ältern Fassung des Mabinogi Kulhwch beeinflußt sind) bedeutet nach Loth (Mab.[2] I, 264, n. 3) *à la main blanche* [kymrisch *llaw* = bret. *lau* = ir. *lam* = Hand (vgl. Pedersen § 99/2); *(g)wynn* = weiß; *-(y)auc* ist Deminutivsuffix][59]). Nach L. aber (p. 92) dürfte *Llawwynnyawc* eine volksetymologische Umbildung des Namens *Lleminawc* sein. In einem altkymrischen Gedicht über eine kriegerische Fahrt Arthurs nach Annwn (= Hades) zwecks Wiedergewinnung eines Zauberkessels heißt es nämlich: *The bright sword of Llwch was lifted to it, And in the hand of Lleminawc it was left.* Daraus konstruiert L. einen Schwertbesitzer Namens *Llwch Lleminawc*, dessen Namen das Mabinogi Kulhwch in volksetymologisch entstellter Form überliefert hätte (p. 91 f.). Nun identifiziert er einerseits den „ältern" Namen *Llwch Lleminawc* mit *Lug Loinnbheimionach*[60]), anderseits den „volksetymologisch entstellten" Namen mit *Lancelot del Lac* (ibid.). F. Lot (Rom. 51, p. 423) schlug als Etymon des Namens *Lancelot* kymrisch *Llenlleawc* vor. Ich habe in dieser Zs. 49, S. 75 diese Etymologie als formell ganz ungenügend und funktionell gar nicht begründet, abgelehnt und französisch-germanischen Ursprung postuliert. L. nimmt nun Lot's Hypothese wieder auf, aber in

---

[59]) Es ist vielleicht bemerkenswert, daß auch der irische Gott Lug nach seiner Hand benannt wurde: *Lam-fada = of the long hand* (vgl. Rhys, *Hibb. Lect.* p. 390, 397).

[60]) Lug hat aber diesen Beinamen nur in dem sehr jungen Text *„Fate of the Children of Tuireann"* nach einem von L. benutzten Zitat in El. Hull, *The Cuchulinn Saga*, London 1898, p. LVII, und nicht einmal in allen Versionen dieses Textes (nicht in der von Rhys, *Hibb. Lect.* p. 397, wo der gleiche Passus zitiert ist, benutzten Version). El. Hull gibt als Übersetzung *„of strong blows"*. In einem viel ältern Text, der „Schlacht von Moytura" tötet der Lichtgott Lug den Riesen *Balar* (jünger *Balor*), offenbar einen Dämon der Finsternis, in der Schlacht von Mag-Tured (Moytura) durch einen in sein Medusen-Auge geschleuderten Stein, wie später Perceval den roten Ritter (Verwandtschaft ist wahrscheinlich). Dieser Balor, der im heutigen Folklore Irlands weiter lebt, hat den Beinamen *Beiman(n)* (vgl. A. H. Krappe, *Balor with the Evil Eye* [*Institut des Etudes Franç. Columbia University*] 1927, p. 1, n. 4), *Beimeann* (vgl. d'Arbois de Jubainville, *Le Cycle Mythologique* 1884, p. 209), *Beimenach* (J. Curtin, *Hero-Tales of Ireland*, London 1894, p. 312 ff.), früher *Balcbeimnech* (d'Arbois l. c.). D'Arbois übersetzt den längern Beinamen mit *aux coups puissants*, den kürzern mit *des coups*. Da *loinn* (*strong*) und *balc* (*puissant*) offenbar synonyme Adjectiva sind, so haben die beiden Gegner Lug und Balar dasselbe Epithet, und es ist daher wahrscheinlich, daß das Epithet irrtümlich vom einen auf den andern übertragen wurde. Wenn es bei Balor ursprünglich sein sollte, an dem es stärker zu haften scheint, so wird L.'s Hypothese ohne weiteres hinfällig. Mit *Lleminawc* hat Lug's Beiname ohnehin nur geringe Ähnlichkeit.

Digitized by Google

neuer Form und mit neuer Begründung, die sie beachtenswert erscheinen lassen. *Llenlleawc*, welcher in jenem hier schon öfters erwähnten Verzeichnis von Arthurs Mannen in Kulhwch unmittelbar nach jenen Gweirs, den Söhnen des Llwch Llawwynnyawc, also direkt nach letzterem Namen, genannt wird (Mab.[2] I, 276) (also vielleicht derselben Erzählung wie dieser entnommen wurde?), ist nach einem spätern Passus desselben Textes (p. 334 f.) der Held einer ähnlichen Kriegsfahrt wie der rekonstruierte *Llwch Lleminawc* in dem altkymrischen Gedicht. Von ihm heißt es, daß er das Schwert *Kaletvwlch* (> frz. *Escaliborc*) ergriff, es schwang und den Kesselbesitzer Diwrnach damit tötete. Diese funktionelle Übereinstimmung berechtigt vielleicht zur Identifikation der beiden ähnlichen Namen. Den Namen *Llenlleawc-Llenvleawc* hielt schon J. Loth (Mab.[2] I, 271, n. 5) für entstellt überliefert. Er könnte also aus *Lleminawc* (durch graphische Entstellung) entstanden sein. Solange aber der Name *Lleminawc* selbst nicht erklärt ist (Erklärung aus irisch *Loinnbheimionach* ist, wie wir sahen, abzulehnen), so besteht kein Grund, um die etymologisch klare Form *Llawynnauc* für die ursprünglichere zu halten und *Lancelot* von einer entstellten Form abzuleiten. Bretonisiert mußte der Name wohl *Lau-winoc* oder *Lauvenoc*, vielleicht sogar mit konsonantischer Assimilation *Lauveloc* lauten. Auf normale Weise konnte daraus, wie aus *Llenlleawc*, nicht *Lancelot* werden; darum nehmen sowohl Lot wie L. Kreuzung mit französisch *Lancelin* an. Gestützt auf meine Ausführungen in dieser Zs. 49, S. 460 darf man geradezu annehmen, daß eine französische Namensform Lancelot existierte; diese könnte für den ähnlichen keltischen Namen substituiert worden sein. Was wäre bei dieser Annahme gegenüber der Ansicht, daß der Name Lancelot überhaupt keine keltischen Vorfahren hatte, gewonnen? Daß einer der wichtigsten arthurischen Helden einen nicht-keltischen Namen hat, würde sich leichter erklären. Wenn Lancelot's Vater ein Gaele war (*Ban* = weiß, vgl. Festschrift Morf, S. 32), so ist wohl der Name Lancelot an Stelle eines ursprünglich gaelischen Namens getreten. *Llawynnauc* wäre dann die kymrische Wiedergabe eines gaelischen Epithets (*Lamfinnach?*). Das wäre sehr wohl möglich, da der Name *Llwch-Lloch* auch gaelischen Ursprungs sein kann, wobei ich nicht so sehr an irisch *Lug* als an irisch *Loch* (vgl. oben) denken möchte, und da *Llenlleawc* in Kulhwch (p. 271, 276) den Beinamen *Gwyddel* (d. h. der Gaele) hat[61]). L. leitet das Epithet *del Lac* aus dem mißverstandenen Namen *Llwch-Lloch* ab. Man muß aber dann annehmen, daß *Llwch Llawynnauc* zunächst zu *Llawynnauc*

[61]) Er ist *prince de Prydain*. Statt *Prydain* (= Britannien) ist vielleicht *Prydyn* (= Schottland) zu lesen.

Digitized by Google

Llwch wurde; dies bedeutete, wenn *Lloch* appellativisch aufgefaßt wurde, Llawynnauc vom See (wie z. B. *Owain Gwynedd* = O. von Gwynedd, Nord-Wales). Wer die Erzählung ins Bretonische übersetzte, muß natürlich auch die Bedeutung von *llwch* verstanden haben. Der Beiname „vom See" hätte dann die Wasserfee-erzählung angelockt; doch kann auch umgekehrt diese Erzählung das *prius* gewesen sein. L.'s Erklärung des Namens Lancelot ist offenbar unsicher; immerhin ist sie von allen seinen neuen Etymologien diejenige, der ich am ehesten zustimmen könnte. Sehr bedenklich ist dagegen seine Ableitung des Namens *Laqui(n)s de Lampagres* (Varianten: *Lampagues, Lanbeguez, Lampades* usw.) im Meraugis von *Lac* (< *Lug*) + Lug's Beinamen Lamfada (in modernen *hero-tales Lui Lavada;* vgl. Curtin, l. c. p. 294) (p. 93). An diesem Laquis kann ich keine *solar features* finden.

Ich habe nun die ersten zwei „Bücher" des vorliegenden Werkes ausführlich besprochen; denn es widerstrebt mir, ohne Begründung Werturteile, zumal ungünstige, abzugeben, wie es andere Rezensenten dieses Werkes getan haben. Ich muß aber befürchten, die Geduld meiner Leser nun schon zu lange in Anspruch genommen zu haben, und kann daher den Inhalt der drei folgenden „Bücher", d. h. der größern Hälfte des Werkes nur noch skizzieren. Der Leser wird nun schon gesehen haben, welchen Charakter das Werk hat, und welche Methode dem Verfasser eigen ist.

Buch III ist betitelt *The Cult of the Grail.* Daß auch auf die Gralabenteuer die Schablone von der Ersetzung des alten Sonnengottes durch einen jungen angewendet würde, war zu erwarten; sie mag hier eher am Platz sein. Der Titel schon läßt erkennen, daß L. der rituellen Hypothese J. L. Weston's, die ja ebenfalls durch Frazer's *Golden Bough* inspiriert wurde, nahe steht. L. hat die Ergebnisse der Gralforschung A. C. L. Brown's, W. Nitze's und J. L. Weston's und manches eigene zu einem festen System zusammengefaßt, das überzeugender wirken dürfte als die mehr einzelne Gralprobleme behandelnden Ausführungen jener Gelehrten. Ich halte dieses Gralbuch für den besten, vor allem auch solidesten Teil des Werkes. Das märchenhafte Element zwar scheint mir, wie übrigens im ganzen Werk, gegenüber dem mythisch-rituellen zu kurz gekommen zu sein. L. sieht natürlich im Gralhüter den alten Sonnengott, im Gralhelden den jungen. Sowohl die Gralhüter wie die Gralhelden sollen nach L. die Namen kymrischer und irischer Götter haben. Das Gralschloß sei Curoi's Feste; aber der Gralhüter soll als Fischerkönig auch der irische Meergott Manannan (kymrisch Manawyddan) und das Gralschloß auch Manannan's Inselschloß *Caer Sidi*

Digitized by Google

sein [62]). Zwischen dem Zustand des Gralkönigs und dem seines Reiches bestand ein sympathetisches Verhältnis: die Verwundung, Krankheit oder Altersschwäche des Gralhüters bedeutete für das Land Unfruchtbarkeit, „Zerstörung" (Winterszeit). Wenn der junge Gott, der Gralheld, die Prüfung bestand und dessen Nachfolger wurde, so kehrten Fruchtbarkeit und Wachstum ins Land zurück (Frühling) [63]). Der *Siege Perillous* habe dazu gedient, den jungen Gott zu prüfen. Der Gral vereinige die Eigenschaften verschiedener im Besitze keltischer Götter befindlichen Zaubergefäße (Kessel, Becher, Horn): Heilung, Speisung, Prüfung. Er sei auch das Symbol der Fruchtbarkeit der Erde. Lanze und Schwert seien die Waffen des Sonnengottes, der zugleich Donnergott war, speziell der Blitz. Die Gralfrage als Prüfung *is the survival of an initiation ritual into a fertility cult* (p. 261). Der nahrungspendende Kessel und der Blitzspeer des Sonnengottes sollen mit einem andern Kessel und einem andern Speer, welche in einem heidnischen Initiationsritus das weibliche und das männliche Zeugungsorgan symbolisiert hätten, identifiziert worden sein (p. 268). Bekanntlich hat J. L. Weston diese Initiationstheorie ausgearbeitet. Man hat ihr vorgeworfen, daß sie keine andern Zeugnisse dafür anführen konnte als die unkontrollierbaren Aussagen einiger mit ihr befreundeten Spiritisten u. dgl. Auch L. muß gestehen (p. 270): *It must be admitted that there is no trace of such a ritual in Irish or Welsh literature.* Er mag nun wohl sagen, daß, da es sich *ex hypothesi* um etwas Geheimes handelte, dieser Mangel an Zeugnissen natürlich sei; doch mit der Behauptung *The argument is self-evident, once stated* (p. 261) ist es eben nicht getan. Keine Zeugnisse, kein Beweis. Die Initiationstheorie ist und bleibt daher eine Hypothese, die man plausibel finden mag oder nicht.

Das kürzere vierte Buch, betitelt *Brides of the Sun,* ist eigentlich eine Ergänzung zum Gralbuch. Im Anschluß an eine noch unveröffentlichte Arbeit von Hannah Mallon, deren Argumente ich für willkürlich, und deren Ergebnisse ich für unrichtig halte, handelt es zunächst von dem weiblichen Personal der Gralabenteuer. Nach L. sollen die verschiedenen weiblichen Personen ursprünglich eine einzige Person gewesen sein, die Vegetationsgöttin, welche zugleich die Herrschaft über das Land (*the Sovereignty*) symbolisiere: sie wurde die Gattin des jungen Sonnengottes, nachdem er die Probe bestanden hatte (wie angeblich Diana im Ritus von Nemi). Sie will L. auch in der häß-

[62]) Es nimmt mich Wunder, warum L. die sehr charakteristische Figur des Gral- und Fischerkönigs *Amangon* (in der sog. *Elucidation*) nie erwähnt.

[63]) Speziell diese Analogie, die aber nicht neu ist, halte ich für durchaus richtig.

Digitized by Google

lichen Jungfrau wiedererkennen, welche in einer Reihe von Erzählungen (die mit dem Gral nichts zu tun haben), nachdem der Held eingewilligt hat, sie zu heiraten, sich in ein schönes Weib verwandelt [64]). Gewisse nahe Beziehungen zwischen keltischen und griechischen Mythen glaubt L. durch die Annahme, daß die Aborigines der keltischen Gebiete aus dem Osten, zumal Macedonien und Thracien stammen möchten (entsprechende gelehrte Traditionen waren vorhanden: *Scoti* = *Scythae*), erklären zu können. Diese Hypothese, wenn hier zulässig, wäre auch zur Erklärung der Beziehungen der Tristandichtung zu griechischen Sagen (vgl. hierzu meine Bemerkungen in Herrig's Archiv 130, S. 136) anwendbar.

Das fünfte und letzte Buch, betitelt *From Irish and Welsh Gods to a British Chieftain* hätte auch den Titel haben können: Sonnenmythologische Miscellen. Es handelt zunächst vom Schwanritter, dessen Sage nicht germanisch, sondern keltisch sein soll [65]), und dessen Kommen *the sun coming from the winter abode* bedeute (p. 316), sodann von dem auf einer westlich gelegenen Insel gefangen gehaltenen Gott (*Gwair, Pryderi, Mabon* usw.), dessen Schlaf und Gefangenschaft den Schlafzustand der Natur im Winter symbolisieren sollen (eine Interpretation, die plausibel ist; aber im Einzelnen ist der Inhalt dieses Kapitels ganz besonders willkürlich), von den *Enfances* Gauvains und des Papstes Gregor, die nicht nur in einer koptischen Legende, sondern auch in der kymrischen Gwri-Sage wurzeln sollen (also auch die Gregorius-Legende wäre zum Teil arthurisch! Der Name *Gregorius* wäre durch **Gurius* oder **Gorius* angelockt worden), von Personen der *Historia regum Britanniae,* besonders *Uther* und *Arthur* selbst, welch letzterer — man hätte es nicht erwartet — ausnahmsweise von Haus aus nicht ein Gott, sondern eher eine historische Person sein soll, die erst allmählich mythische Rollen übernommen haben soll.

Den Schluß bilden, nebst einem umfangreichen Register, Stammtafeln. Da ist die Deszendenz des *Gwri Gwallteuryn* (angeblich = Curoi), zirka 35 Namen resp. Personen, die alle direkt oder indirekt von ihm abstammen resp. — was hier gleichbedeutend ist — mit ihm identisch sind, also lauter Sonnen-

---

[64]) G. H. Maynadier, *The Wife of Bath's Tale,* London 1901, hat diesen Erzählungstypus ausführlich besprochen, doch ohne die Ursprungsfrage zu berühren. Der Typus ist verwandt mit den Erlösungserzählungen, welche in verschiedenen Formen in Sagen und Märchen aller Völker sehr häufig vorkommen, und steht besonders dem Märchentypus „Froschkönig" nahe (vgl. über diesen Bolte und Polivka, Anmerkungen zu Grimm Nr 1, besonders S. 8-9).

[65]) Diese Ansicht habe ich immer vertreten, so schon im Jahre 1906 in dieser Zs. 30^2, S. 208 und dann wieder in Zs. 49, S. 403.

Digitized by Google

götter, und da ist der andere Sonnengott, *Lugh Loinnbheimionach Lamhfada*, der sich mit seinen zwölf Sprößlingen neben Gwri's Fruchtbarkeit schämen muß. Zu den von mir besprochenen Etymologien des ersten und zweiten Buches fügen die folgenden drei Bücher noch sehr viele andere, die aber von derselben Natur sind wie jene. Ich möchte nur einige Beispiele erwähnen, zumal aus der Gralfamilie: *Alain* ist Substitut für *Arawn* (p. 145), *Manaal* eine Entstellung von *Manawyddan* (145); *Mordrain* steht für *Mordret* (< *Medrot* < *Mider*) (146, 342), *Ban de Benoic* für *Bran le Benoit* (146); *Bohors* ist entstellt aus *Gohors* < *Gwri* (152), *Perceval* aus *Pryderi* (154), *Persides* aus *Perceval* (157), *Galaad, Balaain, Agloval, Galahot* aus *Galvagin* [< (*Gurvan*) *Gwalltavwyn*], der angeblich ältern Form von *Gauvain* (155, 251, resp. 251, resp. 356, resp. 189, 356), *Baldwin* aus *Galvain*[66]), *Lohengrin* aus *Llwch* oder *Lloch* (315), *Lanceor* (Sohn des Königs von Irland) aus *Llwch Llenlleawc* aus Irland (348), *Lanfal*[67]) aus (*Lug*) *Lamhfada* (p. 357). Sogar die Namen der römischen Kaiser *Lucius* und *Leo* (Galfrid's Historia) sollen für die angeblichen Sonnengötternamen *Llwch* und *Llew* stehen (p. 347). Die funktionelle Übereinstimmung ist in allen diesen Fällen sehr gering. Wer, wie ich, noch auf

---

[66]) Für drei mit *B* beginnende Namen, Bohors, Balaain, Baldwin postuliert L. mit G beginnende Etyma, und behauptet, daß *initial B for G is a recognized manuscript corruption* resp. *a common confusion* (p. 251, 172). Ich möchte ihm empfehlen, einmal ein Handbuch der Palaeographie anzusehen, um selbst zu erkennen, daß sowohl *B* und *G* als auch *b* und *g* so verschieden sind, daß sie normalerweise nicht verwechselt werden konnten. L. kann sich nur auf eine Variante in Manessiers Perceval (v. 35172: *Boon Desert* für *Goon Desert*) berufen, sowie auf Lot (*Etudes sur le Lancelot* p. 148), welcher behauptet, daß in *Genewis-Gavoni* oder einer ähnlichen Form *le g initial a été lu b* (*Benoic*), *faute qui n'est pas rare*. Letztere Bemerkung hat aber Lot nicht mit Beispielen belegt; er hat schon vieles behauptet, was die Tatsachen nicht bestätigen. *Benoic* setzt wohl eher eine direkte Vorstufe **Venoit* als **Guenoit* voraus (vgl. meine Beiträge zu der Festschrift Morf, Halle 1905, S. 1 und zu *Medieval Studies in Memory of G. Schoepperle Loomis* 1927, p. 2); *B* für *V* resp. *Gu* ist aber jedenfalls Angleichung an *Ban*. Es findet sich sogar mit noch stärkerer Assimilation die Form *Ban de Banoic* (z. B. Sommer's Lancelot III 149, 324, 327). Übrigens fällt für Loomis, der *Benoic* von *Benoit* ableitet (vgl. oben) (welche Ethymologie zwar zweifellos falsch ist), das Beispiel weg. Bleibt also das Beispiel in der Manessierhs., welches aber einstweilen allein steht. Es gab wohl kaum zwei häufig vorkommende Buchstaben, die miteinander nicht ausnahmsweise einmal verwechselt wurden; aber e i n e Schwalbe macht keinen Sommer.

[67]) L. mußte aber auch wissen, daß diese Form im afz. Lai nicht vorkommt. Er hat sie aus Chestre's *Launfal*, also aus einer englischen Form des 14. Jahrh., rekonstruiert, weil sie ihm für seine Etymologie vorteilhafter zu sein schien (vgl. oben den ähnlichen Fall mit Malory's *Gareth*).

Digitized by Google

dem bisher in der Etymologie maßgebenden Standpunkt steht, muß die meisten von diesen Etymologien geradezu entsetzlich finden. Sie verunstalten das Buch; und ich möchte gerne wissen, worin sie den mittelalterlichen Etymologien, die L. verspottet (p. 33 ff.), überlegen sein sollen. Ich finde die *onomastic ingenuity* und Naivität in Etymologien wie *Avalon* < *avaler, Greal* < *greer, Tristan* < *triste* usw. nicht so groß wie in den oben erwähnten Etymologien [68]), und fast möchte man auch bei L. von einer *obsession for etymologizing* reden: Jede arthurische Erzählung wird als Sonnenmythus interpretiert; jeder Name einer persona dramatis wird mit aller Gewalt von einem der paar wirklichen oder angeblichen Sonnengötternamen abgeleitet. Die Massenfabrikation von Sonnengöttern hat sich L. sehr leicht gemacht. Wie aus einer grotesken himmlischen Wurstmaschine schlüpfen sie heraus: alte und junge, große und kleine, dicke und dünne. Die Kelten scheinen von nichts anderem zu erzählen gewußt zu haben als von dem Kampf zwischen dem alten und dem jungen Sonnengott.

Wenn man das umfangreiche und nicht gerade leicht verständliche, vor allem viele einschlägige Kenntnisse beim Leser voraussetzende Werk zu Ende gelesen hat, so hat man das Gefühl, aus einem ungeheuren Labyrinth herauszukommen, in welchem an jeder Ecke ein Sonnengott steht und in welchem man vor lauter Sonnengöttern keine Sonne mehr sieht. L. hat, mit sehr vielen Kenntnissen, namentlich der keltischen Literaturen, und mit sehr viel Intuition und Phantasie ausgestattet, fast die ganze arthurische Literatur, wenigstens fast alles, was an ihr wesentlich ist, einheitlich zu erklären, alles auf eine gemeinsame Formel zu bringen unternommen [69]). Er hat auch versucht, weit hinter die erhaltenen Denkmäler, *in the dark backward and abysm of time* (vgl. p. 157) hineinzuleuchten. Auf die chronologische Reihenfolge der Texte und auf deren Abhängigkeit voneinander hat er nie Rücksicht genommen. Wie ein neuer Cuchulainn, ein junger Sonnengott, hat er den alten Sonnengott, die Curois oder Gwris der herrschenden wissenschaftlichen Methode zum Kampf herausgefordert, um selbst den Altersschwachen als Gemahl der wissenschaftlichen *Sovereignty* zu ersetzen. Er hat etwas von

[68]) Das gemeinsame Prinzip ist: etwas formelle und funktionelle (resp. semantische) Ähnlichkeit genügt. Gewiß mag L. auch bei andern modernen Etymologen etwa Fälle finden, bei welchen etwas willkürlich verfahren wurde; aber was bei andern Ausnahme ist, ist bei ihm Norm.

[69]) Er scheint darauf stolz zu sein (vgl. Suppl. p. 396), daß seine Theorie so viele Tatsachen „erklärt" wie keine andere. M. E. aber wäre vielleicht weniger mehr gewesen. *Qui trop embrasse, mal étreint.* Nicht zu leugnen ist, daß die arthurischen Dichter mit verhältnismäßig (!) wenigen Motiven und Themata auskamen und diese auf sehr viele Arten abwandelten und kombinierten.

Digitized by Google

Cuchulainn's Ungestüm, Maßlosigkeit, Draufgängerei und Glut; doch ihm fehlt jene *scholarly caution*, die er selbst (p. 59) an Kittredge rühmt. Er ist ein kühner, temperamentvoller Optimist und des Erfolges immer sicher. Seine Beweise betrachtet er meistens als „überwältigend", auch diejenigen, die kühleren Lesern sicher sehr bedenklich scheinen müssen. Hat er die „Probe" bestanden? Hat er über den Alten triumphiert? Die Zukunft wird es lehren. Die Leser werden je nach ihrer wissenschaftlichen Einstellung sein Buch verschieden beurteilen. Die Rationalisten, die heute zahlreich sind, werden es als eine Verirrung a priori ablehnen. Die Skeptiker werden je nach dem Grad ihrer Skepsis viele bis sehr viele Fragezeichen anbringen. Folkloristen wie Frazer, Hartland, Cook werden vermutlich weitgehend zustimmen. In seinem Supplement (p. 384) kann L. bereits konstatieren, daß er *has convinced a number of the most competent judges.* Ich selbst, der ich mich noch stark an die Erde gefesselt fühle und dem Phonetik noch nicht ein leerer Schall geworden ist, bewundere zwar den kühnen Gedankenflieger Loomis; doch erinnert er mich zu sehr an Ikarus. Ich habe aber von dem an originellen Gedanken reichen Buch viel Anregung empfangen.

Davos. E. Brugger.

Kurze Anzeigen.

Karl (v.) Ettmayer läßt seiner Akademieschrift, Zur Theorie der analytischen Syntax des Französischen, SAWien 209, 3. Abh. 1929, die bereits Proben der späteren Syntax bringt (allgemeine Einleitung, Wortstellung, begriffsbestimmende Objekte) das Werk selbst nachfolgen. In monatlichen Lieferungen zum Preis von 3 ℛℳ (bis jetzt 3 erschienen) erscheint die auf 2 Bände berechnete 'Analytische Syntax der Französischen Sprache', bei Niemeyer, Halle. Über diese wichtige Neuerscheinung wird nach Abschluß des ersten Bandes ausführlich berichtet werden.

Georges Gougenheim, der Verfasser der hier Bd. 54, 3/4 besprochenen 'Etude sur les périphrases verbales de la langue française'. Paris 1929, veröffentlicht bei der Société d'Edition „Les belles Lettres". Paris, als Bd. 19 der Etudes Françaises, fondées sur l'initiative de la Société des Professeurs français en Amérique, ein Buch: La langue populaire dans le premier quart du XIX^{e} siècle, in dem er nach den Sprachbesserungen des J. C. L. P. Desgranges in dessen Petit Dictionnaire du Peuple eine Lautlehre, Morphologie und Syntax des vulgären Französischen der angegebenen Zeit bietet. Es ist im großen und ganzen eine Materialsammlung, aber gerade als solche wertvoll.

Axel Peterson, Le passage populaire des Noms de personne à l'état de Noms communs dans les langues Romanes et particulièrement en français, Uppsala, 1929, bei Appelberg. 221 SS., ist ein Gegenstück zu Migliorini's: Dal nome proprio al nome comune, Genf 1927. Der Verfasser läßt die historischen und literarischen Namen außerhalb des

Digitized by Google

Rahmens seiner Untersuchung. Nach einer Einleitung über die Natur des Eigennamens überhaupt bespricht der Verfasser die Ideen, die sich mit den Eigennamen assoziieren; er verfolgt den Übergang vom konkreten Eigennamen zur Bezeichnung von Völkern, die durch die diesen Eigennamen anhaftenden Associationen charakterisiert werden, zur Bezeichnung von Tieren, die also zunächst in ihren Eigenschaften vermenschlicht werden; verfolgt ihre Verwendung zur Benennung von vermenschlichten Gegenständen, wie Puppen, Waffen, Instrumenten, Handgeräten, Blumen u. ä. Drüber hinaus sind Eigennamen nur ganz vereinzelt gedrungen. Bemerkenswert ist die Feststellung, daß stets nur schlechte Eigenschaften den Ausgang zur Funktionsübertragung der Eigennamen bilden. Berücksichtigt ist ferner die Häufigkeit der Namen, die gelegentliche Beeinflussung der neuen Verwendung durch sprachliche Anklänge (Nicolas -nigaud), wenn auch dem Wortanklang eine meiner Meinung nach zu geringe Bedeutung zugemessen ist. Auch die Bedeutung der Heiligennamen hätte vielleicht noch mehr berücksichtigt werden können. Es liegt hier ein ruhig abwägender, wohldurchdachter, anregend geschriebener Beitrag zur sprachlichen Volkskunde der romanischen Völker vor.

Hilding Kjellman, Etude sur les termes démonstratifs en provençal. Avec 9 cartes. Göteborg, 1929. (Göteborgs Högskolas Arsskrift 34, 1928, 2; 140 SS. Die Bedeutung der Arbeit geht weiter als der Titel es verrät. An der Hand der provenzalischen Urkunden, der Literaturdenkmäler und der heutigen Mundarten sucht Kj. Klarheit in das gegenseitige Verhältnis der verschiedenen romanischen Demonstrativa vom Typus *icest* (-*c*-Typus) und *aquest* (-*k*-Typus) zu bringen, die heute im ganzen und großen voneinander geschieden sind, in älterer Zeit aber namentlich in den nördlichen provenzalischen Mundarten (*aicest, aquest*), syntaktisch voneinander geschieden, nebeneinander vorkommen. Dem Bestreben, die demonstrative Kraft der Pronomina, die wie die Entwicklung von *ille* zum Artikel zeigt, die Tendenz in sich trägt, abgeschwächt zu werden, wieder aufleben zu lassen, ist als 1. Stufe der -*c*-Typus zu verdanken. Dieser wird durch den später gebildeten, stärkeren -*k*-Typus abgelöst, doch dringt dieser nicht mehr nach Nordfrankreich, weil hier die Entwicklung von *quale* zu *quel* das Eindringen eines *quel* aus *eccu-illum* verhindert. Das *i* des nordfrz. *icest*, das *ai* des prov. *aicest* ist analogisch, sekundär. In den *ecce*-Formen schwindet in schwachtoniger Stellung der Anlaut wie bei *ille* als Artikel. Dem Bestreben, diesen schwachtonigen Formen Volltonformen entgegenzustellen, entspricht der Angleich von *cest* u. ä. an *iqui* (im Osten), *iluec* (über das jetzt noch Meyer-Lübke, hier 53, 485 einzusehen ist). Im Süden ist die vorbildliche Form *aissi* — *accum sic.* Die Bewegung, die demonstrativ stärkeren Formen für die abgeschwächten eintreten zu lassen, ist noch nicht abgeschlossen. Neben diesen großen Zügen der Entwicklung findet sich noch eine Menge wertvoller Einzeldeutungen. Das *accum* wird mit Vorbehalt aus *atque eccum* erklärt, das sich häufig bei den lateinischen Dramatikern findet. Die Annahme wird zur Gewißheit, wenn man das syntaktisch gleich gebaute **cascunum* aus *cata quisque unum* vergleicht, s. EWFS 200 b. Was Kj. über die Funktion der verkürzten Formen wie *cest, cel* neben *icest, icel* sagt, hat im Altrumänischen seine genaue Parallele, s. Tempuslehre S. 135 ff. Dabei wäre zu erwägen, ob das rumänische *acel, acest, aci* nicht zu dem -*c*-Typus gehört, da bekanntlich im Rumänischen *ce-* und *que-* die gleiche Entwicklung nehmen und das *a-* sekundär sein kann. Weniger wahrscheinlich erscheint mir die Annahme, daß der -*k*-Typus wegen der Entsprechung von *qualis* nicht in den Norden gedrungen ist, denn *quel* = *quale* und z. B. *cel* = *ecce illum* waren wohl auch in vortoniger Stellung

Digitized by Google

noch im 11. Jh. im Vokal voneinander geschieden. Auch die Erklärung der Femininformen *aquil(h)*, *aquist* nach dem femininen Artikel *li*, und die des femininen Artikels nach dem Possessivpronomen *mi* neben *ma* überzeugt nicht, da die Erklärung nur auf das Gebiet des Possesivpronomens verschoben ist. Doch das sind Kleinigkeiten, die gegenüber dem großen Zug der Gesamtdarstellung kaum Erwähnung verdienen. Man beachte besonders auch die Angaben über die alten Pluralformen *aquilli — aquellos* S. 56.

Leo Spitzer, Hugo Schuchardt Brevier. Ein Vademecum der allgemeinen Sprachwissenschaft, Niemeyer, Halle a. S. 1928. Das Buch, dessen erstes Erscheinen 1922 nur dank der Opferwilligkeit Schweizer Freunde ermöglicht worden war, ist in 2. Auflage erschienen. Den französischen Philologen wird es freuen, in diesem Band S. 135 den 'mauvais'-Aufsatz Schuchardts wiederzufinden.

Zweifellos verdienstlich ist es ferner, daß L. Spitzer in einem auf 2 Bände berechneten Sammelwerk, Meisterwerke der Romanischen Sprachwissenschaft, München, Hueber, 1. Bd. 1929 zum Teil bereits der Vergessenheit anheimgefallene Aufsätze, vermehrt um philologische Arbeiten unserer Zeit, neu zugänglich gemacht hat. Ich erwähne besonders Suchiers Untersuchung über die Mundart des Leodegarliedes aus ZRP. 2, Diez's Abhandlung: Gemination und Ablaut im Romanischen u. a. Eine Zensurierung eines wissenschaftlichen Beitrags mit der Note „Meisterwerk" ist natürlich stets subjektiv. Aber es nimmt einen doch wunder, unter den „Meistern" Sainéan mit 2 Beiträgen und unter den „Meisterwerken" J. Marouzeaus ganz verfehlte Studie Accent affectif et accent intellectuel wiederzufinden. Ebenso subjektiv, um nicht zu sagen parteilich gefärbt, sind die auf die Verfasser bezüglichen kritischen Anmerkungen des Herausgebers. Es fehlt eben Spitzer doch der nötige kritische Abstand der Gegenwartsarbeit gegenüber.

Paul Levy, Histoire linguistique d'Alsace et de Lorraine. I. Des origines à la révolution française, 1929; II. De la révolution française à 1928, 1929. Bde 47 und 48 der Publications de la Faculté des Lettres de l'Université de Strasbourg, 403 bzw. 563 Seiten. Die beiden Bände geben die sprachliche Außengeschichte auf Grund der Ortsnamen und der übrigen Daten der Siedlungsgeschichte. Das Werk wird den Siedlungshistoriker und den Politiker mehr interessieren als den eigentlichen Sprachforscher.

Von Th. Engwer's Choix de poésies françaises, Velhagen und Klasing, ist das 200. Tausend erschienen, 1929, fortgeführt auf die Gegenwart. Über den Wert der Sammlung, in der ein Stück Lebensarbeit und innigste Vertrautheit mit dem französischen Geistesleben steckt, ist kein Wort zu verlieren. Nicht nur in den höheren Schulen, sondern auch an den Universitäten bei Übungen etwa auf dem Gebiet der Metrik wüßte ich mir keinen verläßlicheren Führer. Zu diesem Choix ist eben der Ergänzungsband neu erschienen, in dem ich besonders auf den Abschnitt I. Zur Verslehre, hinweisen möchte. Auf 36 Seiten ist hier eine kleine Metrik entstanden, in der die Leser nicht abstrakt in dieses oft so trocken erscheinende Wissensgebiet eingeführt werden, sondern bei dessen Lektüre man, den preußischen Richtlinien entsprechend, die metrische und musikalische Gestaltung der Kunstwerke miterlebt. Engwer folgt im allgemeinen den Anschauungen Grammonts, ohne aber diesem blind in allen Einzelheiten nachzufolgen.

Eine ähnliche Sammlung ist neuerdings von Julius Schmidt (Französische Lyrik. Jena und Leipzig, Gronau, 1930) mit einem Ergänzungsheft: Verskunst, Texterläuterungen, verfaßt worden. Sie greift

Digitized by Google

weiter ins Mittelalter zurück, aus dem die wesentlichen lyrischen und episch-lyrischen Dichtungsgattungen vertreten sind, und führt gleich Engwer bis in unsere Tage. Das Buch setzt die Hilfe des sprachwissenschaftlich geschulten Lehrers voraus. Aber auch dieser wird bei den Proben aus alter Zeit noch mancher Schwierigkeit begegnen (so z. B. wenn er ein *ait* als Indikativ = *habet* antrifft), so daß bei einer Neuauflage dieses ansprechend gedruckten und in der Auswahl der Texte mustergültigen Buches der Kommentar wohl eine kleine Erweiterung wird finden müssen.

A. Darmesteter et D. S. Blondheim. Les gloses françaises dans les Commentaires talmudiques de Raschi. I. Texte des gloses. Paris, Champion, 1929, 212 S.

Das Buch gibt in über 1000 Stichwörtern die Glossen des 1105 in Troyes verstorbenen Talmudkommentators Rabbi Sch'lomo ben Isak in altfranzösischer Umschrift. Bei dem Mangel an unverfälschten Texten des 11. Jhs. bedeutet diese mustergültige umsichtige Ausgabe eine wertvolle Bereicherung unserer Kenntnisse auf dem Gebiet der frz. Wortgeschichte, Wortbildung und Lautlehre. Eine ausführlichere Besprechung des Werkes bringt gleichzeitig die Orientalische Literaturzeitung. Hier sei nur kurz darauf hingewiesen, daß die Glossen Rückdatierungen frz. Wörter zum Teil um mehrere Jahrhunderte gestatten (*cosson, haleine, aigreur*), daß sie bisher in volkstümlicher Entwicklung nicht belegtes Material enthalten (*artefícium, galbanum*), daß ältere Bedeutungen aufgedeckt werden (*marca*), daß in *flacede, mostede* (= *flaistre, moiste*) letzte Reste von Proparoxytonen vorliegen, die uns die Formen gelehrter Wörter wie *aneme, angele* verständlich machen, daß erschlossene Formen wie *laiserde* für *lézarde* belegt sind, daß sich ältere Lautstufen erschließen lassen (*rabde* = *rade* = *rapidus*) usf. Ein zweiter Band wird vermutlich die sprachlichen Probleme, die mit den Glossen des Raschi verknüpft sind, erläutern.

Carl Appel's Provenzalische Chrestomathie (Leipzig, Reisland, 14 bzw. 17 ℳ) ist in 6. verbesserter Auflage erschienen. Über den Wert dieses Standardwerkes der provenzalischen Philologie ist kein Wort zu verlieren. Daß das Buch in der jetzigen Zeit der allgemeinen finanziellen Not eine Neuauflage erlebte, mag dem Altmeister der Provenzalisten ein Beweis der allgemeinen Wertschätzung sein, die seine Lebensarbeit in den Kreisen der Fachgenossen gefunden hat.

Der Verlag Norstedt und Söners, Stockholm, hat ein kleines handliches Dictionnaire phonétique de la langue française, par A. Barbeau und Emile Rhode herausgebracht, das gewiß gute Dienste leisten wird. Barbeau ist Pariser und Phonetiker. Er gibt also die traditionelle Aussprache wieder. Gegenüber den Aussprachewörterbüchern von Michaelis und Passy und anderen ist hier den Eigennamen größerer Raum eingeräumt. Doch sind Neubildungen, wie etwa das heute ganz allgemein gewordene *chandail,* nicht aufgenommen.

E. G.

Berichtigung.

In Anm. 6, Zeile 3 zu Seite 10 muß es heißen: „sie war d'origine brugeoise" statt bourgeoise.

Digitized by Google

OCT 21 1930
PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

Zeitschrift

für

französische Sprache und Literatur

begründet von

Dr. G. Koerting
weil. Professor a. d. Universität z. Kiel

und

Dr. E. Koschwitz
weil. Professor a. d. Universität z. Königsberg i. Pr.

fortgeführt von

Dr. D. Behrens
weil. Professor an der Universität zu Gießen

herausgegeben von

E. Gamillscheg
Professor an der Universität Berlin.

und

E. Winkler
Professor an der Universität Wien.

Band LIV, Heft 3. 4.

JENA UND LEIPZIG
VERLAG VON WILHELM GRONAU
INH.: W. AGRICOLA
1930

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Abhandlungen

Seite

Ph. A. Becker, Christine de Pizan 129

St. Hofer, Zu den Dichtungen Otons de Granson 165

Ph. A. Becker, Woher stammt Andry de la Vigne? 170

R. v. Schaukal, Ein Irrtum Pascals 171

G. Friederici, Vier Lehnwörter aus dem Tupí 175

G. Reichenkron, Zu provenzalisch anar 188

E. Gamillscheg, Frz. *donjon,* Schloßturm 190

Besprechungen

A. Zauner, K. Voßler, Frankreichs Kultur und Sprache 1929 . 194

E. Gamillscheg, L. Sainéan, Les sources indigènes de l'Étymologie française 1930 199

K. Kalepky, G. Gougenheim, Étude sur les périphrases verbales de la langue française 1929 214

J. Brüch, Mémoires de la société néo-philologique de Helsingfors VIII, 1929 233

E. Kredel, G. de Scudéry, Le prince déguisé, republished ... by Barbara Matulka 1929 242

W. v. Wurzbach, B. Matulka, The Cid as a Courtly Hero: From the Amadis to Corneille 1928 243

W. v. Wurzbach, W. R. Dunstan, The Litigants being a translation of les Plaideurs of Jean Racine 1928 245

P. Sakmann, G. L. van Roosbroeck, Alzirette; G. L. van Roosbroeck, L'Empirique 1929 246

P. Sakmann, E. Hunter Wright, The meaning of Rousseau 1929 246

K. Glaser, Enid Starkie, Les sources du lyrisme dans la poésie d'Emile Verhaeren 1927 249

W. Flusser, Frederi Mistral, Gedichte ausgewählt von Karl Voretzsch 1928 251

Kurze Anzeigen (Meyer-Lübke, Hartwig, Sofer) . . . 256

Digitized by Google

Christine de Pizan.[1])

Christinens Patronymikon de Pizan hat weder mit der Stadt Pisa noch mit dem Adelsgeschlecht der Pisani in Venedig etwas zu tun: das hat man längst erkannt, wenn es auch immer noch Köpfe gibt, in die es nicht eingehen will. Der Name des Vaters, der gelegentlich auch Thomas de Boulogne genannt wird, war Tommaso di Benvenuto di Pizzano, und der Ort Pizzano, der einzige, den es gibt, liegt im Val Vermiglio an der Straße, die aus dem Etschtal südlich von Bozen längs des Noce durch den Nonsberg und Sulzberg über Mezzolombardo, Cles, Malè und Fucine herüberkommt, um dann weiter den Tonalepaß zu erklimmen und von da nach dem vom Oglio durchflossenen Val Camonica hinabzusteigen. Die Wiege des Geschlechts stand also, wenn auf den Namen etwas zu geben ist, im alten Bistum Trient, im späteren Südtirol. Allerdings glaubte Friedr. Koch (*Leben und Werke der Chr. de P.* S. 14) auf Grund eines Aktenvermerks im Venezianer Staatsarchiv (*Exemplum*[2]) *litterarum magistri Thomasini de pezano, physici et consiliarii regis Frantie, missarum Ducali Dominio*) an eines der zahlreichen Pezzano (Prov. Treviso, Piemont, b. Arezzo u. Florenz) denken zu dürfen; allein der Widerspruch zur sonstigen Überlieferung und der Verdacht mundartlicher Verbildung des einmaligen Zitats machen die Vermutung nicht sehr wahrscheinlich.

Unser Meister Thomas war nach der Angabe seiner Tochter in Bologna geboren; dort war er auch begütert, und jedenfalls hatte er dort studiert und das Magisterium der Medizin erworben. Nach Alidosi (*Dott. bologn.* p. 172) trug er von 1345 bis 1356 Astrologie an der altberühmten Hochschule vor. Ein Kollege von ihm, Tommaso di Mondino aus Forlì, hatte inzwischen in Venedig Anstellung als besoldeter Rat gefunden, und da er Thomas von Pizzano besonders schätzte, zog er ihn ebenfalls nach der Lagunenstadt, wo er ihm zu der gleichen Stellung verhalf und seine in Venedig geborene Tochter zur Frau

---

[1]) Aus Anlaß der Monographie von Marie-Josèphe Pinet, *Christine de Pisan Etude historique et littéraire.* Paris 1927. (Bibliothèque du XV[e] siècle t. XXXV.)

[2]) Exemplum heißt Abschrift und nicht Original; und auf alle Fälle handelt es sich um einen Eintrag des registrierenden Beamten, nicht um die eigenhändige Unterschrift.

Digitized by Google

gab[3]). Der Altersunterschied zwischen ihr und ihrem schon in reifsten Jahren stehenden Mann muß recht beträchtlich gewesen sein. Christine kam auf diese Weise in Venedig zur Welt. Ihr Vater hatte nach den Sternen einen Knaben erwartet, die junge Mutter wünschte sich aber eine Tochter, und sie behielt Recht.

Das Datum von Christinens Geburt läßt sich aus ihren eigenen Angaben errechnen. In den Eingangsversen ihres am 5. Oktober 1402 begonnenen und schon am 20. März 1403 dem Herzog von Berry überreichten *Chemin de long estude* erwähnt sie, daß es ungefähr 13 Jahre sind (*environ treize ans de temps*), daß sie ihren Mann verloren hat; da sie nun nach der *Avision Christine* damals 25 Jahre alt war, schlossen die älteren Biographen auf 1363, Fr. Koch auf 1364; die richtige Jahreszahl ist aber 1365, weil wir wissen, daß Estienne de Castel im Gefolge des Königs in Beauvais einer epidemischen Ansteckung erlag. Der Aufenthalt des Hofes in Beauvais fällt aber in die letzten Oktober- und ersten Novembertage des Jahres 1390. Vgl. E. Petit, *Séjours de Charles VI* in Bulletin hist. et philol. du Comité des travaux hist. et scientif. 1893 p. 449. Daran ist nicht zu rütteln, wenn es auch auffällig ist, daß Christine kurz vor dem zwölften Todestag ihres Mannes — so muß es doch gewesen sein — von ungefähr dreizehn Jahren spricht. Sie versetzte sich vielleicht in Gedanken in die noch ungewisse Zeit der Vollendung ihres Werks.

Christine war noch klein, recht klein, als ihr Vater wieder einmal nach Bologna kam, um nach seiner Verwandtschaft und nach seinen Besitzungen zu sehen. Hier trafen ihn fast gleichzeitig zwei Berufungen, eine nach Ungarn an den Hof Ludwigs des Großen aus dem Hause Anjou (1342-1382), die andere nach Frankreich an den Hof Karls V. (1364-1380). Der Glanz des französischen Hofs und der Ruf der Pariser Hochschule gaben den Ausschlag. Mit einem Urlaub der Signorie von Venedig kam Tommaso vorläufig auf ein Jahr nach Frankreich; seine Frau blieb mit ihrem Töchterchen und ihren Söhnen in Bologna zurück. Hier verbrachte Christine ihre ersten Kinderjahre; denn ihr Vater ließ sich bestimmen, seinen Aufenthalt in Frankreich von Jahr zu Jahr zu verlängern, bis er schließlich den Versprechungen des Königs vollends nachgab und sich zur endgültigen Übersiedelung entschloß. Jetzt ließ er seine Familie nachkommen, und Christine konnte sich noch erinnern, wie sie über die Alpen kam und an einem Dezembertag dem König mit ihrer Mutter im Louvre vorgestellt wurde, beide in ihrer reichgeschmückten lombardischen Tracht.

Als Leibarzt des Königs und Hofastrologe mit dem Titel

---

[3]) Vgl. Tiraboschi, *Storia della letteratura italiana.*

Digitized by Google

eines königlichen Rats[4]) hatte Thomas von Pizzano eine sehr angesehene und einträgliche Stellung, 100 Frank monatliches Gehalt mit den entsprechenden Verpflegungszuschüssen und Naturalleistungen [livrées[5])] und gelegentlichen Geschenken, die fast ebensoviel ausmachten. So konnte er ein vornehmes Haus führen, und darauf war er noch mehr aus als auf Ersparnisse. Christine wuchs demgemäß in Wohlhabenheit und Überfluß heran, und man kann sich denken, daß es nicht an Bewerbern fehlte, als sie in das heiratsfähige Alter kam. Ihr Vater sorgte für ihr Wohl und gab den Vorzug einem 24 jährigen jungen Mann aus guter pikardischer Familie, dem studierten und graduierten Estienne de Castel, der kurz nach der Hochzeit das Amt eines königlichen Sekretärs erhielt, wohl auf Empfehlung und mit finanzieller Unterstützung durch den Schwiegervater. Christine selbst war mit der Wahl zufrieden und hat sie während ihrer glücklichen Ehe niemals bereut.

Wohl noch im gleichen Jahr, am 16. September 1380, starb Karl V. Thomas von Pizzano behielt sein Amt[6]); aber bald machte sich das Alter fühlbar; Siechtum und Gebrechlichkeit stellten sich ein, und damit verlor er seine schönen Einkünfte; schließlich starb er, man weiß nicht in welchem Jahr, als frommer Katholik und zu der Stunde, die er vorausgesagt hatte. Seine Söhne kehrten nach Italien zurück, um die väterlichen Besitzungen zu übernehmen; seine Frau blieb bei ihrer Tochter in Frankreich. Auch Estienne de Castel war im Amt geblieben, und so änderte sich Christinens Lebensweise und Lebenshaltung nicht wesentlich. Im Lauf der Jahre schenkte sie ihrem Manne drei Kinder, eine Tochter und zwei Knaben. Aber im Jahr 1390, wie wir sahen, wurde Estienne de Castel in Beauvais von einer epidemischen Krankheit ergriffen und unerwartet schnell hingerafft. Er war 34 Jahre alt, seine Frau erst 25. Plötzlich sah sich die junge Witwe ganz auf sich gestellt und nicht nur mit der Erziehung der Familie, sondern auch mit allen Schwierigkeiten eines ungeklärten Vermögensnachlasses belastet. Zeitweilig hatte sie nicht weniger als vier Prozesse an verschiedenen Gerichtshöfen zu betreiben wegen ungewisser Forderungen oder

[4]) Daß man königlicher Rat und sogar Geheimrat (*conseiller privé*) sein kann, ohne darum wie ein Staatsminister in den Vormundschaftsrat für den unmündigen Thronfolger zu gehören, ist ein Binsenwahrheit, die man nicht gezwungen sein sollte auszusprechen. Vgl. Fr. Koch S. 17.

[5]) Die Naturalverpflegung, Wohnung inbegriffen, bezog sich wohl auch auf die Familie, so daß Christine wirklich von sich sagen konnte, *comme en jeunesse et enfance, avec mes parents, je feusse nourrie de son pain.* Vie et faiz de Charles V (Schlußworte).

[6]) M.-J. Pinet l. c. p. 16 *retenu à la cour.* Der Kommentar dazu ist durch nichts begründet.

Digitized by Google

umstrittener Rechtsansprüche, und sie mußte bedauern, daß ihr Mann sie nicht bei seinen Lebzeiten mit den Einzelheiten ihres Besitzstandes vertraut gemacht hatte. Wie hart es auch war, sie wehrte sich nach Kräften; aber es ist begreiflich, daß ihr nach den sorglosen Tagen der Jugend und des Eheglücks diese Jahre der Plakereien und Rechtsstreitigkeiten mit allem, was drum und dran hängt, in bösester Erinnerung geblieben sind.

Es geht nun aber nicht an, daß man auf Grund ihrer Stimmungsberichte die junge Frau als verarmt, hilflos und verzweifelt darstellt. Es ist nicht so, daß sie ihre Zuflucht in strengster Zurückgezogenheit sucht und sich hier erneut dem Studium zuwendet und zur Schriftstellerei greift, um sich und ihre Familie zu erhalten [7]). Mag sie auch viele Laufereien und Scherereien gehabt haben, an die sie nicht gewöhnt war, so wird sie doch vom Nachlaß ihres Vaters und ihres Mannes so viel gerettet haben, daß sie wenigstens äußerlich an der ihr unentbehrlichen standesgemäßen Lebenshaltung festhalten konnte, wenn auch mit mancherlei peinlichen Einschränkungen. Vor allem aber verlor sie den Rückhalt am Hofe nicht. Wir haben ihr eigenes ausdrückliches Zeugnis in der Widmung ihrer Episteln über den Rosenroman an die Königin (1402): „*C'est chose convenable*, schreibt sie, *que dictiez de choses eslevées vous soient presentez comme à souveraine: pour tant moy simple et ignorant entre les femmes, vostre humble chamberière, soubz vostre obeissance, desireuse de vous servir, vous offre ces epistres.*“ So würde Christine nicht schreiben, wenn die Bezeichnung nicht der Wirklichkeit entspräche; denn *vostre humble chamberière* ist im 15. Jahrhundert noch keine Devotionsformel; dafür liegt kein Beleg vor [8]). Wir können daher aus diesem Widmungsschreiben mit aller Bestimmtheit entnehmen, daß Christine um 1402 den persönlichen Kammerdienst um die Person der Königin von Frankreich, um Elisabeth von Bayern ausübte. Natürlich ist dies nicht die Stellung einer hochadligen Hofdame, sondern einer Hofangestellten; gleichwohl war sie nicht ohne Ansehen und Bedeutung. Christine war und blieb *damoiselle* und bewegte sich mit diesem Rang in der unmittelbaren Umgebung der Königin.

Ohne die innige Beziehung zum Hof, wie sie eben durch ihre Anstellung als Kammerfrau gegeben und geregelt war, können wir uns weder ihr Leben noch ihre schriftstellerische Betätigung befriedigend vorstellen. Denn der Hof ist kein Taubenschlag,

---

[7]) Vgl. besonders L. Petit de Julleville in der *Hist. de la litt. fr.* Bd. II und *Revue des cours et des conférences* 1896.

[8]) Dasselbe gilt von der Unterschrift *la toute vostre humble creature;* auch *creature* hat seinen ganz bestimmten konkreten Sinn.

Digitized by Google

zu dem man nach Belieben aus- und eingeht, noch ein Salon, wo man gelegentlich zu Besuch erscheint. Der Hof ist eine Welt für sich. Wer nicht dazu gehört, verschwindet und kann nicht, wie Christine es tut, der Königin oder den Prinzen oder den höchsten Staatswürdenträgern Jahr für Jahr ein Werk aus seiner Feder zueignen und überreichen. Ohne ihre Hofstellung hätte sie bei der Gründung des „Rosenbundes" nicht mitwirken können, noch die Gelegenheit gehabt, ihren Sohn dem Grafen von Salisbury als Pagen mitzugeben und ihn später beim Herzog von Orléans und beim Herzog von Burgund unterzubringen. Und hätte sie zum Leben nur die unsicheren und immerhin bescheidenen Einkünfte aus ihrer Schriftstellerei gehabt, so hätte sie schwerlich ihrem Sohn das kostspielige Pagen- und Knappenleben ermöglichen können, noch ihre Tochter für Poissy auszustatten vermocht, noch ihre vermögenslose Verwandte unter die Haube gebracht. Vor allem hätte sie nicht gezögert auf die verlockenden Anerbietungen König Heinrichs IV. von England (nach 1400) oder auf die des Herzogs Gian Galeazzo Visconti von Mailand († 1402) einzugehen. Sie brauchte ihrer Einladung nicht Folge zu leisten, weil ihr Auskommen in der Heimat hinlänglich gesichert war. Genaueres freilich wissen wir nicht.

Wie wir sahen, blieb Christine beim Tod ihres Mannes (November 1390) mit ihren drei Kindern, mit ihrer Mutter und einer armen Nichte, ihres natürlichen Beschützers beraubt, zurück. Die größte Schwierigkeit machte die Ordnung und Verteidigung des Nachlasses. Die Kinder selber gediehen. Die Tochter, ihre Erstgeborene, trat in jungen Jahren (vor 1400) aus eigenem Antrieb und nicht nach dem Wunsch ihrer Mutter ins Kloster, und zwar bei den Dominikanerinnen von Poissy, der königlichen Abtei. Der ältere Sohn, ein begabter und gewandter Junge, der auch eine schöne Singstimme hatte, folgte mit 13 Jahren dem Grafen von Salisbury nach England. John de Montacute, dritter Earl of Salisbury, war im November 1396 wegen der Vermählung Richards II. mit der Prinzessin Isabel nach Frankreich gekommen; im Dezember 1398 führte ihn eine zweite Gesandtschaft abermals nach Paris (*Dict. of nat. Biogr.*): bei dieser Gelegenheit nahm er wohl den jungen Jean de Castel mit. Denn 1405 war dieser nach der *Avision Christine* noch nicht zwanzig Jahre alt; also war er 1385 geboren worden und zählte 1398 genau dreizehn Jahre. Bekanntlich wurde Richard II. am 26. September 1399 durch seinen Vetter von Lancaster zur Abdankung gezwungen, und bei einem Erhebungsversuch zugunsten des entthronten Königs fand Salisbury am 7. Januar 1400 den Tod. Heinrich IV. nahm zwar den jungen Castel in seinen Dienst und versuchte auch Christine nach England zu ziehen. Diese ging zum Schein auf den Vorschlag ein, aber nur,

Digitized by Google

um ihren Sohn frei zu bekommen. Sie ließ ihn herüberkommen, angeblich um sie abzuholen, und behielt ihn dann bei sich: er war drei Jahre in England gewesen.

Et de mes livres me cousta, sagt Christine, indem sie von ihrer gelungenen List berichtet. Das erinnert uns daran, daß sie sich in diesen Jahren als Schriftstellerin versucht hat, *depuis l'an MCCCIIII^{XX} XIX que je commençay* (Avis. Christ.). Durch den Eintritt ihrer Tochter in das Kloster und durch die Versorgung ihres Sohns war sie um 1398 ihrer häuslichen Pflichten und Sorgen soweit enthoben, daß sie sich ihrer Neigung zur Lektüre und zur Dichtung frei hingeben konnte. Ihr jüngerer Sohn wurde ihr durch den Tod entrissen, während der ältere in England weilte. In diesen ruhigen Jahren nun kam der in ihr schlummernde Schriftstellerberuf zum Durchbruch. Schon seit Jahren hatte sie für sich gedichtet und allerlei Balladen, Virelais und Rondeaux im Geschmack der Zeit verfaßt; vor allem hatte sie die Dichtung zur Trösterin in ihrem Witwenschmerz genommen. Jetzt aber — um 1399, wie sie selber sagt — erwachte der literarische Ehrgeiz, und sie griff wieder zu den Büchern und frischte mit zunehmendem Eifer das Wissen auf, das sie schon aus dem väterlichen Hause mitgebracht und in ihrer Ehe auch nicht ganz vernachlässigt hatte.

Für ihren Sohn fand Christine eine neue Stellung beim Bruder des Königs, Ludwig von Orléans (*Autres ball.* XXII). Aber der Erfolg entsprach nicht ganz den Erwartungen. Am Hofe dieses prachtliebenden, vergnügenssüchtigen und verschwenderischen Fürsten und neben so vielen vornehmen Herrn kam der junge Mann nicht ohne Zuschuß von Hause aus, und die Hoffnung auf freigebigere Entlohnung oder auf eine einträglichere Anstellung erfüllte sich nicht [9]). Christine scheint schwer daran getragen zu haben, und so benutzte sie die sich bietende Gelegenheit, ihn dem Herzog von Burgund zu empfehlen, der ihn unter besseren Bedingungen und mit günstigeren Aussichten in seinen Dienst nahm [10]). Das geschah noch zu Lebzeiten Philipps des Kühnen, der am 27. April 1404 das Zeitliche segnete. Das Wohlwollen der beiden Prinzen hatte sich die vorsorgliche Mutter nicht ohne Vorbedacht durch literarische Aufmerksamkeiten gesichert. In den ersten Jahren bis 1403 gilt ihre Dichtung vornehmlich dem Orléansschen Kreis, *Débat de deux amans*, *Dit de*

---

[9]) *Or lui quis maistre gent et poissant qui, de sa grace, le retint. Mais comme la faculté du jeune enfant pou apparent de la multitude des grans de sa court, tousjours à ma charge convint que son estat fust soutenu, sanz de son service tirer aucun fruit.* (Avis. Christ.) Das heißt nicht, daß ihm der Gehalt nicht ausgezahlt wurde.

[10]) *Mon filz, de luy retenu à gage et bien amé serviteur.* Ibid. Vgl. M.-J. Pinet S. 103 und mit anderer Lesart (!) S. 97.

Digitized by Google

la Rose, Livre de Prodhomie, etc. Vor den Herzog von Burgund wagt sie sich erst später (*Autres ball.* XXXVIII); am 1. Januar 1404 überreicht sie ihm die *Mutacion de Fortune* und erhält daraufhin den Auftrag, das Leben Karls V. zu schreiben. Das war wohl die Einleitung zum Übertritt ihres Sohns in den burgundischen Dienst[11]). Natürlich verschob sich dadurch ihre eigene Interessensphäre; aber es geht wohl zu weit, wenn man von Entfremdung spricht. In der Ballade auf den Tod Philipps von Burgund (*Autres ball.* XLII) erwähnt Christine den Herzog von Orléans noch ohne Hintergedanken. Und schließlich bedeutet es auch nichts, wenn die eine oder andere Schrift, die ihm zugeeignet war, unter Weglassung der Widmung auch anderweit verwendet wird.

Herzog Philipp von Burgund starb, bevor er sich für Christinens Geschenkgabe erkenntlich zeigen konnte. Sein Sohn Johann Ohnefurcht holte es nach (1405) und galt die Schuld ab. Bis 1412 finden wir in den Aufzeichnungen der burgundischen Rechnungskammer Angaben über weitere Vergütungen für dargebrachte Bücher. Auch Johanns Bruder Anton, Herzog von Brabant, erhält gelegentlich (1408) einen schön ausgestatteten Band zum Geschenk. Ein anderer Gönner, auf dessen Wohlwollen Christine jederzeit rechnen konnte, war der Herzog Jean de Berry, ein anderer Bruder Karls V. In seiner auserlesenen Bücherei besaß er eine stattliche Reihe von ihren Werken, vom *Chemin de long estude* (1403) bis zum *Livre de la Paix* (1414); mit Vorliebe wird er zu Neujahr bedacht, und als er 1416 starb, betrauerte Christine seinen Verlust in einem Trostschreiben an seine Tochter Marie, Herzogin von Bourbon. Der Königin, Elisabeth von Bayern, kann man auch nicht vorwerfen, daß sie den Wert der Dichterin verkannt hätte: 1402 widmete ihr Christine die Episteln über den Rosenroman, 1405 richtet sie den patriotischen Brief mit der Aufforderung zur Vermittlung zwischen den streitenden Parteien an ihre Adresse; und die Herstellung der Prachthandschrift Brit. Mus. Harl. 4431 erfolgte auf den ausdrücklichen Wunsch der hohen Frau. Vorübergehend tritt der Herzog Ludwig von Bourbon (1403) und König Karl III. von Navarra in Christinens Interessenkreis, und in den letzten Jahren sehen wir sie um die Braut des Dauphin Ludwig (1408) und um diesen selbst (1413) bemüht. Ohne Prinz zu sein, steht Charles d'Albret als Vetter des Königs den höchsten Sphären sehr nahe; wahrscheinlich war es der Liebeshof, der Christine zu ihm und auch zum Seneschall von Hennegau, Jean de Werchin, in Beziehung brachte. Sonst hat nur der Streit um

[11]) Der Eintritt in den Orléansschen Dienst (Frühjahr) 1402 und in den burgundischen 1404 stimmt mit unserer früheren Berechnung.

Digitized by Google

den Rosenroman der schriftstellernden Frau Anlaß gegeben, mit Männern wie Jean de Montreuil und Gontier Col, Amtskollegen ihres verstorbenen Mannes, und mit Guillaume de Tignonville, Prevost von Paris, und dem ferner stehenden Pierre Col literarische Fühlung zu nehmen.

Dieser Überblick lehrt uns deutlich, daß Christine mit ganz seltenen Ausnahmen nur den allerengsten Kreis der fürstlichen Machthaber bei ihren Arbeiten im Auge hat. Nur ihnen gelten ihre Werke, und zwar nur in dem Falle, daß sie persönlichen Zutritt zu ihnen hat. Die Überreichung ihrer Schriften erfolgte durchweg in persönlicher Audienz, wie man es am greifbarsten bei den Gratifikationsanweisungen des Herzogs von Burgund erkennen kann, die alle während seiner Anwesenheit in Paris zur Erledigung kommen. Dasselbe gilt selbstverständlich auch von der Königin und läßt sich beim Herzog von Bourbon und beim König von Navarra nachweisen; beim Herzog von Berry wird die Vermutung ebenfalls zutreffen, und beim Dauphin ist es gewiß. Christine ist in dieser Hinsicht der ausgesprochene Typus des an die Gunst des Hofes und an dessen aktives Interesse gebundenen Literatentums.

Der Überblick läßt uns ferner noch erkennen, daß Christine in den traurigen Zeiten, die über Frankreich hereinbrachen, nicht aufgehört hat zu schreiben. In diesen Jahren, wo das durch innere Wirren und den drohenden Ausbruch des englischen Kriegs zerrissene und aufgewühlte Land seinem entsetzlichen Schicksal hilflos entgegenging, sind ihre großen Werke Jahr um Jahr ohne sichtbare Hemmung und ohne Unterbrechung entstanden. Nicht daß sie das Entsetzen nicht selber verspürt und für das öffentliche Leid keine Empfindung gehabt hätte: im Gegenteil! Aber so lange es ging, wahrte sie sich ihre geistige Freistatt als sichere Zuflucht. Persönlich entschied sie sich für keine der streitenden Parteien. Bis zuletzt hält sie im Grund ihres Herzens an dem Gedanken des Friedens und der Aussöhnung fest. In einer Reihe von Schriften hat sie bald ihrer Freude und wiedererwachenden Hoffnung bei jeder Wendung zum Besseren, bald ihrem patriotischen Schmerz über die Leiden ihrer vom Bürgerkrieg zerfleischten Adoptivheimat Ausdruck gegeben.

Wie sie selber diese Jahre verbracht hat, wissen wir nicht. Bekannt ist uns nur, daß ihr Sohn vom burgundischen Dienst in den des Königs übertrat. Wie sein Vater bekleidete er das Amt eines notaire et secrétaire du roi. Mit diesem Titel wird er in dem um 1416 zusammengestellten Mitgliederverzeichnis des Pariser Liebeshofs genannt; und schon früher finden wir seinen Namen in der zwischen 1408 und 1413 an den Liebesprinzen Pierre de Hauteville gerichteten Epistel von Amé Malingre mit

Digitized by Google

Auszeichnung erwähnt [12]). Als das Schreckensjahr 1418 hereinbrach und Paris der Rache der burgundischen Partei und der englischen Herrschaft auslieferte, verließ Jean de Castel die Hauptstadt mit dem Dauphin Charles, und von da an teilte er dessen unstetes Wanderleben. 1421 war er auf einer Gesandtschaft in Spanien. 1425 wird er bei dem Prozeß, der gegen Alain Chartier vor dem Liebeshof inszeniert wurde, noch einmal angeführt [13]). Kurz darauf muß er gestorben sein. Er hinterließ eine Witwe, Jeanne Cotton, aus einer Pariser Kaufmannsfamilie, die mit ihren drei Kindern zu ihren Eltern zurück wollte und 1431 nach zeitweiliger Internierung die Aufenthaltserlaubnis für Paris erhielt [14]). Der eine Sohn, ein anderer Jean de Castel, Christinens Enkel, wurde unter Ludwig XI. königlicher Sekretär und Reichschronist; er starb 1476 als Abt des Benediktinerstiftes Saint-Maur-des-Fossés [15]).

Christine selbst trat 1418 in ein Kloster, ob freiwillig oder gezwungen, ist die Frage. Nur einmal ergriff sie noch das Wort, als die Kunde von den wunderbaren Erfolgen der Jungfrau von Orléans zu ihr in die Klosterstille drang. Sie begrüßte die Befreierin am 31. Juli 1429 mit einem Ditié, das ihre freudige Erregung verrät:

Je Christine qui ay plouré
XI ans en l'abbaye close,
Où j'ay tousjours puis demouré
Que Charles (c'est estrange chose)
Le fils du Roy, si dire l'ose,
S'enfouy de Paris de tire,
Par la trahison là enclose,
Or a prime me prens à rire [16]).

Der vorletzte Vers, *Par la trahison là enclose,* kann sich nur auf die Verfasserin beziehen: er wirft somit ein trübes Licht auf ihr Lebensschicksal. Es war nicht die Ruhe, die sie freiwillig durch ihre Schleiernahme gesucht hatte; es war ein Gewaltakt, dem sie zum Opfer gefallen war wie andere Damen aus der Umgebung der Königin. Die letzte Nachricht, die wir von ihr haben, ist eine Randnotiz im *Bocke of noblece to Edward IV.;* man

[12]) A. Piaget, *Romania* XX, 429, 453.

[13]) A. Piaget, *Romania* XXX, 31 ff.

[14]) A. Thomas, *Romania* XXI, 271 ff.

[15]) E. Droz, *Bulletin philol. et histor.* 1919.

[16]) *Dittié de Christine sur Jeanne d'Arc,* veröffentlicht von Quicherat, *Procès* V, 3 ff. — *Si dire l'ose* bezieht sich auf die Bezeichnung *le fils du roy,* die im englischen Machtbereich verpönt ist. Eigentlich war Karl VII. bereits König, wenn auch nicht gesalbt und allgemein anerkannt.

Digitized by Google

schreibt die Eintragung William Worcester (1415-1480) zu. Sie lautet: *Notandum est quod Christina fuit domina praeclara natu et moribus et manebat in domo religiosarum apud Passye prope Paris ... et vixit circa annum Christi 1430, sed floruit ab anno Christi 1400* [17]). Ganz sicher läßt sich nicht entscheiden, ob hier verläßliche Kunde vorliegt, oder ob es sich um literarische Rückschlüsse und vielleicht um Verwechslungen mit dem *Dit de Poissy* handelt: immerhin vertragen sich die Angaben mit dem, was wir vom Sachverhalt wissen. Wann Christine ihre Augen für immer geschlossen hat, erfahren wir nicht: 1430 ist eine annehmbare runde Zahl.

Wenn wir uns von Christinens literarischen Leistungen ein klares und haltbares Bild machen wollen, so gehen wir am besten von den handschriftlichen Sammlungen ihrer Werke aus, die unter ihrer eigenen Aufsicht und Anleitung angefertigt wurden. Die älteste scheint die zu sein, die 1402 abgeschlossen worden ist: *commencié l'an de grace Mil C.C.C. IIII^{XX}XIX, eschevé et escript en l'an Mil quatre cens et deux, la veille de la nativité saint Jehan Baptiste* (S. A. T. I, XIX). Diese Sammlung besitzen wir zwar nicht mehr im Original, sondern nur in späteren und erweiterten Abschriften. Es sind die Manuskripte, die M. Roy als Gruppe B bezeichnet: BNfr. 604, BNfr. 12779 und Morgand. Ihr ursprünglicher Bestand läßt sich mit Sicherheit erkennen, nämlich: 1. Cent ballades. 2. (16) Virelais. 3. (3) Ballades d'estrange façon. 4. (29) Ballades de divers propos. 5. (1) Complainte amoureuse. 6. (2) Lais. 7. (65) Rondeaux. 8. (70) Jeux à vendre. 9. Le debat de deux Amans. 10. L'epistre au dieu d'Amours. 11. Le dit de la Rose. 12. Le dit des trois Jugemens. 13. Le dit de Poissy. 14. L'epistre Othea. 15. Les epistres sur le Roman de la Rose. 16. Les enseignemens moraux. 17. Oraison nostre Dame. 18. Les quinze joyes nostre Dame. 19. Oraison nostre Seigneur. Das sind die Dichtungen, die am 23. Juni 1402 sicher vorhanden waren.

Aus dieser Zusammenstellung heben sich auf den ersten Blick die lyrischen Kleingedichte (Nr. 1-8) ab. Sie bilden eine besondere Gruppe und haben ihr eigenes Ordnungsprinzip. An der Spitze stehen die *Cent Ballades* (S. A. T. I, 1-100) als eine Einheit für sich. Sie dürften ziemlich früh gesammelt und geordnet worden sein und sind z. T. zu einer Zeit entstanden, wo Christine ihr Talent vorerst nur für sich oder im engeren Bekanntenkreis betätigte, ohne daß ihre fürstlichen Gönner eine Ahnung davon hatten. *Voir est que, ou temps de mes perplexitez,*

[17]) Vgl. G. F. Warner, *The Epistle of Othea to Hector, or the Boke of Knyghthode.* London 1904 p. XXXII und Campbell, *L'épître d'Othéa* p. 156.

Digitized by Google

ne m'avoit ancore tant grevée Fortune, que je ne feusse accompaignée des musettes des poetes, ycelles me faisant rimer complaintes plourables, regraitant man ami mort et le bon temps passé, si comme il appert ou commencement de mes premiers dictiez (et) ou principe de mes Cent Balades: et mesmement pour passer temps et pour aucune gayeté attraire à mon cueur douloureux, faire diz amoureux et gays d'autrui sentement [18]). Nur wenige Gedichte (B. V-IX), und die gehören wohl zu den älteren, behandeln persönliches Erleben; es sind rührende Klagen der jungen Witwe, die man immer wieder anführt, und nicht mit Unrecht. Die übrigen sind entweder *Ballades de personnages* oder *d'autrui sentement*, d. h. im Sinne fremden Empfindens oder auf fremden Wunsch verfaßt, und diese sind am zahlreichsten, oder sie befassen sich mit allgemeinen Gedanken. Nur eine, B. XCV über die Erkrankung des Königs, berührt eine öffentliche Angelegenheit. Drei Balladen, die erste, die mittlere und die letzte (I. L. C.) geben uns Aufschluß über den Sinn der Sammlung und die Absicht der Verfasserin und rahmen das Ganze ein. Beachtenswert ist, daß B. XXI-XLIX einen Zyklus bilden und einen kleinen Liebesroman erzählen: erste Erklärung, Zusage, Abschied des Geliebten, der als Kriegsmann nach Deutschland zieht, Sehnsucht, dann Zweifel bis zum Entschluß, den Untreuen zu vergessen. Auch in der zweiten Hälfte gehören einige Balladen zusammen, B. LXV-LXVII, LXVIII-LXX; aber es entspricht nicht den Tatsachen, wenn man eine weitere zusammenhängende Geschichte herauslesen will; die meisten Gedichte stehen für sich und sind nur so zu verstehen. Als Ganzes erinnern die hundert Balladen an die kurz vorher (1390) entstandene Sammlung von Jehan le Seneschal, *Le livre des cent ballades*, von der zweifellos die Anregung herstammt. Christinens Gabe, das sieht man schon hier, liegt nicht so sehr im Ausdruck eigenen Empfindens als in ihrer Fähigkeit, fremde Gefühle zu deuten und poetisch zu veranschaulichen, und zwar in allen Tonarten, gegenseitige Zuneigung, neckische Abweisung, Trennungsschmerz, verliebtes Stelldichein bis zum übermütigen Spott über den eifersüchtigen Alten. Es ergibt sich ein buntes Spiegelbild der Zeit mit einem Anhauch von Humor und Gemüt, wobei keineswegs die strenge Moral, sondern lediglich das Menschenherz mit seinem Anliegen die Worte diktiert, nicht besonders tief, aber alles frauenhaft zart, aufrichtig empfunden und voll natürlichem Anstand.

Die 16 *Virelais*, die sich anschließen, und die 3 *Ballades d'estrange façon* (retrograde, à rimes reprises, à responces) kehren mehr die Formgewandtheit hervor und geben zu keiner

[18]) Avision Christine. Vgl. M.-J. Pinet l. c. S. 33.

Digitized by Google

besonderen Bemerkung Anlaß. — Anders die 29 *Ballades de divers propos* (Nr. I-XX, XXII-XXIV, XXVII-XXXI und XXXIII der Ausgabe). Sie bilden den Anfang einer neuen Sammlung und setzen etwa mit 1401 ein. Im Gegensatz zu den hundert Balladen bewegen wir uns hier durchaus in der Hofsphäre. Das Liebesgetändel hört nicht auf, aber sehr viele Gedichte wenden sich an hochstehende Persönlichkeiten, an Charles d'Albret vor und nach seiner Ernennung zum Konnetabel (7. Februar 1402), an eine Prinzessin (XI), an die Königin, an Ludwig von Orléans, an Mademoiselle de Montpensier[19]), an Jean de Werchin, Seneschall von Hennegau. Wir finden Neujahrswünsche, Aufforderung zur Maifreude oder Gedichte aus besonderem Anlaß; Hofereignisse, wie das Auftreten der Ritter vom grünen Schild (XII) oder der Kampf von sieben Franzosen gegen sieben Engländer (XXIX-XXXI), werden besungen. Christinens Umwelt ist sichtlich eine andere geworden. — Was folgt, eine *Complainte amoureuse*, zwei virtuose *Lais* und 65 *Rondeaux*, gehört wieder zum älteren Bestand. Wie die hundert Balladen, beginnen auch die Rondeaux mit persönlichen Klagen (R. I-VII) und behandeln dann wie jene alle möglichen Liebesmotive, wohl auch wieder auf fremden Wunsch oder nach momentanen Einfällen. Dieselbe harmlose Lust atmen auch die 70 *Jeux à vendre*, ein Gesellschaftsspiel, bei dem man zum angebotenen Verkaufsprojekt irgendeine geistreiche Gegenäußerung in Reimen aus dem Stegreif finden mußte.

Die Kleingedichte unserer Sammlung, die auch die Grundlage der späteren blieb, sind also nach Dichtformen, Ballade, Virelai, Complainte, Lai, Rondel, geordnet. Die strenge Durchführung des Prinzips wurde aber dadurch erschwert, daß die ersten Balladen auf hundert abgerundet und zu einem geschlossenen Ganzen zusammengefaßt worden waren. Deswegen wurde den *Ballades d'estrange façon* ein gesonderter Platz angewiesen, und wie nun noch weitere Balladen hinzukamen, mußten diese als neue Folge irgendwo eingeschaltet werden. Das beeinträchtigt den Eindruck.

Der zweite Teil der Sammlung von 1402 enthält die umfänglicheren Werke verschiedener Gattung (Nr. 9-19). Den Reigen eröffnet der *Debat de deux Amans* (S. A. T. II, 49-109); das bedeutet wohl, daß es der erste größere

[19]) Eigentümlich ist die Familiarität der Anrede. Marie von Berry scheint gemeint zu sein. Sie war nicht Gräfin von Montpensier, solange ihr Bruder Jean lebte, aber sie war schon zweimal verwitwet und Mutter des letzten Grafen von Eu aus dem Hause Artois, bevor sie im Mai 1400 Jean de Bourbon, den ältesten Sohn des regierenden Herzogs heiratete. Damit wurde sie Gräfin von Clermont. Hier sehen wir offenbar noch nicht klar. Das Gedicht könnte übrigens auf Bestellung für einen anderen geschrieben sein, aber das erklärt den Titel nicht.

Digitized by Google

Versuch ist, mit dem Christine hervortrat. Es ist ein Dit in Debatform und hat sein Vorbild im 'Jugement du roy de Behaigne' von Guillaume de Machaut, dem auch die metrische Form, verkettete Vierer mit Kurzschluß (aaa^{b} bbb^{c} ccc^{d} ...) entlehnt ist[20]). Das Gedicht berichtet von einem Gespräch zwischen einem von der Liebe schlecht behandelten Ritter und einem lebenslustigen und liebefreudigen Knappen über Wert und Unwert der Liebe; und der Herzog von Orléans wird um Schlichtung des Streits gebeten. Ist dieser Liebesdialog wirklich Christinens Erstlingsversuch, so ist er unbedingt dem Jahre 1399 zuzuweisen, in dem sie nach ihrer wiederholten Erklärung zuerst diese Wege betrat. Dem entspricht auch die Vorstellungswelt, in der sie sich bewegt, und das Anekdotenmaterial aus den Metamorphosen, aus alten Romanen, wie Tristan, Florimond, Durmart le Gallois etc., und aus der Gegenwart. Vielleicht darf man noch einen Schritt weiter gehen und vermuten, daß der Bericht über dieses angeblich bei einem Maienfest belauschte Gespräch auch am 1. Mai zum Vortrag kommen sollte.

Der zweite Versuch ließ jedenfalls nicht lange auf sich warten. Es ist dies die *Epistre au dieu d'Amours* (S. A. T. II, 1-27), ein Erlaß des Liebesgottes (in gepaarten Zehnsilbern) gegen die Verunglimpfung der Frauen durch die Ruhmredereien und Lästerungen der Männer, ganz formal im Kanzleistil gehalten und unterfertigt im Mai 1399, *la solempnée feste*. Damit ist augenscheinlich das Pfingstfest gemeint, das in diesem Jahr auf den 18. Mai fiel; und es springt in die Augen, daß es sich diesmal um ein Verkleidungsspiel, einen vermummten Auftritt oder, wie man später sagte, um einen Maskenzug handelte, indem auf Veranlassung der Dichterin irgend jemand als Bote oder Ausrufer des Liebesgottes auftrat und den Erlaß zur Kenntnis brachte.

An einen am 26. April 1400 (*un lundi, la fin du mois*) unternommenen und hübsch geschilderten Ausflug nach Poissy mit Besuch im Kloster knüpft der anmutige *Dit de Poissy* (S. A. T. II, 159-222) an. Es ist wiederum ein Debat, und die Frage ist, wer mit größerem Recht trauert, eine junge Dame, deren Geliebter seit der Niederlage von Nicopoli (28. Sept. 1396) in türkischer Gefangenschaft schmachtet, oder ein von der Geliebten abgewiesener und darüber trost- und fassungsloser junger Ritter. Der Fall wird einem Bon chevalier, vaillant, plein de savoir vorgelegt, der sicher nicht Jean de Werchin ist, wie M. Roy vermutete; denn die Verse 827 ff., auf die er sich beruft, sprechen keineswegs von seiner Pilgerfahrt nach Santiago und

---

[20]) Vgl. A. R. Pugh. *Le jugement du roy de Behaingne de G. de Machaut et le dit de Poissy de Chr. de Pisan.* Romania XXIII, 551 ff.

Digitized by Google

seinem berühmten Kartell an alle Ritter der Welt, was uns in den Sommer 1402 versetzen würde. Gemeint ist vielmehr Charles d'Albret, den Christine auch sonst so anredet; und die falsch gedeutete Anspielung zielt auf seine Kriegsfahrten, z. B. seine Teilnahme an der Belagerung von Africa unter Ludwig von Bourbon. Charles d'Albret, der durch die beiderseitigen Mütter ein leiblicher Vetter des Königs war, gehörte auch zu den elf Konservatoren des am 14. Februar 1401 gegründeten Liebeshofes Karls VI. Das legt die Vermutung nahe, daß der *Dit de Poissy* gerade in diesem Kreis zum Vortrag kommen sollte. Eine Bekräftigung liefert die neue Balladenfolge, die auf nahe Beziehungen Christinens zu Albret eben um diese Zeit hinweist (*Autres Ball.* II, III). Wir würden also das Gedicht dem Anfang des Jahres 1401 zuweisen, was mit der Angabe im Dit selbst: *ce present an Mil quatre cens*, durchaus nicht im Widerspruch steht, da es sich um das Osterjahr handelt. Die einzige Schwierigkeit liegt in der Reihung der Werke in der Sammlung von 1402. Dafür läßt sich aber eine annehmbare Erklärung vorschlagen: es wäre nämlich denkbar, daß Christine 1401 auf den Vortrag ihres Dit verzichten mußte, vielleicht wegen des Verlaufs des Festes, vielleicht aber auch wegen ihrer Trauer: sie hat ja um diese Zeit ihren jüngeren Sohn verloren. Dann wäre der *Dit de Poissy* auf den nächsten Valentinstag verschoben worden und erhielt seinen Platz in der Sammlung demgemäß [21]).

In das Jahr 1402 gehört zunächst der *Dit de la Rose* (S. A. T. II, 29-48). Wir haben es abermals mit mimischen Produktionen im geschlossenen Gesellschaftskreis zu tun, und zwar mit zwei Auftritten. Der erste fand wohl am 6. Januar, am Dreikönigstag, statt [22]). Im Pariser Standquartier des Herzogs von Orléans hatten sich etwa zwanzig Herren zusammengefunden, um hinter sorgsam verschlossenen Türen, denn die Zeiten waren böse, sich bei einem schlichten, aber gut zubereiteten Mal einen vergnügten Abend zu schaffen. Da erschien, von keinem erwartet, und niemand wußte auf welchem Weg, eine Dame gleich einer Göttin, die sich als Loyauté zu erkennen gab, umgeben von singenden Nymphen und Jungfrauen, die vergoldete Becher mit frisch gepflückten Rosen (wohl nicht echten) in den Händen trugen.

[21]) Im Frühjahr 1399 ist von Trauer keine Rede (*Débat de deux amans, Epistre au dieu d'Amours*), ebensowenig im Frühjahr 1400 (Ausflug nach Poissy). Das Jahr 1402 zeichnet sich durch ununterbrochene fröhliche Produktion aus. Das spricht eben dafür, daß der Trauerfall Ende 1400 oder Anfang 1401 eingetreten sein dürfte.

[22]) *L'an quatre cens et un, ou mois de janvier, plus de la moitié, ains la date de ce ditié, du mois passé.* Da der Ditié vom 14. Februar ist, so bedeutet das gleiche Datum des vorhergehenden Monats den 14. Januar; davon mehr als die Hälfte ab, ergibt den 6. Januar 1402 n. St.

Digitized by Google

Und als der Gesang verstummte, forderte die Göttin die Anwesenden im Namen des Liebesgottes auf, einen Bund zu bilden zur Verteidigung der Frauenehre; und zum Zeichen ihrer Zustimmung sollte sich jeder eine der Rosen anstecken. So geschah. Die Herren legten das Gelübde ab, hefteten die Rosen an ihre Kleider, und unter erneutem Gesang verschwand die schöne Erscheinung. Dame Loyaulté hatte drei Balladen und ein Rondeau vorgetragen. Im *Dit de la Rose* erzählt nun Christine diesen Vorfall und berichtet weiter, daß sie an jenem Abend im gleichen Haus übernachtete, in einem schönen weißen Zimmer, *seulette et nue* (so pflegte man damals zu schlafen), und daß im Traum eine Stimme zu ihr sprach und ihr im Namen Amors den Auftrag gab, den Rosenorden gegen üble Nachrede auf weitere Kreise und auf die Damen auszudehnen. Zu gleicher Zeit überreichte ihr Dame Loyale, denn sie war es, die in aller Form ausgefertigte Stiftungsurkunde, auf Grund derer sie nunmehr am Valentinstag, d. i. am 14. Februar allen, die willig sind mitzutun, das Ordensabzeichen überreicht.

Damit ist der *Dit de la Rose* datiert; und man sieht auch, daß es sich nicht um einen wirklichen Orden, sondern um eine gesellschaftliche Unterhaltung mit improvisierten Mumenspielen handelt, mit denen die Veranstalterin die Versammlung überrascht. Für Christine ging es um eine ernste Sache, den Kampf gegen die Anfechtung der weiblichen Ehre. Die Anregung zu ihrem Vorgehen war ihr zweifellos durch die Gründung des Bundes vom grünen Schild (*l'escu vert à la dame blanche*) durch den Marschall Boucicaut (Jean le Meingre) am Palmsonntag (11. April) 1400 gegeben worden; ihr Rosenorden blieb aber ein Cotillonspiel, während die Ritter des grünen Schilds ihre Damenverehrung in regelrechten Turnieren betätigten (*Autres ball.* XII). Übrigens muß der sinnige Einfall gut aufgenommen worden sein, da Christine den Scherz bald darauf in größerem Kreis, offenbar am großen Hof, wiederholte. Es waren böse Zeiten, sagten wir. In der Tat: eben war es zum ersten Zerwürfnis unter den Prinzen gekommen, und am 6. Januar hatte die Königin mit Mühe ihre Vermittlung durchgesetzt. Am 14. Januar fand der entscheidende Kronrat, am 15. das Versöhnungsmahl im Hostel de Nesle statt.

Auf unser Dit folgt noch ein Dritter Debat, *Le livre des trois jugemens* (S. A. T. II, 111-157). Der Seneschall von Hennegau, Jean de Werchin, einer der wackersten Haudegen der Zeit, soll sich darüber aussprechen, erstens, ob eine von ihrem Liebhaber verlassene Dame ihre Liebe einem anderen, aufrichtigeren Verehrer zuwenden darf, ohne daß man ihr Wortbruch vorwerfen kann; zweitens, ob ein Ritter, dem durch die Eifersucht des Gatten jede Hoffnung, die Geliebte wiederzusehen,

Digitized by Google

geraubt ist, sich auf eine neue Liebe einlassen darf; und drittens, ob eine junge Dame, deren Verehrer sich von ihr abgewendet und sich vergebens um eine Frau von höherem Stand bemüht hat, wenn er nun reumütig zurückkehrt, ihm vergeben soll. Jean de Werchin gehört ebenfalls dem französischen Liebeshof an; er war einer der 24 Minister. Der Liebeshof sollte statutengemäß alljährlich am Valentinstag zusammenberufen werden; ob es 1402 geschah, wissen wir nicht; aber die Gedichte Christinens lassen es als wahrscheinlich erscheinen. Übrigens dichtete sie den Seneschall auch mit einer Ballade an (*Autres ball.* XXXIII), und Charles d'Albret begrüßte sie nicht nur zu Neujahr als Konnetabel, sondern sie schickte ihm auch ihr *Débat des deux amans*, nachdem er sie um Werke von ihr gebeten hatte: *puis qu'il vous plaist à de mes diz avoir.* (*Autres ball.* XVI, XXI.) Alle drei Débats haben die gleiche Strophenform. Auch dichterisch bieten sie manches Reizende, die anmutige Einrahmung, die subtile Gefühlsanalyse und interessante Beispiele, alles etwas breit und verschwommen, woran die Strophe nicht schuldlos ist.

Es ist nun interessant, daß in unserer Sammlung auf diese ersten Gedichte, die nur gesellige Unterhaltung wollen, unmittelbar die erste didaktische Schrift Christinens folgt, die *Epistre Othea la deesse qu'elle envoya à Hector de Troye quant il estoit en l'aage de quinze ans.* Wir dürfen wohl daraus schließen, daß das Werk, an dem die Verfasserin sicher viele Monate gearbeitet hat, zu Beginn des Jahres 1402 fertig geworden ist: das paßt vorzüglich zu dem Bild, das wir allmählich von Christinens literarischem Schaffen gewinnen. Diese sog. Epistel ist im Grunde ein Fürstenspiegel und setzt sich aus hundert Erzählungen und Beispielen zusammen, die zumeist der Mythologie und der alten Geschichte, vornehmlich der trojanischen, entnommen sind. Jeder Abschnitt zerfällt in *Texte*, d. h. gereimte Ankündigung dessen, was kommen wird, *Glose*, d. i. die Erzählung mit ihrer Deutung, und *Allegorie*, d. i. Nutzanwendung, alles mit Sprüchen der Philosophen, der Kirchenväter und der Bibel verbrämt. Das Ganze ist eine Kompilation, zu der die Histoire ancienne jusqu'à J. Cesar, der Ovide moralisé, Machaut, Boccaccio, die Legenda aurea, der Manipulus florum von Thomas Hibernicus, die Flores Bibliorum und die Dicta philosophorum in der Übersetzung von Guill. de Tignonville das Material geliefert haben [23]). Den Spürsinn der Biographen hat die Frage,

[23]) Vgl. die gründliche Untersuchung von P. G. C. Campbell, *L'épître d'Othéa.* Paris 1924. Endlich eine methodisch geführte Untersuchung mit dem verdienten Ertrag. — Zu den Bibliotheksvermerken wäre aus der Bücherei der englischen Könige auf Schloß Richmond nachzutragen: 127. *Fables de Ysopet et Orthea.* Vgl. H. Omont, *Mss. fr. des rois d'Angleterre.* Et. roman. déd. à G. Paris p. 11.

Digitized by Google

wer eigentlich der 15jährige Hektor war, an den Christine dachte, bisher am meisten in Atem gehalten. Man hat hin und her geraten, nur auf einen Namen ist niemand verfallen, auf den doch die zeitgeschichtlichen Zusammenhänge am ehesten hinweisen. Anfang 1402, als das Werk vollendet wurde, lebte Christinens Sohn noch in England, und sie selber sagt uns, was es sie gekostet hat, um ihn frei zu bekommen. *Et de mes livres me cousta.* Von ihren bisherigen Schriften gelangte die *Epistre au dieu d'Amours* schon früh nach England, da Thomas Occleve sie bereits 1402 frei in Versen übertrug. Sonst liegt kein Werk aus dieser Zeit von ihr vor, das sich im gleichen Maße als Geschenkgabe eignete wie unser Fürstenspiegel. Wenn wir aber einen jungen Prinzen suchen, der das erwähnte Alter hatte, so ist er rasch gefunden; es ist der englische Thronfolger, der spätere Heinrich V. (geb. 29. August 1387). Dem Mutterherz war es gewiß ein Ansporn, daß auch ihr Sohn damals eben so alt wurde.

Wir kommen jetzt zum Streit um den Rosenroman, worüber schon viel Tinte geflossen ist, ohne daß alle Unklarheiten behoben wären[24]). Sachlich hat dieser Streit weder mit dem Erlaß des Liebesgottes noch mit dem Rosenorden etwas zu tun; überhaupt hat Christine in keiner Weise den Anstoß zu der Erörterung gegeben; sie hat sich erst eingemischt, als der Disput schon im Gange war. Die Sache kam so. Eine angesehene Persönlichkeit, kein Theologe, sondern ein Jurist (*tu qui inter civiles actiones omni die versaris*) hatte sich, anscheinend in einem Privatgespräch, anders ist es wenigstens nicht angegeben, sehr absprechend über Jean de Meun ausgelassen und Guillaume de Lorris weit über seinen Fortsetzer gestellt. Der königliche Sekretär, Jean de Montreuil, Propst von Saint-Pierre in Lisle, der anwesend war, widersprach zwar nicht sofort, obwohl er zu der Gemeinde derer gehörte, die Jean de Meun als ihren Lehrer verehrten; wohl aber schrieb er eine seiner schönen lateinischen Episteln an den Friedenstörer und rief gleichzeitig andere Gesinnungsgenossen gegen den Unberufenen zum Kampf auf. Seine drei Episteln zeigte Montreuil Christine, mit der er sich auch mündlich über die Sache unterhielt. Diese faßte sogleich Feuer und schrieb eine lange französische Epistel, in der sie von ihrem Frauenstandpunkt aus Stellung gegen den Rosenroman nimmt. Auch sie nahm es nicht tragisch. Immerhin erregte die Epistel

[24]) Die Texte sind vereinigt bei C. F. Ward, *The Epistles on the Romance of the Rose.* Diss. Chicago 1911. Ältere Ausgabe von Fr. Beck, 1887. Von Gersons *Traité* gab E. Langlois, Romania XLV die Originalfassung mit dem Nachweis, daß die lat. Fassung nicht Original ist, sondern eine für Wimphelings Gesamtausgabe der Werke Gersons (1502) von einem des Französischen halbwegs kundigen Deutschen angefertigte Übertragung. Das Datum wurde festgelegt durch A. Piaget, Et. rom. déd. à G. Paris p. 113-121.

Digitized by Google

einiges Aufsehen, und ein Kollege von Montreuil, Gontier Col, damals königlicher Sekretär, bald darauf Generalsteuerrat [25]), richtete zwei Schreiben an die Verfasserin, das eine am 13., das andere am 15. September, um eine Abschrift zu erhalten. Christine schickte sie mit einem Begleitbrief. Diese Briefe, ihre beiden und die zwei von Gontier Col, nur was französisch geschrieben war, vereinigte sie mit einem Zueignungsschreiben an Guillaume de Tignonville, den Prevost von Paris, was vielleicht zur Frage berechtigt, ob nicht Tignonville den Anlaß zum ganzen Aufruhr gegeben hat (ein sicherer Fingerzeig liegt nicht vor); und am 1. Februar 1402 überreichte sie auch eine Abschrift der fünf Schreiben der Königin mit einer Widmungsepistel [26]).

Das war die erste Phase der Auseinandersetzung, und mehr konnte die Sammelhandschrift vom Juni 1402 nicht enthalten. Bisher haben wir auch nicht bemerkt, daß uns ein Belegstück fehlt. Die Annahme, daß Christinens Epistel eine verlorene Abhandlung von Montreuil voraussetzt, ist nicht richtig. Sie selbst spricht von einem *traité en forme d'epistre*, und einmal führt sie auch eine Stelle im Wortlaut an: *et combien que moult reprenez les contredisans et dites „que grand chose est d'ainsi comprendre* (l. *reprendre*) *ce qu'un autre dit, tesmoigne, mieux a compris et mis sus par grant estude et long trait*, etc." (Ward p. 17). Das ist Montreuils zweitem Brief entlehnt: *O arrogantiam, temeritatem, audaciam! Opus tantum, tot diebus ac noctibus, tanto cum sudore et attentione digesta elaboratum et editum, hi qui superficie tenus nec eodem contextu aut ex integro se legisse profitentur, subito (instar eorum qui mensae inter crapulas omnia ut libet et fert impetus accusant) reprehendunt atque damnant.* (Ward p. 116.)

Bisher war der Federkrieg nur als Vergnügen und als eine hübsche Stilübung unter befreundeten Schöngeistern geführt worden. Höhere Bedeutung und größere Tragweite erhielt er erst durch das Eingreifen von Jean de Gerson, dem Kanzler der Pariser Universität. Ob er Kenntnis von der bisherigen Diskussion hatte, oder ob er aus eigenem Antrieb handelte, läßt sich nicht feststellen und ist auch gleichgültig. Das Ereignis war, daß am 18. Mai 1402 ein *Traité contre le rommant de la Rose* von ihm erschien, in französischer Sprache und ohne Nennung seines Namens. Klar und durchsichtig sind seine Ausführungen unter dem Schleier der Fiktion. Im Geiste sieht er sich an den Hof der Christenheit versetzt und ist Zeuge, wie die Keuschheit

[25]) Über die généraux conseillers des aides s. Lavisse, *Hist. de France* IV, 1, 211.

[26]) Im Epistelverkehr mit diesen Humanisten eignet sich Christine, wenn auch zögernd, das feierliche Tu der Lateiner an, das sie später auch Fürstlichkeiten gegenüber verwendet.

Digitized by Google

ihre Klage gegen den Rosenroman vor dem Richterstuhl der kanonischen Gerechtigkeit einbringen läßt, und wie die theologische Beredsamkeit die Anklage unterstützt. Bündig und treffend prasseln die Vorwürfe nieder. Hier hört das Spiel auf; denn hier spricht mit dem tiefen Ernst der Überzeugung der um die Sittenreinheit und das Seelenheil der Menschen bekümmerte Theologe. Hier geht es um die christliche Weltanschauung gegen die skeptische Ironie und den epikuräischen Naturalismus, der aus dem Rosenroman spricht, gegen jene geniale Leichtfertigkeit, die den Leser bestrickt und die Begriffe verwirrt. Trotzdem glaubte der Kanonikus Pierre Col, ein Bruder des Generalrats, die Polemik im alten Ton des neckischen Scherzes und mit den Kniffen sophistischer Dialektik weiterführen zu dürfen. In einer langen Epistel sucht er bald Christine, deren Brief er sich verschafft hatte, bald Gerson zu wiederlegen, den wohl jeder als Verfasser erriet. Seine Einfälle und rabulistischen Fechterkunststücke sind recht unterhaltend. Aber Gerson verstand keinen Spaß. In einer meisterhaften *Responsio ad scripta cujusdam errantis de innocentia puerili* redet er dem unvorsichtigen Amtsbruder nicht ohne Verständnis für den literarischen Charakter des Gefechts, aber mit unerbittlichem Ernst und tiefinnerer Erregung scharf ins Gewissen. Für Christine findet er anerkennende Worte; aber es läßt sich nicht erweisen, daß er ihren Brief gekannt hat. Was er von ihren Argumenten vorbringt (Ward p. 78 f.), ist alles dem Brief von Pierre Col (l. c. p. 67 u. 68) entnommen. Nichts spricht dafür, daß sich Gerson und Christine persönlich kannten.

Auch Christine hielt es für ihre Pflicht, auf den neuen Angriff zu antworten. Trotz anderweitiger Inanspruchnahme schrieb sie am 2. Oktober 1402 eine lange Entgegnung an Pierre Col, ohne Kenntnis von Gersons *Responsio,* und dieser zweite Brief ist inhaltlich wie literarisch weit bedeutender als der erste, wo das Breittreten der Frage, ob man natürliche Dinge mit dem richtigen Namen nennen soll, manchmal recht läppisch anmutet. Christine schreibt nicht ohne Schwung und handhabt das Rüstzeug der logischen Argumentation mit rühmlicher Meisterschaft. Sie weiß auch Wertvolles über Dinge zu sagen, die dem weiblichen Zartgefühl besser anstehen, z. B. über Sinn und Wert der reinen, unsinnlichen Liebe. Auch diesen Brief erhielt die Königin mit einer Zueignung (*Autres ball.* XXXVI) zum Neujahr, und wahrscheinlich auch Tignonville (s. das folgende Rondel). Pierre Col, dem die Entgegnung jedenfalls zugestellt wurde, suchte zu erwidern; die erhaltene Abschrift des neuen Briefs bricht aber unvollendet ab; es bleibt ein Geheimnis, ob er ihn fertig schrieb und absandte, oder ob er freiwillig Schluß machte. Das letzte Wort scheint Gerson behalten zu haben, dem auch die

Digitized by Google

Kanzel zur Verfügung stand. In seinen Adventspredigten über die Luxuria kommt er erneut auf den Rosenroman zurück und hält seine Verurteilung aufrecht [27]).

Mit den letzten Ausführungen sind wir über die Zeitgrenze des 23. Juni 1402 hinausgegangen. Es bleiben uns noch einige kleinere Werkchen zu besprechen, die wohl noch Aufnahme in den Sammelband von 1402 gefunden haben oder bald nachher entstanden sind. Das eine, *Les enseignemens que Christine donna à Jean de Castel, son filz* (S. A. T. III, 27-44), 103 Vierzeilen, mit Benutzung der Disticha Catonis, können wir mit der Rückkehr des jungen Mannes aus England in Zusammenhang bringen. In diese Zeit fällt auch die Ballade, mit der Christine ihren Sohn dem Herzog von Orléans empfahl (*Autres ball.* XXII). Ein ähnlicher Anhaltspunkt für die Datierung fehlt bei den drei religiösen Dichtungen, *Oraison nostre Dame*, *Quinze joyes nostre Dame* und *Oraison nostre Seigneur* (S. A. T. III, 1-26); es leuchtet aber ein, daß sie den würdigsten Abschluß für einen solchen Band abgeben. Und fragen wir nun zum Schluß, für wen die Sammlung von 1402 angelegt worden sein mag, so kann man an den heimkehrenden Sohn, an seinen neuen Dienstherrn Ludwig von Orléans oder an den eigenen Handgebrauch denken; mehr läßt sich nicht ausmachen.

Wenn wir in der Musterung der Schriften unserer Dichterin nach der gleichen Methode fortschreiten wollen, so ist jetzt der Augenblick gekommen, daß wir uns auch die beiden Handschriften ansehen, die M. Roy mit A 1 und A 2 bezeichnet hat. Die erste ist die aus dem Besitz des Herzogs von Berry, für ihn hergestellt und mit 200 Talern bezahlt; sie wurde später beim Binden in vier Teile zerlegt: BNfr. 835, 606, 836, 605 (S. A. T. I, V ss.). Die zweite ist das Handexemplar der Königin (Br. Mus. Harl. 4431); sie ist ihr mit einem besonderen Widmungsgedicht zugeeignet (S. A. T. I, XII ss. III, XXI ss.).

Beide Handschriften sehen sich in der Anlage sehr ähnlich, namentlich in den Anfangspartien. Sie unterscheiden sich von den Handschriften der B-Gruppe dadurch, daß die *Ballades de divers propos* von 29 Nummern auf 53 angewachsen sind, und daß man die Debats (*Deux amans*, *Trois jugemens*, *Poissy*) zusammengerückt hat; der *Dit de la Rose* ist ausgefallen, vielleicht nur aus Unachtsamkeit. Unter sich differieren sie darin, daß das Exemplar der Königin eine neue Balladenserie (*Encore autres ballades*) und eine *Complainte amoureuse* mehr enthält. In den Schlußpartien mit den neuen Zusätzen haben beide (A 1 und A 2) gemein: *Le chemin de long estude*, *Le dit de la*

[27]) *Johannis Gersonii opera omnia* edd. L. Ellies du Pin. III, 923. 925, 931.

Digitized by Google

Pastoure, Le duc des vrais amans, die *Epistre à Eustache Morel*, die *Proverbes moraux* und *Le livre de Prudence*. Außerdem bietet A 1 (Berry) die *Epistre à la royne*, sonst nichts, A 2 (Königin) hingegen *La Cité des Dames* und *Cent ballades d'Amant et de Dame*. Aus dieser Übersicht ergibt sich, daß beide Handschriften schwerlich vor Mai 1404 in Angriff genommen wurden, da sie beide die Ballade auf den Tod Philipps des Kühnen († 27. April 1404) enthalten: die Handschrift für den Herzog von Berry wird aber zuerst in Arbeit gegeben worden sein, weil inzwischen, bevor die Handschrift für die Königin bestellt wurde, ein neuer Balladensatz und eine neue Complainte hinzugekommen sind. Nach den eingetragenen Werken könnte man annehmen, daß die Hs. A 1 (Berry) schon Ende 1404 fertig geschrieben war, wenn sie nicht die *Epistre à la royne* (5. Dezember 1405) als viertletzte Nummer hätte. Die Hs. A 2 (Königin) hat ihrerseits mit *Cité des Dames* und *Cent ball. d'Amant et de Dame* zwei Kompositionen, die erst Ostern 1405 oder noch später verfaßt worden sind, aber vor der *Epistre à la royne*, die fehlt. Man gewinnt den Eindruck, daß an beiden Handschriften eine Zeitlang gleichzeitig gearbeitet wurde, und möchte fast annehmen, daß die verschiedene und in mancher Hinsicht willkürliche Reihenfolge der Eintragung dadurch bedingt wurde, welche Vorlage gerade hier oder dort verfügbar war. Bei der Handschrift von Berry (A 1) muß man sich aber fragen, ob man aufs Geratewohl Schluß machte, ohne schon Vorhandenes aufzunehmen, oder ob ein fünfter Teilband verloren gegangen ist. Auf alle Fälle ist daran festzuhalten, daß keine der beiden Handschriften, weder A 1 noch A 2, ein Werk enthält, das Ende 1405 noch nicht verfaßt war. Wenn Früheres fehlt, so paßte es in die Sammlung nicht (z. B. *Mutacion de Fortune*) oder war schon in Sonderabschriften überreicht worden (z. B. *Fais de Charles V*).

Mit diesen zwei Handschriften allein könnten wir zu keiner sicheren Feststellung kommen, in welcher Reihenfolge die Schriften entstanden sind, die Christine von Juli 1402 bis Dezember 1405 verfaßt hat. Zum Glück stehen uns noch andere Nachrichten zur Verfügung. *Le chemin de long estude* wurde am 5. Oktober 1402 (laut Angabe) begonnen und am 20. März 1403 Berry überreicht. *Mutacion de Fortune* wurde am 1. Januar 1404 dem Herzog von Burgund als Neujahrgeschenk dargebracht. *Dit de la Pastoure* gibt als Datum Mai 1403 an. Am *Livre des fais et meurs de Charles V* hat Christine fast das ganze Jahr 1404 gearbeitet, am 1. Januar 1405 bekam es der Herzog von Burgund. Die *Epistre à Eustache Morel* ist vom 10. Februar 1404. Die *Cité des Dames* ist aus inneren Gründen zwischen Ende 1404 und Ostern 1405 anzusetzen. Die *Epistre à la royne*

Digitized by Google

ist vom 5. Dezember 1405. Die *Avision Christine* von 1405 a. St. (laut Angabe) muß in den Monaten vor Ostern 1406 geschrieben worden sein. Undatiert sind also nur *Le duc des vrais amans*, die *Proverbes moraux* und *Le livre de Prudence*, die auch in der Berryschen Handschrift stehen, und *Cent ballades d'Amant et de Dame*, die nur das Handexemplar der Königin uns bietet. Wir gehen schwerlich fehl, wenn wir die ersteren für die noch nicht besetzte Zeit, von Mai bis Dezember 1403, die letzteren für den Sommer 1405 in Anspruch nehmen. Das sind die Erwägungen, nach denen wir die chronologische Ordnung im Folgenden festgelegt haben; wir müssen sie nun im einzelnen näher rechtfertigen, soweit es geht.

Wir beginnen damit, daß wir Christine selbst das Wort lassen; denn sie hat sich selber in der *Avision Christine* von 1405/6 über ihre Entwicklung als Schriftstellerin eingehend ausgesprochen: *Comme l'enfant que ou premier on met à l'a b c d, me pris aux histoires anciennes des commencemens du monde, les histoires des Ebrieux, des Assiriens et des principes des seignouries procedant de l'une en l'autre* (soll es nicht *principales seignouries* heißen?), *descendant aux romans des François, des Bretons et autres plusieurs historiographes* (ich korrigiere hier, denn *aux Romains, des François, des Bretons* hat keinen Sinn und ist grammatikalisch falsch; falsche Sätze darf man aber nicht unbesehen hinnehmen). *Après me pris aux deducions des sciences, selon ce que, en l'espace de temps que y estudiay, en pos comprendre. Puis me pris aux livres des poetes et, comme de plus en plus allast croissant le bien de ma congnoissance, adont fu je aise quant j'oz trouvé le stile à moy naturel, me delictant en leurs soubtiles couvertures et belles matieres muciées soubz fictions delitables et morales et le bel stile de leurs metres et proses*, etc. (Vgl. M.-J. Pinet, l. c. S. 45 ff.). Dieses Selbstbekenntnis ist völlig zutreffend. Christine hat sichtlich ihren Wissensdurst zuerst an Geschichtskompilationen nach Art der *Histoire ancienne* gestillt, die sie in ihren beiden Redaktionen benutzt hat[28]). Auch die französischen und bretonischen Romane las sie als Geschichtsquellen; ihre Spur zeigt sich in den Debats. Boccaccio kam dazu[29]). An naturwissenschaftlichen Werken ist Jean de Mandeville nachgewiesen[30]). An Dichtern hat Ovid (Heroiden und Metamorphosen) schon früh auf sie gewirkt; sie las den *Ovide moralisé*. Fragen wir aber, von wem sie ihren eigenen Stil (*le stile à moy naturel*) erlernt hat, d. h. die Ein-

[28]) P. G. C. Campbell, *L'épître d'Othéa*. Paris 1924.

[29]) A. Jeanroy, *Bocacce et Christine de Pisan*. Romania XLVIII.

[30]) P. Toynbee, *Chr. de Pisan and sire John de Maundeville*. Romania XX.

Digitized by Google

rahmung ihrer lehrhaften Darlegungen in schöne allegorische Fiktionen und Visionen, so kommt verschiedenes und recht disparates in Betracht, Guillaume de Machaut, Dantes göttliche Komödie, die sie gern erwähnt und gelegentlich in vereinzelten Anklängen nachahmt, dann Boethius, Boccaccio und der Rosenroman, dem sie nicht so ganz aus dem Wege gegangen war, und noch manches, das festzustellen bleibt.

Zwei Werke sind es, in denen Christine ihre frisch erworbenen Geschichtskenntnisse verwertet hat, die *Epistre Othea*, die anfangs 1402 vollendet war, und die *Mutacion de Fortune*, von der der Herzog von Burgund am 1. Januar, der Herzog von Berry im März 1404 eine Abschrift erhielten. Das letztere Werk ist nach M.-J. Pinet eine Dichtung von über 24 000 Versen nebst einem Stück, das wegen der Erkrankung der Verfasserin in Prosa blieb. Eine so umfangreiche Arbeit, wenn sie auch nur eine Kompilation ist, kann nicht im Lauf eines einzigen Jahres verfaßt worden sein; und für die Reinschrift muß man doch auch einige Monate in Anrechnung bringen. Wir gehen daher nicht fehl, wenn wir die Zeit, wo der Plan gefaßt und die Ausführung begonnen wurde, beträchtlich hinaufzurücken. Es ist möglich, daß es überhaupt die erste große Arbeit ist, mit der Christine ihre höher gerichtete literarische Tätigkeit begann. Nichts spräche dagegen, daß die *Epistre Othea*, die verwandten Stoff behandelt, zwischenhinein in Angriff genommen wurde, um rascher mit etwas fertig zu sein. Christine denkt bei der *Mutacion* an Ovid und geht von ihrem eigenen Schicksal aus, das sie gewissermaßen in einen Mann verwandelt hat. Sie besucht das Kastell Fortunas, wo sich ihr bei ihrem Rundgang das Schauspiel der verschiedenen Stände, dann eine Darstellung der Philosophie mit ihren untergeordneten Wissensfächern und schließlich eine Übersicht der Geschichte der Menschheit vom grauen Altertum bis zur Gegenwart in einer Reihe von Bildern darbietet. Das Ganze ist in 7 Bücher geteilt. Wer nun glaubt, daß diese langatmige Kompilation im wesentlichen im Jahre 1403 geschrieben wurde, kommt unbedingt mit der Zeit ins Gedränge. Nimmt man aber an, daß das Werk so gut wie abgeschlossen war, als Christine den *Chemin de long estude* begann, so hat man verfügbaren Raum, darum halten wir uns an diese Voraussetzung[31]).

Im Herbst und Winter 1402/3 verfaßte Christine ein zweites allegorisches Lehrgedicht von mäßigerem Umfang, immerhin 6932 Verse, *Le chemin de long estude* (Ausg. v. R. Püschel,

---

[31]) Es kommt dazu, daß Christine in diesem Werk weder Dante noch Boccaccio benutzt, und daß die autobiographischen Andeutungen noch recht rudimentär sind. Vgl. M.-J. Pinet l. c. S. 324 u. passim.

Digitized by Google

Berlin 1881); am 20. März 1403 erhielt der Herzog von Berry die für ihn bestimmte Abschrift[32]). Die Dichterin beginnt wieder mit sich selbst. Es war am 5. Oktober 1402; durch die Erinnerung an ihr Herzeleid in trübe Stimmung versetzt, greift sie nach Boethius' Trostschrift und schläft darüber ein. Im Traum erscheint ihr Amalthea, die Sibylle von Cumae, und führt sie am Berg und Quell des Wissens (Sapience) vorbei über alle Länder der Erde und auf der Leiter der Einbildung empor zum Firmament; hier im Himmel sieht sie unter anderen Wundern die vier Frauen, die die Welt regieren, Richesse, Chevalerie, Noblesse und Sagesse: eben wird eine Klage der Erde über die Torheit ihrer Kinder, die sich gegenseitig zerfleischen, vorgebracht, und in langer Verhandlung wird nach Abhilfe gesucht; das Rededuell will kein Ende nehmen; aber Sagesse legt dar, daß die Rettung nur von einem Herrscher kommen könnte, der mit allen erforderlichen Tugenden ausgestattet wäre und alle Menschen unter seinem Zepter vereinigen würde. Diese Botschaft soll Christine dem französischen Hof, dem ersten der Christenheit, bestellen. Erinnert der Beginn dieser Jenseitsreise und die apokalyptischen Hinweise auf die politische Wiedergeburt an Dante, mit Zügen aus Boethius, so läßt sich andererseits die Verwandtschaft dieser himmlischen Ratsversammlung mit der Prozeßschilderung in Gersons Vision nicht verkennen. Christine hatte sie kurz vorher gelesen; ihr zweiter Brief über den Rosenroman ist ja vom 2. Oktober. Diese Anregungen und Vorbilder, vereint mit den krisenhaften Zuständen im Reich, wo Kaiser Wenzel abgesetzt und Ruprecht von der Pfalz nicht recht anerkannt war, erklären uns Anlage und Sinn der Dichtung. Warum sollte die Rolle des Weltfriedenstifters nicht einem französischen Prinzen beschieden sein? Nannte man nicht schon Namen?[33])

Neben diesen Hauptdichtungen geht zunächst das Balladendichten seinen ruhigen Gang weiter. Von den *Autres ballades de divers propos* (S. A. T. I, 246 ff.) kommen für die Zeit von Juli 1402 bis Mai 1404 die letzten 20 Nummern in Betracht; und daß es stimmt, sieht man an den wenigen festlegbaren Zeitbeziehungen: Fortsetzung des Streits um den Rosenroman (XXXVI u. f.), gute Haltung des burgundischen Hofs (XXXVIII), Tod des Herzogs (XLII). Auch zwei oder drei Rondeaux kamen hinzu.

---

[32]) Trotzdem wurde der *Chemin de long estude* noch in die für Berry bestimmte Gesamthandschrift aufgenommen, während die *Mutacion de Fortune* wohl wegen ihres Umfangs ausgeschlossen blieb.

[33]) *On racontait* [vers 1402] *que Louis d'Orléans voulait conduire Benoît XIII à Rome, et s'y faire couronner empereur. Hist. de France* IV, 1, 328.

Digitized by Google

Sicher datiert ist der anmutige *Dit de la Pastoure* (S. A. T. II, 221-294), von Mai 1403. *En ce desrain moys de may, l'an Mil quatre cens et trois*, wie der nachträglich angefügte Prolog angibt. Es ist eine neue Art von Liebesdichtung, die Christine hier versucht, ihre eigene Erfindung, und eine ganz entzückende Leistung. Eine junge Schäferin berichtet, wie sie beim Singen im Wald von einem Trupp Berittener belauscht wird, und wie der Führer der Schar — Monseigneur nennt man ihn — sein Herz an sie verliert; sie selbst erwidert seine zarte jünglinghafte Zuneigung ebenso innig und rein, allerdings mit der bangen Ahnung, daß es bei den Verpflichtungen, die so ein junger Herr hat, nicht ewig dauern werde. Das alles ist offenbar in der unmittelbaren Gegenwart erlebt und ergibt ein allerliebstes Sittenbild, gleich gelungen in der idyllischen Zeichnung des Hirtenlebens wie in der zarten Tönung und der Feinheit der Gefühlsschilderung. Geschrieben wurde das Gedicht *à la requeste de personne, dont par le mond le nom sonne;* es zeigt uns einen jungen Prinzen, wie er zum ersten Male verliebt ist und Liebe einflößt, und es soll gleich einer Parabel verborgenen Sinn haben. Nach der Entstehungszeit könnte man als Besteller an den Herzog Philipp von Burgund denken: er hatte Söhne in diesem Alter.

Etwas jünger ist eine zweite Dichtung ähnlicher Art, *Le livre du duc des vrais amans* (S. A. T. III, 59-208). Es ist auch der Liebesroman einer bestimmten Person, die sich der Dichterin vertraut hat, aber nicht genannt werden will. Vermutlich hat ihn die *Pastoure* gereizt, daß er nun auch sein Erlebnis poetisch verklärt sehen will. Diesmal erinnert das Gedicht stärker an die Liebesnovellen, wie sie Machaut gepflegt (*Voir dit*) und in Mode gebracht hat (Froissart u. a.). Was Christine ihrem Auftraggeber in den Mund legt, sind Rückerinnerungen eines Mannes, der die Freuden und Prüfungen des Lebens schon hinter sich hat. Es ist seine erste und auch einzig gebliebene Liebe, die er erzählt. Als junger Mann vom Wunsch erfüllt, eine Liebe zu finden, die alle Tüchtigkeit in ihm weckt, trifft er bei einem Jagdausflug mit seinem Vetter, was er sucht, eine Frau von königlichem Stamm und Herzogin, die er auf den ersten Blick liebgewinnt. Ein von ihm veranstaltetes Turnier bringt längeres Zusammensein, weckt aber auch die Eifersucht des Mannes. Die bisher zurückgehaltene Aussprache und heimliche Zusammenkünfte mit der Geliebten, in aller Ehrbarkeit, vermittelt der Vetter. Aber durch die ernsten Mahnungen einer früheren Hofdame auf die Gefahr dieses Treibens aufmerksam gemacht, löst die Auserwählte nicht ohne Zögern den Verkehr. Der Erzähler geht nach Spanien, wo gerade gekämpft wird; auch über See führen ihn seine Wege, und wenn auch später Eifer und Verdacht

Digitized by Google

die Freundschaft lockert, bewahrt er seiner Dame auch im Alter noch dankbare Verehrung.

Hier haben wir eine Reihe interessanter Andeutungen, und vorausgesetzt, daß sie verläßlich sind, so kann man manches mit ihnen feststellen. Eine *Dame royal* und *duchesse*, die 1403/4 noch lebte, gibt es kaum außer der Schwester der Herzöge von Anjou, Berry und Burgund, Marie de France, die Tochter Johanns des Guten und seit 1364 Gemahlin Roberts von Bar. Die Kämpfe in Spanien zwischen Pedro dem Grausamen und Enrique von Trastamara fallen in diese Zeit. 1365 führte der Konnetabel Du Guesclin die französischen Söldnertruppen dorthin, und 1376 war auch Ludwig II. von Bourbon unten. Dieser anerkannt tapfere Heerführer hat 1390 Africa belagert, und um 1403 wissen wir von seiner Anwesenheit in Paris. Sein älterer Vetter ist Jean de Bourbon, comte de la Marche, auch einer der namhaften Kriegsmänner der Zeit. Selbst die treue Warnerin Sebile de Monthaut, dame de la Tour, scheint nicht aus der Luft gegriffen; sie erinnert an Isabeau de la Tour, dame de Rochefort; Sebile und Isabeau sind ja Spielarten desselben Namens (Elisabeth). Daß Christine mit Louis de Bourbon in Beziehung stand, zeigt uns eine ihrer letzten Balladen, wo sie sein Verständnis für Liebe und für Dichtkunst preist: *Qui vous en a tant appris, noble duc des Bourbonnois*, etc. (S. A. T. I, 277). Man darf vielleicht vermuten, daß Ludwig der Dichterin für den *Livre du duc* in Versen gedankt hatte.

Um mit dem Jahr 1403 Schluß zu machen, das augenscheinlich mit kleineren Dichtungen und ähnlichen Arbeiten ausgefüllt war, bleibt uns noch ein Wort zu sagen: 1. über die *Proverbes moraux* (S. A. T. III, 45-56); es sind 100 Zweizeiler, die, wie die Lehren, die Christine für ihren Sohn schrieb, manche beherzigenswerte Spruchweisheit enthalten; und 2. über *Le livre de Prudence* (M.-J. Pinet l. c. S. 98 und 254 ff.), eine für Christinens Verhältnisse ungewöhnlich getreue Übertragung des Pseudoseneca *De quatuor virtutibus*, von dem auch Laurent de Premierfait (1372) und Jean de Courtecuisse (1403) Übersetzungen gegeben haben. Diese Schrift war nach der Vaticanischen Handschrift 1238 dem Herzog von Orléans bestimmt (*Prodhommie de l'omme selon l'opinion de monseigneur le duc d'Orliens*).

Das Jahr 1404 bringt wieder eine große Hauptarbeit. Wie wir sahen, hatte Christine zu Neujahr dem Herzog von Burgund ihre Geschichtsdichtung *Mutacion de Fortune* überreicht. Das hatte zur Folge, daß der Herzog sie zu sich in den Louvre bestellte und sie aufforderte, das Leben seines Bruders Karl V. zu schreiben. Christine fand sich bereit und machte sich sofort ans Werk. Sie ließ sich auch durch den Tod des Herzogs von der

Digitized by Google

Weiterführung nicht abhalten. Am 1. November war die Arbeit vollendet, und am 1. Januar erhielt der Herzog von Berry ein Exemplar; auch der neue Herzog von Burgund bekam das seine. Mit dieser Schrift, *Le livre des faits et bonnes meurs du sage roy Charles le quint* (Ausg. bei Michaud, Petitot, Buchon), hat sich Christine einen Platz unter den französischen Geschichtsschreibern gesichert, obwohl es keine eigentliche Lebensgeschichte, sondern ein anekdotischer Panegyrikus ist, der in drei Büchern Proben von der Beherztheit, der Ritterlichkeit und der Weisheit des Königs gibt, mit breiten Belehrungen und parallelen Beispielen, die gar oft das Interessante an dem Buch, die selbst berichteten Einzelheiten und die lebendigen Porträtskizzen der zeitgenössischen Persönlichkeiten unter ihrem Wust erdrücken. Für die Eigenart des klugen und für Gelehrsamkeit empfänglichen Herrschers hat die Verfasserin viel Verständnis, und sie spricht mit bewundernder Begeisterung von seiner bedächtigen Politik und den Segnungen seiner weisen Regierung[34]).

Nur eine kleine Unterbrechung gönnte sich Christine über der Arbeit. Am 10. Februar 1404 schrieb sie eine *Epistre à Eustace Mourel* (S. A. T. II, 295-301). Es ist ihre einzige Versepistel. In schweren reichen Reimen bittet sie den berühmten Dichterkollegen um Einblick in seine Werke und sucht ihm durch eine bittere Klage über die schlimmen Zeiten einen Begriff von ihrem eigenen Können zu geben[35]). Des Champs antwortete mit der Ballade 1242 (S. A. T. VI, 251). Aus diesem Zeitabschnitt haben wir auch einige Kleingedichte, sechs Balladen und drei Rondeaux, die in dem für die Königin bestimmten Exemplar der Werke (Harl. 4431) Aufnahme fanden: *Encore autres ballades* (S. A. T. I, 271-279). Die meisten sind Liebesgedichte, wie wir sie schon kennen.

Die nächste größere Schrift, die unsere unermüdliche Vielschreiberin nach Vollendung der übernommenen Pflichtarbeit in Angriff nahm, ist die *Cité des Dames*[36]): wieder ein Mittelding zwischen Übersetzung und freier Erfindung. Der Grundstock der in drei Bücher geteilten Schrift sind Lebensskizzen hervorragender Frauen, deren Stoff für die zwei ersten Teile aus Boccaccio *de claris mulieribus*, für den dritten aus der *Legenda aurea* entnommen ist. Aber das Ganze ist wieder als Vision aufgeputzt: Eines Abends, da die Dichterin ahnungslos nach dem Matheolus, dem bösen Schmähbuch über die Frauen gegriffen und sich weid-

---

[34]) Untersucht wurde das Werk H. Duchemin u. S. Solente, *Ecole des Chartes. Position des thèses* 1891 und 1920.

[35]) Die Begegnung hängt vielleicht mit dem Valentinstag und der Tagung des Liebeshofs zusammen.

[36]) M.-J. Pinet l. c. S. 115 ff., 363 ff. A. Jeanroy, *Romania* XLVIII.

Digitized by Google

lich geärgert hatte, erscheinen ihr die drei Tugenden, Raison, Justice, Droiture, und fordern sie auf, mit ihnen Hand anzulegen zur Errichtung einer festen Burg der Frauenehre; edle Frauen sind die Bausteine, und über dem Bauen werden auch Gespräche geführt über Frauen, die sich auszeichneten in Regierungsgeschäften, Wissenschaft, Erfindungen; über Frauen mit Prophetengabe, über Gattenliebe, Verschwiegenheit der Frau, ihre Umsicht im Rat, ihre Befähigung zum Studium, ihre Keuschheit, Beständigkeit, Treue und Tugendhaftigkeit. Schließlich werden auch weibliche Heilige vorgeführt. Die Widerlegung der Frauengegner ist lückenlos. Die Abfassungszeit der Schrift ergibt sich aus der Erwähnung Margaretas von Burgund als Gräfin von Hennegau und Holland, was sie erst durch den Tod ihres Schwiegervaters am 13. Dezember 1404 wurde, und durch die Nennung Annas von Bourbon, der Gemahlin Ludwigs des Bärtigen von Bayern, als einer Lebendigen, da sie bald nach Ostern 1405 am Kindbettfieber starb [37]).

Im nächsten Werk, *Cent ballades d'Amant et de Dame* (S. A. T. III, 209-317), kehrt Christine noch einmal zur Liebesdichtung zurück mit der alten Meisterschaft und mit ihrem feinen Verständnis für alle zarten Regungen des Herzens. Die Aufgabe war ihr durch einen liebenswürdigen und leutseligen Prinzen gestellt worden zur Strafe für ihre Äußerung, daß eine auf ihre Ehre bedachte Frau sich überhaupt auf Liebe nicht einläßt. Sie trägt ihre Schuld mit einem Zyklus von 100 Balladen ab und einem Lai als Nachwort, die einen geschlossenen Liebesroman darstellen. Sie sind gedacht als Zuschriften der beiden Gegenspieler, des Liebenden und der Geliebten; es sind aber auch einzelne dialogisierte Stücke eingestreut (keine berichtenden). Wir verfolgen das Erlebnis der beiden vom ersten Geständnis und der anfänglichen Abweisung über Beharren, Nachgeben, wachsende Liebe und beglücktes Sichgehören weiter zu strengerer Bewachung der Dame, freiwilliger Entfernung des Liebenden, Kriegsdienst über See, Sehnsucht, Rückkehr, erneutem Scheiden und Wiedersehen, Eifersucht und Entfremdung bis zum Tod der Dame. Es fehlt nicht an feinen Zügen und hübschen dichterischen Einfällen. Dem aufmerksamen Leser wird es klar, daß es sich nicht um wirklich Vorgefallenes, sondern um eine frei ausgesponnene Idealzeichnung handelt. Selbst die Standesverhältnisse des Liebespaars sind unbestimmt gelassen; die Anrede Prince und Princesse sind reine Balladenformel. Ganz abwegig ist der Gedanke, die Königin könnte die Heldin des Romans sein; sie ist auch nicht die Bestellerin, denn der Ton der Ein-

[37]) Nachgewiesen von Mathilde Laigle, *Le livre des trois vertus.* Paris 1912. (Biblioth. du XV^e^ s. t. XVI.)

Digitized by Google

gangsballade würde dann doch anders lauten. Wenn das Werkchen nur in ihrem Handexemplar (Harl. 4431) vorliegt, so ist es Zufall; zwei andere Abschriften sind verschollen.

Das Jahr 1405 war ein ominöses Jahr. Monatelang standen sich die auf den Tod verfeindeten Prinzen bewaffnet gegenüber. Im Juli hatte sich die Königin mit dem Herzog von Orléans nach Melun zurückgezogen und versucht den Dauphin aus Paris zu entführen. Johann Ohnefurcht hatte es vereitelt. Durch die Vermittlung des Herzogs von Bourbon kamen sie dann wieder nach Corbeil und Vincennes zurück, aber die Verhandlungen zogen sich hin. Noch am 14. Oktober gab es in Paris Alarm. Dann aber wurde Schluß gemacht, und in wenigen Tagen war die Versöhnung geregelt und beeidet. In diesen Stunden der Aufregung und Gefahr, am 5. Oktober, griff Christine ihrerseits zur Feder und beschwor die Königin in einem schönen, ernsten Brief ihrer Vermittlerrolle eingedenk zu sein und den Frieden herbeizuführen: *Epistre à la royne* [Thomassy p. 133—140] [38]). Natürlich tut sie das nicht als strafende Warnerin, sondern im Bewußtsein, daß ihre Bitte dem innersten Gedanken der Königin entspricht. Der Brief wurde auch nicht durch einen Fremden übergeben. Das der einen Abschrift beigegebene Rondel (M.-J. Pinet S. 131) ist nur eine Entschuldigung an einen Bekannten (*noble seigneur*, so schreibt man etwa an Tignonville, nicht an den Herzog von Orléans) für die Eilfertigkeit der Kopie, die Christine selber besorgte, weil sie im Augenblick keine andere Schreibkraft zur Verfügung hatte.

Unter dem Eindruck dieser Erlebnisse entstand auch die neue Schrift, *L'avision Christine*, die vor Ablauf des Osterjahrs, also vor dem 19. April 1406, geschrieben wurde. Sie stellt eine neue allegorisch-visionelle Fahrt in die Welt des Unfaßbaren dar. Zuerst erscheint der entrückten Dichterin die leibhafte Gestalt des Chaos, in deren Innerem sie noch einmal ihre Kindheitsgeschichte erlebt, bis zu dem Zeitpunkt, wo sie in das Land kommt, in dem sie ihre Muttersprache gegen eine andere umtauschen muß. Hier trifft sie die Dame couronnée, d. i. Frankreich, und wird Zeuge ihrer Klage: man hat ihr treues Gefolge, die Tugenden, von ihr verdrängt und ihr dafür Falschheit, Wollust und Habgier als widerliche Begleiterinnen aufgenötigt. Einst wird aber einer ihrer Söhne ausgehen, leuchtend wie die Sonne, und gleich Simson wird er die Füchse mit Feuerbränden zusammengekoppelt vor sich hertreiben [39]). Im zweiten Teil

---

[38]) A. Thomassy, *Essai sur les écrits politiques de Chr. de Pisan.* Paris 1838, p. 133-140.

[39]) Ob die *Dame couronnée* wirklich Frankreich oder die Königin in Person bezeichnet, wäre noch ernst zu prüfen. Ist Elisabeth von Bayern

Digitized by Google

kommt sie in die Schule zu Athen, wo sie Dame Opinion oder vielmehr ihren Schatten sieht, d. h. die intellektuellen Formen aller Dinge[40]; hier erblickt sie alle Wege und Irrwege, auf denen der menschliche Geist zur Erkenntnis strebt, wobei sie mit vollen Händen aus Aristoteles' Metaphysik schöpft. Der dritte Teil führt sie in die Behausung der Philosophie, der sie alles Leid ihres Lebens vorträgt, und von der sie Trost und Aufmunterung empfängt. Hier gibt sie uns die wertvollen Aufschlüsse über ihr Leben, die die sichere Grundlage für ihre Biographie bilden. In diesem für uns noch recht dunkeln Werk sah Christine die sicherste Gewähr ihres Nachruhms, wenn der tiefere Sinn der Schrift einmal verstanden würde. Dieser Sinn liegt im Selbstbekenntnis der Verfasserin: sie berichtet uns ihr politisches Erlebnis (Teil I), ihr intellektuelles Erlebnis (Teil II) und schließt mit dem praktischen Erlebnis (Teil III), d. h. in den Wirren des Bürgerkriegs, bei den Irrgängen der Erkenntnis, bleibt der letzte Trost die Lebensphilosophie und der Hinblick auf das höchste Gut. Auffällig ist es, daß von diesem Werk, auf das sie solche Hoffnung setzte, nur zwei Abschriften bekannt sind, davon eine aus burgundischem Besitz: das liegt sicher an den traurigen Zeitläuften[41].

Mit diesem letzten Werk haben wir den Höhepunkt in Christinens Schaffen überschritten. Ihre Arbeit hört nicht auf; aber die Werke drängen sich nicht mehr wie früher. Zur Orientierung fehlen uns fortan Sammelhandschriften, die von der Verfasserin selbst angelegt sind; damit kommen auch die Kleingedichte in Wegfall: was sie etwa geschrieben hat, ist für uns verloren. Wir müssen uns also an die einzelnen Werke halten. Zwei sind es nun, an denen Christine in den nächstfolgenden Jahren gearbeitet hat: *Le livre du corps de Policie* und *Le livre des trois Vertus.* Beide sind Sittenlehren, das erste für den Mann, das andere für die Frau; damit ist auch eine gewisse Verwandtschaft des Geistes und des Inhalts gegeben.

Die erste Schrift, *Le livre du corps de Policie,* wurde auch zu-

---

gemeint, dann darf an die Säuberung ihres Hofstaats erinnert werden, der 1405 erfolgt war, und dann denkt Christine wahrscheinlich auch an den Dauphin Ludwig als zukünftigen Retter.

[40]) Christine denkt an die εἴδη, die eigentlich Gegenstand der ἐπιστήμη, für sie der δόξα sind, oder noch schlimmer, deren Schatten: das ist krassester Nominalismus.

[41]) Die Vermutung von Frl. M.-J. Pinet (S. 125), daß das Buch den Zweck hatte, den Herzog von Burgund an die noch nicht erfolgte Honorierung ihrer früheren Schriften zu erinnern, ist schwer haltbar; denn das Geschenk von hundert Talern wurde am 20. Februar 1405 angewiesen, als der Herzog in Paris war. Die Vision kann damals (Osterjahr 1404) noch nicht fertig gewesen sein. Es wäre also eher das Umgekehrte denkbar.

Digitized by Google

erst vollendet, da sie in der Bibliothek des Herzogs von Orléans Aufstellung gefunden hat (Hs. BNfr. 1197 nach L. Delisle). Der Herzog von Burgund erhielt jedenfalls auch ein Exemplar, und wahrscheinlich haben die 50 Francs, die er am 17. November 1407 der Verfasserin auszahlen ließ, *en recompense de plusieurs livres en parchemin contenant plusieurs notables enseignemens*, auf dieses Werk und auf die *Avision* Bezug. Der 17. November war ein Montag; am Sonntag darauf wurde Ludwig von Orléans vor dem Hôtel Barbette, wo er die Königin (sie war Wöchnerin) besucht hatte, auf Anstiften Johanns von Burgund ermordet. Das Buch selbst ist eine Kompilation, vornehmlich aus Aegidius Romanus *De regimine principum*, und bietet eine Erziehungslehre in drei Teilen für Prinzen, Adel und Volk.

Die zweite Schrift, *Le livre des trois Vertus* oder *Le tresor de la cité des Dames*, dürfte ein Jahr später fertig geworden sein [42]); eine neue Gratifikation von 100 Francs von seiten des Herzogs von Burgund am 17. Juni 1408 *en recompense de certains livres ... et pour certaines autres causes* [43]), und ein Geschenk von 20 Livres aus der Kasse seines Bruders Anton, Herzog von Brabant, am 18. Mai können kaum ein anderes Objekt betroffen haben. Gewidmet ist das Werk der Tochter Johanns, Margareta von Burgund, der jugendlichen Gemahlin des Dauphin Ludwig, Herzog von Guyenne [44]). Wie gewöhnlich ist die Schrift in drei Bücher geteilt und behandelt die Pflichten und Aufgaben der Frau nach jeder Richtung und mit großem Ernst. Frommer Wandel, sittlicher Anstand, häusliche Tugenden, Aufgaben des Ehestandes, Rechtsverhältnisse, auch das Waffenrecht, und viele andere Probleme werden berührt mit Berufung auf die Vernunft und den rechtlichen Sinn der Frau: das richtige Angebinde für eine junge Prinzessin, die fortan ihrem eigenen Haus vorstehen würde und einmal Königin von Frankreich hätte werden sollen [45]).

Das Jahr 1409 bringt eine Gelegenheitsschrift, die *Sept*

---

[42]) M. Laigle, *Le livre des trois vertus*. Paris 1912, eine mit großer Belesenheit und unverkennbarem literarischen Talent geschriebene Arbeit, die aber das philologische Problem nicht berührt.

[43]) Die Zusatzbemerkung *pour certaines autres causes* bezieht sich vielleicht auf das Ausscheiden ihres Sohnes aus dem burgundischen Dienst.

[44]) Der Dauphin hatte die Guyenne am 16. Januar 1401 als Apanage erhalten (M. Thibault, *Isab. de Bavière* p. 288); die Vermählung war am 30. August 1404 erfolgt, aber die Ehe wurde erst im Juni 1408 vollzogen (Jean Juvenal du Ursins). Christine scheint das Ereignis vorausgesehen zu haben: die Errichtung des neuen Hofstaats wird schon früher angeordnet worden sein.

[45]) Zu den bei Gröber, *Grundr.* II a. 1099 verzeichneten Hss. kommen noch Cod. palat. Vindob. 2604, 2605.

Digitized by Google

Seaumes allegorisez, erbauliche Betrachtungen über die sieben Bußpsalmen mit Gebeten für das königliche Haus, die Geistlichkeit, die Universität, usw. Sie wurde auf Bestellung verfaßt für König Karl den Edlen von Navarra; dieser Fürst aus dem Hause Evreux-Champagne-Navarre hatte die feindselige Haltung seines Vaters aufgegeben und war seit 1404 stark in die französische Politik verwickelt; seine Tochter Beatrix war mit Jacques de Bourbon-La Marche verheiratet, und er selber war eben im Begriff sich von Burgund zu lösen und mit dem Herzog von Berry zur Partei von Orléans überzugehen. Auch der Herzog von Berry erhielt zu Neujahr 1410 eine Abschrift des Werkes. (Vgl. L. Delisle, Notices et extraits XXXV, 2, 511 ss.)

Was Christine in diesen Jahren beschäftigt und auch dazu beiträgt, sie von der gewohnten Schriftstellerei abzulenken, das sind die Leiden Frankreichs, das unaufhaltsam dem Bürgerkrieg zusteuert. Noch war es zu Auseinandersetzungen mit den Waffen nicht gekommen; am 9. März 1409 fand sogar eine förmliche Aussöhnung in Chartres statt. Aber im folgenden Jahr war die Spannung wieder groß, und jeden Augenblick schien es losgehen zu müssen. Da kam am 2. November 1410 ein erneuter Vergleich in Bicêtre zustande. Mitten in dieser Gährung erinnert sich Christine der Rolle, die sie schon einmal übernommen hat, und in ihrer Herzensnot schreibt sie am 28. August 1410 einen offenen Brief, der an den Herzog von Berry gerichtet zu sein scheint, und in dem sie in tiefer Erregung vor den Schrecken des Bruderkriegs warnt und zu Frieden und Eintracht mahnt. Diese *Epistre au duc de Berry* oder *Lamentation sur les maux de la guerre civile,* wie sie Thomassy (S. 141) weniger zutreffend genannt hat, ist nur in einer Handschrift bekannt.

Ganz hatte Christine die liebgewonnene literarische Beschäftigung doch nicht aufgegeben. Am 1. Januar 1413 erhielt der Herzog von Berry ein neues Werk von ihr, *Le livre des faits d'armes et de chevalerie,* das uns zeigt, mit welchen Problemen sie sich damals befaßte. Vermutlich ist es auch das letzte Werk, das sie dem Herzog von Burgund überreichte; am 3. Dezember 1412 erhielt sie auf seine Anweisung noch einmal 50 Francs ausbezahlt. Die Schrift ist diesmal vierteilig und auch nur eine Kompilation, zu der sie vorwiegend Vegetius *De re militari* in der Übersetzung von Jean de Vignay und das hochangesehene Buch von Honoré Bonet, *Arbre de batailles* benutzt hat. Ohne diese Hilfsmittel wäre sie weder den kriegstechnischen Fragen noch den völkerrechtlichen Erörterungen gewachsen gewesen, auf die sie sich einließ. Ihr selbst wird diesmal beim Ausschreiben eines kaum aus dem Leben geschiedenen Autors doch etwas schwül, und sie läßt, um ihr Gewissen zu beschwichtigen, Honoré Bonet im Traum vor ihr erscheinen und ihr Absolution erteilen.

Digitized by Google

Von Waffen und von Krieg zu reden, war zeitgemäß; denn der Vergleich von Bicêtre war ebensowenig von Bestand wie der von Chartres. Im Frühjahr 1411 hatten die Rüstungen von neuem begonnen, und die Herausforderungen wurden diesmal ernst. Um die Wette bemühten sich beide Parteien um die englische Unterstützung. Im Herbst nahmen die Feindseligkeiten an der Somme ihren Anfang, und bald konzentrierte sich der Streit um den Besitz von Paris. Johann Ohnefurcht erwies sich als der Überlegenere; er verstand es, den König und den Dauphin, seinen Schwiegersohn, gegen die Orléanssche Partei aufzubringen; im Mai 1412 rückten sie vereint vor Bourges, das der Belagerung trotzte. Noch einmal beschritt man den Weg der Verhandlungen, und in der zweiten Augusthälfte kam es in Auxerre zum Friedensschluß. In der Stimmung dieser Tage, am 1. September 1412, begann Christine ein neues Werk, das sie frohgemut *Le livre de la Paix* nannte und dem Herzog von Guyenne als dem Friedenstifter widmete. Es sollte ein Fürstenspiegel werden mit schönen Begriffserklärungen und Beispielen. Am 1. November war das erste Buch fertig, aber auch der Friede hatte die längste Zeit gedauert. In Paris begann, von Burgund nicht ungern gesehen, die Herrschaft der Fleischerzunft und ihres berüchtigten Anhangs. Straßenaufruhr, Gewalttätigkeiten und Schreckensszenen ohnegleichen hielten die Stadt in Atem und ließen auch den Hof Stunden erleben, die man nicht vergißt. Schließlich halfen nur neue Verhandlungen. Am 28. Juli 1413 führten sie zum Frieden von Pontoise, und jetzt erhob sich auch die eingeschüchterte Bürgerschaft und machte dem Gewaltregiment der Cabochiens ein Ende. Johann Ohnefurcht verließ Paris, wo blutige Wiedervergeltung ausgeübt wurde. Am 3. September nahm Christine ihre liegengebliebene Arbeit wieder auf und fügte einen zweiten und dritten Teil hinzu, wobei sie Gelegenheit hatte, den wilden Taumel einer ungezügelten Demagogie aus eigener frischer Anschauung zu schildern. Auch von dieser Schrift (s. Thomassy S. 150) gibt es nur wenige Abschriften; am 1. Januar 1414 hatte der Herzog von Berry die seine erhalten.

Wie lähmend die Ereignisse der nächsten Jahre, die englische Landung und die Schlacht von Azincourt, auch auf Christine gewirkt haben müssen, kann man sich denken. Sie finden ihren Widerhall nur nebenbei in ihrer letzten größeren Schrift, die durch den Tod ihres treuesten Gönners, des Herzogs von Berry, veranlaßt wurde. Er starb am 15. Juni 1416; aber Christine wurde durch allerlei Widerwärtigkeiten, über die sie keine nähere Auskunft gibt, verhindert, ihren Gedanken an eine Trostschrift für seine Tochter, die Herzogin von Bourbon, auszuführen. Erst am 20. Januar 1418 war sie damit fertig. Diese

Digitized by Google

Epistre de prison de vie humaine (Ausg. v. Suzanne Solente, *Biblioth. de l'éc. des Chartes* LXXXV[1924], nach der einzigen Handschrift) schöpft aus Pseudoseneca *De remediis fortuitorum* nach der Übersetzung von Jaques Bauchans de Saint-Quentin, aus der *Consolatio philosophiae* nach Jean de Meung und aus der *Epistre consolatoire* von Vincent de Beauvais an Ludwig den Heiligen nach dem Verlust seines ältesten Sohnes. (Vgl. M.-J. Pinet l. c. S. 261.)

In diesen Tagen der Heimsuchung schrieb Christine wahrscheinlich auch die *Heures de contemplacion de la passion nostre Seigneur* (Hs. BNfr. n. acq. 10059, vgl. S. Solente l. c.) nach Ludolf von Sachsen, dem Karthäuser, für alle betrübten und schwergeprüften Frauen. Nichts deutet an, daß diese Trostschrift im Kloster geschrieben wäre. (Eher nach Azincourt.)

Unermüdlich hat Christine fast 20 Jahre gearbeitet. Fragt man was davon bleibt, so muß man fraglos ihre feinsinnigen, formgewandten und von einem geschmeidigen Talent und einer bewundernswerten Einfühlungsgabe zeugenden Liebesdichtungen in erster Linie nennen, von ihren Balladen und Rondeaux bis zu den Debats und den bestellten Bekenntnissen in Ditform oder in Kleingedichtzyklen. Hier bewährt sie sich als eine feinfühlige Deuterin menschlichen Empfindens; sie versteht es meisterhaft, die unwiderstehliche Macht des durch höfische Erziehung und angeborenen Anstand gezügelten Naturtriebs in allen Schattierungen und in allen erdenklichen Lebenslagen frauenhaft weich und humorvoll zu schildern. In ihren Vermummungsspielen und inszenierten Liebesdiskussionen spiegelt sich die sorglos liebenswürdige Seite des Hoflebens ihrer Zeit, und das entschlossene Eintreten für die Achtung vor der Frau macht ihr Ehre. Auch der Streit um den Rosenroman ist ein wichtiges Zeitbild sowohl im humanistisch-dialektischen Anhauch der Diskussion als in der weltanschaulichen Auseinandersetzung. Bleibenden Wert hat ihre Lebensgeschichte Karls V. mehr wegen des tieferen historischen Verständnisses als wegen ihres Nachrichtengehalts; und in ihren patriotischen Gelegenheitsschriften wird man immer wieder die Stimme des miterlebenden Zeitgenossen einer unglaublich aufgewühlten und schauderhaften Epoche nationaler Verwirrung und Zerrissenheit herauszuhören suchen. Ihre praktischen Sittenlehren empfehlen sich als wertvolle Quellen für die Kenntnis der Kulturanschauungen ihres Jahrhunderts; und selbst ihren gelehrten Abhandlungen und allegorischen Fiktionen wird man trotz ihres komplikatorischen Charakters und ihrer geringen stofflichen Originalität schließlich seine Achtung nicht versagen können, sei es auch nur wegen des hohen Ernstes ihres Strebens, wegen der Vielseitigkeit ihres Interesses und wegen der literarischen Quali-

Digitized by Google

tät ihres Stils und besonders ihrer Prosa. Die Literaturgeschichte muß auf alle Fälle Notiz nehmen von ihren Versuchen, der die Zeit beherrschenden allegorischen Vision eine höhere philosophisch lehrhafte oder prophetisch-apokalyptische Bedeutung zu geben im Sinne des von ihr hochgeschätzten, wenn auch in seiner Tiefe und in seiner künstlerischen Größe nur schwach verstandenen Dante.

Leipzig. **Ph. Aug. Becker.**

Chronologische Übersicht.

1365 wird Christine in Venedig geboren.
(1370) kommt sie nach Frankreich.
1380 heiratet sie Estienne de Castel.
1385 wird ihr Sohn Jean geboren.
1390 Nov. stirbt Est. de Castel in Beauvais.
1398 Dez. geht Jean mit Salisbury nach England.
1399 *Cent ballades* und andere Kleingedichte.
Mai: *Debat de deux amans. Epistre au dieu d'Amours.*
Christine arbeitet an der *Mutacion de Fortune.*
1400 Apr. 26: Ausflug nach Poissy.
1401 Febr. 14: *Dit de Poissy.*
Aug./Sept. erster Brief über den Rosenroman.
1402 Febr. 2: Christine überreicht den Brief der Königin.
Febr. 14: *Dit de la Rose. Livre des trois jugemens.*
Epistre Othea à Hector de Troye vollendet.
Jean de Castel kehrt aus England zurück und tritt in Orléans' Dienst.
Ballades de divers propos. Enseignemens moraux. Oraisons.
Juni 23: Erste Sammlung ihrer Werke (Hs. B).
Okt. 2: Zweiter Brief über den Rosenroman.
Okt. 5: *Chemin de long estude* begonnen, 1403 März 20: Berry überreicht.
1403 Mai: *Dit de la Pastoure.*
Le duc des vrais amans.
Le livre de Prudence.
1404 Neujahr *Mutacion de Fortune* Burgund, März Berry überreicht.
Jean de Castel tritt in den Dienst Burgunds.
Jan. — Nov. 1: *Fais et meurs de Charles V.* 1405 Jan. 1: Berry überreicht.
Febr. 10: *Epistre à Eustache Morel.*
1405 vor Ostern: *Cité des Dames.*
Cent ballades d'Amant et de Dame.
Dez. 5: *Epistre à la royne.*
Zweite Sammlung ihrer Werke für Berry (Hs. A^1) und die Königin (Hs. A^2).
1406 vor Ostern: *Avision Christine.*
1407 *Le livre du corps de policie* (vor November).
1408 *Le livre des trois Vertus* (vor Mai).
Jean de Castel secrétaire du roi.
1409 *Les sept Seaumes allegorisez,* Neujahr Berry überreicht.

Digitized by Google

1410 Aug. 28: *Epistre au duc de Berry* (= Lamentation).
1412 *Le livre des fais d'armes et de chevalerie,* Neujahr Berry überreicht.
Sept. 1 — Nov. 1: *Le livre de la Paix,* Buch I.
1413 Sept. 3: *Le livre de la Paix* fortgesetzt, Neujahr Berry überreicht.
? *Heures de contemplacion de la passion nostre Seigneur.*
1418 Jan. 20: *Epistre de prison de vie humaine.*
Christine wird zum Eintritt in ein Kloster gezwungen.
(1426) Jean de Castel stirbt.
1429 Juli 31: *Ditié de Jeanne d'Arc.*
(1430) Christine stirbt im Kloster.

Digitized by Google

Zu den Dichtungen Otons de Granson.

Wie weit können die Angaben, welche Oton in seinen Gedichten macht, für die Biographie des Autors verwertet werden? Schon Piaget hat in seinem Artikel *Romania*, 1890 (XIX) (Seite 237 ff., 402 ff.) die einzige klare Andeutung, die sich in einer Ballade vorfindet, zur Bestimmung der Abfassungszeit dieses Gedichtes benützt und hingewiesen, daß hierfür die Jahre 1366 oder 1372 in Betracht kommen, innerhalb welcher Grenzen auch die dichterische Tätigkeit Gransons anzusetzen sei. Der Herausgeber der Gedichte Gransons, Schirer, hat sich mit den Ergebnissen Piagets begnügt, ohne über diese hinauszugehen. Der Umstand, daß weitere Angaben Otons einerseits eine relative Reihung mancher Gedichte erlauben, andererseits aber auch die Glaubwürdigkeit der wörtlichen Interpretation seiner Angaben in ein neues Licht rücken können, möge den Anlaß rechtfertigen, diese Frage mit ihren Weiterungen noch einmal und nach anderen Gesichtspunkten zu besprechen. Da aber in dieser Untersuchung die Ereignisse in der Biographie des savoyischen Grafen eine bestimmende Rolle spielen, sei zunächst kurz auf das Leben Otons eingegangen.

Als Geburtsjahr des Dichters dürfte wahrscheinlich das Jahr 1340 anzusetzen sein, da Oton, der sich im April 1365 mit Jeanne de Vienne, der Tochter des Jean, Sire de Rothelange verlobte, um diese Zeit ungefähr 25 Jahre alt gewesen sein dürfte. Er ging dann nach England, wo ein Zweig seiner Familie Besitzungen hatte, wurde 1372 vor La Rochelle gefangen genommen und nach Spanien geführt, jedoch bald wieder ausgelöst, worauf er nach England zurückkehrte. 1379 begab er sich über Southampton nach Cherbourg, 1387 ist er Statthalter des roten Grafen Amadeus VII. von Savoyen, 1389 übernahm er nach dem Tode seines Vaters dessen einflußreiche Stellung als Ratgeber des Herzogs. Der 1391 erfolgte Tod des roten Grafen warf den Verdacht einer nie erwiesenen Mitschuld, seinen Herrn durch Gift beseitigt zu haben, auf Oton, der 1392 das Land verließ, nach England ging, 1394 und 1395 in Burgund verlebte und 1396 in seine Heimat zurückkehrte, wo er am 7. August 1397 in dem Zweikampf fiel, der als Gottesurteil seine Unschuld erweisen sollte.

Digitized by Google

In welche Jahre dieses ziemlich bewegten Lebens fallen also die Dichtungen Gransons? Der einzige Anhaltspunkt für eine Datierung ist eine Stelle im *Souhait de saint Valentin* (Nr. III der Ausgabe Schirer), derzufolge das Gedicht an dem Valentinstag (14. Februar) abgefaßt wurde, der damals gerade auf einen Samstag fiel. Für dieses Zusammentreffen kommen (wie aus Eduard Brinkmeier: *Prakt. Handbuch der hist. Chronologie*, 99/101 zu ersehen ist) folgende Jahre in Betracht: 1355, 1366, 1372, 1377, 1383, 1394. An einer anderen Stelle spricht nun Granson davon, daß sich sein Minnedienst über einen Zeitraum von $7\,^1/_2$ Jahren (in einer anderen Fassung jedoch nur über $2\,^1/_2$ Jahre) erstrecke. Die so gewonnene Grenze ist nun in die bekannten Daten seiner Biographie derart einzuordnen, daß sich die Voraussetzung für eine ungestörte, dichterische Betätigung ergibt. Es seien daher zunächst alle Stellen aus Otons Gedichten mitgeteilt, welche Angaben zur zeitlichen Reihung seiner Balladen enthalten (nach Schirers Ausgabe):

III *Ce samedi matin ... jour de saint Valentin.* Aus einer früheren Bemerkung im gleichen Gedicht können wir schließen, daß er seiner Dame schon längere Zeit ergeben war, v. 52/53: *Dangier, Reffus, Paour avec Durté, Je l'ay long temps en devise porté. Et on souvent mon cuer taint et noircy.*

Nr. IV spricht von einer dreijährigen Minnedienstzeit, v. 14/15: *Carl il y a trois ans entierement, Que j'entrepris de servir loyaument.*

Nr. XXXIV spricht von 6 Jahren, v. 7: *Car environ six ans enca Ses pensees ailleurs ne mist.*

Nr. VIII erwähnt einen Dienst von 7 Jahren: *Et si vous di qu'il a passé sept ans.* Nr. XXX *Ballade de saint Valentin double*, beginnt mit dem Hinweis: *Il a passe des ans sept et demi Que je vous ay pour ma dame choisie Et aujourdhui de rechief vous choisy*, wobei allerdings die Var. der Handschrift der Westminster Abbey *deux et demi* angibt.

Nr. XXXVI In der *Complainte amoureuse de S. Valentin* Granson betrauert er das Ende seiner Liebe. Auf den gleichen Valentinstag scheint XXXVII als Fortsetzung Bezug zu nehmen, hier erfahren wir, daß er seiner Dame seit früher Jugend diente, v. 63: *Pour la servir des mon enfance Print mon cuer l'amoureuse adresse.*

An Valentins Gedichten mit biographischen Angaben haben wir also: Nr. III 14. Februar 1366, 1372, 1377, 1383, 1394. Nr. XVII Klage, das Land verlassen zu müssen. Nr. XVIII Versicherung treuen Dienstes. Er nimmt St. Valentin zum Zeugen, doch ist nicht gesagt, daß das Gedicht am Valentinstag verfaßt wurde. Nr. XXX Er hat seine Dame vor $7\,^1/_2$ Jahren gewählt (Va. $2\,^1/_2$ Jahre). Nr. XXXVI Klagen über den Bruch mit seiner

Digitized by Google

Dame und Ausfälle gegen die Frauen. Nr. XXXVII Gleicher Inhalt, wozu dann als Abschluß der Trost durch eine andere Dame kommt, die ihm Amor zuführt. Aus diesem Grunde ist diese Conplainte inhaltlich zur vorigen gehörig und wird unmittelbar nach ihr entstanden sein. Da nun durch III das Jahr 1366 als Ausgangspunkt gegeben ist, würden diese sechs Valentinsgedichte, wenn man für jedes ein eigenes Jahr ansetzt, bis 1370 führen, da die letzten zwei zusammengehören. Nimmt man nun die Lesart von XXX, das nach dieser Berechnung in das Jahr 1369 fiele, in den Worten *Il a passé des ans sept et demi* als richtig an, so müßte der Minnedienst Gransons Ende 1362 beziehungsweise anfangs 1363 beginnen. Nun macht aber Granson auch über das Alter seiner Dame eine Mitteilung, welche zur Datierung herangezogen werden kann. In Ballade XXVI sagt er nämlich, daß seine Herrin erst in ihr 16. Jahr trete, v. 32:

Dont c'est merveilles a penser,
Quant en si jeune aage trouver
On puet les biens qui sont en celle
Qui ne fait qu'en XVI ans entrer.

Da nun diese Ballade, wie im nachstehenden gezeigt wird, im Jahre 1367 verfaßt wurde, so wäre die unbekannte Dame Gransons, der nach obiger Darstellung 1363 seinen Minnedienst begann, elf Jahre alt gewesen!

Weitere Bemerkungen ergeben nun die Möglichkeit, eine Gruppe von Gedichten zusammenzustellen, die im Manuskripte, beziehungsweise in der Ausgabe zerrissen sind. Aus der Ballade XXVI erfahren wir, daß der Dichter damals von seiner Herrin getrennt war und so schnell als möglich zurückkehren will, um sie wieder zu sehen. XXVI, v. 37:

Princes, toute m'entencion
Sera de bientot retourner, Pour veoir son viaire cler.

Dieses Gedicht ist aber wieder mit der *Conplainte de S. Valentin* XVII in Verbindung zu bringen, in der Granson klagt, daß er das Land verlassen werde. v. 25: *Hors du pays me fault aller.* Bal. XXVI ist daher zeitlich nach der Conplainte de S. Valentin XVII anzusetzen, fiele also nach 1366, fortlaufend gezählt in das Jahr 1367 oder später. Ballade VIII rückt dann durch die Angabe von v. 5: *Et si vous di qu'il passé sept ans* knapp vor XXX, in der von $7\,^1/_2$ Jahren die Rede ist. Weiters fallen dann die Stücke XXVIII und XXXI in die Zeit um 1369, da Granson in diesen Dichtungen die Trennung von seiner Dame erwähnt. XXVIII v. 6: *Et puis qu'ainsy m'en convient estrangier De tout en tout sanz plus y revenir.* XXXI v. 29: *Je prins congié de ce tres doulz enfant.* Dieses Gedicht scheint bereits in der Fremde geschrieben zu sein, wie aus den Worten hervorgeht, v. 62: *Ainsy*

Digitized by Google

me fault jusques au revenir Ma grief douleur porter et soustenir, er betont außerdem, daß er im fremden Lande sei, v. 82: *Lointain de moy, en estrange contrée.*

Es bilden demnach die Gedichte XVII, XXVI, XXVIII, XXXI, XXXII, welche alle die Trennung von seiner Dame zum Inhalte haben, eine inhaltlich und zeitlich zusammengehörige Gruppe, welche von dem Herausgeber in entsprechender Weise hätte berücksichtigt werden sollen.

Nach dem Bruche mit seiner Herrin entstanden die letzten Gedichte XXXVI, XXXVII im Jahre 1370. Möglicherweise gehört auch schon XXII mit der Antwort der Dame hierher, denn der Dichter klagt über die Härte seiner Schönen, die ihn für einen anderen Freund verließ.

Für welche Zahlen der in Betracht kommenden Reihe ist demnach die Entscheidung zu treffen? Infolge der Angabe in III sind für die Datierung nur zwei Jahre in Betracht zu ziehen, 1366 und 1372, da außerdem noch die ausdrückliche Erwähnung Gransons berücksichtigt werden muß, der erklärt, er habe in seiner Jeunesse zu dichten und lieben begonnen. Nimmt man nun all diese Angaben wörtlich, so ergeben sich als Voraussetzung der Gedichte Otons folgende, aus den vorsichtigen Äußerungen des Dichters zu erschließende Tatsachen: der *Livre* Gransons wäre in ungefähr 7 Jahren entstanden, in diese Zeit fiele außerdem eine Trennung, die den Dichter in ein fernes, fremdes Land führte. Nach seiner Rückkehr hat sich seine Dame einen anderen Freund erwählt, was Granson zu den beiden Schlußgedichten der Sammlung veranlaßt.

In der Biographie Gransons findet sich nun tatsächlich ein solches Ereignis, das auch zu der in III gegebenen Datierung paßt: Die Teilnahme an Pembrocks Zug nach La Rochelle, der zu der Gefangennahme Gransons und dem Aufenthalte in einem fremden Lande, Spanien, führte. Der Zug der Engländer fiel, wie Froissart (Band VIII S. 118) berichtet, in den Sommer, die Schlacht vor La Rochelle fand in der *vegille de le nuit Saint-Jehan Baptiste* (23. Juni 1372) statt. Auf diesen Zug und seine Gefangenschaft könnten sich die Klagen der erwähnten Balladengruppe beziehen. Damit verschiebt sich aber auch die Datierung der einzelnen Gedichte. Mit 1372 als Datum der Ballade III kommen wir bei fortlaufender Zählung der Valentinsgedichte in das Jahr 1376 bzw. 1377. Dann fiele die Ballade XXX, die den Antritt seines Minnedienstes vor 7 $^1/_2$ Jahren erwähnt, in das Jahr 1375, das hier erwähnte Ereignis müßte dann Ende des Jahres 1368 zurückdatiert werden.

Infolge der Verbindung der Ballade XXVI mit der *Conplainte de Saint* Valentin XVII, die im zweiten Falle in das Jahr 1373 fiele, müßte seine Dame um diese Zeit 16 Jahre alt

Digitized by Google

gewesen sein. An der weiteren Schlußfolgerung, daß sie zu Beginn seines Minnedienstes erst elf Jahre zählte, würde sich nichts ändern. Eine Tatsache könnte mit Sicherheit erschlossen werden, daß, entscheidet man sich für das Jahr 1372 als Ausgangspunkt, diese Gedichte alle in England entstanden sein würden.

Zu diesen Ergebnissen kommt man, wenn man die Mitteilungen in den Gedichten Gransons für wahr nimmt. Es fragt sich nur, ob wir berechtigt sind, diesen Äußerungen einer sonst durchaus konventionellen Lyrik wirklich soviel Glauben schenken zu dürfen, um manche Unwahrscheinlichkeiten, die sich aus einer wörtlichen Interpretation ergeben, als gewollte Unklarheiten zur Verschleierung des Ranges und Namens seiner Dame aufzufassen. Auffällig ist nämlich, daß von den angeblich zahlreichen Dichtungen Otons nur diejenigen erhalten sind, welche sich innerhalb der Valentinstage bewegen und in ihrem Thema: Minnedienst, Huldigung, Trennung, Verabschiedung durch seine Herrin, ein zusammengehöriges Ganze bilden, dessen einzelne Unterabteilungen deutlich hervortreten. Schon dies legt die Vermutung nahe, daß es sich hier vielleicht eher um ein Modespiel als um ein wirkliches Erlebnis handelt, dadurch würde auch die Bezeichnung dieser Sammlung als *livre* verständlich. Denn hervorzuheben ist, daß die Motive dieser Gedichte sich in nichts von dem Schema unterscheiden, das Inhalt und Ausführung solcher lyrischer Galanterien festgelegt hatte. Nimmt man an, daß diese Sammlung die Tradition der Valentinstage als neues Motiv auf den höfischen Minnedienst übertrug, so fallen alle weiteren Interpretationen und die daraus sich ergebenden Unwahrscheinlichkeiten weg, der Dichter hätte dann im Jahre 1366 oder 1372, auf alle Fälle noch in seinen jüngeren Jahren, die erste Valentinsballade geschrieben und die weiteren an diese Voraussetzung angeschlossen. Dies sind wohl die einzigen sicheren Schlüsse, die man aus seinen Angaben ziehen kann, alle anderen Versuche müssen als mehr oder minder gewollte Interpretation von Gemeinplätzen einer schon starr gewordenen Modedichtung betrachtet werden.

Wien. STEFAN HOFER.

Digitized by Google

Woher stammt Andry de la Vigne?

Wir wissen durch das Protokoll, das am 10. Mai 1496 zwischen der Stadtverwaltung von Seurre in Burgund und dem Rhetoriker Andry de la Vigne (ca. 1470-1515) wegen der Abfassung eines Martinsmysteriums aufgenommen wurde, daß dieser aus La Rochelle gebürtig war. Natürlich denkt jedermann sofort an die Hafenstadt an der atlantischen Küste in der früheren Landschaft Aunis. Es ist aber auffällig, daß es ihn in seinem ganzen Leben nie nach dem Westen zieht. Mit Ausnahme der Jahre, die er am französischen Hof oder an der Hochschule in Paris verbrachte, ist es immer der Osten, der ihm als Heimat dient, Savoyen, Burgund oder Lothringen. Unter diesen Umständen muß man sich doch fragen, ob denn in Seurre der Notar oder der Stadtbeamte, der das Protokoll aufsetzte und sich von maistre Andry Namen und Geburtsort sagen ließ, auch wie wir an Rupella Santonum dachte. Es gibt nämlich in der Freigrafschaft Burgund, ganz in der Nähe des Gebiets von Langres auch ein La Rochelle im Quellgebiet der Rigotte, heute ein Ort von 145 Einwohnern im c^{on} de Vitrey, arr. de Vesoul, dpt. Haute-Saône. Die Annahme, daß Andry de la Vigne aus der Freigrafschaft stammt, läßt sich mit seiner Lebensgeschichte in besten Einklang bringen. Seine Magisterwürde hätte er dann wahrscheinlich in Dôle erworben; und er könnte in jungen Jahren sehr wohl Dijon, Genf und Lyon besucht haben, bevor er in Chambéry eine festere Anstellung fand. Manches Problem würde dadurch neu aufgerollt, auch die Frage, wem die seltsam verstümmelte Complainte im *Jardin de plaisance* eigentlich galt. De la Vigne wäre in diesem Fall einer der Francomtois, die durch die Zeitverhältnisse und die Geschicke ihrer Heimat in die Anziehungssphäre Frankreichs kamen. Müßig ist jedenfalls die hier aufgeworfene Frage nicht; sie wird einmal bedeutsam werden, wenn man daran gehen wird, die sehr eigenartige Sprache und den Wortschatz dieses redebegabten Schriftstellers zu untersuchen. Dazu wäre es aber erstes Erfordernis, daß man die von Brunet verzeichnete Erstausgabe seines *Vergier d'Honneur* wieder ausfindig machte, auf derem Titelblatt er nur Secretaire du duc de Savoye genannt ist. Und ohne Kontrolle ist schließlich die Vermutung auch nicht; denn wer weiß, ob nicht noch Taufregister vorhanden sind oder sich sonst die Existenz der Familie nachweisen läßt.

Leipzig. PH. AUG. BECKER.

Digitized by Google

Ein Irrtum Pascals.

In dem berühmten Bruchstück der „Pensées", in dem Pascal den Menschen der Natur gegenüberstellt, damit er einsehe, wie unfähig er in seiner Mitte zwischen zwei Äußersten („extrémités") sei, „mit Gewißheit zu wissen und durchaus nicht zu wissen", führt er in packender Anschaulichkeit die übereinander ins Endlose gesteigerte Größe der Welten dem vor der Unfaßlichkeit des Unvorstellbaren erschauernden vor Augen und stürzt ihn alsbald in den Abgrund des „unendlich Kleinen", das „unter" ihm, dem eben noch im All verlornen, als einem andern All („un tout"), sich ins „Nichts" verliert. Schon Pascals geistreicher Freund und Führer in der Welt, in der man sich nicht zu langweilen braucht, der Chevalier de Méré, hatte über diese von dem Mathematiker der Natur angedichtete unendliche Teilbarkeit in einem Briefe gespottet, der auf das Launigste der von dem Unerbittlichen im Bruchteil des Atoms („raccourci d'atome") erblickten Welt nachgeht. Aber Pascal ergab sich dem Spotte des von ihm gebührendermaßen hochgeschätzten Kritikers mit nichten. Er kommt, ersichtlichermaßen später, auf den Einwand zurück in einer Stelle des als die „Apologie" (irriger Weise) zusammengefaßten Nachlaßmanuskripts, wo er, anknüpfend an die Ferngläser (lunettes), die uns so viele Gestirne hätten entdecken lassen (1610 hatte Galilei mit Vergrößerungsgläsern, die er aus Holland erhalten hatte, das Teleskop hergestellt und auf den Himmel gerichtet), folgendes Gespräch entwirft:

„Es gibt Gräser auf der Erde; wir sehen sie. — Vom Mond aus würde man sie nicht sehen." (Was so viel heißt wie: Wir nehmen als vorhanden an, was uns zugänglich ist, und als nicht vorhanden, was wir nicht mehr wahrzunehmen imstande sind.) „Und auf diesen Gräsern Flaum; und in diesem Flaum kleine Tiere: weiter aber nichts. — O ihr Vorurteilsbefangenen! — Das Zusammengesetzte besteht aus Bestandteilen, und die Bestandteile nicht. — O ihr Vorurteilsbefangenen, hier ist ein kaum wahrnehmbares Strichlein (un trait délicat; derselbe Ausdruck, wie ihn im selben Gedankengange Montaigne gebraucht hatte: „Comme un traict d'une pointe très délicate", was so viel heißt wie „sehr fein"). — Man darf nicht sagen, daß es gebe, was man nicht sieht. — Also muß man so sprechen wie die andern, aber darum nicht so denken wie sie." (Pascals Lieblingsgedanke: Man behalte seine bessere Überzeugung für

Digitized by Google

sich, derière la tête, und füge sich äußerlich dem gebräuchlichen Vorurteil.)

Aber hat Pascal Recht? Gibt es wirklich in der „Natur" — ihm steht der Begriff für den des „All" (Tout ce monde visible n'est qu'un trait imperceptible dans l'ample sein de la nature = diese ganze sichtbare Welt ist nur ein unwahrnehmbares Strichlein im weiten Schoß der Natur) — Endloses, Unendliches, das, was seinem Wesen nach („par sa nature") sich ins Unendliche weiter unterteilen läßt?

Pascal spricht als Mathematiker. Ihm sind die Begriffe Unendlich und Minus-Unendlich geläufig. Sein Blick verliert sich ins Weltall, die Unendlichkeit, das, was er, im Gegensatz zum Nichts (néant), das Unendliche (l'infini) nennt (= das Unendlich-Große). Dieses Unendlich-Große drängt sich sozusagen auf. Aber ihm ist das Unendlich-Kleine etwas ebenso Unleugbares, Wirkliches. Nur ist es weitaus minder gut sichtbar (bien moins visible). Und daher sei man zum Glauben geneigt, in dieser Richtung eher ans Ziel zu gelangen. Aber es sei nach beiden Richtungen gleich unerreichbar. Man braucht nicht mindere, nämlich ebenso unendliche Fähigkeit, um zum Nichts wie zum All zu kommen (il ne faut pas moins de capacité pour aller jusqu'au néant que jusqu'au tout; il la faut infinie pour l'un et l'autre). Der Gedankengang scheint einwandfrei, überzeugend. Sollte ihm nicht ein Gedankensprung geholfen haben?

Wovon geht Pascal aus? Von der sichtbaren Welt. Er verfolgt sie „hinauf" und „hinunter". (Schon das sind menschliche „Hilfsmittel". Es gibt nicht Oben und nicht Unten in der „Welt".) Er geht weiter: die Einbildungskraft läßt er die Schau überschreiten (. . si notre vue s'arrête là — am Firmament —, que l'imagination passe outre). Und die Begriffe (das Denken) die Vorstellungsfähigkeit (nous avons beau enfler nos conceptions, au delà des espaces imaginables — über die vorstellbaren Räume hinaus).

Logischerweise gehts „hinunter" denselben Weg — ins Nichts (néant).

Aber dem Wirklichen sind Grenzen gesetzt. Das Grenzen-, das Endlose ist eben „nur" ein Gedanke, ein Begriff. Endlichkeit hemmt ihn. Nicht das Unendlich-Große und das Unendlich-Kleine sind die im Wirklichen, unsrer Welt, gegebenen Gegensätze, sondern dem Endlichen, unsrer Welt, steht das Unendliche gegenüber, das über sie hinausgeht ins All. Die „Natur" ist nicht das Weltall. Daher gibt es das nicht für uns, was Pascal als das Unendlich-Kleine begreift und dem er — wieder als Mathematiker, der er ist; denn in der Mathematik, darauf hat schon Ernest Havet aufmerksam gemacht, ist das Unend-

Digitized by Google

lich-Kleine gleich Null — das Nichts gleichsetzt, aus dem „alle Dinge herkommen" (Toutes choses sont sorties du néant . . .). Wir „nehmen" nicht nur das „Atom" „an", sondern „es gibt" Atome, d. h. das Wirkliche ist nicht ins Unendliche teilbar.

Gibt es im „All" das „andere Ende"? Nein, denn das, was wir All nennen, überschreitet „unsre Sphäre"; der Begriff Raum und damit der der Grenze versagt dem „Weltraum" gegenüber.

Aber auch sich selbst, vielmehr seinem eigenen Empfinden widerspricht Pascal. Wenn alle Dinge und so auch der Mensch aus dem Nichts stammen (... le néant d'où il est tiré; hier wirkt offenbar die theologische Vorstellung der Schöpfung „aus dem Nichts" mit), so ist ihr Ursprung das Unendlich-Kleine. (Es liegt im Begriff Ursprung — principe —, daß man ihn „hinter" sich, „unter sich", „hinab" verlegt empfindet. Der „Ausgang" ist etwas, was dem „Aufgang" gegenübersteht. Auch der Aufgang der Sonne ist ein Ausgang, oriens.) Daß dies genau der Vorstellung Pascals entspricht, zeigt die Fortsetzung des Gedankens: einerseits das Unendliche, zu dem die Dinge „hingetrieben" werden (... et pousseés[1]) jusqu'à l'infini), anderseits wiederum das Unendliche, das Unendlich-Große, das All der Natur, in dem sich der Mensch „verschluckt" sieht (... et l'infini où il est englouti).

Dieser „Ursprung" (principe im Gegensatze zu fin) im Unendlich-Kleinen — das, beiläufig bemerkt, dann nicht das Nichts sein kann — läßt das Irdische niemals „entstehen", verliert sich aber auf diese Weise ins Unendliche überhaupt, das sonach das Unendlich-Große mit dem Unendlich-Kleinen vereinigt. L'un dépend de l'autre, et l'un conduit à l'autre „eines hängt vom andern ab, und eines führt zum andern", heißt es an anderer Stelle von den „letzten Gründen", derniers principes, und dem Unendlichen, als dem Unendlich-Großen. Und weiters: „Diese äußersten Enden berühren einander und vereinigen sich, weil sie sich voneinander entfernt hatten (ces extrémités se touchent et se réunissent à force de s'être éloignées), und sie finden sich zueinander in Gott und nur in Gott" (et se retrouvent en Dieu et en Dieu seulement). Diese großartige Schlußfolgerung darf einen über die Verwirrung nicht hinwegtäuschen, die in der Herkunft aus dem Unendlich-Kleinen als dem seinem Wesen nach (par sa nature) ins Unendliche Teilbaren, einer in die Ebene naturwissenschaftlicher Vorstellungen übertragenen mathematischen Begrifflichkeit gelegen ist. Die Herkunft aus der Unendlichkeit kann — wenn man das naiv-

[1]) So liest Massis, während Michaut und Brunschwieg das Wort „porteés" zu entziffern meinen.

Digitized by Google

historische „Nichts“ ausschließt — nur die aus der Ewigkeit, dem Sein, meinen, also einer überirdischen, übernatürlichen Wirklichkeit, die nichts mit dem mathematischen Gegensatzpaar Plus Unendlich — Minus Unendlich zu tun hat. Und hinwiederum: die „Dinge“ mögen aus der „Ewigkeit“ stammen (obwohl ihnen dann ganz allgemein das Ewige = das Seelische, also Göttliche zugesprochen würde, wogegen sich Pascal gewiß gesträubt hätte): sobald sie in die Natur, die Endlichkeit eingegangen sind, unterliegen sie deren Gesetzen, die die Unendlichkeit ausschließen.

Der Mensch, der „in gleicher Weise unfähig ist, das Nichts zu sehen, aus dem er gezogen ist, wie das Unendliche, in dem er verschluckt ist“, befindet sich zwischen zwei Unendlichkeiten = Ewigkeiten; aber davon ist die eine, die „nach unten“, schon deshalb begrenzt, weil sie in der Endlichkeit, der Natur im engern Sinn, (kann man überhaupt das Weltall noch die Natur nennen?) gleichsam aufsteht; die andere geht in ihrem Wesen, als in Gott mündend, über ihn, den armseligen Menschen, so „unendlich“ hinaus, daß er kaum mehr als „Mitte“ gelten kann zwischen solchen „Extremen“ auch der „Ordnung“.

Wien. RICHARD VON SCHAUKAL.

Digitized by Google

Vier Lehnwörter aus dem Tupí.

(*ajoupa, boucan, palétuvier, tiburón.*)

Im folgenden sollen vier Wörter amerikanischer Herkunft besprochen werden, die als Lehnwörter in den Wortschatz europäischer Sprachen übergegangen sind, die in Büchern völkerkundlicher und geographischer Richtung häufig vorkommen und in der besten erzählenden Literatur jener Sprachen nicht fehlen, deren sprachliche Heimat aber bisher unbekannt oder zweifelhaft gewesen ist: *ajúpa, bucán, palétuvier, tiburón.*

1. *ajúpa; ajoupa, ajouppa, aïoupa:* Laub- oder Strohhütte, Hütte aus Behelfsstoff hergestellt, offener Schuppen, Windschirm.

Auftreten in der französischen Literatur seit dem 17. Jahrhundert; z. B. Ravenau de Lussan: „Journal du Voyage fait a la Mer du Sud" (Paris 1690), p. 29, 268: „leurs Ajoupas ou Baraques"; — „Lettres Edifiantes et Curieuses" (Lyon 1819), IV, p. 447: „un petit Ajupa" (1730); — „Relation de l'enlèvement du Navire Le Bounty" (Paris 1790), p. 95: „deux chétifs *ajoupas*": „Ce terme exprime une espèce de baraque fait à la hâte, de branches d'arbres et de feuilles de palmiers, etc." Dies ist die französ. Übers. von „two ill-constructed huts or wigwams, which had only one side loosely covered" des engl. Originals der Reise Bligh's (London, edit. 1792, p. 203). — Französische klassische Literatur: Bernardin de Saint-Pierre: „Oeuvres choisis" (Paris, s. d., Firmin-Didot), p. 31, 47: *ajoupa.*

Du Tertre hat ajoupa für ein in die franz. Sprache übernommenes Wort der Insel-Karaiben erklärt (Paris 1654, I, 140, 441; „Histoire Générale des Antilles" [Paris 1667-1671], II, 22, 126, 292, 399). Ihm ist mit dieser Herleitung des Wortes aus dem Karaibischen einerseits Rochefort („Histoire Naturelle et Morale des Iles Antilles" [Rotterdam 1658], p. 522), andererseits Littré („Dictionnaire", Supplément [Paris 1877], p. 9) gefolgt, auf den sich ihrerseits Hatzfeld et Darmesteter ohne eigene Meinung berufen. Breton aber in seinen Karaiben-Wörterbüchern behandelt *ajoupa* als ein franz. Wort, das er gleich *apenti, apantis* setzt, und das die von ihm bearbeitete Karaiben-Sprache nicht kennt („Dict. Caraibe-Franç.", p. 249 I; — „Dict. Franç.-Caraibe", p. 14 II); und ebenso wird in dem Galibi-Wörterver-

Digitized by Google

zeichnis bei von Martius *ajoupa* als ein franz. Wort geführt, während ein entsprechendes Galibi-Wort ebenso völlig fehlt wie bei den ihnen verwandten Insel-Karaiben („Wörtersammlung Brasilianischer Sprachen" [Leipzig 1867], S. 328). Charlevoix schließlich hat *ajoupa* für ein Wort der Sprache der Insel-Aruaks von Haití angesprochen, das auf dem Wege über das Spanische, dem die Franzosen von Española es entlehnt hätten, zu diesen gekommen sei („Histoire de l'Isle Espagnole" [Amsterdam 1733], III, 55).

In der Tat aber stammt das Wort aus dem Sprachschatz der Tupís Südamerikas, denen es die Franzosen bei ihren Handels- und Kolonisationsversuchen in Brasilien entlehnt und nach ihren Kolonien in Guayana und Westindien mitgenommen hatten. Ferdinand Denis hat das wohl schon gewußt; aber da seine diesbezügliche Bemerkung weder klar gefaßt noch wissenschaftlich belegt ist, so ist sie für die Lexikographen und Etymologen verloren gewesen. (Yves d'Evreux: „Voyage dans le Nord du Brésil" [Leipzig et Paris 1864] p. 398).

Für dieses Wort in der Bedeutung „Hütte", „Strohhütte" (*cabana, choupana, choça*) kann ich im Tupí folgende Nachweise bringen:

Fernão Cardim: „Narrativa Epistolar" (Lisboa 1847) p. 99: *teijupaba* (São Paulo 1590). — „O Diccionario Anonymo" (Lisboa 1795/Leipzig 1896, edit. Platzmann), p. 153: *tejupába.* — „Diccionario da Lingua Geral Brasilica" bei von Martius: „Wörters.", l. c. S. 89: *tejupába.*

Barbosa Rodrigues: „Poranduba Amazonense" in „Annaes da Bibliotheca Nac. Rio de Janeiro", vol. XIV, Fasc. 2 (1890), p. VI: *teyupar;* Ders.: „Vocabulario Indigena" (Rio 1894), p. 39: *„teyupar:* rancho de palha pobre, pequeno, cabana, choça".

„Vocabulario dos Indios Cayuás" in „Revista Trimensal", XIX (1856), p. 453: *tejupaba:* cabana; *taipaba:* parede. Es sind die Caiuás oder Kayguá im Staate Paraná.

Monteiro Baena in „Revista Trimensal", V (Rio 1843), p. 283: *tujupares* (plur.).

Soares de Souza: „Tratado descriptivo do Brazil em 1587" (Rio de Janeiro 1851), p. 330, 410: *tajupare.*

Claude d'Abbeuille: „Histoire de la Mission des Pères Capucins" (Paris 1614), fol. 63, 67, 97, 121: *aioupaue.*

Yves d'Evreux, l. c. p. 19, 140, 142, 144, 167: *aioupaue; aioupaues* (pl.).

Es ist wahrscheinlich, daß das Wort *ajoupa* im franz. Sprachschatz aus den Erfahrungen der Kolonisten in der Bai von

Digitized by Google

Maranhão herstammt, von wo die Chronisten Claude d'Abbeville und Yves d'Evreux das Wort *aioupaue* überliefert haben. Es kann aber auch sehr wohl schon auf die frühen, vielseitigen und langen Handels- und Kolonisations-Unternehmungen der Franzosen in Brasilien während des 16. Jahrhunderts zurückgehen. Denn der Unterschied zwischen den mit t und ohne t beginnenden Formen dieses Tupi-Wortes — bei den Guaranís findet es sich scheinbar nicht — wird durch dieselbe grammatikalische Regel erklärt, die auch für die Erklärung des nachher zu behandelnden Wortes tiburón von Wichtigkeit ist, und die P. Tatevin so formuliert: „Bien que le ñeẽngatu (NB. Tupí) n'ait pas d'article, je signalerai l'usage d'énoncer presque toujours les noms à l'état isolé, en les faisant précéder du pronom personnel de la troisième personne *i* ou de son équivalent *se* ou *s*, *te* ou *t*." („La Langue Tapīhīya dite Tupī" [Vienne 1910], p. 32.) Das *tejupaba* von São Paulo ist also = *tajupare* von Bahia = *aioupaue* von Marahão = *ajoupa* der Franzosen.

2. *le boucan, bouccan:* Gerüst, Rost, zum Räuchern des Fleisches, der Fische.

le *boucan, bouccan,* la *boucane,* un morceau de *boucan:* das auf diese Weise geräucherte Fleisch.

boucan: Platz, Grundstück, auf dem das Räuchergeschäft betrieben wird.

boucannerie, bouquannerie, boucanage: das Geschäft des Räucherns, Räucherei, das Räuchern.

boucaner, boucanner, faire un boucan: räuchern; *bouquané:* geräuchert.

boucanier: coureur de bois auf Santo Domingo, Jäger des verwilderten Rindviehs; Seeräuber; Flibustier; Bucanier (von Archenholz); buccaneer (Burney)."

Charlevoix hat eine gute Zusammenstellung der Wortformen und ihrer Bedeutung („Histoire de l'Isle Espagnole", l. c. III, 7-8, 55, 60 ff.).

Auftreten in der französischen Literatur seit dem 16. Jahrhundert; z. B.: Léry (1578); s. weiter unten; — Laudonnière (1586): „L'Histoire Notable de la Floride" (Paris 1853), p. 12; — Sagard: „Le Grand Voyage du Pays des Hurons", 1632 (Paris 1865), p. 220; — Claude Dablon: „Relation de 1672 et 1673" (edit. Shea, 1861), p. 158: „boucanner le poisson"; — Bacqueville de la Potherie: „Histoire de l'Amérique Septentrionale" (Paris 1722) II, 106: „On remplit derechef le Calumet, ceux qui fumoient envoyoient la fumée du tabac au visage du François, comme le plus grand honneur qu'ils pouvoient lui rendre: celui-ci qui se voyoit *boucaner* ne disoit mot"; III, 20: „elles *boucanent* la viande dans les bois";

Digitized by Google

Labat: „Voyage" (La Haye 1724), IV, 214 ff.: „*boucan*"; — Pénicaut (1699) in Pierre Margry: „Mémoires et Documents" (Paris 1879-88), V, 390: „— — fumée ou autrement *boucanée*, comme ils disent en ce pays-là"; — „Journal de la Guerre du Micissippi contre les Chicachas", édit. Shea (Nouvelle York 1859), p. 86; — Le Page du Pratz: „Histoire de la Louisiane" (Paris 1758), III, 11; — Cadieux, le voyageur, in Le Moine: „Maple Leaves" (Québec 1873), p. 71: la *boucane;* — Der Holländer Exquemelin: „De Americaensche Zee-Rovers" (t'Amsterdam 1678), p. 26, sagt *boukan;* das Boulan auf S. 25 ist offenbar Druckfehler für Boukan; — J. W. von Archenholz in seiner „Geschichte der Flibustier" (Tübingen 1813) hat oft das Wort „Bucanier" neben Flibustier, und der 4. Band von Burney's „Chronological History of the Voyages and Discoveries in the South Sea" (London 1816) enthält seine vortrefflichen, wohlbekannten Abschnitte über „The Buccaneers of America".

Das französische etymologische Wörterbuch von Hatzfeld und Darmesteter hat das Wort *boucan* vermöge einer höchst gezwungenen Konstruktion und Umdeutung auf Grund von Angaben bei Breton („Car.-Franç." p. 5, 84, 381; „Franç.-Caraib." p. 44) für karaibisch erklärt (I, 262). Aber gerade aus Breton („F.-C." p. 48 [b], 57 [a], 849 [a]; „C.-F." p. 52 [a]) und aus seiner ganzen Art, wie er verfährt, geht deutlich hervor, daß Breton *boucan* nicht für ein Karaibenwort gehalten hat. Du Tertre, der das Wort mehrfach anführt und erklärt („Histoire" [1667] I, 415; II, 407, 484, 487), behandelt es wie ein Eingeborenen-Wort, aber ohne zu erklären — wie P. de Charlevoix mit Bedauern feststellt („Histoire de l'Isle Espagnole", l. c. III, 8 —, aus welcher besonderen Sprache es herstamme. Wie Breton, so haben die für karaibische Sprachen noch in Frage kommenden Biet („Voyage de la France Eqvinoxiale" [Paris 1664], p. 358, 365, 384, 428) und Barrère („Nouvelle Relation de la France Equinoxiale" [Paris 1743], p. 163), und für die Tupi-Guaraní-Länder Claude d'Abbeville (l. c. fol. 96, 186, 187, 292, 294-96), Yves d'Evreux (l. c. p. 168, 174, 177) und Charlevoix („Histoire du Paraguay" [Paris 1757], IV, 141), das Wort *boucan* usw. wie ein zum französischen Sprachschatz gehöriges Wort behandelt.

Aber Léry hatte schon 1578 mit Worten, die an sich deutlich genug waren, *boucan* für ein Tupí-Wort erklärt. „Histoire d'vn Voyage fait en la Terre du Bresil, autrement dite Amerique", 3. édit. (1594, Eust. Vignon) p. 135-136: „vne grande grille de bois, laquelle en leur langage ils appellent *Boucan*"; dazu p. 41, 219-220, 226. Das hätte genügen müssen, wenn nicht schon zwölf Jahre vorher Challeux dasselbe Wort mit

Digitized by Google

fast den gleichen Ausdrücken für einen Bestandteil einer Sprache der Florida-Indianer (Timukua oder Muskhogees) erklärt hätte: „Le poisson leur est fort gras qu'ils sorissent, et l'appellent en leur langue *bouquané*." Challeux, 1566, bei Gaffarel: „Histoire de la Floride Française" (Paris 1875), p. 462.

In der Tat ist das Wort schon im 16. Jahrhundert von den Franzosen während ihres Verkehrs mit den küstennahen Indianern Brasiliens aus der Sprache der Tupí-Guaraní entlehnt und dem Französisch der normannischen seefahrenden Bevölkerung so fest einverleibt worden, daß man schon zur Zeit der Unternehmung Ribaut's und Laudonnière's nicht mehr wußte, wo das Wort eigentlich herstammte.

Zum Beweise genügt es, eine Reihe linguistischer Angaben aus der alten Literatur vorzuführen und ihnen eine grammatikalische Regel vorauszuschicken, die für die Tupí- und Guaraní-Dialekte in Kraft war und noch ist.

Anchieta führt drei Regeln hintereinander auf, die darauf hinausgehen, daß im Tupí die Buchstaben *p*, *m* und *mb* sehr häufig miteinander wechseln, zumal, wenn sie anlautend stehen: „*p*, *m*, *mb* muitas vezes se usão uma por outra" etc. „Arte de Grammatica da Lingua mais usada na Costa do Brasil" (edit. Platzmann, Lipsia 1874), p. 3. Tatevin bestätigt es für *p*, *m*, *mb* und *b*, und bei den Guaraní war es nach Montoya ebenso. — Tatevin, l. c., S. 29-30; — Derselbe: „Grammatica da Lingua Tupy" in „Revista do Museu Paulista", t. XIII (São Paulo 1922), p. 557, mit einer Reihe sehr deutlicher Beispiele; — Derselbe im „Anthropos", II (1907), S. 270, 271. Dazu Theodoro Sampaio in „Rev. Mus. Paulista", II (1897), p. 125.

Dieses Gesetz, auf die folgenden als Beispiele gegebenen Tupí- und Guaraní-Wörter angewendet, ergibt ohne weiteres das französische Lehnwort *boucan*. In der Bedeutung stimmen sie alle untereinander und mit ihm überein:

Hans Staden II, cap. XII; *mockaein;* II, cap. XXVI: *mocken;* I, cap. XLV: *mokaen* („Wahrhaftige Historia", Marburg 1557; Frankfurter Faksimile-Ausgabe 1925).

Soares de Souza, l. c. p. 338, 411: *mocaém;* fazer moquem, fazer de moquém;

„Diccionario Anonymo", l. c. p. 90: *amocaém:* assar.

„Diccionario" bei v. Martius: „Wts.", l. c. p. 68: *mocaém:* assar na lavareda; v. Martius sagt dazu in Anmerk.: „Die Brasilianer gebrauchen jetzt die Ausdrücke: *moqueár*, *fazer moquem*, *fazer de moquém*, welche alle dasselbe bedeuten, wie *Boucan* der Caraiben." Er hat also auch an seinem Tupi-Wort vorbeigesehen und *boucan* für ein Karaiben-Wort gehalten.

Digitized by Google

Ribeiro de Sampaio: „Diario da Viagem — — no anno de 1774 e 1775" (Lisboa 1825), p. 62: *moquem.*

Barbosa Rodrigues: „Poranduba", l. c. p. VI: *mukem;* p. 231; Ortsbezeichnung: „o *Mokaentaua,* o aldeia do Muquen, dos tapuyos".

Barbosa Rodrigues: „Vocabulario Indigena", in „Annaes Biblioth. Nac. Rio de Janeiro", vol. XV, Fasc. 2 (Rio 1892), p. 67, *moquear;* Tupi: *mocaen, mocaẽ;* Guaraní: *mocaẽ.*

Pereira Coruja in „Revista Trimensal", vol. XV (1852), p. 228: *moquear* (Rio Grande do Sul).

„Vocabulario Cayuáz", l. c. p. 472: *mocem:* salgar.

Tastevin: „Vocabulario Tupy-Portuguez" in „Revista do Museu Paulista", tomo XIII (São Paulo 1922), p. 635-636: *mucaẽ,* etc.

Wallace, „A Narrative of Travels on the Amazon and Rio Negro" (London 1853), p. 220: „put the meat on the ‚*moqueen*', or smoking stage".

Ruiz de Montoya: „Tesoro" (edit. Platzmann, Leipzig 1876), fol. 85, verso; — Derselbe: „Bocabulario" (1876) I, 206: *mocaẽ;* etc.

Restivo: „Vocabulario de la lengua Guaraní" (Stuttgardiae 1893), p. 107: *amocaẽ.*

Beachtet man nun, daß für die meisten der aufgeführten Wörter durch Signatur — die nicht immer wiederholt werden konnte — besonders angezeigt ist, daß ihre auslautende Silbe nasal (narigal) ist und den Wortton hat, und setzt man kraft des vorher genannten Gesetzes für das anlautende *m* ein *b*, so zeigt sich, daß die Formen *moquém, mocaém, mukém, mukaẽ* nichts anderes sind, als das französische *boucan.*

3. *palétuvier, paletuvier:* Mangroveformation am flachen weichen Strand tropischer Meere.

Die in der Hauptsache aus Rhizophora Mangle L. und Avicennia-Arten zusammengesetzte Vegetation des flachen Strandes warmer Meere wird in allen in Frage kommenden Kultursprachen mit einem Wort bezeichnet, das sich aus der Sprache der Insel-Aruaks von Haití herleitet (s. Friederici: „Hilfswörterbuch für den Amerikanisten" [Halle a. d. S. 1926], S. 59-60). Die spanischen Schriftsteller des Zeitalters der Entdeckungen sprechen ausnahmslos von *mangle, manglar, manglares* (pl.), die portugiesischen ebenso ausnahmslos von *mangue, mangal,* pl. *mangaes* oder *manguesaes.* Piso, Marcgraf und Nieremberg haben auch nichts anderes, die Engländer sagen *mangrove* — vermutlich portugies. *mangue* + engl. *grove* —, die Holländer „*Mangles* - of *Mangrove Boomen*", „*Mangles Boomen,* by ons *Mangrove* of

Digitized by Google

Duizendbeenen genaamd" (Hartsinck I, 15, 77, 78), und die Deutschen nach ihnen *Mangrove*. Nur die Franzosen haben neben *manglier* noch das Wort *palétuvier*, und zwar schreibt ein Teil wie eben genannt (so Littré, Hatzfeld et Darmesteter und das „Dictionnaire de l'Académie"), ein anderer *paletuvier* (s. das große „Dictionnaire Complet" von Mozin [1812] und Brachet, „Dictionnaire Etymol." [5. Aufl.]); *palétuvier* ist offenbar das richtige, wie Herkunft und Entwicklung des Wortes zeigen.

Die alten französischen Schriftsteller des Zeitalters der Entdeckungen haben dieses Wort, wenn auch vielleicht nicht ausschließlich, so doch sicherlich überwiegend gebraucht, unter Hintansetzung von *manglier*, das nur aus Übersetzungen bekannt gewesen zu sein scheint. Erst neuerdings ist dann *manglier* daneben aufgekommen und *palétuvier* dafür zurückgetreten. (A. v. Humboldt: „Voyage aus Régions Equinoxiales" [1817], IV, 83: „un bocage épais de *Paletuviers*, d'Avicennia, de Mancenilliers", etc. — — „exhalaisons de *paletuviers* ou *mangliers*"; — F. Denis: „Scènes de la Nature sous les Tropiques" [Paris 1824], p. 18: „le *manglier*"; — E. Reclus: „Voyage à la Sierra-Nevada de Sainte-Marthe" [Paris 1861], p. 78: „Les racines des *mangliers*"; genau diese selben Mangroven hat aber 30 Jahre später Candelier mit *palétuviers* bezeichnet. „Rio-Hacha" [Paris 1893], p. 33.)

Littré und Brachet bezeichnen die Herkunft des Wortes *palétuvier* als unbekannt, Hatzfeld et Darmesteter meinen, daß es der Sprache der Kreolen von Martinique entlehnt sei, während Ferdinand Denis, in seinen Tagen der beste Kenner des primitiven und kolonialen Brasiliens, eine ganz verunglückte Etymologie vorführt, indem er das Wort vom latein. *parere* herleitet, „parce que cet arbre se reproduit par les racines qu'il jette en arcades autour de lui" (Yves d'Evreux, l. c. p. 395-396, note).

In der Tat stammt aber auch dieses Wort aus der Sprache der Tupí, und zwar aus dem Dialekt der Bewohner und Anwohner der Insel Maranhão. Claude d'Abbeville und Yves d'Evreux haben unter ganz ausgezeichneter Beschreibung der Mangrove-Waldungen und unter besonderer Betonung der ihnen merkwürdigen, charakteristischen Art der Fortpflanzung der Rhizophoren die Wörter *apparituriers* und *apparituries* für die Mangrove-Wälder (Claude d'Abbeuille: „Histoire de la Mission des Peres Capvcins en l'Isle de Maragnan" [Paris 1614], fol. 179-180, 204 recto, 241 recto, 243 verso; — Yves d'Evreux, l. c. p. 15, 159-161, 177, 205). Von anderen Dialekten der Tupí sind aus portugiesischer Quelle die Wörter *apareîba*, *apará-hiwa* und *guaparaiba* oder *guaparaiva* überliefert. (Soares de Souza, l. c. p. 199, 208, 392-393; — von Martius: „Wts.", l. c., S. 385, 394; — Tatevin: „La Langue Tapïhïya", l. c. p. 106). Die Auflösung

Digitized by Google

der letzteren ist klar und eindeutig: *apará* ist ‚krumm', ‚gebogen', *iba, yba, hiva* ist das Wort für ‚Baum'; also ‚krumme Bäume'. Das gleiche gilt für die ersten Silben von *apparituries* und *apparituriers,* während mir allerdings hier die letzten Silben nicht klar sind. Hängt der letzte Teil des Wortes vielleicht mit *itahiwa, itaúba,* einem Hartholz, oder mit *turi,* einem Baume, zusammen? (Tatevin, l. c. p. 123, 210; — v. Martius, l. c. S. 397). Mag das nun so sein oder anders, sicher ist, daß das französische *palétuvier,* das vor 1610 im französischen Schrifttum nicht nachzuweisen ist, nichts anderes ist, als das Tupí *apparituríer.* Die folgende Reihe beweist es:

du Tertre: „Histoire Generale des Antilles" (Paris 1667-71) II, 166-167: „le *parétuuier* ou *parétuvier*".

Rochefort: „Histoire Naturelle et Morale des Iles Antilles" (Rotterdam 1658), p. 82-83: *paretuvier.*

Breton (1665) l. c. „C.-F." p. 451; „F.-C." p. 275: *parestuuier.*

„Voyage et Avantures de François Leguat" (London 1721), I, 87: *paretuvier* (1708).

[Labat]: „Nouvelle Voyage aux isles de l'Amerique" (Paris 1722), II, 136 ff. „des *Paletuviers;* les Espagnols et les autres Européens de l'Amérique les appellent Mangles".

Barrère: „Nouvelle Relation de la France Equinoxiale" (Paris 1743), p. 9: *paletuviers.*

Wir wissen, welche begeisterte Aufnahme damals die Indianer von Maranhão und die Berichte über sie und ihr Land in Paris gefunden haben (Taunay et Denis: „Le Brésil" [Paris 1822], V, 246 ff.), und die anziehenden und für die damalige Zeit etwas sensationellen Angaben über die merkwürdige Fortpflanzungsweise der Mangrovepflanzen werden sicherlich das ihrige dazu getan haben, um das Wort *apparituriers* als *parétuviers* im Volksmund und bei Gebildeten in Aufnahme zu bringen.

4. *tiburón,* Haifisch; Wortformen:

span.: *tiburón; taburon* (Juan y Ulloa: „Relación Histórica" [Madrid 1748] I, 174); *teburun* (Bachiller y Morales); *tuburon, tuboron* (A. de Santa Cruz: „Islario" [Innsbruck 1908], p. 16, 17; *tiburoncillos* (Francisco Ximenez: „Cuatro Libros de la Naturaleza" [México 1888], p. 277-278; — Oviedo y Valdés hat für *tiburonçillos* noch das nicht feststellbare Wort *haquetas* („Historia General", I, 430), und Thomas Gage's spanische Ausgabe hat „*tiburón* ó *rape*" („Nueva Relación" [Paris 1838] I, 58), während die engl. Ausgaben von

Digitized by Google

1655 und 1702 den Zusatz *rape* nicht haben. Es ist der von den Spaniern *pejesapo* genannte Fisch.

portugies.: *tubarão; tuberaon, tiberaon* (Marcgraf); *tiberão* (v. Martius: „Wts.", p. 454); *tuberon* (Thomas Stevens 1579, aus Goa; R. Hakluyt: „The Principall Navigations" [London 1589], p. 161). Petrus Martyr hat das Wort als *tiburonus* latinisiert, aber für den Plural hat er die Formen *tiburoni* und *tiburones*; sein Übersetzer Richard Eden folgt ihm wörtlich („The first Three English books on America" [Birmingham 1885] p. 170. Auch sonst findet man im alten Englisch der Reisebeschreibungen Formen von *tiburón*, so bei John Sparke (1564) in R. Hakluyt: „The Voyages of the English Nation to America", edit. Goldsmid (Edinburgh 1890), IV, 217: „by many sharkes or Tiburons". Ferner bei John und Richard Hawkins, bei Knivet (Purchas), Josselyn und Sir Hans Sloane.

Der Deutsche Hans Staden hat *tiberaun*, im Papiamento von Curaçao hat man das Wort zu *tribon* gemacht (R. Lenz: „El Papiamento" [Santiago de Chile 1928], p. 227), und im Italienischen haben Pigafetta, Gilij und Clavigero („Storia Antica del Messico" [1780] I, 99, 100) *il tiburone* und *i tiburoni*, während für das Französische Littré die Formen *tibéron* und *tiburin* überliefert. („Dictionnaire" [1872] II, 2220). Zwar kommen auch sonst in älteren französischen Texten Formen von *tiburón* vor, (so „les *Tyburons*" auf p. 120 von Antoine Fabre's französischem Auszug aus Petrus Martyr von 1532, bei G. Chinard: „L'Exotisme Américain" [Paris 1911], p. 17; — „Oeuvres de Champlain" [Québec 1870], I, 50: „certains poissons — —, que l'on appelle *tribons*" [1598; s. oben *tribon* im „Papiamento"]; — Du Tertre: „Histoire", l. c. II, 212: — „appellé par les Espagnols *Phiburon*"; — Charlevoix: „Histoire de l'Isle Espagnole", l. c. II, 20: „ces Poissons, qu'on nomme *Tiburons*"), aber im wesentlichen ist das Wort der Franzosen für den Haifisch *requin*, dessen Etymologie unbekannt ist, das aber aus keiner der Indianersprachen herstammen dürfte, aus deren Sprachschatz die Franzosen sonst entlehnt haben. Eusebius Nieremberg, gestützt auf Francisco Hernández und Acosta, sieht im übrigen im *tiburon* eine Haiart, die er scharf von den *requienibus* unterscheidet („Historia Natvrae, maxime peregrinae, libris XVI distincta" [Antverpiae 1635], p. 252, 260).

Nur die Spanier und Portugiesen und die von ihnen abstammenden Ibero-Amerikaner und Ibero-Asiaten haben *tiburón* usw. in ihren landläufigen Sprachschatz aufgenommen.

Zoologisch sind mit *tiburón* vornehmlich gemeint: Carcharhinus (Carcharias) lamia Raf.; Carcharias glaucus L.; Reniceps tiburo; Carcharhinus fronto.

Digitized by Google

Auftreten in der Literatur seit Anfang des 16. Jahrhunderts, z. B.:

Oviedo y Valdés: „Sumario", in „Col. Vedia", I, 510, 511; — Ders.: „Historia General", I, 424, 428, 429, 430, 431; IV, 496-497: *tiburones* und *tiburonçillos*, die auch in den Flüssen weit aufwärts gehen; — Pigafetta: „Primo Viaggio intorno al globo" (Milano 1800), p. 12, 45; — A. de Santa Cruz: „Islario", p. 16, 17; — Acosta: „Historia Natural" (Madrid 1894), I, 231-232; — Tapia in „Col. Icazbalceta" II, 558 (México 1866): 1519; — Torquemada: „Monarquía Indiana" (Madrid 1723), II, 608, 613, 615; — Cobo: „Historia del Nuevo Mundo" (Sevilla 1890-93), II, 184-186. — Nach Figueroa („Relación" [Madrid 1904], p. 210), Veigl (bei v. Murr: „Reisen" [Nürnberg 1785], S. 271) und Gilij („Saggio" [Roma 1780-84] I, 94) gingen *tiburones* genannte große Fische den Orinoco und Amazonas weit stromaufwärts, wie das schon von Oviedo bemerkt wurde.

Las Casas und Petrus Martyr haben *tiburón* für ein Wort des Taino-Dialekts von Haití der Sprache der Insel-Aruaks gehalten; das gleiche hat Bachiller y Morales getan; v. Martius ist dieser Auffassung gefolgt: er hält *tiburón* für ein Taino-Wort, nicht — wie ich selbst irrtümlich gemeint habe („Hilfswörterbuch für den Amerikanisten" [Halle a. S. 1926], S. 94) — für ein Tupí-Wort. Las Casas: „Historia de las Indias" (Madrid 1875-1876), V, 303, von den Bewohnern Haití's sprechend: — — „que los indios llamaron *tiburones*"; — Petrus Martyr (edit. Torres Asensio) I, 423: — — „inter quos piscis quidam ab eis dictus *tiburonus*", wobei ‚eis' die Bewohner der Landschaft Bainoa, Haïtí, sind; p. 425; II, 16; — Bachiller y Morales: „Cuba Primitiva, 2. edic. (Habana 1883), p. 342; — v. Martius: „Zur Ethnographie Amerika's" (Leipzig 1867), S. 760, Anm.; Ders.: „Wts.", S. 318. Das von v. Martius ihm zugeschriebene Wort *tebura* habe ich bei Oviedo nicht gefunden.

Im Gegensatz zu den Vorstehenden hält die Spanische Akademie, nach Vorgang von R. Lenz und wohl anderen, die mir nicht bekannt sind, das Wort *tiburón* für karaibisch. „Dicc. Acad. Española", 1925, art. *tiburón:* voz caribe; — R. Lenz: „Diccionario Etimolójico" (Santiago de Chile, 1905-1910), p. 719: „wahrscheinlich karaibisch". Diese Lösung findet man auch sonst vorgetragen, Breton und die übrigen Wörterbücher karaibischer Sprachen haben aber nichts davon. Das große englische etymologische Wörterbuch von Murray nimmt denn auch keine dieser beiden Lösungen an, erklärt die Herkunft des Wortes *tiburón* für unsicher und meint ganz allgemein, daß es aus westindischen oder ostindischen Eingeborenen-Sprachen herkommen

Digitized by Google

möge („A New English Dict.", vol. X, part I, p. 2 (Oxford 1926).

In der Tat stammt aber auch dieses vierte Wort aus dem südamerikanischen Tupí. Der Beweis ergibt sich von selbst, wenn ich wieder eine Reihe von Tupí-Wörtern mit der Bedeutung „Haifisch" aufführe und dann das zur Behandlung des Wortes *ajoupa* bereits herangezogene, von Tatevin formulierte Gesetz beachte, daß das alleinstehende Tupí-Wort fast nie ohne das vorgesetzte pronomen personale der 3. Person, *i*, *s* oder *t*, genannt wird.

Schon im ersten Brief, der im Jahre 1500 von Brasilien nach Portugal abging, dem von Pero Vaz de Caminha, erscheint das Wort, offenbar als Eingeborenenwort aus dem Munde der Tupís von Porto Seguro: „e levaram (NB. die Tupí) d aly huum *tubaram*, que Bertolomeu Dias matou" („Carta de Pero Vaz de Caminha" [Bahia 1900], II, p. IX).

Soares de Souza: „Tratado", l. c. p. 281: *uperu;* Hans Staden (1557) l. c. fol. f 3, g 1, h 3: Häuptling *Ipperu-Wasu* (*Iperú-açú*); vergl. Varnhagen: „Historia Geral", 2. ediç., I, 274: „*Iperuaçú* ou *Tubarão* - grande". Dieser selbe Häuptling *Ipperu* heißt in dem Schreiben des Dom Duarte da Costa vom 10. 6. 1555: „*o Tubarão*" („Historia da Colonização Portuguesa do Brasil" III, 378 [Porto 1924]). André Thevet: „Les Singvlaritez de la France Antarctique" (Paris 1558) fol. 133: *houperou*; — Ders.: „La Cosmographie Vniverselle" (Paris 1575), II, 967: *houperou*. Soares de Souza's *uperu* und Thevet's *huperu*, mit dem Pronom. pers. *t* davorgesetzt, ergeben die portugiesische Form *tuberam*, *tuberaon*, *tuberão*, wie sie durch Pero Vaz de Caminha und Marcgraf überliefert sind.

Marcgraf in [G. Pisonis et G. Marcgravi] „Historia Natvralis Brasiliae" (1648) II, 171 u. 172, hat „*Ipero* Brasiliensibus, *Tiberaon* vel *Tuberaon* Lusitanis, Belgis Heye", und, p. 181, vom Hammerhai „*Tiburonis* species minor, Belgis een Cruyshaye", was v. Martius, „Wts." S. 454, z. T. aufnimmt. Tastevin: „Grammatica", l. c. p. 712, hat *iperú*, scheint aber hiermit nicht selbständig zu sein, sondern auf v. Martius zurückzugehen. Jedenfalls ergeben Staden's *ipperú* und Marcgraf's *ipero* mit dem vorgesetzten Pronomen *t* die spanische Form für Haifisch: *tiburón*.

Das Wort *tiburón* oder *tubarão* ist vor der Entdeckung Brasiliens in der Literatur nicht nachweisbar; es tritt zum ersten Male im Jahre 1500 bei Pero Vaz de Caminha auf. Cristóbal Colón, Dr. Chanca, Las Casas, soweit er die Papiere des Admirals benutzte, Bernáldez und die sog. Kleinen Entdecker im Karaiben-Meere kannten das Wort nicht; auch Fernando Colón nicht, abgesehen von dem gleich zu erörternden geographischen Orts-

Digitized by Google

namen. In der nach Spanien gehörigen Literatur tritt das Wort zuerst bei Petrus Martyr auf. Sein Geschichtsbuch am Ende der 2. Dekade, das gute Nachrichten offenbar sachkundiger Gewährsmänner aus Brasilien enthält, wurde am 14. 12. 1514 beendigt und am 26. 12. d. J. an Papst Leo X. abgesandt (Schumacher: „Petrus Martyr" [New York 1879], S. 143). Hier (edit. 1574, p. 195, 200), Dec. II, lib. 9 u. 10, findet sich der Name *Marañón*, während die Wörter *tiburonus* etc. erst in Dec. III, lib. 8 (1574, p. 288, 290) und Dec. IV, lib. 3 (1574, p. 334) auftreten, die in den nächsten Jahren niedergeschrieben wurden. Dies alles und die an letzter Stelle (p. 334) gewählte Form *tuberon* machen es sehr wahrscheinlich, daß Petrus Martyr um 1514 oder früher durch spanische und auch vielleicht den Portugiesen nahestehende Gewährsmänner Nachrichten über Brasilien erhielt, die ihm das Wort *tiberón, tuberón* zuführten.

Eine Beweisstütze dafür, daß das Wort unter den spanischen Schiffern und Kolonisten Westindiens vor 1503 nicht bekannt war, liefert das Kap *Tiburon* (Cabo del Tiburón, Cabo de Tiburón, Cabó Tiburón) an der Westecke der Insel Haití. Der Entdecker Amerikas hatte es am 20. August 1494 Cabo de San Miguel getauft, nicht Cabo de San Rafael, wie Herrera irrtümlich sagt, der es mit dem Cabo del Engäno verwechselt. (Las Casas: „Historia de las Indias", II, 66, 68; — Herrera [edic. 1726-1730]: „Descripción", p. 4, 8; Déc. I, p. 57, 73.) Diesen Namen San Miguel trägt es noch 1500 auf der de la Cosa-Karte und trug ihn noch 1503 (Navarrete: „Col. de los Viajes" [1858], I, 471). Dann aber hat es diesen Namen nach und nach verloren und zuletzt ganz und gar zugunsten von *Cabo del Tiburón* eingebüßt, wie der Sohn des Admirals beklagt (Ferdinando Colombo: „Vita di Cristoforo Colombo" [Londra 1867], p. 174-175, 352), wenn sich auch der Name Cabo de San Miguel noch längere Zeit daneben gehalten hat (Alonso de Santa Cruz: „Islario", p. 21, 28). Die Ribeiro-Karte von 1529 hat Cabo del Tiburon.

Nach der Entdeckung Brasiliens scheint sich das Wort *tiburón, tubarão* sehr schnell und ganz allgemein in den Sprachschatz der spanischen und portugiesischen Seeleute, Kaufleute und Kolonisten in Amerika eingebürgert zu haben. Am Westeingang des Golfes von Darién, gegenüber der Punta Garibana, haben wir ein anderes *Cabo Tiburón*, in São Paulo, Süd-Brasilien, einen *Rio Tubarão* (Ayres de Cazal: „Corografia Brazilica" [Rio de Janeiro 1817], I, 185, 230), und als Magalhães am 4. Februar 1520 im Großen Ozean die kleine Insel entdeckte, die wahrscheinlich das heutige Flint Island ist, gab er ihr den weit wohlklingenderen Namen *Isla de los Tiburones* aus der Sprache der südamerikanischen Tupí (Navarrete, l. c. IV [1837],

Digitized by Google

p. 218; — A. de Santa Cruz: „Islario", p. 59; — Barros: „Da Asia" Dec. III, 1, p. 647-648 [Lisboa 1777]: *Ilha dos Tubarões*). Im Golf von Kalifornien taufte ein anderer großer Seemann jener Zeit, Alarcón, die größte Insel des heutigen Staates Mexiko *Isla del Tiburón* (Lorenzana: „Historia de la Nueva-España" [México 1770], p. 382; Ankerplatz *„del Tiburon"* auf der Karte des Domingo del Castillo, Piloto, gezeichnet 1541; — W. J. McGee: „The Seri Indians" in „XVIIth Annual Rep. Bur. Amer. Ethnol." [Washington 1898], p. 22, 42-45, 53, 61, 68-69, 89-93).

Von diesen vier Lehnwörtern aus dem Tupí ist *tiburón* das älteste; es folgen der Zeit nach *bucán, ajúpa* und *palétuvier*.

Ahrensburg (Holst.). GEORG FRIEDERICI.

Digitized by Google

Zu provenzalisch „anar".

Bei der an und für sich schon schwierigen Etymologie von rom. andare findet sich bei prov. *anar* speziell ein neues Problem ein. Man kann unmöglich das prov. anar von ital. andare, span./portug. andar trennen. Sei es nun, daß ein nicht belegtes lat. ambitare die Grundlage gewesen ist, sei es irgend ein anderes Wort, das Problem für prov. anar besteht darin, daß eine Gruppe -nd- niemals > -nn- > -n- werden kann. Tatsächlich weisen auch für das Altprov. die Vertretungen von lat. mandare, emendare im Prov. eine Form vom Typus: mandar, emendar (so bei Raynouard und Levy) auf, niemals ein *manar, *emenar. So hat man denn auf zweierlei Art prov. anar erklären wollen, Meyer-Lübke meint in REW 409, prov. anar sei eine imperativische Kurzform, also Wiederholung des Prozesses, den man bei franz. aller < lat. ambulare und sonstigem rom. andare < lat. *ambitare schon einmal annehmen muß. Die zweite Deutung der prov. Entsprechung war die: Man ging von Formen aus, wo nd in den Auslaut trat und dann zu n wurde, also: ando > an, andem > an, andet > an, und meinte, daß danach in Analogie ein Infinitiv anar gebildet worden sei, der dann allmählich die -nd- Formen verdrängte. Dieser Erklärung stand der Umstand entgegen, daß eine derartige Entwicklung bei den gleich gebauten Verben mandare und emandare nicht zu verzeichnen war. Einzig und allein gibt Levy in seinem Prov. Suppl. Wb. Bd. 5, S. 93 dreimal eine Form *manat* an: Cout. Condom § 26: Item que tots hom que sia *manatz* (sic) degudaments per arrazon de feit criminal .Ia. bedz o .II. bedz o .III. bedz . . e sera falhid als .III. mans, si fama es que per arrazon d'aquera cauza de que *manadz* sera s'en sia fugidz. . . Ibid. § 147: Item que alcus borgues . . de Condom . . no sia tenguds de pagar mandaduras a sirbent, per qual que cauza sia *manad* ou citad denant la cort.

Die Entscheidung läßt sich aber doch wohl zugunsten der zweiten Erklärung treffen, wenn man die Urkunden hinzunimmt, die Clovis Brunel in seinem Buch: Les plus anciennes chartes en langue provençale, Paris 1926 (Picard) zusammengestellt hat. Hier findet sich tatsächlich ein Nebeneinander von nd-Formen und nn-Formen bei den Verben mandare, demandare und emendare. Das Gewöhnlichste ist allerdings auch hier die Vertretung mit nd, daneben kommen aber auch Formen mit

Digitized by Google

nn vor. Es sind bei Brunel nicht weniger als 6 Belege dieser Art. Weniger wichtig sind von diesen die Belege von domanar, da solche auch von Levy [1]) verzeichnet werden. Die Stellen sind: Brunel 3, 15/16 (Narbonnais, 1053): . . qui li o *emen.* Et si Guifredus prescriptus *emennar* li o vol et li o *emenda.* . . Ibid. 96, 5 (Comminges, 1160): . . qui ag an *manad* e jurad. . . Ibid. 346, 9 (Comminges, 1200): Tot so qe i *domanava* ne *domanar* i podia per si e. . . Ibid. 347, 7 (Comminges, 1200): Sabuda causa es qu'en Per de Bila *domaná* part a'n Fortaner. . . Ibid. 348, 8 (Bouzin, 1200): D'aszi enant Bernard Od ne nuls om per luur arren *domanar* no i deu.

Diese Formen von nd und nn nebeneinander (besonders wichtig: emennar und emenda in derselben Urkunde!) legen es nahe, daß vielleicht auch ursprünglich Formen vom Typus andar und annar nebeneinander bestanden haben, und daß dann bei andar die Formen ohne d durchgedrungen sind, während in den anderen Fällen sich die Formen auf nd wieder durchgesetzt haben, vielleicht auch noch deshalb, weil hier die lat. Grundlage auf nd deutlich erkennbar war, was ja bei anar nicht der Fall war.

Berlin-Halensee. GÜNTER REICHENKRON.

[1]) Prov. Suppl. Wb. Bd. 2, S. 75/76.

Digitized by Google

Frz. *donjon* „Schloßturm"

(s. L. Spitzer, ZFSL 53, 289).

Es ist nicht immer leicht, Spitzerschen Gedankengängen zu folgen, so z. B. in dem zitierten Aufsatz über frz. *donjon*. Hier gibt er sogar zwei Deutungen, die sich gegenseitig widersprechen. Denn nach dem Text würde dem französischen Wort eine Form **dominione* als Ableitung von *dominus* zugrunde liegen, und die Bedeutung dieses **dominione* wäre „Haupt-, Herrentum". Aber nach der Anmerkung auf derselben Seite scheint ihm *donjon* ursprünglich die Bedeutung „Gebiet", „Herrschaftsbereich" gehabt zu haben. Der *donjon* wäre also ursprünglich der Bereich der Burginhaber gewesen. Wie dem auch sei, wenn Spitzer als Grundform ein **dominione* ansetzt, so liegt darin zumindest eine Ungenauigkeit. Denn eine solche Grundform hätte frz. **domignon* ergeben wie *Germiniacum Germigny* (Nièvre, Cher, Ardennes), **catenione* afrz. *chaïgnon, Avenione Avignon*, s. d. zahlreichen Belege für die angeführte Lautentwicklung bei Lindström, Obetonade vokalernes bortfall S. 52 f.

Die lautlich entsprechende Form **domnione* setzt der Dict. gén. an und sieht darin eine Ableitung von vlat. *domnus* für *dominus*. Diese Grundform habe ich EWFS 321, b mit den Worten abgelehnt: „ist trotz prov. *domnhon* morphologisch und begrifflich unmöglich." Beide Bedenken überzeugen Spitzer nicht. So bin ich denn genötigt, ausführlicher zu werden.

Die provenzalischen Entsprechungen des frz. *donjon* sind nach Levy *domnhon, domnon, domejon, donjon, dromnhon, dromon*. Davon können *domnon, domejon, dromnhon, dromon* lautgesetzlich nicht auf **domnione* zurückführen, wahrscheinlich auch nicht *donjon*, da eine Form **sonjar* für *somniare* nicht belegt zu sein scheint. Das provenzalische Wort ist also zweifellos aus dem Nordfranzösischen entlehnt — die kulturellen Gründe dieser Entlehnung werden aus dem Folgenden klar werden — und prov. *domnhon* ist nichts anderes als der Versuch der Anpassung eines nordfrz. *dognon*, d. h. der südwestlichen und östlichen Entsprechung des zentralen *donjon*. Vgl. wegen der Lautentwicklung zu afrz. *fange*, wall., saint., poitev. *fagne*, angev. *faigne*, lothr. *feigne* „wäßrige Wiese" u. s. f. Wartburg hat FEW 2, 130 das gleiche nordfrz. Wort als Lehnwort auch im Oberitalienischen nachgewiesen. Das habe ich angedeutet mit den Worten „trotz prov. *domnhon*".

Digitized by Google

Aber eine Ableitung **domnione* oder **dominione* ist nach mir auch morphologisch und begrifflich unmöglich. Wieder ist Spitzer ein kleines Versehen unterlaufen. Eine Ableitung **dominione* von *dominus* enthält nicht das Suffix *-one*, von dessen „individualisierender, auszeichnender" Funktion Spitzer spricht — was soll übrigens ein individualisiertes *dominus* bedeuten? —, sondern das Suffix *-ione*, und dieses *-ione* Suffix ist im Galloromanischen nicht individualisierend, sondern „kosend", „verkleinernd". Darüber habe ich ausführlich Behrensfestschrift 56 ff. gehandelt. Lat. *homuncio* bedeutet „Menschlein", vlat. **infantio* „Kindlein", so hätte **domnio* „Herrlein" bedeutet, nicht aber „überragender Turm". Aber **domnio* ist in dieser Funktion nicht gebildet worden, sondern **domnicellus*, weil dem Lateinischen die Lautfolge *ò — ó* widerspricht, wie ich gleichfalls l. c. ausgeführt habe. Das ist also die morphologische Seite des Problems. Ich sehe, da Spitzer von einem falschen Suffix ausgeht, davon ab, daß *-on* in *mamelon* nicht individualisierende oder auszeichnende Funktion hat, sonst müßte *mamelon* „der (die) eine hervorragende Zitze, Brust hat" bedeuten, sondern deminutiv-kosende wie in *cruchon* neben *cruche* u. ä., s. Grdz. gallorom. Wortbildung, Bibl. Arch. Rom 2/2, 53. Ich frage mich nur, was Spitzer gegen den Ansatz eines fränkischen **dungjo* auf dem Boden der fränkischen Siedlungen, in Nordfrankreich, außer dem Umstand noch einzuwenden hat, daß der Ansatz von mir eben angenommen wurde. Wie stark die Terminologie des nordfranzösischen Hausbaus vom Fränkischen beeinflußt ist, haben schon vor mir (Festschrift der Wiener Nationalbibliothek, 1926, 22 ff.) Meyer-Lübke in seiner Rektoratsrede, Wien 1906, und Jud in „Wissen und Leben" 2, 159 gezeigt. Das von Pogatscher angesetzte **dungjo* hat in den germanischen Sprachen seine genaue Entsprechung, z. B. anord. *dyngja* „Haus in der Erde, wo die Frauen Handarbeiten verrichteten", dazu mhdt. als starkes Maskulin *tunc* „unterirdische zur Abwehr der Kälte mit Mist bedeckte Stätte als Winterwohnung, Webegemach der Frauen, Aufbewahrungsort der Feldfrüchte". Das ist nun allerdings kein *donjon*, kein Schloßturm, und deshalb lehnt Wartburg FEW 2, 130 aus begrifflichen Gründen Zusammenhang des französischen Wortes mit dem germanischen **dungjo* ab.

Die Geschichte der „Sache" zeigt aber, daß die begrifflichen Bedenken nicht berechtigt sind. Nach dem Grand Dictionnaire universel s. v. kam der Bau von *donjons* als befestigter Türme, auf die sich die Verteidigung zurückzog, wenn der Feind die Burg besetzt hatte, erst zur Zeit der Normanneninvasion in Gebrauch. Das Wort *donjon* muß aber schon früher bestanden haben, weil eine innerfranzösische Ableitung mittels des *-ione* Suffixes im 10. Jahrhundert unmöglich ist. *Donjon*

Digitized by Google

bedeutet ursprünglich nicht den Verteidigungsturm selbst, sondern einen starken Unterbau, auf dem der eigentliche Verteidigungsturm aufgesetzt wird. Das geht deutlich aus dem ältesten Beleg bei Du Cange hervor: Chron. Andegav. a. 1025 *Turrem mirae altitudinis super Domgionen ipsius castri erexit.*

Damit ist auch die Bedeutungsentwicklung des Wortes klargelegt. Aus den germanischen Entsprechungen von **dungjo* geht hervor, daß dieses ein in die Erde eingebautes auch im Winter warmes Gemach bezeichnet, das normalerweise nicht zu Wohnzwecken benützt wird, in dem Feldfrüchte im Winter aufbewahrt werden (mhdt. *tunc*) u. ä. Das scheint auch die Bedeutung des *domgione* des ältesten Belegs zu sein: ein breit angelegtes Wirtschaftsgebäude, das später zu dem mehrere Stockwerke hohen Verteidigungsturm ausgebaut wurde.

Damit scheint nun die Stelle im Roman d'Aquin, Z 46 im Widerspruch zu stehen, auf die Spitzer nach G. Paris hinweist. Die Stelle lautet:

44 *Lors chevauchent la greve et le sablon*
45 *Et passerent Sëune et sesirent Coaynon*
46 *Ce sont dous aeves qui portent le dongeon*
47 *Entre ly Normans et entre ly Breton.*

Der Roman d'Aquin ist nach dem Herausgeber zwischen 1170 und 1190 entstanden, die erhaltene Handschrift stammt aber erst aus dem 15. Jahrhundert und ist nach G. Paris eine "détestable copie". Das Original war im Zehnsilber 4 + 6 abgefaßt und läßt sich meist ohne Schwierigkeit aus der stark geänderten Abschrift wieder herausschälen. G. Paris ändert nun *portent* in *partent*, sieht in *dongeon* eine Ableitung von *dominium* und übersetzt „das sind zwei Gewässer, welche das Gebiet der Normannen von dem der Bretonen trennen".

Aber *dongeon* ist im Roman d'Aquin auch sonst belegt und hat dort die normale Bedeutung der Zeit (86 ff.):

Et sire Eyon de Servan Chateillon
— Sus la mer siet, moult y a bel dongeon —

„es liegt am Meere, es hat einen sehr schönen *dongeon*", d. h. einen das Meer überragenden Verteidigungsturm. Ebenso deutlich ist Z. 2117 ff.:

G'é une barge qui est de grant bonté
. . . . . .
Qui est moult pres de ma chambre aentré (ancrée)
A cieul dongeon ataché et fermé

„an jenem Turm angebunden und befestigt", d. h. der *dongeon* liegt unmittelbar am Meer, um den Feinden das Landen zu ver-

Digitized by Google

wehren. Z. 123 scheint *dongeon* eine etwas erweiterte Bedeutung zu haben:

Cité est riche, telle ne vit onc hom
. . . . . .
Maint asault ont donné a cest dongeon
Mes n'y forsirent vaillant ung esperon
Onc n'en quasserent tour ne mur ne perron

Es ist also auch für den Verfasser des Roman d'Aquin, der Entstehungszeit des Romans entsprechend, der *dongeon* der zur Verteidigung eingerichtete Turm; und so läßt sich auch V. 46 unverändert beibehalten. Der Herausgeber, Joüon des Longrais, erwähnt S. 224, daß an dem Couesne genannten Fluß nach Argentré, Hist. de Bretagne 41 „Tours Brettes“ bestanden, das heißt hölzerne Türme mit Zinnen, meist neben Brücken, also eine Art primitiver Festungen, die dazu dienten, den Übergang über die Brücken zu sichern. Der afrz. Ausdruck dafür ist *bretesche*, s. Tobler-Lom. 1137. Eine solche *bretesche*, hier *dongeon* genannt, war also auch am Couesnon und erklärt, daß es im Roman heißt: *passerent Sëune et sesirent Coaynon.* Bei dem Überschreiten eines ungesicherten Flusses ist der Ausdruck *saisir* nicht am Platz. Ich würde daher auch, namentlich da der Abschreiber, wie schon aus den angeführten Zeilen hervorgeht, stark ändert, den Vers 46 lesen:

C'est une eve qui porte le dongeon
Entre Normans et entre les Bretons, also

„sie überschreiten die Sélune, sie bemächtigen sich des Couesnon — das ist ein Gewässer, das die Verteidigungsanlage, den Verteidigungsturm, zwischen Normannen und Bretonen trägt“. Die Bedeutung ist also dieselbe wie in Z. 123.

Berlin-Wilmersdorf. ERNST GAMILLSCHEG.

Digitized by Google

Besprechungen.

Voßler, Karl, *Frankreichs Kultur und Sprache.* Geschichte der französischen Schriftsprache von den Anfängen bis zur Gegenwart. Zweite neubearbeitete Auflage. Heidelberg 1929. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. VIII + 410 S. 8° (Sammlung rom. Elementar- u. Handbücher hg. von W. Meyer-Lübke, IV. Reihe 1. Band).

Die unter gekürztem Titel erschienene Neubearbeitung des bekannten Buches stellt eine Erweiterung dar, indem sie in die Sprachbetrachtung das vorfranzösische Latein einbezieht und sie im Gegensatz zur ersten Auflage (1913 und mit Nachträgen versehen 1921), die mit dem 17. Jh. abschloß, bis zur Gegenwart fortführt. Selbstverständlich sind auch die beiden Auflagen gemeinsamen Teile einer Durchsicht unterzogen worden. Als Schlacke, die von der ersten Auflage haften geblieben ist, ist es wohl zu betrachten, daß das 16. und das 17. Jh. als „Neufranzösisch" zusammengefaßt und zusammen behandelt sind: die scharfe Trennung, die zwischen dem Jahrhundert der Zügellosigkeit und dem des Regelzwanges besteht, kommt dadurch nicht so recht zum Ausdruck. In der ersten Auflage hieß es (S. 4) in bezug auf das 17. Jh., das dort den Abschluß bildet: „Ob auch weiterhin dieser dreifache politisch-literarisch-linguistische Parallelismus sich bestätigt, wage ich nicht zu entscheiden." Den Versuch, diese Entscheidung zu treffen, bringen die beiden neu hinzugekommenen Kapitel „Das Zeitalter der Aufklärung" und „Von der Romantik zur Gegenwart". Ich stehe nicht an, besonders das zuletzt Genannte in seiner Gedrängtheit und Übersichtlichkeit als schlechthin meisterhaft zu bezeichnen. Freilich würdigt es weniger die sprachliche als die stilistische Seite. Auch trägt es (notgedrungen) einen mehr negativen Charakter: es bespricht vorwiegend die Wandlungen, die als Entfernung und Abwendung vom klassischen Zeitalter Bedeutung haben. Aber das liegt ja alles darin begründet, daß wir die Strömungen der Zeit, in der wir selbst leben, kaum richtig überschauen können — und daß Vorhersagen mißlich sein kann, mußte Voßler selbst erfahren; in der ersten Auflage hieß es (S. 56): „. . . daher ist zu hoffen, daß der armselige Gedanke der Revanche ihr (der Franzosen) politisches Leben auf die Dauer nicht bestimmen kann." Die Geschichte hat diese Annahme widerlegt. . .

Digitized by Google

Voßlers Buch ist eine historische Grammatik der französischen Schriftsprache, aber nicht in dem Sinn, wie diese Bezeichnung sonst gewöhnlich verstanden wird. Es ist nicht eine Darstellung der Sprachentwicklung allein; Voßler will vielmehr sozusagen hinter die Kulissen des sprachlichen Geschehens blicken, er will feststellen, inwieweit dieses durch kulturelle Erscheinungen bedingt ist. Der Gedanke, daß die Sprachentwicklung von der Kultur abhängig sei, ist nicht neu — er geht, wenn ich nicht irre, auf Herder zurück — und selbst die üblichen „historischen Grammatiken" nehmen in mehr oder weniger ausführlichen Einleitungen darauf Bezug. Voßler aber ist der erste, der es unternommen hat, die Beziehungen zwischen Sprache und Kultur sozusagen Schritt für Schritt zu verfolgen und aufzudecken, und das hat ja auch den Erfolg seines Buches begründet. Allerdings muß gleich gesagt werden, daß Voßler den Begriff der Kultur etwas eng faßt und im Grunde auf die historisch-politischen Ereignisse einschränkt; nun sind ja diese Beziehungen vielleicht die wichtigste, aber gewiß nicht die alleinige Ursache, die die Sprachentwicklung beeinflußt. Die Kultur einer Gemeinschaft ist schließlich die Summe der Kulturen der Einzelnen, aus denen sich jene zusammensetzt, und so könnte man noch weiter zurückgehen und an Stelle jener soziologischen Sprachbetrachtung eine kulturpsychologische setzen, die die Rolle des führenden Individuums in der Sprachentwicklung zum Gegenstand hätte. Ich nenne dabei „führende Individuen" nicht bloß hervorragende Geister, wie etwa Christian, Rabelais, Ronsard usw., bei denen ja diese Führerrolle klar genug zutage tritt; führend und sprachschöpferisch kann auch etwa ein schlichter Familienvater, ja das Kind in der Familie wirken. Gerade bei dem Verfasser der „Sprache als Schöpfung und Entwicklung" fällt auf, daß diese Seite der Sprachbetrachtung hier ganz vernachlässigt ist. Die Ergebnisse der Mundartenforschung lassen doch den Anteil des Individuums an den Sprachwandlungen größer erscheinen, als man früher annahm, und wenigstens für die neuere Zeit konnte der Versuch gemacht werden, dies mehr zu betonen und auszuführen, als es Voßler (S. 363) tut. — Von den kulturellen Erscheinungen, die sich in neuester Zeit geltend machen, vermißt man die gesteigerte Bedeutung der Technik und, damit zusammenhängend, des Verkehrs, der nicht nur zahlreiche Fremdwörter eindringen läßt, sondern auch zu so eigentümlichen Bildungen wie *P.-L.-M.* (gespr. *peelem*) oder gar *cégétiste* geführt hat, ferner den Einfluß des Sports usw. Auch die Einflüsse der bildenden Kunst, die etwa bei den Goncourt, bei Th. Gautier zutage treten, sind kaum gestreift. Freilich ist es ungemein schwer, alle diese Zusammenhänge zu erkennen (Voßler selbst spielt auf diese Schwierigkeit an, S. 142, Beginn

Digitized by Google

des letzten Absatzes); darum ist vieles davon nicht greifbar, nicht wissenschaftlich überzeugend darstellbar, nur sozusagen intuitiv erfaßbar; darum konnte es auch nur ein Dichter und Künstler, wie Voßler es ist, unternehmen, ein solches Buch zu schreiben. — Ein anderer Umstand, dem Voßler, wie mir scheint, zu wenig Bedeutung beimißt, ist die Einwirkung des Unbewußten im Seelenleben. Voßler sieht überall in der Sprachentwicklung Einfluß der Kultur, überall den wirkenden Geist. Nun wird man ihm gerne zugeben, daß schließlich alles sprachliche Geschehen auf psychische Ursachen zurückgeht, aber bei allen gewohnheitsmäßig ablaufenden Seelenvorgängen stellen sich doch Automatismen, mechanisches Geschehen ein; so möchte ich z. B. die Durchführung des unbetonten Stammvokals bei den Zeitwörtern nicht wie Voßler tiefsinnig auf eine „intellektualistische, analytische Anschauungsweise" zurückführen (S. 156), sondern einfach auf die mechanische, zahlenmäßige Überlegenheit der Formen mit unbetontem Vokal; so kann ich auch in Fällen wie *Prenés lequel que vous vouldrés* (167) keine „gewollte Relation" erblicken, sondern mechanische Ausdehnung eines *que*, das als Exponent einer Satzverknüpfung gedankenlos gesetzt wird. — Ein weiterer Umstand, dem Voßler m. E. zu wenig Beachtung schenkt, ist das Verhältnis zwischen Sprecher und Hörer. Bei Voßler erscheint die Sprache, wie in der alten Sprachwissenschaft, nur als Mittel der Verständigung im Munde des Sprechers; die Rücksicht auf den Hörer kommt bei ihm fast gar nicht (erst etwa S. 334) zum Vorschein und doch ist sie gerade beim Franzosen im Hinblick auf dessen gesellschaftliche Einstellung und das Vorwalten des Verstandesmäßigen von Wichtigkeit; wie fruchtbar dieser Gedanke für die Deutung gewisser sprachlicher Erscheinungen ist, haben z. B. Th. Kalepky und E. Richter u. a. wiederholt gezeigt. Von hervorragender, ja geradezu entscheidender Bedeutung scheint mir das Verhältnis zwischen Sprecher und Hörer beim Bedeutungswandel zu sein; so hat sicherlich bei der Bedeutungsänderung von *eleemosyne* (76) nicht so sehr die Kirchensprache als die verschiedene Auffassung derselben Handlung von Seite des Sprechers und von der des Hörers gewirkt.

Der Stoff des Buches, der sich ja, wie erwähnt, nicht immer mit wissenschaftlicher Schärfe erfassen läßt, und die temperamentvolle Art, in der ihn Voßler behandelt, bringen es mit sich, daß manches dogmatisch vorgetragen wird, manches — und darin liegt eine gewisse pädagogische Gefahr — als feststehende wissenschaftliche Tatsache aufgefaßt werden kann, was doch in Wirklichkeit nur subjektive Deutung des Verfassers ist; so z. B. S. 271, wo in den Sätzen *L'influence des Muses* usw. ein anderer doch *Muses, fureurs* als die in Gedanken zugrunde liegenden

Digitized by Google

Subjekte fühlen wird. Ob in Stellen wie *luisent cil elme* (84) der Hinweis wirklich „ein rein innerer, emphatischer" ist, scheint mir nicht ausgemacht zu sein. Ich denke mir, daß etwa eine hinweisende Gebärde des Vortragenden die Helme gewissermaßen körperlich vor den Hörern erstehen lassen konnte; ob das Demonstrativum hier tatsächlich, wie heute im Pikardischen, schon zur Funktion eines bloßen Artikels herabgesunken ist, wird sich kaum erweisen lassen. — Im Befehl ohne Pronomen erkennt Voßler (253) „temperamentvolle, richtungslose Impulsivität"; wie aber im Zeitalter der Aufklärung, der kühlen Vernunft, in dem diese Ausdrucksweise allein möglich ist? Derartige Deutungen, die dem Leser ich möchte sagen suggeriert werden, ohne daß auf andere Erklärungsmöglichkeiten hingewiesen würde, finden sich häufig in dem Buche; in einigen Fällen findet man allerdings Zugeständnisse an die Kritik, wie etwa bei der Erklärung von *je chante* (150); so ist auch die Besprechung einer Erscheinung, die in der ersten Auflage (176) als „für die mittelfranzösische Sprachentwicklung höchst bezeichnend" hervorgehoben wurde, in der neuen Bearbeitung ganz unterdrückt worden.

Ob die Zusammenhänge zwischen Sprache und Kultur, wie sie Voßler darstellt, richtig geschaut sind, was davon anzunehmen, was abzulehnen ist, das würde sich mit einiger Sicherheit beurteilen lassen, wenn die Probe auf das Exempel gemacht würde: wenn man die Geschichte einer andern Sprache in ähnlicher Weise behandelte. Einstweilen mag man sich freuen, daß uns der Münchener Gelehrte ein überall anregendes, geistvolles Buch geschenkt hat. Hoffentlich schilt man mich nicht kleinlich, wenn ich einem so großzügig entworfenen und so genial durchgeführten Werk einige bescheidene Bemerkungen anfüge.

S. 4 und 5: Die angeführten Vereinfachungen des Lateins sind doch nicht nur im Norden Frankreichs, sondern fast alle auf dem ganzen rom. Gebiet eingetreten. — 45 unten: Von einem „gebräunten" Harnisch ist keine Rede, die Antithese entfällt also; Voßler hat offenbar *brúnie* (= *brónie broigne*) mit *brunie* verwechselt. Auch S. 63 Anm. sieht es bedenklich so aus, als wäre *quer* (= *car*) als *quer* = *cuer* aufgefaßt worden. — 57 unten: *morir* wird nicht faktitiv verwendet, vgl. Gaspary, ZrPh. 9, 425 ff. — 59, 14: Bei *mescrëuz* liegt keine „Verwechslung" vor, vgl. Herzog, Beih. 26 der ZrPh., S. 133; ebensowenig bei den Infinitiven *ardoir* und *pendre:* der Inf. an sich hat weder aktive noch passive Bedeutung so wie das Verbalsubstantiv, vgl. im Dtsch.: „Der Dieb wurde zur Hinrichtung geführt" und „Der Henker ging zur Hinrichtung". — 67, 16: *courons* kann im Afrz. Konjunktiv sein. — 69: Statt der weitläufigen psychologischen Erklärung des Konjunktivs in Frage-

Digitized by Google

sätzen möchte ich einfach Nachleben des lateinischen Gebrauches annehmen. — Auch die Personifizierung der Abstrakta im Rosenroman möchte ich, statt eine verwickelte „Übersteigerung" anzunehmen, auf lateinischen Einfluß (vgl. *Amor*) zurückführen. — 92, 6: *consiliu* ist zu streichen, weil es schon vl. paroxyton ist. — 93, 6: eine Stellung *il regarde le* war im Franz. zu keiner Zeit möglich. — Das auf derselben Seite über die neuhochdeutsche Syntax Gesagte kommt mir sehr übertrieben vor. — 96, 19: In *d'un son fil vueil parler* trägt *fil* den Hauptakzent, es liegt also fallender Rhythmus vor. — 98, 16: Warum fehlt bei den Sprachen, die den Umlaut kennen, das Spanische? — 157 unten: Daß das Fut. *aurai* „aus einer orthographischen Konvention" entstanden sein soll, ist doch gar zu unglaublich; eine (freilich auch nicht ganz befriedigende) Erklärung, die sich der von Voßler unmittelbar vorher angeführten von *tiendrai* anschließt, gibt P. Skok, Časopis pro mod. fil. 12 (1926), 278 ff. — 174: Ob der Wortschatz eines so verkünstelten Werkes, wie es der Rosenroman ist, ohne weiteres als charakteristisch mittelfrz. bezeichnet werden kann, scheint mir fraglich. — 176: Die an das Villonsche Zitat angeknüpften Bemerkungen sind wohl sehr spitzfindig; ebenso die Deutung des *non* (S. 294), wo doch einfach die im Mittelalter noch mögliche Hervorhebung der Negation durch den Akzent (und dann natürlich in der Form *non*) vorliegt. — 267: *il se dort* und *nous nous partons* sind ganz verschieden geartet, insofern bei *partir* „abreisen" im Afrz. immer das Reflexivpron. steht („wir trennen uns"). — 303 Mitte: Die Erhaltung des *-r* in den Infinitiven auf *ir* und *-oir* erklärt sich durch analogische Vorgänge, auch einer jener Automatismen, für die Voßler kein Auge hat. — 304, letzte Z.: was das Wort „sonor" hier bedeuten soll, verstehe ich nicht.

Bei einem Sprachkünstler wie V. versteht es sich von selbst, daß er in der Neubearbeitung auch die stilistische Feile angelegt hat. Unter anderm fällt das löbliche Bestreben auf, Fremdwörter durch deutsche zu ersetzen: „äquilibriert" ist durch „ausgeglichen" ersetzt, „expansionsfähig" durch „dehnbar", „konstituieren" durch „gestalten", „phonetisch" gelegentlich durch „lautlich". Umso unangenehmer fällt ein Ungeheuer wie „Phonalitäten" (108) auf; auch „konjugabel" und „konjunktionistisch" (beide 57) sind keine schönen Wörter. Bedauerlich ist es auch, daß V. der anscheinend immer mehr um sich greifenden Unsitte folgt, „die Bourgogne" zu sagen; weiß er nicht, daß diese Provinz auch einen deutschen Namen hat? Warum ist S. 33, 7 v. u. gerade die italienische Form Quaresima gewählt worden?

Druckfehler (nur einige wichtigere). 16, Z. 20 l. Chalon st. Châlons und westlich st. östlich. — 70, Z. 4 l. *jurn* st. *jum*. —

Digitized by Google

70, Z. 6: nach *puissent* fehlt wohl ein Verb der Bewegung. — 70, Z. 17 l. *oyes* (= auditas) st. *oyés*. — 71, Z. 11 v. u. l. wohl „ein" st. „einer"? — 71, Anm. 2 l. adversatives st. adversaires. — 72, Z. 24 l. *juenvres* st. *jemvres*. — 76, Z. 8 l. veräußerlicht? — 128 im ersten Zitat Z. 4 l. *porras* st. *potras*. — 145, Anm. 1 l. *arête*. — 149, 11 v. u. l. attribuierend und *amis*. — 160, Z. 20 l. angevinisch. — 161, Z. 13 l. *šamp*; die Umschrift für *gentil* muß auch geändert werden. — 169, Z. 17 ist aus einer harmlosen „Beihilfe" eine gar zu brutale „Beilhilfe" geworden. — 203, Anm. 1 l. *ardente*. — 262, letzte Textzeile l. *c'est*. — 271, Z. 22 l. positiv. — 275, Z. 11 l. *rigueur*.

Die bibliographischen Angaben sind ergänzt worden; doch wäre es schon aus pädagogischen Gründen richtig gewesen, auch die Ansichten der Gegner, wenn auch ablehnend, zu erwähnen. S. 340 wäre auf Wechsslers „Esprit und Geist" zu verweisen gewesen. S. 50 vermißt man einen Hinweis auf El. Richters „Grundlinien der Wortstellung".

Graz. ADOLF ZAUNER.

Sainéan, L., *Les sources indigènes de l'Etymologie française.* Tome troisième et dernier. Recherches complémentaires. Paris, Boccard, 1930, 602 S.

„Les Sources indigènes sont en même temps l'ouvrage le plus considérable que possède jusqu'ici l'étymologie romane: il s'impose aussi bien par la masse des faits que par les nouvelles ressources qu'il met au service de la discipline étymologique, dont le cadre se trouve indéfiniment élargi." So urteilt *Sainéan* über *Sainéan*, Sources indigènes III, S. 518 f.[1]). Wir haben also offenbar eine ganz große Leistung vor uns, die alles, was Ménage, Diez, Meyer-Lübke, v. Wartburg auf dem Gebiet der Etymologie geleistet haben, weit hinter sich läßt, von Kleineren ganz zu schweigen.

Sainéan hat sich diesen 3. Band seiner S. I. als Festgabe zum 70. Geburtstag geschenkt, und so ist es wohl am Platz, einen Blick auf die Entwicklung dieser überragenden Persönlichkeit zu werfen. Dies wird durch die Selbstbiographie er-

[1]) Dieses Urteil ist nicht vereinzelt, s. *Sainéan* über *Sainéan* ebd. 461 „Les nouvelles sources que nous avons rendues accessibles à l'étymologie, lui ouvrent des perspectives illimitées ..."; S. 521 „J'ajoute, en finissant, que je suis parfaitement conscient de la valeur de mes travaux. Mon 'Influence orientale sur la langue et la civilisation roumaine', 1900, vivra autant que le roumain lui-même. Et quant à mes grands ouvrages ... ils auront contribué, pour leur part, ... à maintenir la réputation philologique de la France pendant la crise de la pensée nationale qui a suivi l'Armistice. J'ai pu ainsi servir deux patries et deux langues."

Digitized by Google

leichtert, mit der Sainéan seinen Festband abschließt, s. auch Spitzer, LGRP 1927, 34 f. Sainéan hat als Philologe auf dem Gebiet des Rumänischen begonnen und da u. a. auch ein rumänisch-deutsches Wörterbuch geschrieben, das ich noch heute gerne benütze. Er hat sich in dieser ersten Periode seines Lebens auch mit lateinischer Syntax beschäftigt, wie ich einer kleinen, durch Zufall in meine Hände geratenen Broschüre: Dr. Urechiă, *Cinstea şi ştiinţa d-lui Săineanu* (Der Anstand und die Wissenschaft des Herrn Săineanu), ohne Jahr, (wahrscheinlich 1900), entnehme. 1901 kehrt Sainéan dem undankbaren Rumänien den Rücken und zieht, über 40 Jahre alt, nach Frankreich. Mit dem ganzen unermüdlichen Fleiß, der schon seine Tätigkeit als rumänischer Philologe auszeichnet, wirft er sich nun auf das Gebiet des Folklore, dann auf das Rotwelsch, und nach jahrelanger Vorbereitung sind seine Bücher über den Argot, zuletzt über das *Langage Parisien au XIX^e siècle* erschienen, in denen man immer wieder Belehrung finden kann. Die Beschäftigung mit dem Rotwelsch und seit 1906 das Studium Rabelais' führte ihn zu den französischen Mundarten, und so erschien denn in erstaunlich rascher Folge die Reihe der großen Werke, die ja bekannt sind. Wie die Argotbücher, so ist auch das zweibändige Werk: *La langue de Rabelais* voll von mundartlichem Material; die Herkunft zahlreicher, später literarisch gewordener Wörter aus den Mundarten wird klar erwiesen, ihre soziale Herkunft wird festgestellt usf. Es wäre undankbar, das zu verkennen. Aber Sainéan ist Autodidakt, und er hat sich ohne irgendwelche linguistische Vorbereitung auf ein Gebiet begeben, auf dem das Ausgleiten besonders leicht ist, auf das Gebiet der Etymologie. Wir verdanken nun gerade auf dem Gebiet der Materialsammlung Autodidakten in Frankreich sehr vieles. Man braucht nur an Godefroy zu denken, an die zahllosen Verfasser von Mundartwörterbüchern, zu denen man immer wieder greifen wird, wenn selbst Werke wie Sainéans Sources indigènes — dem Verfasser zum Trotz — kaum mehr dem Namen nach bekannt sein werden. Aber Sainéan hat den Ehrgeiz, nicht Sammler, sondern Forscher sein zu wollen. Nun ist ihm die eigentliche Linguistik ein Buch mit sieben Siegeln. Statt aber von den Trauben zu lassen, die ihm zu hoch hängen, erklärt er jeden unentwegt für rückständig, verblendet, reaktionär, der an die Existenz dieser Trauben glaubt, und verwendet nun einen unglaublichen Aufwand von Tinte und Druckerschwärze, um immer wieder zu beteuern, daß das Ziel der etymologischen Forschung darin besteht, das Französische ohne Zuhilfenahme des Gallischen, Germanischen, ja gelegentlich selbst des Lateinischen zu erklären. Dazu hat sich nun Sainéan eine ganz merkwürdige Sprachauffassung zurecht gemacht. Die

Digitized by Google

Sprache geht nämlich nach ihm in ihrer Entwicklung durch zwei Perioden. In der ersten gibt es Lautgesetze, diese schließt im Französischen etwa mit dem Jahr 1200 ab, (von Gesetzen der Flexion, der Wortbildung spricht er meines Wissens überhaupt nicht). Dann aber beginnt die Zeit der Freiheit von dem Zwang der Gesetze, jetzt wirkt nur mehr die Semantik. Das ist nicht etwa eine böswillige Entstellung des Referenten. Man lese Sl. III, 7: „Il reste donc établi que la phonétique cesse d'être en vigueur à partir d'une certaine période (mettons celle du moyen français), lorsqu'elle cède la place à la sémantique" (dasselbe wiederholt S. 24); und später S. VIII: „Alors que la phonétique est locale et temporaire, la sémantique est universelle et permanente." Das Letztere, ins Praktische und Verständliche übertragen, soll heißen: Wenn irgendeinmal und irgendwo ein begrifflicher Übergang, z. B. eine Tiermetapher nachgewiesen ist, ist der Etymologe berechtigt, den gleichen Übergang auch ohne Beweis und ohne Einschränkung in Zeit und Raum anzunehmen.

Es herrschen also allgemeine psychische Denkgesetze, die nach Zeit und Raum unbeschränkt sind; die psychischen Gesetze, die in der Konstituierung der Lautgesetze sich äußern, die sind mit dem Mittelfranzösischen zu Ende, sie sind abgeschnitten. Von nun an leben sich die vorhandenen Wortformen uneingeengt aus, die Laute wechseln nach Belieben, wenn nur die Semantik zu ihrem Recht kommt. Sainéan ist also in Sachen der Lautentwicklung nicht weiter fortgeschritten als etwa die Grammatiker des 16. Jhdts. Jacques Dubois stellt ähnlich fest, daß lat. *-a-* im Französischen als *-e-* erscheint, z. B. in *ala — ele;* oder als *i*, z. B. in *vider — vacuare;* oder als *-ai-*, z. B. in *aimons — amamus;* oder als *-ou-*, z. B. in *toucher — tangere* usf. Man fragt sich verwundert, ob denn Sainéan, der Hunderte von Arbeiten zum französischen Wortschatz durchgeblättert und studiert hat, nie in seinem Leben eine Arbeit zur Lautgeschichte des Neufranzösischen, nie eine Mundartmonographie in die Hand genommen hat. Wie naiv nun Sainéan selbst den Grundtatsachen der historischen Grammatik gegenübersteht, zeigt verblüffend die folgende lapidare Feststellung. Haust, dessen Etymologies wallonnes, 1923, nach S. immerhin einiges Verdienst haben, wenn auch der Autor sich von den Ketten der historischen Sprachforschung nicht zur Genüge frei gemacht hat, hat festgestellt, daß die wallonische Lautentwicklung, die von fränkisch **skolla* zu frz. *houille* führt, mit dem 12. Jhdt. abgeschlossen ist. „*Cet aveu (car c'en est un)*" schreibt S. S. VII, „*est tellement rare sous la plume des phonéticiens qu'il mérite d'être retenu. Pour la plupart, la loi phonétique est absolue, c'est-à-dire sans limites dans le temps et dans*

Digitized by Google

l'espace." Welcher Romanist der letzten 50 Jahre hat behauptet, daß die Lautgesetze weder an Ort noch an Zeit gebunden sind? Es wäre dringend zu wünschen, daß Sainéan die Auseinandersetzung seines Landsmanns Puşcariu über die Lautgesetze liest (*Din perspectiva Dicţionariului, 3. Despre legile fonologice,* Dacoromania II, 19-84), bevor er sich weitere Grundsätze über die Lautentwicklung bildet.

Aber Sainéan, der eben festgestellt hat, daß es nach der Zeit des Altfranzösischen keine lautgesetzliche Entwicklung mehr gibt, entdeckt S. 166 plötzlich doch ein Lautgesetz. „On pourrait formuler ainsi cette nouvelle constatation phonétique: Tout *ç* de l'ancienne langue devient *s* en français moderne et en provençal et *tch* dans le Nord et le Midi de la France." Das ist für Sainéan eine *nouvelle constatation phonétique.* Da er also nicht einmal Schwan-Behrens zu kennen scheint, ist es ihm zweifellos vorbehalten, noch weitere solche neuen Feststellungen zu machen. Die Nutzanwendung dieses Lautgesetzes ist aber wieder sein Eigengut. Somit werden spanisch *mozo* und *muchacho,* ital. *mozzo,* frz. *mousse,* frz. *musser* (*mucer*) u. a. alle auf eine Schallbildung zurückgeführt, die ursprünglich eine Koseform für die Katze war.

Das sollte also genügen, um die Augen über den wissenschaftlichen Wert der Kompilationen Sainéans zu öffnen. Allein dieser ist gerade in Deutschland entdeckt und gefeiert worden, s. L. Spitzer, LGRP 1927, 27-36; Rohlfs, ZFSL 49, 171, und auch in dem vorliegenden Band sind wieder ein paar Zusammenstellungen gemacht worden, die zweifellos ungeprüft weiterwandern werden. So ist ein Stillschweigen über seine verheerende Tätigkeit nicht am Platz. Wie Sainéan auf dem Gebiet der Lautlehre durch keinerlei Kenntnisse belastet ist, so fehlt ihm auch sonst jedes Verständnis für das Wesen der historischen Grammatik. Ich habe ZFSL 50, 229 meine Überraschung darüber ausgedrückt, daß Sainéan das Altirische und das Gallische ohne weiteres auf eine Stufe stellt. Ich glaubte damals noch an eine augenblickliche Unachtsamkeit. Nunmehr bin ich aber belehrt worden, daß es Sainéan unbekannt ist, daß die lebenden keltischen Mundarten nicht ohne weiteres mit dem Gallischen gleichzusetzen sind. Eine der schönsten Etymologien, die während der letzten Jahre von einem Romanisten aufgestellt wurden, ist die von den Keltisten bestätigte Feststellung eines gallischen **ambibosta* durch Jud, RFE 7, 339 für im Südosten lebendes *emboto* „jointée" u. ä., s. v. Wartburg, FEW 85 f. Gallische Etyma sind für Sainéan ein rotes Tuch, und auch dieses *ambibosta* ist nach ihm „une simple fiction de grammairien". Er widerlegt diese Etymologie mit dem Hinweis darauf, daß die keltischen Wörter, die Jud herangezogen hat, *boss* bzw. *bass*

Digitized by Google

sind, und nicht *bosta*, und daß das *ambi*-Präfix nur an Personennamen antritt. Wer möchte da noch an Zusammenhang dieses lyonesischen *emboto* mit dem keltischen *boss* glauben? Man möchte es nicht für möglich halten, daß Sainéan diese Gegengründe anführt und in einem Atemzug den Aufsatz Juds zitiert, in dem dieser S. 342 die Entwicklung des gallischen *-st-* gibt, S. 344 die Zusammensetzungen mit *ambi-* bespricht und S. 345, Anm. 1 ausdrücklich darauf hinweist, daß J. Loth, Revue Celtique 37, 311 die altirische Entsprechung des von Jud und Thomas erschlossenen *ambibosta* gefunden hat.

Mit der gleichen Kompetenz und Gewissenhaftigkeit rechnet S. nun neuerdings mit den übrigen gallischen Sprachrelikten des Französischen ab, S. 252 f. Ich spreche nicht von meinen eigenen keltischen Etymologien im EWFS. Aber auch **anderos* „Feuerbock", **aballinca* (das nicht zu *aballos* „Apfel", sondern zu lat. *mel* „Honig" gehört), **agranio* (*agragnoun* gehört zu *agre-aigre*, das gleichbedeutende *aragnoun* gehört zu *aragno* „Spinne"), die Fischnamen *ancoravus*, *tecco*, *levaricinus* u. ä. gehören alle nicht in das romanische Wörterbuch. Die entsprechenden Formen sind formations imitatives, facéties vulgaires usf. Vor dem Zeitpunkt, zu dem ein französisches Wort in der Literatur auftaucht, gibt es keine Entwicklung. Ja auch gelehrte lateinische Elemente werden ausgeschieden, vgl. SI. 3, 235, zu frz. *assoupir* „einschläfern".

„Ce bas-latin (**assopire*, classique *sopire*) est une transcription du mot français, dont l'ancienne variante *açopir* écarte définitivement tout rapprochement avec le latin *sopire*." Diese Etymologie hat eine lehrreiche Geschichte. Sainéan behandelt das Wort schon SI. I, 131. Er findet dort, daß *assoupir* zuerst im 15. Jhdt. belegt ist, und behauptet „C'est une variante de l'ancien *açoper*, *assouper* 'achopper', comme le prouvent les synonymes provinciaux Rennes: *chopper* 'sommeiller'" u. ä. Es gibt also ein afrz. *açoper* (das im 13./14. Jhdt. auf Grund der normalen afrz. Entwicklung zu *assouper* wird) und „mit den Füßen stoßen", „ausschlagen" (von Pferden), „anstoßen" bedeutet. Wie nun dieser *açoper* seine Konjugation wechselt, d. h. zu *assoupir* wird und nun nicht mehr „stoßen", sondern „einschläfern" bedeutet, das zu verstehen bleibt dem Leser überlassen. Wahrscheinlich ist der Übergang von „einen Fußtritt versetzen" zu „einschläfern" eine jener „facéties vulgaires", die nach Sainéan in der Bedeutungsgeschichte eine so große Rolle spielen. Dieser Übergang der Zeit zwischen dem 13. und 15. Jhdt. ist aber nach Sainéan dadurch bewiesen, daß nun im 19. Jhdt. westfranzösisch ein *chopper* „schlummern" lebt, das mit dem alten *açoper* „stoßen" nun ohne weiteres zusammengestellt wird.

Digitized by Google

Sainéan betont es in dem vorliegenden Band mindestens ein Dutzend Mal, daß der Etymologisierung eines Wortes die Darstellung seiner Geschichte vorangehen muß. Aber bei so evidenten Zusammenstellungen ist dies offenbar nicht nötig. Soviel zur Vorgeschichte dieser Etymologie. Was aber S. I. I, 131 materiell noch halbwegs richtig ist, ändert sich bis zum Band 3 der SI. grundlegend. Nun wird das afrz. *açoper* „ausschlagen" in ein *açopir* umgewandelt; es wird gar nicht erwähnt, daß dieses *açopir*, das aus dem alten *açoper* ausgekrochen ist, gar nicht „einschläfern" bedeutet. Nach dieser neuen Darstellung ist *assoupir* also nicht mehr ein Wort des 15. Jhdts., sondern ist alt belegt, und wer sich nun auf diese Angaben verläßt, wird Sainéan ohne weiteres zustimmen, daß frz. *assoupir* nicht mit lat. *obsopire*, *sopire* zusammenhängen kann, quod erat demonstrandum. Ich will annehmen, daß diese Änderung in der Darstellung, die aus *açoper* ein *açopir* macht und dem letzteren die Bedeutung des nfrz. *assoupir* gebt, auf einen Gedächtnisfehler des Verfassers zurückzuführen ist. Daß der Fall nicht vereinzelt ist, habe ich ZFSL, 50, 296 an *hanneton — aneton*, Kultur und Volkstum der Romanen, 1930, 51 an *hargner — araigner* gezeigt. Solche Etymologien lassen sich nicht einmal mit dem Mangel an Kenntnissen in der historischen Grammatik rechtfertigen.

Wie naiv Sainéan gegen deren Ergebnisse sündigt, dafür nur ein paar Belege. Das in der letzten Zeit wiederholt besprochene afrz. *baille* „mit einem weißen Fleck" ist eine Femininform von afrz. *bai* „rotbraun", S. 452. Zu *butorius* „Rohrdommel", das nach Sainéan natürlich Schallbildung ist, wird im Mittellateinischen ein *bitoriscus* „Zaunkönig" gebildet, in dem *-iscus* ein Deminutivsuffix ist. Es steht nämlich in der Vie de St. Avitus ein *bitriscus* (avis perexigua quae *bitriscus* vocatur), zu dem Carpentier bei Du Cange schreibt: „Fortasse contracte pro bitoriscus, sed bitorius Cangio aliisque est ardea, Francis butor, avis sane non parva." Mit der gleichen souveränen Verachtung der historischen Grammatik wird das heute namentlich in Westfrankreich verbreitete *se cuter* „sich verbergen" gedeutet. Das Wort ist nach S. 246, Anm. 3 seit dem 14. Jhdt. belegt, S. 435 ist es 2 Jhdte. jünger (12./13. Jhdt.), aber die Etymologie findet sich schon an der ersten Stelle. Dieses *se cuter* hat nicht etwa seine Ahnen im Gallischen, sondern ist einfach eine Ableitung von *cul*. Afrz. *soi cuter* heißt „sich auf den Hintern setzen", das ist doch eine anschauliche Art, um sich zu verbergen! Diese Erklärung wird wahrscheinlich gemacht durch den Hinweis auf das Subst. *cuterie* „imbécilité, stupidité" bei Bauche, Langage populaire 213, das zu *cul* — [*kü*] in der metaphorischen Bedeutung „Dummkopf" gehört. (Das Letztere

Digitized by Google

wird natürlich nicht bestritten. [*kü*] zu [*kütri*] wie *âne* zu *ânerie*.) Das *-l* des afrz. *cul* ist also nach Sainéan S. 246 im 14. Jhdt., nach Sainéan S. 435 schon im 12./13. Jhdt. verstummt, der Zusammenhang des afrz. *cul* mit *aculer, reculer, bascule* ist nicht mehr fühlbar, und der begriffliche Übergang von *cul* „Hinterer" bzw. *cuterie* „Blödsinn" zu *se cuter* „sich verbergen" ist so zwingend, daß man an der supponierten Lautentwicklung keinen Anstoß nehmen kann.

Unter diesen Umständen ist es nicht wunderlich, wenn sich zünftige Sprachwissenschafter dem Urteil Sainéans über Sainéan nicht ohne weiteres anschließen. Das kommt am trockensten und dadurch am überzeugendsten in der Kritik zum Ausdruck, die Thomas in der Neuauflage seiner Mélanges d'étymologie française über S. I. 1-2 fällt: „Je n'y ai rien trouvé qui me paraisse mériter d'être retenu." (Von S. selbst zitiert 3, 209.) Solche Abneigung ist in der Regel gegenseitig, und so erfreuen sich denn mit verschwindenden Ausnahmen die Romanisten einer allgemeinen Ablehnung seitens Sainéans. Die Bescheidenheit verbietet es mir, die Urteile wiederzugeben, die S. über mein EWFS fällt, sie sind nach dem Register der SI., Bd. 3 leicht zu finden. Sie entsprechen der Skala der Ablehnungen Sainéanscher Etymologien in meinem EWFS von „unbegründet", „unwahrscheinlich" über „lautlich, begrifflich, geographisch, historisch unmöglich" zu „frivol". Meyer-Lübke, dessen Urteil über Sainéans S. I. in LGRP 1927, 247 ich hier Bd. 50, 294 wiederholt und mir zu eigen gemacht habe, erfreut sich einer ähnlich anerkennenden Beurteilung. E. Richter, deren Beurteilung der S. I. in ASSL den Unwillen Sainéans erregt hat, ist „imbue de la méthode factice" ihres Lehrers Meyer-Lübke, sie hat nicht die Fähigkeit, die Bedeutung der Sainéanschen Methodik zu erfassen. Ja selbst v. Wartburg, dessen etymologisches Werk bisher allgemein die weitestgehende Anerkennung gefunden hat, verkennt vollständig die schöpferischen Kräfte der Sprache, S. 444; seine Methode ist „rétrograde, contraire à la vie et au développement réel des idiomes modernes", S. 443; seine Gelehrsamkeit ist „plus ou moins fantaisiste et réfractaire au bon sens", S. 445; s. auch S. 446 die Schlußbemerkungen. Die Verstorbenen kommen nicht besser weg, vgl. S. 513 „Feu Tobler ... me disait non sans amertume: 'Mon ami Gaston Paris n'approuve aucune de mes étymologies françaises' ... L'avis de Gaston Paris ne me paraît pas exagéré."

Für alle diese 'failures', diese 'Versager' tritt nun Sainéan in die Bresche. Seine Methode läßt sich etwa in der folgenden Weise zusammenfassen. Er findet irgendwo ein Wort in irgendeiner Bedeutung, das mit einem Tiernamen identisch ist oder wenigstens an diesen anklingt, die beiden Wörter sind dann

Digitized by Google

etymologisch miteinander verwandt oder identisch, z. B. frz. *chatouille, chatillon* „Köderlamprete" ist natürlich eine Ableitung von *chat* „Katze". Thomas hat zwar nachgewiesen, daß die ältere Form von 'chatouille' *setueille* ist, und dieses ist auf den Buchstaben genau ein afrz. *set ueille* „Siebenauge", gallorom. *septem ocula,* aber ein solcher Ansatz ist nach S. keine 'réalité', sondern nur ein 'type', also weg mit ihm! Damit ist nicht nur erwiesen, daß die Köderlampreten an Katzen erinnern, sondern daß jede Bezeichnung irgendeiner Katze für die Bezeichnung irgendeines Fisches verwendet werden kann. Bisher war der hohe Wert der Tiermetapher nicht erwiesen (ich nehme an, daß die Literatur zu dieser Frage Sainéan ebenso unbekannt geblieben ist wie die zur französischen Lautgeschichte). Ebenso verkannt war bisher die Bedeutung der Schallbildungen für die Wortetymologie. Da solche Schallbildungen in der Regel keine Geschichte haben, sich auch durch keinerlei Lautgesetze eingeengt fühlen, treten sie ganz in den Rahmen des Sainéanschen Betätigungsfeldes. Auf Grund dieser beiden Prinzipien wird nun das etymologische Wörterbuch von 'types' entvölkert. Der 602 Seiten starke Band 3 der S. I. ist zum größten Teil mit Wiederholungen, mit Notizen über gelesene Bücher ausgefüllt, — darunter findet sich auch eine Inhaltsangabe des italienisch-rätoromanischen Sprachatlasses, mit Zukunftswünschen an die Verfasser —, immerhin finden sich auch hier einige neue Deutungen (s. o. *cuter*), welche die Methodik Sainéans veranschaulichen. Die hohe Bedeutung der Metapher wird z. B. an dem folgenden Fall erwiesen, s. S. 9.

„Autre doublet étymologique superflu: '*Apôtre,* chacun des douze disciples ... Emprunté du lat. ecclésiastique *apostolus,* proprement envoyé ...' '*Apôtre,* chacune des deux allonges d'écubier ... pour **apôte, aposte,* du lat. *apposita,* proprement chose apposée." So nach dem Dict. gén. Nun Sainéan:

„Il s'agit en dernier lieu d'une facétie de matelot, d'une application plaisante du terme biblique. Mais cette induction n'appartient pas aux marins français qui, au cours du XVIII^e^ siècle, l'ont empruntée aux marins italiens, génois ou vénitiens. Ceux-ci ont plaisamment désigné par *apostoli, apôtres,* les deux fortes pièces de construction de l'avant de l'étrave." Ich bin fast überzeugt, daß dieser Geistesblitz Sainéans noch seinen Weg machen wird. Es gibt zwar ein afrz. *apondre* „ansetzen", zu dem *aposte* ein substantiviertes altes Partizip ist wie das entsprechende Frz. Schweiz *aponse* „allonge", so wie neben *pondre* afrz. *poste* „das Aufgestellte", neben *compondre* afrz. *composte* steht, und maskulinisches *depost, sorpost* neben *depondre, sorpondre* usf., s. Rannow, Die im Französischen substantivierten Participia perfecti passivi lateinischer starker Verba, Diss. Kiel 1903; aber

Digitized by Google

wozu trennen, was füreinander bestimmt ist? *Apôtre* „Ansatzstück" aus *apôtre* „Apostel" ist ein viel schönerer Beweis für die metaphorische Schöpfungskraft der Sprache als ein trockener 'type' *apposita.* Aber ich fürchte den Bannfluch des Papstes für die ulklustigen Matrosen, die nach dem Vorbild ihrer genuesischen oder venezianischen Kollegen ihr *apôtre* für die 'allonges d'écubier' verwendet haben, denn sie haben den *apôtres* ihr durch Kirchengeschichte und Tradition gewährleistetes männliches Geschlecht genommen und haben daraus ein feminines *apôtre* gemacht, wahrscheinlich weil ihnen der 'Schiffsvorstoß' eines echten, männlichen Apostels nicht ganz würdig erschien. Sainéan steht sonst auf dem, im Einzelfall durch keinerlei kulturgeschichtliche Erwägungen belasteten Standpunkt, daß bei Entlehnungen das Französische stets der gebende Teil ist. Hier ist es umgekehrt, doch möchte ich denken, daß die Genueser Matrosen des 18. Jhdts. ihr *apostoli* dem frz. *apôtre* nachgebildet haben, weil ihnen der Geschlechtsunterschied zwischen *les apôtres* „Schiffsvorstoß" und *les apôtres* „Apostel" vermutlich ebensowenig bewußt war wie Herrn Sainéan, vorausgesetzt, daß dieses genuesische oder venezianische *apostoli* wirklich besteht. Ich finde es nämlich weder bei Boerio noch bei Frisoni und kann mich des Verdachtes nicht erwehren, daß es dem Verfasser eines französisch-italienischen Wörterbuchs seine Existenz verdankt, der bei der Übersetzung des französischen *apôtres* „Schiffsvorstoß" in Verlegenheit kam und daher, wie er glaubte, wörtlich mit *apostoli* übersetzte. Ich bin aber im übrigen der Sache nicht weiter nachgegangen. Bei so schlagenden Beweisen von der metaphorischen Kraft der Sprache kann man nicht daran zweifeln, daß auch *flûte* „Flöte" und *flûte* „Art Lastschiff" identisch sind, weil doch das *flûte* genannte Schiff lebhaft an eine Flöte erinnert. Daran knüpft Sainéan seine Belehrung: „C'est ainsi que la métaphore linguistique est appelée à reduire sensiblement les en-têtes étymologiques et à substituer des réalités aux hypothèses factices."

Auch zum Kapitel der Tiermetapher bringt Sainéan weitere Belege. Das bisher etymologisch als dunkel angesehene *gousse* „Schote", „Hülse" heißt eigentlich „das Junge der Hündin", das Wort ist identisch mit aprov. *gossa* „Hündin". SI. 1, 46 überrascht Sainéan noch diese Metapher: „Certaines images sont d'une hardiesse qui explique l'obscurité où sont restées jusqu'ici enveloppées leurs origines." Aber nach dem Prinzip, das ich oben angedeutet habe, bringt Sainéan einen Parallelbeleg zur Strecke, der die Zusammenstellung außer Zweifel setzt. Dem *gousse d'ail* des Französischen entspricht nämlich im Rumänischen *căţel de usturoiu* (oder noch näher dem französischen Wort das rumänisch gleichfalls bezeugte *căţel de aiu*). Wie rum.

Digitized by Google

aiu dem frz. *ail* entspricht, so also *gousse* dem rum. *căţel*. *căţel* heißt nun auch „junger Hund", so ist bewiesen, daß auch *gousse* ursprünglich nichts anderes bedeutet haben kann als „junger Hund". Allein das rumänische Bild ist durchaus nicht überraschend. Denn *căţel* heißt nicht nur 'junger Hund', sondern auch 'Tierjunges' im allgemeinen. Die verschiedenen, die Knoblauchzwiebel zusammensetzenden Knoblauchzehen werden als die Jungen des Knoblauchs bezeichnet, als *căţei*, so wie das gleiche lat. Wort *catellus* in frz. *caïeu* den „Schößling aus einer Blumenzwiebel" bezeichnet, s. EWFS 169 b. Aber frz. *gousse* bedeutet zu keiner Zeit und in keiner Form „Schößling" oder „Junges", das Wort, das Sainéan darin sehen möchte, bedeutet nur „Hündin", und frz. *gousse*, ital. *guscio* bedeutet auch nicht nur, wie man nach dem Ausgang Sainéans von *gousse d'ail* entnehmen könnte, die 'Knoblauchszehe', sondern die Umhüllung von Hülsenfrüchten, in Oberitalien auch die Spelzen des Getreides, die Schale der Nuß, selbst die Eierschale, also alles Dinge, die doch recht wenig an das Junge eines Hundes erinnern. Das Wort für 'Hündin' ist ferner nur galloromanisch, das Wort für 'Schote' lebt in dem ganzen Gebiet von südlich der Loirelinie über Oberitalien bis nach Neapel, vielleicht sogar hinab bis nach Sizilien. So nimmt denn Sainéan ohne Bedenken an, daß das französische Wort nach Italien gewandert ist, und zwar gleichzeitig in der literarischen und in der pikardischen Form *gouche* (die, soviel ich sehe, gar nicht existiert, ich habe sie vergeblich bei Corblet, Jouancoux, Ledieu, Delboulle, Moisy, Vermesse, Hécart, Beaucoudrey u. a. gesucht), als ob Ausdrücke wie 'Hülse', 'Schote', 'Eierschale' wanderten wie Kulturwörter, Industriebezeichnungen oder abstrakt literarische Wörter.

Sieht man sich aber die beiden Wörter *gousse* „Hündin" (nicht ‚Tierjunges') und *gousse* „Schote" genauer an, so sieht man, daß zwei ganz verschiedene Stämme zugrundeliegen. Mit afrz. *goz*, das Erec 794 mit *toz* im Reime steht, hat sich Foerster zu Vers 794 des Erec beschäftigt. Er stellt fest, daß das Wort ein stammhaftes *-ts-* hat, erwähnt aber auch die afrz. Abl. *gocet* „junger Hund" (das erst begrifflich dem rum. *căţel* entsprechen würde) und schreibt: „Alle Stellen weisen als Bedeutung entweder ‚Zwerg' oder ‚Hund' auf, und ich weiß nicht, ob es dasselbe Wort und welche Bedeutung dann die ursprüngliche ist." Der *-o-* Laut in diesem *goz* und der entsprechenden Femininform *gosa* des Provenzalischen ist geschlossen, die heutige Form dieses Wortes ist also, wie man nach dieser Grundlage erwarten muß, nprov. *gousso*. Die südliche Entsprechung von *gousse* „Schote" zeigt dagegen ein ganz anderes Bild. Zunächst ist schon altprovenzalisch neben *gósa* „Hündin" ein *gòlsa* „Schote" bezeugt. Daß dessen *-ò-* offen war, zeigt die heutige Entwicklung, soweit

Digitized by Google

sie sich aus den Karten 1518 *cosse* und 1831 *gousse d'ail* des ALF verfolgen läßt. Der Vokal von *gòlsa* stimmt heute fast genau mit dem von *paucum* überein, den 3 Typen *pau, pòu* und *po* für *paucum* entsprechen die Formen *gausso, gòusso* und *gosso*, s. ALF 1007; *gausso* findet sich z. B. H. Vienne, Aude, Ardèche. Im Übergangsgebiet zum Norden findet sich entsprechend eine Form *gousse*, die in die Literatur aufgenommen wurde. Denn daß das Wort im eigentlichen Norden nicht zu Hause ist, ergibt sich schon aus seinem Fehlen in der alten Literatur bis ins 15. Jhdt. Das gleiche Nebeneinander von *-au-* und *-ou-* Formen zeigt auch der Typus prov. *eslaus* „Blitz", den Göhri, RDR 4, 60 ff., behandelt hat, und der, wenn es auch Sainéan zweifellos bestreiten wird, ein gallisches **louk-* „leuchten" fortsetzt. Zum Übergang von *-òu-* zu *-au-* vgl. auch Meyer-Lübke, Die Diphthonge im Provenzalischen, 357 ff. Es liegt also dem frz. *gousse* ein gallischer *-ou-*Diphthong zugrunde, und bei dieser Grundlage werden nun auch die italienischen Formen verständlich. Denn ebenso unwahrscheinlich es wäre, die galloromanischen und die italienischen gleichbedeutenden Entsprechungen voneinander zu trennen, ebenso selbstverständlich ist es, daß keine lateinische Grundlage die beiden Formengruppen vereinigen läßt. Es liegt also auf den beiden Gebieten verschiedene Behandlung eines vorrom. *-ou-* Diphthonges vor, der gemeinsame Stamm, den ich nicht weiter zu analysieren imstande bin, ist **gouskj-*. Ob Zusammenhang dieses Stammes mit dem bei Plinius belegten *cuscolium* „Scharlachbeere" vorliegt, das nach REW 2424 dem prov. *cascolha* „Muschel" (auch *gousse* bezeichnet eine Muschelart) „Hülse von Früchten" zugrunde liegt, weiß ich nicht. Das Problem wird aber noch dadurch kompliziert, daß neben diesem Wort ein etymologisch gleichfalls ungeklärtes aprov. *dolsa* steht, dessen Existenz durch heutige östliche Formen außer Zweifel gesetzt ist und das auch das *-l-* des prov. *gòlsa* erklärt. *golsa* und *dolsa* finden sich heute stets nebeneinander in Südfrankreich. Unter allen Umständen sind wir aber weit von dem *gousso* „Hündin" entfernt, das nach Sainéan *gousse*, die „Schote", gezeugt hat.

Sainéan begnügt sich aber nicht mit dieser Zusammenstellung. Nicht nur *gousse* gehört hierher, sondern auch das seit dem 12. Jhdt. mit *-ss-* bezeugte *cosse* (S. I. 1, 140). (Dabei wird das aprov. *gosa* zu prov. anc. *cossa „petite chienne"!*) Aber auch frz. *housse* „Überzug", „Pferdedecke" ist nach S. I. 1, 320 nur eine dialektische Form für *gousse* „Hündin" und „Schote". Es muß dies wohl ein vorhistorischer, später verschollener Dialekt sein, nachdem schon Glossen des 9./10. Jhdts. die Form *hultia* kennen. Das ergibt also nach Sainéan den folgenden Stammbaum.

Digitized by Google

I. Schallstamm *ks, gs, kŭs, kos, gos* „Hund". (Daß den Bezeichnungen für „Hund" ein Schallstamm zugrundeliegt, wird richtig sein, nur hat dieser einen *-ts-* Laut.)

II. Daraus prov. *gósa*, frz. *góz*, seit dem 13. Jhdt. frz. *gousse* „Hündin" (das dann später wieder schwindet). Dieses im 13. Jhdt. belegte *gousse* hat schon 4 Jahrhunderte vorher ein *hultia* „Satteldecke" gezeugt. Ihm entspringt im 15. Jhdt. *gousse* „Schote", nachdem schon früher im Süden das entsprechende *gosa* mit Änderung des Tonvokals und Einschub eines *-l-* zu *golsa* geworden war. Die Stellung des afrz. *cosse* in diesem Stammbaum ist nicht ganz klar. Für uns genügt auch die allgemeine Feststellung der Zusammengehörigkeit.

Sainéan hat dem Hund (und dem Schwein) bekanntlich eine eigene Monographie gewidmet (10. Beiheft der ZRP). Aber noch immer findet er neue Belege für die metaphorische Verwendung des Hundes. S. I. 3, 6 stellt er fest, daß auch frz. *chiche* „knauserig" eigentlich „Hund" bedeutet, weil man sagen kann *avare comme un chien*. Man sagt aber auch *être sorcier comme une vache* (Gottschalk, Sprichwörtliche Redensarten, 61), *écumer comme un verrat*, ebd. 64; *gras comme un cochon*, ebd. 65; *être honteux comme une truie*, S. 65; *être lascif comme un bouc*, S. 68; *être heureux comme un chien qui se casse le nez*, aber auch *être malheureux comme un chien qui se noie*, S. 70 u. s. f. Wir sind also nach Sainéan berechtigt, Wörter, die „Zauberer", „schäumen", „dick", „sich schämen", „lasziv sein", „glücklich und unglücklich sein" bedeuten, auf die Bezeichnung der Kuh bzw. des Ebers bzw. des Schweines bzw. der Sau bzw. des Bocks bzw. des Hundes zurückzuführen. So wird denn frz. *chiche* mit aprov. *chicha* „Hündin" identifiziert. Mir ist es allerdings nicht gelungen, dieses aprov. *chicha* „Hündin" zu finden, ich vermute also, daß wiederum ein Erinnerungsfehler Sainéans vorliegt. Doch finde ich ein aprov. *chic* „klein", ein afrz. *chiche* „kleinlich", d. i. „knauserig", und man sollte denken, daß damit die Zusammenstellung mit spanisch *chico* „klein" doch näher liegt als mit einem nicht bestehenden *chica* „Hündin". Dieses scheint Sainéan aus languedokisch *chiche* „k l e i n e r Hund" erschlossen zu haben, das natürlich mit dem nprov. *chic, chico* „klein" identisch ist [2]). Sowie *chiche* „knauserig" als Ableitung von **chiche* „Hund" erwiesen ist, so ist dann natürlich auch jeder Zweifel daran behoben, daß *gredin*

---

[2]) M i s t r a l kennt die folgenden hierhergehörigen Bildungen:
1. *chi, chic*, eine Schallbildung, die den Schrei gewisser Vögel wiedergibt. Dazu *chicà, chichà* „jaser", „caqueter"; *chico* „babil" u. a.
2. *chic, chico* „klein", das mit spanisch *chico*, afrz. *chiche* schon vorhistorische Schallbildung ist. Dazu *chichal* „petit frère", *chichet, chicheto* „petit chien, petite chienne", Périgord *chichoto* „petite chienne".

Digitized by Google

„Hungerleider" mit dem ein Jahrhundert später belegten *gredin* „langhaariger Wachtelhund" identisch ist (wahrscheinlich sagt man: „er ist hungrig wie ein langhaariger Wachtelhund"). *Pioche* „Hacke" ist eine Deminutivableitung von *pie* „Elster", S. I. 3, 20; *goupille* (neben *coupille*) „Pflock" ist eins mit *goupil* „Fuchs", *renard* „Stechkompaß" läßt sich nicht von *renard* „Fuchs" trennen. Es wäre Zeitverschwendung, im einzelnen auszuführen, auf welchen kühnen Wegen Sainéan diese Zusammenstellungen rechtfertigt. Sie stehen alle auf der gleichen wissenschaftlichen Höhe.

So gelingt es tatsächlich Sainéan, eine ganze Reihe von alten Stichwörtern aus dem Wörterbuch zu entfernen. Als Ersatz treten neben den Metaphern die Schallbildungen ein. Ich habe ZFSL 50, 253 anläßlich einer ähnlichen Auseinandersetzung geschrieben: „Zu diesem *flask* (dem supponierten Schallstamm, der frz. *flasque* „schlaff' erklären sollte) gehört (nach Spitzer) auch ital. *fiasco* in *far fiasco* „durchfallen". Warum nicht auch ital. *fiasco* „Flasche", wo doch der angeführte Beleg aus dem Neuprovenzalischen ausdrücklich versichert, daß prov. *flisco, flasco* auch für ‚cahotage d'un liquide', für ‚clapotis des vagues' gebraucht wird?" Was ich 1927 als absurd hinstellen wollte, es feiert 1930 bei Sainéan, S. I. 3, 241 seine Auferstehung. Ich kann nur hoffen, daß Sainéan nicht durch meine Bemerkung inspiriert worden ist. Das mittellateinisch belegte *flasco, flasca* „Flasche" hat seinen Ausgang in der ‚interjection méridionale *flisco-flasco*, onomatopée du cahotage d'un liquide . . . Cet appellatif exprime donc le glou-glou que l'eau fait dans une bouteille à goulot étroit, à l'exemple du synonyme hébraique *Bacbuc*, personnification de la dive Bouteille chez Rabelais'. Das Wort, dessen ursprüngliche, etymologische Bedeutung „Strohumhüllung" (der Weinflasche) noch von Isidor v. Sevilla gekannt wird [3]), dessen Bestehen im Gotischen zu einer Zeit gesichert ist, als die Goten noch in Skandinavien saßen, ist also ein Expansions-Schallwort des Südfranzösischen! Das ist schon nicht mehr Dilettantismus, das ist Frivolität. Da braucht es uns nicht mehr zu wundern, wenn nun durch einen Schallstamm *flat*, der den Lärm eines fallenden Gegenstandes wiedergeben soll, *flétrir, flatrer, flatter* u. ä. erklärt werden.

Zu der gleichen Schallbildung, vielleicht unabhängig von der ersten Bildung *chico* „parcelle, petit morceau" u. ä.

3. *chicâ* „manger et boire de bon appétit", das auch in den nordfr. Mundarten weit verbreitet ist, s. EWFS s. *chique* 2. Zu diesem die Kinderbildungen *chicha* „gâteau", *chiche* „pomme de terre".

4. *chiche, tiche* „chiche", „avare", das nordfrz. literarisches Lehnwort ist.

[3]) s. jetzt I. Sofer, Lateinisches und Romanisches aus den Etymologiae des Isidorus von Sevilla, S. 132.

Digitized by Google

Diese und ähnliche Entgleisungen wären nicht so tragisch zu nehmen, wenn nicht Sainéan gelegentlich auch Erklärungen gäbe, die verblüffend einfach sind und unüberprüft ohne weiteres einleuchten. Ich habe schon oben auf die Geschichte von *hanneton* und *hargner* hingewiesen. Auch diesmal hat Sainéan wieder mit zwei bestechenden Deutungen aufzuwarten. *Ouate* „Watte", das die Etymologen der halben Welt beschäftigt hat, ist nichts anderes als Pariser Aussprache für *ouette* „Gänslein", vgl. norm. *ouette* „Watte". Man hätte also für die importierte Watte einen einheimischen Ausdruck angepaßt (was ja tatsächlich vorkommt) und die Watte mit den Flaumfedern des Gänsleins verglichen. Daß man die Watte nicht lieber gleich mit der Bezeichnung der Flaumfedern benannt hat, sondern zur Bezeichnung den Namen des Tieres wählte, von dem die Federn stammen, sei nur nebenbei erwähnt. Danach ist also eine populäre Pariser Aussprache des 17. Jhdts. in die Welt hinausgedrungen, nach England, Italien, Deutschland, während die literarische Aussprache *ouette* keinerlei Spuren hinterlassen hat. Daran knüpft Sainéan die belehrende Bemerkung „La méconnaissance de l'historique du mot a souvent fait venir, au contraire, le vocable français de ces emprunts étrangers". Hätte sich Sainéan die Mühe genommen, bei Kluge die Geschichte des Wortes nachzulesen, so hätte er gefunden, daß schon 1380 mittellateinisch *wadda*, daß englisch *wad* seit 1550 belegt ist, also zu einer Zeit, in der es ein vulgär-französisches *-oua-* für *-oue-* noch nicht gibt, 3 Jahrhunderte, bevor das Wort im Französischen auftaucht. Das *-dd-* des mittellateinischen Wortes stellt einen Versuch dar, den Obergaumendental, *-ṭ-* in arabisch *baṭn „Zeug*futter", wiederzugeben.

Ähnlich steht es mit *framboise*. Dieses heißt nach Sainéan eigentlich die „Flammende" = *flamboise*, gekreuzt mit *fraga*, *fraise*. Aber im 11. Jhdt. ist, wie schon Diez wußte, *framboses* belegt, also zu einer Zeit, in der der Wandel von *-ei-* zu *-oi-* unter dem Tone noch nicht eingetreten war. Auch das Suffix, das Sainéan annehmen muß, um Zusammenhang mit *flamboyer*, *flambe* herzustellen, ist unmöglich. *-ensis* tritt nicht an Verbalstämme an, bei Ableitungen von Nominalstämmen hat es eine ganz andere Funktion. Es muß also auch diese Etymologie fallen gelassen werden.

Ein Werk wie das Sainéans ist nur aus dem allgemeinen Zeitgeist heraus zu verstehen. Bédier hat zunächst den Nachweis geführt, daß zahlreiche Verbindungen von altfranzösischen Epenhelden mit historischen Persönlichkeiten unbegründet, phantastisch waren. Sein Schluß daraus war, daß überhaupt keine Verbindung zwischen den historischen Ereignissen und den epischen Darstellungen des 11. und 12. Jhdts. besteht. Was gegen

Digitized by Google

seine Theorie spricht, findet sich gelegentlich in seinen Légendes épiques unter dem Strich, so z. B. in seiner Darstellung von Raoul von Cambrai. Aber das Prinzip dringt durch, daß das afrz. Epos nur aus sich selbst zu erklären ist. Gelegentliche Widersprüche gehen unter, die Theorie ist zur Wirklichkeit geworden. Ähnlich war die Entwicklung auf dem Gebiet der Textkritik. Weil gelegentlich falsche Stammbäume aufgestellt wurden, wird nun die Aufstellung j e d e s Stammbaums als unwissenschaftlich verschrien. An die Stelle der Handschriftenvergleichung tritt die Intuition, die subjektive Auswahl dessen, was als künstlerisch, als passend empfunden wird. Dabei kann gewiß Hervorragendes geleistet werden, aber es liegt darin ein Verzicht auf die wohltuenden Hemmungen, die der reinen Phantasie aus der philologischen Kritik erwachsen.

Ähnlich ist die ganze etymologische Methodik Sainéans auf der reinen Intuition aufgebaut. ‚Erkläre das Französische aus dem Französischen!' ist ein an und für sich gewiß richtiges Prinzip; aber es ist nicht das e i n z i g e. Weil sich einzelne rekonstruierte Formen als unrichtig erwiesen haben, ist noch nicht bewiesen, daß a l l e Rekonstruktionen falsch sind. Weil gewiß viele Wörter ihre Entstehung der lebendigen Schöpfungskraft des Französischen zu verdanken haben, ist noch nicht erwiesen, daß j e d e Tradition vom Gallischen oder Germanischen zum Französischen fehlt. Das ist eigentlich selbstverständlich für den, der über das Gebiet des Französischen hinausgeschaut hat; aber wenn hunderte Male auf das Gehirn des Lesers eingehämmert wird, daß a l l e germanischen oder gallischen Relikte des Französischen Phantasieprodukte des Etymologen sind, ist zu befürchten, daß eine spätere Generation für erwiesen annimmt, was ihr immer wieder vorgehalten wird, daß sie sich scheut, zu den veralteten, rückständigen, verhöhnten Schreibtischlinguisten gezählt zu werden, die noch an die Möglichkeit einer Rekonstruktion alter Sprachzustände glauben. Die historische vergleichende Grammatik hat die Ergebnisse auf dem Gebiet der Laut-, Formen- und Wortbildungslehre als Warnungstafeln gegen Ausschreitungen der Phantasie oder Intuition aufgestellt. Die Berechtigung solcher Warnungstafeln kann im einzelnen bestritten, an ihrem Inhalt kann Kritik geübt werden. Sie aber einfach zu ignorieren, sie niederzureißen, damit der Intuition keine Hemmungen erwachsen, ist keine Wissenschaftlichkeit mehr, sondern ist w i s s e n s c h a f t l i c h e r B o l s c h e w i s m u s.

Sainéans Werke sind namentlich deshalb eine Gefahr, weil sie neben Laienhaftem gute Prinzipien vertreten; weil sie neben Unmassen von Phantastereien gelegentlich glückliche Funde enthalten, die die Unrichtigkeit früherer Zusammenstellungen erweisen. Aber der Maßlosigkeit, die sich hier überall auswirkt,

Digitized by Google

kann nur auf den Geleisen der bedächtigen früheren Forschung entgegengetreten werden. Axel Peterson hat in vorbildlich ruhiger Weise die Wege verfolgt, auf denen Personennamen zu Apellativen werden können und hat so den Rahmen geschaffen, innerhalb dessen Namensübertragungen nun ohne Bedenken angenommen werden können, s. hier S. 125 f. Ähnlich müßten die Tiermetaphern im großen Stil untersucht werden, mit Ausscheidung der reinen Intuition und mit Berücksichtigung aller der Faktoren, die uns die vergleichende historische Grammatik an die Hand gibt. Hätte uns Sainéan ein solches Werk beschert, zu dem er, wie kein anderer, die Materialien zur Hand hatte, dann wäre die hohe Meinung, die er selbst von seinem Lebenswerk hat, vielleicht einigermaßen berechtigt. So aber kann in seinen etymologischen Werken, soweit sie über das rein Beschreibende hinausgehen, nur eine bedauerliche, in ihrer Auswirkung hoffentlich noch einzudämmende Verirrung der heutigen sprachwissenschaftlichen Forschung gesehen werden.

Berlin. ERNST GAMILLSCHEG.

Gougenheim, Georges, *Étude sur les périphrases verbales de la langue française.* Paris, 1929. Société d'édition: *Les belles lettres.* XIII + 385 S.

Der bescheidene Titel des Buches läßt nicht entfernt den Reichtum ahnen, den es enthält. Eher wird man seiner beim Durchblättern gewahr: 385 Seiten, alle in Kleindruck (Text Colonel-, Anmerkungen Nonpareille-, bisweilen sogar Perl-Schrift), 9 1/2 Seiten Literaturangabe und 3 Seiten Inhaltsverzeichnis! Die Frage drängt sich unwillkürlich auf, wieviel Jahre der Verfasser wohl gesammelt und wieviele er zur Verarbeitung des Gesammelten gebraucht haben mag. Denn nicht nur ungewöhnlicher Sammelfleiß, sondern auch Sorgfalt, Gründlichkeit und Umsicht bei der Gruppierung und Vorführung des Stoffes zeichnen das Buch vor manchen anderen seiner Gattung aus. Und, was in der heutigen Zeit, in der eine skrupellose Phantastik die wahrhaft wissenschaftliche Forschungsmethode als pedantisch und veraltet zu diskreditieren sich bemüht und damit nicht nur den Ruf der deutschen Romanistik, sondern auch den wissenschaftlichen Sinn der heranwachsenden Jugend gefährdet — besonders wertvoll ist: überall, auch da, wo man ihnen nicht unbedingt zustimmen kann, bekundet sich in den Urteilen des Verfassers Besonnenheit, sorgfältiges Erwägen und Beherrschtheit der Form [1]).

[1]) Nur ein mal fühlt man deutlich den mühsam zurückgehaltenen Unwillen heraus. Im Anschluß an die Fälle der Gegenüberstellung des einfachen Verbs und seiner „Umschreibung" mit *faire* innerhalb

Digitized by Google

„Bescheiden" nannte ich eingangs den Titel des Buches. Ich könnte auch sagen: „zu knapp", „zu eng". Fast auf Schritt und Tritt sprengt die Fülle des Stoffs den durch den Titel gegebenen Rahmen und ergießt sich in breitem Strom über die anliegenden Gefilde: aus einer Erörterung der „Umschreibungen" mit „modalen Hilfsverben" wie *pouvoir, devoir, vouloir, savoir, querre, cuidier* usw. werden unversehens umfassende Abhandlungen über die Bedeutungen und Gebrauchsweisen dieser Verba und ihre historische Entwicklung, ganz zu schweigen von der gelegentlichen Heranziehung verschiedener Patois und der ständigen Berücksichtigung des Neuprovenzalischen sowie der lateinischen Grundlagen für die erörterten Umschreibungen. Ein Titel, der wirklich angeben wollte, was das Buch enthält, müßte — falls der Scherz gestattet ist — etwa lauten: *Étude sur les périphrases verbales de la langue française et de quelques-uns de ses patois, tant sous le point de vue historique que dans leurs significations actuelles, contenant en outre des monographies de même ordre sur les verbes dits «modaux», ainsi qu'un exposé détaillé des ressources linguistiques dont le français dispose pour exprimer l'habitude, le savoir, l'audace, la délibération, le souhait, l'ordre et la défense.*

Mit der Überfülle des Stoffes geht Hand in Hand eine Überfülle der Quellenangaben und Hinweise. Selbst die fernstliegenden, versteckte sten Stellen, an denen sich Äußerungen, ja auch nur Erwähnungen des von ihm behandelten Gegenstandes finden, entgehen seiner unermüdlichen Nachspürung nicht. Und unmöglich kann ihm eine einzige Bibliothek all die angezogenen Werke, Zeitschriftartikel und Dissertationen dargeboten haben, gewiß hat manch eines erst von auswärts herangeholt, aus anderen Bibliotheken entliehen werden müssen [2]). Mit welchem Eifer Verf. selbst bei mehr nebensächlichen Dingen zu Werke gegangen ist, das zeigen nicht nur die zahlreichen prozentualen Berechnungen zur Feststellung der Beliebtheit bzw. Unbeliebt-

---

ein- und desselben Satzes (z. B. ... et *disoient* les gouverneurs et *faisoient* dire...) heißt es (S. 335 Anm. 20) „On voit combien sont exagérées et imprudentes les conclusions que M. Vossler (Frankr. Kult. i. Spiegel s. Spr.[2] p. 77) veut tirer de ce fait, qu'il considère comme très étendu et où il voit la preuve de la prédominance des tendances ‚dynamiques' en ancien français".

[2]) Vermißt habe ich in dem ganzen Buche, das Tausende von Verweisungen auf einschlägige Stellen und Äußerungen enthält, nur folgende drei: 1. Auf S. 129 f., wo es sich um *ne faire que de* handelt, A. Tobler, *Verm. Beitr.* III S. 92 f. — 2. Auf S. 191 Anm. 56 (Futur statt Präsens) desselben Verfassers *Verm. Beitr.* I[3] S. 265, wo auch auf Clédat (*Mél. Chabaneau* 1907) sowie auf Thomas, Rom. XXXVII, 450 verwiesen ist. — 3. Zu „*Il a dû aimer*" (S. 194) eine Abhandlung des Rezensenten: *Zs. f. rom. Phil.* XXXI, 453-467.

Digitized by Google

heit gewisser „Umschreibungen" zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Autoren, sondern auch die manchmal geradezu verblüffende Häufung von Äußerungszitaten. So bietet z. B. (S. 318) innerhalb der mehrere Seiten umfassenden Untersuchung der Entwickelung transitiver Bedeutung bei *sortir* die das Verfahren des XIX. Jahrhunderts betreffende Stelle folgendes Bild: «Au XIX^{e} siècle, parmi les puristes, les uns condamnent *Sortir un cheval de l'écurie* (Munier, Metz 1829 p. 161, s. v. *sortez*; Levi Alvarès et Marle, *Les omnibus du langage* 1842, p. 111 s. v. *sortir*; Jullien, *Le langage vicieux corrigé*, 1853, p. 129 s. v. *sortir*; *Revue grammaticale*, janv. 1868 pp. 136-137); d'autres, des Méridionaux presque tous, l'admettent expressément ou tacitement, mais blâment l'emploi transitifs de *sortir* avec d'autres compléments; *se sortir d'une affaire, s'en sortir* (Rolland, Lyon 1813 s. v. *sortir*; Sajus, Pau 1821, p. 44; Lascoux, *Gasc. corr.*, Bordeaux 1823, p. 139, s. v.; Pomier, Le Puy 1853, pp. 125-126; F. Sauger-Préneuf, Limoges 1838, s. v.); *se sortir* [*de cette place*] (Pépin); *sortir ses meubles* (Rolland); *sortir qch. de l'esprit* (ou *de la tête*) (Rolland, Pomier, Sauger-Préneuf, Gabrielli, *Manuel du Provençal*, Aix, 1837, p. 255 s. v.); sortir son *fils du collège* (Rolland, Pomier, Sauger-Préneuf); «je ne sais d'où il peut *sortir tout l'argent* qu'il perd» (Rolland, Sauger-Préneuf). « Ce gendarme *sortit son sabre*. Il a *sorti son mouchoir* de sa poche. *Sortez votre tabatière*. Il nous *sort* tous les jours *un nouveau conte.*» (Gabrielli.) «*Sortir son pied* de l'étrier» (Pomier). «Cet enfant *a sorti sa première dent*» (Pépin). «*Sortir sa bourse de sa poche*» (J.-E., Bruxelles, 1889, p. 110 s. v.; Béronie, *Dict. du Patois du Bas-Limousin*, Tulle, 1823, p. 346, s. v. *sortir*. Ce dernier a une telle horreur de *sortir* transitif qu'il veut qu'on dise *aveindre* à sa place dans: *aveindre du linge, des hardes d'un coffre, aveignez ce livre de dessous la table.*)» usw. usw. Dieser kleine Abschnitt, nur einer unter vielen gleicher Art, mag als Probe für die ungeheure Detailliertheit der Darlegungen des Verfassers genügen. Berücksichtigt man zugleich, daß das hier so eingehend behandelte Verb (*sortir*) gar nicht einmal ein Bestandteil der im Titel erwähnten «*périphrases verbales*» ist, sondern nur im Anschluß an den „kausativen" Gebrauch von *faire*, als eines von mehreren, «qui ont le plus retenu l'attention des grammairiens» (1. *cesser*, 2. *entrer*, *sortir*, 3. *croître*, wozu dann noch 41 andere mit kurzen Erläuterungen gefügt werden) zur Sprache gebracht wird, so dürfte wohl niemand den oben gebrauchten Ausdruck „Rahmensprengung" als zu weitgehend bezeichnen.

Wird man solche bis ins Kleinste gehenden Einzelangaben, selbst wenn sie nur in sehr loser Beziehung zu den „verbalen Umschreibungen" stehen, mit Vergnügen und auch mit Nutzen

Digitized by Google

lesen, so scheint Verf. mir in der Beispieldarbietung des Guten bisweilen etwas zuviel getan zu haben, wie denn auch bei manchen anderen Syntaktikern die Neigung besteht, den Leser mit Belegstellen förmlich zu überschütten — nicht bloß da, wo es sich durch die Neuheit oder Kompliziertheit der vorgebrachten Spracherscheinung rechtfertigt, sondern auch in Fällen, wo der Sachverhalt schon durch wenige Belege völlig klargestellt wäre oder wo Vorgänger bei der Besprechung desselben längst ausreichendes Beispielmaterial dargeboten haben. Es scheint, als ob die Betreffenden einen gewissen Stolz darein setzen, selbstnotierte Belege in möglichst großer Fülle zu geben, ohne sich um die Frage der Notwendigkeit oder Nützlichkeit solchen Verfahrens zu kümmern: Der Rezensent und die ängstlich gewissenhaften Leser müssen es dann ausbaden. In unserem Buche ist mir eine solche das notwendige Maß überschreitende Überfülle von Beispielen besonders im dritten Kapitel des dritten Teiles (SS. 346-371) aufgefallen, wo es sich um einen bereits so oft erörterten Gegenstand (nämlich *faire, laisser* + Infinitiv) handelt, daß der zehnte Teil der Beispiele zur Begründung der vom Verf. vertretenen Meinungen wohl ausgereicht hätte[3]).

Mit der Überfülle von Beispielen hängt ein gewisses Übermaß von Unterscheidungen zusammen, aus dem Bestreben entspringend, die gesammelten Belegstellen nach logischen Kategorien geordnet vorzuführen. So werden (S. 72 ff.) für *devoir* als Ersatz des Konjunktivs Futuri nicht weniger als 6 Klassen von Fällen angesetzt: «1. propositions subordonnées dépendant de *il semble* ou des verbes *cuider, croire, penser*; 2. les autres propositions subordonnées complétives au subjonctif; 3. certaines propositions consécutives; 4. les propositions à valeur indéterminée du type *que que ce soit*; 5. les propositions commençant

---

[3]) An einer Stelle indes erwächst aus dem hier beanstandeten Verfahren ein — vom Verf. sicher nicht beabsichtigter — Nutzen gleichsam *par ricochet* oder *par contrecoup*. S. 359 wird behauptet, daß sich das Objekt von *faire* auch dann im Akkusativ vorfindet, wenn der Infinitiv gleichfalls ein Akkusativobjekt hat. So zutreffend diese Behauptung auch für die vom Latinisierungstaumel befallene Renaissancezeit (Vorbild: *iubere aliquem facere aliquid*) ist, so wenig trifft sie für die in diesem Punkte noch unverbildete altfranzösische Zeit zu. Und da wird nun der Leser in nützlicher Weise dadurch stutzig gemacht, daß er — im Gegensatz zu der sonstigen Fülle der Beispiele — auf einmal nur drei altfranzösische vorgesetzt erhält. Er sieht genauer zu und entdeckt leicht, daß die Sache nicht stimmt: Im *Eulalia*verse „Voldrent la faire diaule servir" ist *diaule* Dativ, da *servir* in altfranz. kirchlichen Texten noch intransitiv auftritt. In „Il les fait revestir et chapes afubler" liegt das bekannte Zeugma vor (et lor fait drapes afubler), von dem Tobler *V. B.* I³, 111/112 spricht. Und in „Puis vont toz les conreiz ferir *Qu'*Ector ot fait le champ guerpir" ist *que* der bekannte Ersatz für *à qui, ausquels*.

Digitized by Google

par l'imparfait du subjonctif (*dussé-je...*); 6. les propositions subordonnées commençant par une conjonction qui veut le subjonctif après elle: *avant que, mais que, que ne.*» Und bei der Aufzählung der Beispiele der ersten Kategorie findet man noch Scheidung in solche mit dem Präsens und solche mit dem Imperfekt! — Ähnliches gilt von der Besprechung der Verbindung des Imperfekts von *aller* mit dem Infinitiv eines anderen Verbs im Sinne von *être sur le point de* (S. 109), oder (S. 226 ff.) von den Unterscheidungen *bei pouvoir*, oder (S. 292 ff.) von denen bei *vouloir* usw.

Hier und da entschlüpft dem Verfasser auch einmal eine Ungenauigkeit des Ausdrucks oder ein terminologischer Verstoß. So wird es (S. 222 unter C: *Pouvoir signifiant «avoir le droit de, avoir lieu de»*) statt *Pouvoir s'emploie pour donner ou demander à autrui la faculté d'accomplir une action* doch wohl heißen müssen: *pour exprimer la faculté d'accomplir une action comme reposant sur l'autorisation de la part de quelqu'un.* — Von der Verbindung des Verbs *facere* mit dem Infinitiv eines intransitiven Verbs (*Roland facet gesir = couche* und *li fous fait esprendre = enflamme*) zu sagen: «Cette locution est un moyen dont dispose la langue pour rendre transitif tout verbe intransitif» (S. 315) geht doch wohl nicht an. Denn nicht *gesir* und *esprendre* sind in den beiden angeführten Sätzen „transitiv geworden", sondern *faire gesir* und *faire esprendre* umschreiben die einfachen transitiven Verba (*coucher* und *enflammer*). — S. 108 findet sich in der letzten Zeile der ganz unhaltbare (weil sinnlose) Ausdruck *imparfait du futur* (für *conditionnel*). Da Verf. an dieser Stelle auf Brunot, *La Pensée et La Langue*, (pp. 757-758) verweist, habe ich dort nachgesehen, ob auch dieser hervorragende Systematiker noch an der irrigen Bezeichnung festhält. Der Ausdruck ist in der Tat von ihm gebraucht, aber daneben findet sich auch gleich der allein richtige: *futur dans le passé* (= *futurum practeriti*). Es wäre wünschenswert, daß Brunot jenen Terminus, das Augenblickserzeugnis oberflächlichster Betrachtung (*-ais, -ais, -ait* usw. Endungen des Imparfait!) gänzlich fallen ließe. — Eine „superposition d'articles" (S. 50) liegt in *as porz passer* nicht vor, vielmehr ist hier der „Artikel" des Infinitivs unterdrückt (vgl. Tobler, *V. B.* II Beitr. 13, Schluß). — Verbindungen von *ne* und *mie* bzw. *pas*, als „négations doubles" zu bezeichnen, geht nicht an (vgl. Tobler, *V. B.* I Beitr. 8). Eine etwas eingehendere Erörterung scheint mir — ihrer prinzipiellen Bedeutung wegen — die S. 229 anzutreffende Formulierung: 3° *Pouvoir employé absolument pour exprimer un mouvement* (z. B. *il ne poet en avant* Rol. v. 2228) zu verdienen. Es ist derselbe Fehlgriff, wie er sich in der von den

Digitized by Google

Grammatiken (vgl. auch hier S. 288) aufgestellten Behauptung findet, der Konjunktiv drücke 1. Wunsch oder Willen oder Befehl, 2. Unwirklichkeit (bzw. Unsicherheit usw. usw. aus und der dem (eben nicht an der Oberfläche klebenden) Brunot den belustigenden Stoßseufzer entlockt: «Si, parmi les modes, j'en choisis un pour le définir, le subjonctif, j'arrive, quoi que je fasse, à un résultat grotesque, puisque je suis obligé d'admettre que le subjonctif signifie commandement..., doute..., supposition..., concession..., et même que parfois il ne signifie rien du tout: *Je ne nie pas que ce tissu ne vienne de Roubaix.*» (Revue universitaire, oct. 1920, p. 167.)[4]) Des französischen Gelehrten komische Verzweiflung angesichts des — wie es scheint, leider nicht mehr ausrottbaren — landläufigen Darstellungsverfahrens der Grammatiker ist nur zu wohl begründet. In Wirklichkeit drückt der französische Konjunktiv von alle dem, was ihm in die Schuhe geschoben zu werden pflegt, nicht das allermindeste aus, ebensowenig wie das Wort „Pferd" in dem bekannten Angstruf Richard III. einen „Befehl", oder in der verwunderten Frage eines im Stadtgarten Promenierenden: „Ein Pferd?" das Wort „Pferd" eine „Frage" ausdrückt usw. Befehl und Frage liegen lediglich in der Situation und dem Tone der Äußerung, die bekanntlich der Sprache als vollwertige Ausdrucksmittel gelten (so daß man zwar sagen kann: „Bringt mir ein Pferd!" bzw. „Wie kommt in diesen Garten ein Pferd hinein?" aber es durchaus nicht zu sagen braucht). So drückt auch in *Qu'on m'amène un cheval* — ganz gleich, ob ich davor *je veux* sage oder ob ich es allein setze (in welchem Falle es genau so ein „Nebensatz" bzw. „aufgelöster Satzteil" ist und bleibt, wie *un cheval*, auch ohne ausdrückliches *je veux* davor, ein Akkusativ ist und bleibt) — der Konjunktiv *amène* selbst nicht die leiseste Spur eines Wunsches, sondern vielmehr nur dies aus, daß es sich bei dem vom König Gewünschten um die Tätigkeit des *amener* handelt, für die der Indikativ deshalb gar nicht in Frage kommt, weil dieser Modus stets die Tatsächlichkeit — die hier ja überhaupt nicht vorhanden ist — ausdrücklich betont. Kehre ich nun nach diesem Exkurs (mit dem ich, da er gegen die angebetete Göttin Routine geht, durchaus bewußt bin, tauben Ohren zu predigen — aber *dixi et*

[4]) Ich verdanke die Kenntnis dieser höchst charakteristischen Äußerung Brunots in der (weder in der Berliner Staats- noch Universitätsbibliothek vorhandenen) *Revue universitaire* dem unermüdlichen Sammelfleiß von Frl. St.-Ref. Elisabeth Reimsbach, einer der besten Kennerin der (alten wie neuen) Literatur über die französischen Modi, die mir ihre mehrere hundert Nummern umfassende Liste von Büchern, Abhandlungen, Zeitschriftenartikeln in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt hat.

Digitized by Google

animam salvavi!) zu der vom Verf. gebrauchten Formel zurück, so ist zu sagen, daß in Fällen wie: «. . . *il ne poet en avant*» nicht *pouvoir* die Bewegung ausdrückt, sondern *en avant*, daß das *il ne poet*, wie immer, dem betreffenden Seienden lediglich eine Fähigkeit abspricht — hier die zum Vorwärtsschreiten. Verf. hätte allenfalls sagen können, daß *pouvoir* auch da gebraucht wird, wo es sich um die Fähigkeit zu einer Bewegung handelt. Dagegen wäre ebensowenig einzuwenden gewesen, wie — um auf den Konjunktiv zurückzugreifen — gegen eine von den Grammatiken an die Definition desselben („Er läßt im Gegensatz zum Indikativ die Realitätsfrage völlig unberührt") angeschlossene Erläuterung etwa der Art: Er hat daher seine Stelle 1. in den Fällen, in denen Realität überhaupt nicht vorliegt (Wunsch, Befehl, Annahme usw.), 2. in den Fällen, wo zwar Realität vorliegt, dem Sprechenden jedoch ihre ausdrückliche Bestätigung (Indikativ!) nicht nötig erscheint, also den Fällen, wo eine an geschraubter und gekünstelter Terminologie Freude empfindende Grammatik von „psychologischem Subjekt" spricht, nämlich in Angaben des einer starken Gefühlsäußerung oder einem sonstigen lebhaften Urteil zugrunde liegenden Tatbestandes.

Sollte ich mich bei einer früheren Gelegenheit übrigens nicht derselben Ausdrucksungenauigkeit schuldig gemacht haben, wenn ich in Sätzen wie: *il était par là justement* (d. h. in jener Stadtgegend, wo die Explosion stattfand, Zola, *Paris*) oder: *après l'Angelus* (= Angelus läuten) *les anges sont par les chemins* (Bazin, *La douce France*), ähnlich italienisch: *don Rodrigo ... era per quella strada* (Manzoni, *I promessi sposi*) in *être* ein „Verbum der Bewegung" sah? Daß seine präteritalen Formen Bewegung ausdrücken können (*il s'en fut = il s'en alla; il a été ouvrir la porte = il est allé o. l. p.*) ist zweifellos. Aber bezüglich des Präsens und des Imperfekts ist Vorsicht am Platze, und ich hätte besser getan, in den vorher erwähnten Sätzen nicht *être*, sondern *par* als das die Bewegung ausdrückende Wort zu bezeichnen, wie das ja in dem bekannten Dante-Verse «Mi ritrovai *per* una selva oscura» bei *per* (= „über hin", „umherwandernd durch") besonders deutlich zu tage tritt. Ich gebe also dem Verfasser recht, wenn er (S. 49) — wiederum mit erstaunlicher Gründlichkeit (mich aber für tot haltend) das gesamte Material der in den Jahren 1912/13 mit Löseth geführten Kontroverse heranziehend — sagt: *Il ne semble pas possible d'expliquer ces choses, comme le veut Kalepky, en supposant être verbe de mouvement dans la phrase* (*a*), d. h. in dem Satze: *il est déjà trottant par les sentiers.* Hingegen kann ich ihm auch jetzt nicht beistimmen, wenn er, einerseits Löseths Gleichsetzung unseres *il est trottant* mit englisch

Digitized by Google

he is trotting bekämpfend und unsrer Wendung „jeden umschreibenden Wert" (*toute valeur périphrastique*) absprechend, andrerseits dennoch in *trottant* ein prädikatives Participe présent sehen will, dessen Verwendung (wie es schon 1809 der Abbé de Lévizac festgestellt) an die Bedingung geknüpft sei, daß ihm entweder ein anderes Prädikatswort oder (wie hier *déjà*) ein Umstandswort vorangehe, so daß zwischen *être* und dem „Participe présent" keine unmittelbare Verbindung stattfinde. Abgesehen davon, daß ich für das heutige Französisch ein „Participe présent" überhaupt nicht anerkennen kann (denn ein „unveränderliches Partizipium" ist eine *contradictio in adiecto*), vielmehr alle *ant*-Formen in gerundiale und in rein adjektivische scheide, kann ich dem *déjà* keinenfalls die ihm beigelegte trennende und modifizierende Kraft zuerkennen: ein *il est déjà trottant* (ohne *par les sentiers*) ist heute ebenso unmöglich wie *il est trottant* allein. Wohl aber ist (nach den oben angeführten Beispielen aus Zola und Bazin) ein bloßes: *il est par les sentiers* möglich, so daß dem *trottant* lediglich die Rolle einer näheren Bestimmung zufiele, die ebensowohl gerundialer wie rein adjektivischer (aber nicht „partizipialer"!) Natur sein kann (vgl. die Bühnenweisungen in den Theaterstücken, wo man ebensowohl [*elle sort*] *riant* wie auch *riante* findet, d. h. „in [mit] Lachen" oder „als Lachende"). Ganz anders liegt die Sache, wenn ein Prädikatswort (Verf. sagt ungenau „un autre attribut") voraufgeht. Dann besteht überhaupt kein Zusammenhang mehr zwischen *être* und der *ant*-Form (z. B. *Je suis malade, ne pouvant plus*). Die letztere ist dann vielmehr nur Erläuterung zu der Verbindung von *être* mit jenem Prädikatswort: „Ich bin krank, so daß es mit mir aus ist", wörtlich: „indem ich nicht mehr kann" [5]).

---

[5]) Geradezu klassisch ist die spielende Leichtigkeit, mit der Lerch (*Rom. Forsch.* XXXIII, S. 417) das ganze Problem löst, und die Behauptung, daß *trottant* nicht mit être zusammengehöre, abtut. (Ich sperre die charakteristischen Wörter und setze meine kritischen Bemerkungen in eckigen Klammern gleich dazu.) „Diese Ansicht", sagt er, „ist natürlich unhaltbar: wie jede lebende Sprache (auch wir wechseln zwischen *Du rasest* und *Du bist rasend*)" [welcher Deutsche — außer Lerch — sagt wohl zu jemand *Du bist rasend?* U. A. w. g.] „kennt natürlich auch das Französische *être* + *Part.*: *Malgré qu'tu soy'pas caressant*, von dem dichtenden Kneipwirt Aristide Bruant, zit. ZfSL. 19, 223" [Jedes Lexikon gibt *caressant, e* als Adjektiv!] „*les hommes sont sur prenants parfois*, Maup. XXVI 38, éd. Connard" [Jedes Lexikon gibt *surprenant, e* als Adjektiv!] „auch mit Objekt: (die Kameliendame spricht) *Je suis là, toujours à toi, prête à te rejoindre, t'aimant toujours:* Dumas, *Dame aux Cam.* III, 6 (nicht: ‚ich bin hier *im Lieben*', sondern: ‚*als eine Liebende*', törichterweise unverändert wegen des Objekts *te*)" [Also nicht nur ganz bekannte Adjektiva auf *-ant* gibt Lerch zum Beweise dafür an, daß

Digitized by Google

Es wäre nun zu untersuchen, was es mit dem Terminus *périphrase verbale* auf sich habe und wie der Begriffsinhalt desselben wohl zu umgrenzen sei, also die für Auswahl und Anordnung des Stoffes entscheidende Prinzipienfrage. Doch vorher noch einige mehr oder weniger bedenkliche Einzelheiten.

Da finde ich z. B. S. 220 eine Bemerkung, der ich einfach ratlos gegenüberstehe. Es handelt sich dort um den altfranz. Gebrauch von *pouvoir* zum Ausdruck einer „*possibilité*". Nachdem die — mir ziemlich belanglos erscheinende — Unterscheidung zwischen «*pouvoir* ... avec pour sujet[6]) un nom de personne und ... avec un nom de chose, un pronom neutre, ou une proposition complétive» gemacht worden ist, heißt es weiter: «*Pouvoir* s'emploie ainsi avec un infinitif passif». Was wird nun aber als Beleg dafür gegeben? — Folgende Stelle aus dem Rolandsliede (v. 146):

De cez paroles que vos avez ci dit,
En quel mesure en *purrai estre fiz*.

Soll *estre fiz* ein passiver Infinitiv sein? Da *fiz* = *fidus* ist („treu, sicher"), vermag ich nicht einzusehen, inwiefern seine Verbindung mit *estre* als passiver Infinitiv gewertet werden kann. Es liegt wohl einfach ein Versehen vor.

Bei der Zurückführung romanischer Erscheinungen auf gleichzeitige lateinische ist Vorsicht am Platze. Wenn Verf. (S. 2) von der „périphrase formée par *aller suivi du gérondif*" meint: *Elle semble avoir quelques racines dans la latinité mérovingienne et carolingienne*, so könnten gerade umgekehrt die betreffenden Wendungen dieser lateinischen Texte den französischen Formeln mit *aller* und *gérondif* nachgeahmt sein. Spitzer will bekanntlich das spanische *á* vor akkusativischen Personenbezeichnungen auf das *ad* zurückführen, das er in mehreren lateinischen Beispielen bei Cuervo gefunden hat. Sieht man genauer zu, so zeigt sich, daß das dort vorgeführte Latein lediglich ein Abklatsch des Spanischen ist: Wo dieses *á* setzt, bringt auch das betr. lateinische Verb *ad* (s. Zeitschr. f. rom. Phil. 1930 S. 220).

Etwas ungenau ist die S. 66 gemachte Bemerkung: *il* (= le français) *ne peut employer de futur ni de conditionnel après la conjonction «si»*. Abgesehen davon, daß *si* = „ob" (im indirekten Fragesatze) mit allen Tempora verbunden werden kann,

---

„natürlich" auch das Französische (lies „Neufranzösische") die Verbindung von *être* mit *partic. présent* kennt, sondern auch Fälle mit unveränderter *ant*-Form müssen dazu herhalten, indem er partizipialen Sinn hineininterpretiert].

[6]) Mit *sujet* ist der „Träger" der Möglichkeit gemeint (vgl. *Neuaufbau der Grammatik*).

Digitized by Google

ist auch bei *si* = „wenn" zwischen Bedingung und Tatsachenhinweisung (= „wenn es wahr ist, daß", „da ja") zu unterscheiden. In der letzteren Bedeutung kann auch das nicht fragende *si* sämtliche Tempora nach sich haben (vgl. A. Tobler, *V. B.* III, Beitr. 9 („*Si* mit dem Futurum praeteriti"). — Dieselbe Ungenauigkeit findet sich übrigens auch auf S. 71, wo es (Z. 9 von unten) heißt: *il* (= le français) *n'admet pas de futur du présent ni du passé après la conjonction « si »*.

Bei der Heranziehung des Deutschen und Englischen zur Erläuterung des Gebrauchs von *devoir* spricht Verf. (S. 66 Anm.) von *to shall*. Eine solche Verbindung existiert nicht, da *shall* nur im Präsens und Imperfekt (*should*) vorkommt[7]).

Auf S. 71 wird das *devoit* in *Mais cette résolution ne devoit point s'exécuter* durch die unverständliche Bemerkung erläutert, daß *devoir* hier gebraucht sei *pour présenter en quelque sorte du point de vue du passé les faits racontés*. Es ist seltsam, daß Verf. hier nicht auf das naheliegende Wort „als Schicksalsbestimmung" gekommen ist, zumal er aus Ackermann die (auf ein gleichartiges *devoit* in La Harpe, *Éloge de Voltaire* bezügliche) Stelle zitiert: « Que signifie ce *devoit*? Exprime-t-il une idée de fatalisme ou seulement un futur? Cette manière prophétique de s'exprimer est fort en vogue aujourd'hui; espérons qu'elle passera. » (Wunderliche Herren, die Puristen!)

Als Deutung des in dem interessanten Kapitel « S'en aller + participe passé » (S. 111 ff.) behandelten « s'en aller » möchte ich statt: *Cette périphrase marque l'achèvement prochain d'une action* vorschlagen: *s'en aller*, dans ce cas, marque le développement vers un certain état. Denn einmal handelt es sich keineswegs immer nur um « *actions* » und außerdem findet sich dieses *en aller* ebensowohl mit Adjektiven und Substantiven verbunden wie mit Partizipien. Ja, auch das scheint mir beachtenswert, daß, während die Verbindung mit den letzteren bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts in Gebrauch ist, die mit Adjektiven sich nur in der Anfangszeit (16. Jahrh.) findet. Wenn Monluc sagt: « Vostre royaulme *s'en va le plus miserable qu'il feust jamais* », so scheint mir der genaue Sinn von *s'en va* zu sein: „entwickelt sich zu", so daß dieses *s'en aller* ziemlich genau unserem „werden" entspricht. Geradezu frappant tritt diese Sinnesverwandtschaft in *il s'en va temps* (z. B. Racan: *Mon âme, il*

[7]) Es sei, da hier von einem Versehen bei der Verwendung einer nicht-französischen Sprache die Rede ist, auch gleich auf die das ganze Buch durchziehende Wiedergabe der Umlaute (ä, ö, ü, äu) durch *ae, oe, ue, aeu* hingewiesen, also: *Faelle, koennen, duerfen* usw. Eine solche Schreibweise ist im Deutschen ebenso unstatthaft und für das Auge des Lesers befremdend wie im Französischen etwa *oeil, coeur* usw. (st. œil, cœur).

Digitized by Google

s'en va temps de penser à la mort) uns entgegen. Der Deutsche würde ohne weiteres übersetzen: „Liebe Seele, es wird Zeit an den Tod zu denken."

Auf S. 115 werden als Bedeutungsschattierungen von *être pour* aufgezählt: 1. « *être de nature à* » (z. B. *la ville n'est pas pour tenir contre une puissance*); 2. « *être capable de* », « *être de taille à* » (z. B. *On estimait qu'il serait pour remettre un jour la Macédoine en sa gloire ancienne*); 3. « *être disposé à* » (z. B. *Je serais pour me rendre plus naturellement à la compassion qu'à l'estimation*, aus Montaigne) usw. (im ganzen sechs). Dagegen ist nichts einzuwenden. Aber inwiefern soll damit „eine nahe Zukunft" ausgedrückt sein, wie es nach des Verfassers allgemeiner Charakterisierung: « *Dans la plupart des exemples, il* (= ce tour: « être pour ») *exprime un futur prochain, mais avec diverses nuances très apparentes* » der Fall wäre? Ich gestehe, daß ich „eine nahe Zukunft" weder in einem der angeführten Beispiele noch auch in einem der weiterhin folgenden (hier nicht mehr erwähnten) ausgedrückt finden kann.

Eine merkliche Diskrepanz findet sich zwischen der S. 133 vom Verf. gegebenen Definition der Bedeutung von *venir à* (« La locution périphrastique *venir à* indique une brusque entrée en jeu d'une action ») und derjenigen der Académie française, die (nach dem Zitat auf S. 135 f.) sagt: « *Venir*, suivi de la préposition *à*, se construit avec toutes sortes de verbes à l'infinitif ... pour marquer ce qu'une action a d'inattendu, de fortuit, ou pour exprimer le dernier terme d'une gradation, etc. » Sie erklärt *Nous vînmes à parler de telle chose* mit *la conversation tomba sur tel sujet*, und das wird man ebensowenig *brusque* nennen können, wie die bekannte Verwendung in Kondizionalsätzen: *S'il venait à mourir* usw.

In Teil I, Kap. 7, wo es sich um die Konkurrenz zwischen *faire* und *rendre* handelt („*Périphrase du résultatif*" S. 148) wäre doch wohl ein Hinweis auf den ursprünglichen (wenn auch später mehr und mehr verwischten) Bedeutungsunterschied am Platze gewesen: *faire une chose belle* = die Sache schön (d. h. als schöne, zu einer schönen) schaffen, *la rendre belle* = sie (nachdem sie vorher unschön gewesen) zu einer schönen machen (wörtlich: sie als eine schöne zurückgeben). In dem vom Verf. aus der Moralité nouvelle zitierten Beispiele:

> Las, mort, je te prie,
> Fais chose accomplye:
> L'ame soit ravye
> Sans plus endurer.

(nicht *Rends chose accomplye*) tritt diese Grundbedeutung noch deutlich zutage: „Schaff' eine fertige Sache, eine vollendete Tatsache."

Digitized by Google

Das S. 152 gegebene Beispiel für *faire en entendant* wird dadurch verdächtig, daß es — im Gegensatz zu dem unzählige Male anzutreffenden faire entendant — das einzige von dem unermüdlich sammelnden Verfasser gefundene ist. Es lautet (Passion du Palatinus, v. 1631):

> Pour ce que forment nous doutons
> Que le cors n'emblent si serjant
> Et puis facent en entendant
> Qu'il soit de mort resuscitez.

Da unbetonte Pronomina und die „Adverbia" *en* und *y* ebensowohl nach wie vor dem Verb stehen können, ist es wohl angezeigt, *en* zu *facent* zu ziehen und zu übersetzen: „Und dann darüber aussprengen, daß ..." (= *Et puis en facent entendant*). — Ebensowenig wie das eben besprochene Beispiel als Beweis für die Existenz der Redensart **faire en entendant*, braucht der gleich danach angeführte Satz: *Et firent entendant, si comme on dit, le conte de Bouloigne que il le feroient roi* als ein solcher für die «construction active *faire entendant quelqu'un*» (Verf. meint: mit Akkusativ der Person) gelten gelassen zu werden: Substantivische Personenbezeichnungen können ja der Dativpräposition *a* entraten. Ersetzen wir das Substantiv durch ein unbetontes Pronomen, so erhalten wir (entsprechend dem in den anderen Beispielen zutage tretenden Verfahren): «*Et li firent entendant ... que il le feroient roi.*»

Seiner — mit der der meisten Philologen übereinstimmenden — Überzeugung entsprechend, daß es außer den beiden sozusagen „konstitutiven" Hilfsverben *avoir* und *être* auch eine Kategorie „modaler" Hilfsverba gibt, sucht Verf. — neben seinen Ausführungen über die in Betracht kommenden französischen Verba — auch für ihre deutschen Entsprechungen diesen Charakter zu erweisen. Ein bedenkliches, zum mindesten gewagtes Unterfangen! Er macht geltend 1. *une flexion* spéciale („kann, konnte, gekonnt" usw.). Aber ist die Flexion von „gehen" („gehe, ging, gegangen") nicht ebenso unregelmäßig? — 2. *Par la possibilité de les construire directement avec l'infinitif, sans la préposition* «zu». Und: „Ich heiße (sehe, höre) ihn kommen"? — 3. *Par la substitution de l'infinitif au participe passé quand ce participe passé serait précédé d'un infinitif.* Und: „Ich habe sagen hören"?

Ebenso wenig überzeugend erscheint mir der entsprechende, an den französischen Verben gemachte Versuch: *Les auxiliaires de mode ont pris une flexion commune* (?), Verf. meint die „Angleichung" der Infinitivendungen von *potere, volere sapere* an *debere* und *solere*. Übergang von der 3. zur 2. Konjugation finden wir aber noch bei mancherlei anderen Verben

Digitized by Google

(z. B. recevoir, altfrz. reçoivre usw.), die mit „Modalität" nichts zu tun haben. — Er verweist ferner auf den Umstand, daß «*la négation ne a gardé toute sa valeur négative avec les verbes pouvoir et oser, ainsi que dans la locution 'je ne saurais'*». Aber einmal die drei hier genannten Fälle nicht gleichartig: *pouvoir* und *oser* können, je nach Bedarf, auch *pas* (*point*) zu sich nehmen, *je ne saurais* aber nicht. Sodann erfordert die einfache Verneinung bei *devoir* und *vouloir* stets *pas* (*point*) zum *ne*, und diese beiden Verba sollen ja gleichfalls „modale Hilfsverba" sein. — Ferner: *Ces verbes sont assez souvent employés d'une façon pléonastique.* Und *aller, venir* usw.? Finden sie sich nicht auch reichlich oft „pleonastisch" (vgl. die betr. Kapitel unseres Buches)? — Sodann das (besonders gern fürs Italienische geltend gemachte) Argument, daß «*bien qu'ils se construisent normalement aux temps composés avec l'auxiliaire avoir, on les trouve avec l'auxiliaire être quand ils sont suivis de l'infinitif d'un verbe qui se construit avec cet auxiliaire.*» Aber einmal: Wie hätte das Neufranzösische dies Verfahren aufgeben können, wenn es wirklich in der Wesensart dieser Verba als modaler wurzelte? Sodann: Ist nicht zu allen Zeiten (auch in der Gegenwart) bei vielen Verben ein Schwanken oder Wechseln zwischen *avoir* und *être* in den umschreibenden Verbformen konstatierbar gewesen. Wenn also in unserem Falle das im Infinitiv folgende Verb die Wahl des Hilfsverbs bei *pouvoir, vouloir, devoir* usw. (ital. *potere, volere, dovere* usw.) beeinflußt, so beweist das zwar, daß im Geiste des Sprechenden das Infinitivverb an Bedeutung den Vorrang hat, „dominiert", aber noch nicht, daß darum das finite Verb ein (modales) „Hilfsverb" ist — ebensowenig wie *un grand nombre de soldats sont blessés* beweist, daß *un grand nombre* nur ein (numerales) „Hilfssubstantiv" ist[8]). — Doch Verf. führt noch weitere Gründe ins Feld: «*Le pronom personnel* (fügen wir noch rasch en und y ein) *complément de l'infinitif qui suit l'auxiliaire peut se placer devant l'auxiliaire de mode.*» Aber dieselbe Stellungsfreiheit existiert doch auch für *aller, venir, envoyer* (bei *faire, laisser* usw. ist die erwähnte Stellung sogar obligatorisch) und diese hat man doch nie zu den modalen Hilfsverben gerechnet. — «*Pouvoir et devoir sont employés au conditionnel potentiel et irréel alors que seul l'indicatif a une valeur potentielle et irréelle.*» Beispiele: Sa grant valor, Kil *pourrait* acunter? (*Rol.*, v. 534) und L'en ne

[8]) Die armen Verba haben als Zielscheibe kritischer Zergliederungsbemühungen, seit die Lehre von den „Aktionsarten" und „modalen Hilfsverben" aufgekommen ist, viel erdulden müssen, wohingegen man die Nomina ganz ungeschoren gelassen, sie gewissermaßen als *noli me tangere* behandelt hat.

Digitized by Google

pëust son per savoir, Son compaignon ne son pareil (Huon, *Vair Palefroi*, v. 48) und entsprechend bei *devoir*. Ich gestehe, daß ich hier nichts Abnormes, geschweige denn „Unlogisches" (S. 186) sehen kann. „Wer könnte seine große Tapferkeit gebührend schildern?" — nämlich, wenn er noch so klug, noch so eifrig bemüht wäre. Und: „Man hätte nicht Seinesgleichen, seine würdigen Genossen, sein Seitenstück ausfindig machen können" — nämlich, wenn man noch so lange danach geforscht hätte. — «*Vouloir, au moyen âge, est employé au futur alors que la volonté est présente.*» Einmal gilt das hier Gesagte nur von *vouloir* (während ja *pouvoir, savoir, devoir* usw. gleichfalls als modale Hilfsverba erwiesen werden sollen. Sodann aber ist dies doch lediglich ein Fall sogenannter „Vorstellungsattraktion", wie er sich an den verschiedensten Punkten der Sprache findet (vgl. Bd. L, S. 356 ff. dieser *Zeitschrift*, besonders das Beispiel S. 357, die Frage des Kellners: „Was bekam der Herr doch schon?" statt „Was sollte (wollte) der Herr doch bekommen?" oder „Was sagte der Herr doch, daß er bekäme?"). — Und Entsprechendes ist gegen das letzte Argument des Verfassers einzuwenden: „*J'ai pu (dû) + infinitif équivaut à je peux (dois) + infinitif passé.*» Man wird nach alledem sagen dürfen: Die genannten Verba weisen zwar gewisse Eigentümlichkeiten auf, doch reichen diese keineswegs hin, sie zu „modalen Hilfsverben" zu stempeln — und dies um so weniger, als eine klare Definition dieses Terminus weder in unserem Buche noch sonstwo zu finden ist.

Auf S. 158 hätte der Molière-Satz (*Avare* II, 5): *Cela va plus loin qu'on ne vous peut dire* nicht unter den Belegen für *ne pouvoir* ohne *pas* aufgeführt werden sollen, da im Vergleichsatze nach positivem Komparativ bei allen Verben nur *ne* (ohne *pas* oder *point*) steht (z. B. ... *plus loin qu'on ne le croit*, nicht *qu'on ne le croit pas*).

In Sätzen wie (S. 170) *Et quant alles voyent le temps approcher de les devoir marier, jamais ne leur faut une excuse* oder ... *faignant de vouloir nier la chose* oder *Où ils feroient mine vouloir resister* könnte man — und das gilt *mutatis mutandis* für viele Sätze, in denen Verf. den „modalen Hilfsverben" eine eigene Bedeutung absprechen, sie lediglich als gewohnheitsmäßig gebrauchte Expletive ansehen zu müssen glaubt — sowohl bei *devoir* als auch bei *vouloir* etwas von dem ihnen eigentümlichen Sinne feststellen: *le temps de les marier* hieße nur „die für die Verheiratung geeignete oder ins Auge gefaßte Zeit", *le temps de les devoir marier* dagegen: „die Zeit, in der die Verpflichtung bzw. die (absolute) Notwendigkeit ihrer Verheiratung eintritt. Entsprechend *faignant de vouloir*

Digitized by Google

nier nur: den Willen, die Absicht zum Leugnen erheucheln nicht schon das Leugnen selbst, und *faire mine vouloir resister* „sich stellen, als habe man die Absicht, Widerstand zu leisten", „noch nicht die den Widerstand selbst markierenden Schritte oder Bewegungen vollführen". Es erscheint nicht ausgeschlossen, daß in manchen Fällen der Zusammenhang, das vorher und das nachher Gesagte zugunsten der Auffassung des Verfassers spricht. Bei isolierter Vorführung der Sätze jedoch werden sich dem Leser leicht Zweifel der vorhin angedeuteten Art aufdrängen.

Recht gewagt erscheint es mir, in altfrz. *n'en pouvoir plus faire* (S. 233) das *en*, wie es Verf. tut, als *que cela* zu deuten. Das Vergleichsglied dürfte sich doch wohl immer nur in betonter Form vorfinden. Ich möchte daher in diesem *en* ein „hinsichtlich der betr. Sache" sehen.

Savoir à dire möchte Verf. (S. 279) gemäß seiner stets auf Gründlichkeit bedachten Art als Weiterentwicklung eines ursprünglichen *savoir aucune chose à dire* auffassen. Er zitiert *Cligès* v. 4957: *N'ancor ne savoient à dire Li queus iert miaudre, li queus pire* und bemerkt dazu: « Le sens primitif est '*Ne savoient li queus iert miaudre, à dire*', c'est à dire '*pour le dire*' '*dicendum*'. » Dann heißt es weiter: « Mais il semble que de très bonne heure ce sens primitif se soit perdu puisque l'on trouve, dans le Roland, *savoir à parler* qui ne peut s'expliquer que par l'analogie: *Ço est Loewis, mielz ne sai à parler* (v. 3715). Le sens est simplement: *je ne sais dire* » (Wer da wollte, könnte immerhin *mielz* als Objekt von *sai* ansehen und übersetzen: „Besseres weiß ich nicht zum [in bezug auf] reden"). Mir scheint jedoch der Umweg über *chose à dire* = *aliquod dicendum* nicht unbedingt nötig, zumal sich gleichzeitig mit *à* auch *de* vor dem Infinitiv der verschiedensten Verba findet. Ein *savoir à dire* (= „zu sagen wissen", d. h. die Fähigkeit, die Verstandeskraft haben, die zum Sagen nötig ist) dürfte genau so verständlich sein wie *savoir de dire* (= „hinsichtlich des Sagens das erforderliche Wissen aufbringen").

Über *aller* in imperativischer Form, welches (in Verbindung mit einem Infinitiv) « sert quelquefois à formuler *un ordre qui ne comporte pas de mouvement réel* » läßt sich vielleicht noch etwas mehr und vor allem Deutlicheres sagen als « *Cet ordre a généralement une valeur ironique* » (S. 302). Eher würde ich (statt *ironique*) noch *affective* sagen. « *Allez vous puis tourmenter pour le public...* ! » Mir scheint *aller* hier — wie auch bei Verboten (« *N'allez pas croire que je veuille en bénéficier!* »), ja, wie auch in den auf S. 93 erwähnten altfranzösischen Verwendungen, von denen Verf. nur sagt: « Le sens propre de *aller*, dans la plupart des cas, est faible » (*En mi le camp amdui*

Digitized by Google

s'entr'encuntrerent, Si se vunt ferir ...), sogar mit Verben der Bewegung (*Lors vont en l'eschafaut monter*) — das Heraustreten aus dem bisherigen Zustande, und damit zugleich einen Willensakt, eine Leistung anzudeuten. „Macht einmal eine Probe damit, euch für das Publikum abzuquälen (ihr werdet wenig Freude daran haben)." — „Geht nicht soweit, zu glauben, daß ..." oder „Versteigt euch nicht bis dahin, zu glauben ..." — „Sie treffen mitten auf dem Felde zusammen und nun legen sie los und schlagen aufeinander ein." — „Dann setzen sie sich in Bewegung und steigen aufs Schafott" usw.[9]).

Bei der Besprechung des rein periphrastischen *faire* (z. B. il fait dormir = il dort) S. 334 ff. läßt sich Verf. leider auch von der ganz unhaltbaren Theorie H. T. Mullers und Spitzers, daß darin ein Fall serviler Höflichkeitsbekundung zu sehen sei, umgarnen. Alles, was die beiden Genannten über die Verwendung des lat. *iubere* in diesem Sinne vorbringen (« *Nisi reddi mihi vasa iubes* » obgleich der so sprechende Koch nur seinen Herrn Euclion vor sich hat), kann als durchaus zutreffend gelten gelassen werden, ohne daß man ihm auch nur den geringsten Zusammenhang mit unserem „periphastischen" *faire* zuzuerkennen braucht. Ebenso kann man dem Verfasser recht geben, wenn er sagt, daß das von A. Tobler u. a. zum Vergleich herangezogene mittelhochdeutsche *tun* und das englische *to do* niemals „faktitive" Bedeutung (= „einen zu etwas veranlassen") gehabt hat, noch jetzt hat, während sich frz. *faire* sehr oft so gebraucht findet und schon in ältester Zeit so gebraucht fand (sogar in Verbindung mit dem „einfachen" Verb: « A son neveu vint, qui *atourne* Les chevaus et *fait atourner* ») [10]). Diese drei verschiedenen Gebrauchsweisen bestehen eben einfach nebeneinander, gehen nebeneinander her. Liegt denn darin etwas Wunderbares? Verf. zählt (S. 218 ff.) nicht weniger als 11 verschiedene Gebrauchsweisen von *pouvoir*, (S. 115) nicht weniger als 6 von *être pour* auf, und nun hätte es nicht einmal 3 von *faire* nebeneinander gegeben: 1. „Byzantinische" Verwendung einer

[9]) Etwas Ähnliches, allerdings nur Ähnliches, liegt bei der neufrz. (vom Verf. nicht erwähnten) Umschreibung mit *voir* vor („*On le vit, l'instant d'après, galoper droit devant lui*" statt des einfachen „*Il galopa, l'instant d'après*" usw.), von der ich (*Neuere Sprachen* 1929, S. 372 ff.) gezeigt habe, daß sie (auch in der Form *voilà que* . . ., *ne voilà-t-il pas que* . . . usw.) dazu dient, dem Hörer bzw. Leser das Vorgeführte als besonders beachtenswert zu kennzeichnen (deutsch etwa: „Und nun denkt euch, galoppierte er . . ."), eine Nüance, die auch durch *il arrive* (*ait, -a* usw.) ausgedrückt werden kann.

[10]) Inwiefern altfrz. *Il ne fait se lire non* die Beweiskraft von Toblers „*Il ne fait que lire*" herabmindern soll (S. 335, Anm. 21), ist mir nicht verständlich.

Digitized by Google

einzigen Person gegenüber [„laß das tun", statt „tue das"]. 2. Faktitive Verwendung [a) „laß das den und den tun" = „beauftrage ihn (nämlich einen anderen) damit"; b) „bewirke ein Tun" z. B. *faire voir* = *montrer*]. 3. Periphrastische [d. h. rein periphrastische Verwendung (= „*tun*", z. B. „Ich tät mich zu ihm setzen", und = *to do*, z. B. *How do you do?*)]. Beim Lesen altfrz. Texte findet man auf Schritt und Tritt Fälle der dritten Art auch in solchem Zusammenhange und solcher Verwendung, daß man bei dem bloßen Gedanken an eine Zurückführung auf Nummer 1 (Höflichkeitsausdruck) lächeln, wenn nicht gar laut auflachen muß. Da ich es in Anbetracht der Häufigkeit solcher Fälle für überflüssig hielt, mir selbst Belege zu notieren, setze ich einige aus Toblers Artikel (*V. B.* I, Beitrag 3) hierher: Von einem kraftvollen Schwerthieb, der den Gegner auf den Schild trifft, heißt es (*R. Cambr.* 2922) *Tout son escu li fait jus reoingier.* — Von der Liebesglut: *L'ardour qui la fait stimuler* (*vieille 27*). — Des Ritters Heldentaten stehlen der Dame ihr Herz: *Ses grans proueces li font son cuer embler* (*Mitt.* 40, 14). — „Aber von jenen hat er sich wohlweislich ferngehalten": *Mes de cheus s'est il fet sagement eslongnier* (Gaufr. 288). — „Der Wind hat die Schiffe geradewegs zum Hafen zurückgeführt": *Et li vens les a fait a droit port ramener* (Aym. Narb. 3694) usw. Setzen wir einmal für das Höflichkeits-*facere* bzw. -*iubere* dtsch. „geruhen" ein (*Nisi reddi mihi vasa iubes* = „Falls du nicht geruhst, mir die Gefäße zurückzugeben"), und wenden wir dann dies „geruhen" auf die vorgeführten Beispiele an: „(Das Schwert) geruht ihm seinen Schild unten abzuschlagen"!! (Die anderen Sätze brauche ich wohl nicht mehr umzuwandeln.) Es ist mir vom ersten Augenblick an, da ich Spitzers auf H. F. Muller hinweisende Ausführungen (in dieser Zeitsch. XLIII, 279 ff.) las, unfaßbar gewesen, wie die beiden Forscher (jetzt leider auch der besonnene Verfasser unseres Buches) nur den leisesten Zusammenhang zwischen jenem lat. *facere, iubere* der Höflichkeit und der in den angeführten Beispielen vorliegenden rein periphrastischen Verwendung behaupten konnten[11]).

Die apodiktische Behauptung (S. 352): «*Ce tour* (Setzung eines substantivischen Objekts des regierenden Verbs zwischen dieses und den von ihm abhängigen Infinitiv) *n'existe pas pour faire* (statt: *n'est plus usité pour faire*) steht in Wider-

[11]) So erklären Lerch-Spitzer auch die attributiven Gerundiale auf -*ant* als durch einen wunderlichen Irrtum der Akademiker von 1679 zur Invariabilität verurteilte Partizipialformen und bleiben dabei, obgleich ersterer ein solches Verfahren, wie er es annimmt (mit Recht!), als Torheit und Unsinn bezeichnet, sich jedoch auf seine Forderung der Variabilität von Clédat sagen lassen muß, daß die Einführung derselben

Digitized by Google

spruch zu den auf S. 358 dargebotenen Beispielen, unter denen sich nicht bloß altfranzösische (*J'en feroie les ex voler* in Auc. XIV, 11) oder mittelfranzösische (*Qui faict les coquins mandier* bei Rabelais, Pant. III, 14), sondern auch neufranzösische finden: *Les mots de passion qui faisaient l'amant frôler son visage du papier satiné* (Daud. Sapho). — *Ce qui faisait Armand répondre à ceux qui lui demandaient . . .* (Gide, Les faux monn. 130).

Ein reiches Beispielmaterial bietet Verf. seinen Lesern auf S. 369/370 zu *laisser faire qn.* und *à qn.* dar. Nach Vorführung des Schwankens in den verschiedenen Zeiträumen, schließt er mit der Bemerkung: « D'une façon générale, avec *laisser*, la construction du sujet de l'infinitif comme complément d'objet direct de la locution l'emporte sur la construction avec le datif.» Sollte es nicht möglich sein, hier einen, wenigstens kleinen, Bedeutungsunterschied festzustellen? Wenn ich Sätze wie: *Au surplus, laissez faire la petite* (Picard, *Les Provinciaux à Paris* III, 3) mit solchen wie: *Faites votre devoir, et laissez faire aux dieux* (Corn. *Hor.* 710) vergleiche, will es mir scheinen, als ob die Dativkonstruktion (gegenüber der Akkusativkonstruktion: „einen tun lassen, was und wie er will") die etwas engere, spezialisierte Bedeutung hätte: „jemanden die Entscheidung der betr. Sachlage überlassen." Und so finde ich denn auch nichts Befremdliches in dem vom Verf. S. 370, Anm. 22 als auffallend (*on trouve même ...*) zitierten Satze von Larivey, « *où les deux constructions sont employées par un même personnage à quelques lignes d'intervalle* », nämlich: « *Laisse faire à moy ... Sçais-tu pas que dict le proberbe? 'Donne charge au sage et le laissé faire'* », d. h. „Überlaß mir die Entscheidung, die Erledigung der Sache. Weißt du nicht, was das Sprichwort sagt? 'Gib dem Weisen Vollmacht und laß ihn machen, was und wie es ihm gut scheint.'"

Und nun zum Schlusse — früherer Ankündigung gemäß — noch ein kurzes Wort über die systematische Seite unseres Werkes. Daß Verf. mit dem Begriff der *périphrase* recht frei geschaltet hat, wurde schon angedeutet: Auf Schritt und Tritt wird der durch die von ihm gewählte Themaformulierung geschaffene Rahmen gesprengt, werden Verwendungen der anläßlich desselben zur Sprache gebrachten Verba eingehend erörtert,

---

„absolut unmöglich" ist. — Den so einfachen und durchsichtigen Konjunktiv in dem Rolandverse *Ne poet muer n'en plurt e ne suspirt* glaubt Lerch nicht anders erklären zu können als durch die Zerlegung: „Er soll nicht weinen und seufzen? Er kann es nicht ändern" (schon das *e* statt *ne* hätte ihn von dieser falschen Auffassung zurückhalten sollen).

Digitized by Google

die mit dem Begriff der *périphrase* im eigentlichen Sinne nichts mehr zu tun haben. Denn „*périphrase*" bedeutet nicht, wie Verf. meint, Umschreibung „dont les éléments réunis équivalent au verbe simple *affecté d'une nuance temporelle* (*aspective*) *ou modale ou factitive*" (S. I.), sondern es bedeutet: Ersetzung eines einfachen Ausdrucks durch einen zusammengesetzten unter Beibehaltung des gleichen Sinnes. So wären *l'emporter, avoir le dessus, remporter la victoire, sortir vainqueur* einwandfreie „Umschreibungen" für *vaincre*; hingegen *remporter une victoire brillante,* (*glorieuse, sanglante, douteuse*) nicht, weil in *vaincre* nichts von den Begriffen „glänzend, ruhmreich" usw. enthalten ist. Dementsprechend hätten die in den Konjugationstabellen (auf Grund lateinischer Formen) als Passé indéfini, Plus-que-parfait [12]), Futur antérieur des Aktivs, sowie als Formen des Passivs bezeichneten Verbindungen von *avoir* und *être* mit „Verbaladjektiven" (*elle est allée*) und „Gestiven" (*elle a marché*) mit aufgeführt und (wozu Anlaß genug vorliegt) nach Entstehung und Entwickelung erläutert werden müssen, zumal wenn Verf. (wozu er nicht gezwungen werden konnte — denn man hätte das Recht, sie aus den Konjugationstabellen auszusondern) ausdrücklich anerkennt, daß *ces formes constituent au point de vue morphologique un tout, incorporé en quelque sorte dans la conjugaison.* Wäre auf diese Weise der Inhalt des Buches um ein Zehntel vermehrt worden, so hätte andrerseits die Fernhaltung alles dessen, was nicht reine Umschreibung, sondern zugleich Sinnesmodifikation, Begriffserweiterung gegenüber der einfachen verbalen Ausdrucksweise darstellt, seinen Umfang gut um neun Zehntel verringert. Und noch ein Bedenken sei mir zu äußern gestattet. Man kann ein Thema, wie das hier vom Verf. gewählte, auf zwiefache Weise behandeln, indem man nämlich entweder vom sprachlichen Material ausgeht — in der Weise, daß man aus den französischen Wörterbüchern (bzw. Grammatiken, die übrigens genau genommen die ganze Sache nichts angeht) unter gleichzeitiger Ausbeutung der Lektüre alle in Betracht kommenden Verba nebst ihren Umschreibungen zusammensucht — oder indem man sich zunächst ein Begriffssystem sogenannter „Aktionsarten" bildet und dann für jede einzelne Aktionsart die betr. sprachlichen Wiedergaben feststellt. Mit Brunotscher Terminologie: Man geht entweder von der „*langue*" oder von der „*pensée*" aus. Verf. hat das letztere Verfahren erwählt. Ist es dann aber zweckmäßig, sich auf verbale Umschreibun-

[12]) Daß das sogen. „Passé antérieur" kein Vorvergangenheitstempus, sondern lediglich eine Umschreibung des Passé défini ist, habe ich im *Archivum romanicum* 1929, S. 548 ff. gezeigt. Unter den *formes périphrastiques* hätte es also erst recht eine Stelle verdient.

Digitized by Google

gen zu beschränken? Dabei kann doch, da die Sprache zum Ausdruck all jener Nuancen noch erheblich andere Mittel zur Verfügung hat, nur etwas Unvollständiges herauskommen. So bietet Verf. für das *„futur prochain"* nur: *vouloir* + infinitif, *aller* + infinitif, *s'en aller* + participe passé und *être pour* + infinitif. Wo bleiben aber die zahlreichen nominalen Zeitbestimmungen (unwissenschaftlich „Adverbia" genannt, vgl. *Neuaufbau der Grammatik*) wie *bientôt, tout à l'heure, tout de suite* usw. usw., die der Sprache denselben Dienst leisten wie die vorhin genannten *périphrases verbales*? Sollte bei dieser Bevorzugung des verbalen Elements nicht einmal wieder eine gewisse Modeströmung (vgl. „erlebte" [!] Rede, Stilzerpflükkung, kulturkundliches Phantasieren usw.) im Spiele sein? Jedenfalls erscheint es nicht überflüssig, darauf hinzuweisen, daß, wenn die „Verläufe" (s. *Neuaufb. d. Gr.*) ihre Aktionsarten haben, so doch auch die „Seienden" ihre „Zustandsstufen" aufweisen (z. B. Mensch: Wickelkind, Kind [Knabe, Mädchen], Halberwachsene [Jüngling, Jungfrau], Erwachsene [Mann, Frau], Alte [Greis, Greisin], von Junggeselle, Ehemann, Ehefrau, Witwer, Witwe ganz zu schweigen), die der zusammenhängenden Darstellung — namentlich wenn man noch die Tierwelt hinzuzieht — nicht weniger würdig sind, als die „Aktionsarten". Doch sei zum Schluß betont, daß die sorgfältigen Zusammenstellungen, die reichlichen Materialien, die Verf. uns in seinem Buche darbietet, durch alles dies an Wert nicht verlieren.

Berlin-Schlachtensee. THEODOR KALEPKY.

Mémoires de la société néo-philologique de Helsingfors. VIII. Helsingfors 1929. 120 finnische Mark.

Der 8. Band der den Neuphilologen wohlbekannten Helsingforser Mémoires ist dem Ehrenpräsidenten der Société néophilologique in Helsingfors Werner Söderhjelm zu seinem 70. Geburtstag gewidmet und legt schönes Zeugnis ab von der eifrigen, streng wissenschaftlichen Tätigkeit der Mitglieder dieser Gesellschaft besonders in rom. und germ. Philologie. Von den über 400 Seiten, die den wissenschaftlichen Abhandlungen gewidmet sind, entfallen über 300, also mehr als drei Viertel, auf eine einzige Abhandlung, die von

Hugo Suolahti, *Der französische Einfluß auf die deutsche Sprache im 13. Jahrhundert* (Seite 3-310). Wenn der afrz. Einfluß auf das Mhd. auch in erster Linie die Germanisten interessiert, so ist er doch auch ein wichtiges Kapitel aus der Geschichte der Wirkung des Frz. nach außen und damit aus

Digitized by Google

der äußeren Geschichte des Frz., geht also auch die Romanisten an und ist deshalb von Fr. Kluge im Grundriß der rom. Philologie I², 511 f. und von Behrens in dieser der franz. Sprache gewidmeten Zeitschrift 45, 182 ff., auch von Brunot 1, 382 ff., kurz von Nyrop, 1, 33 und Meyer-Lübke, *Frz. Gram.* 1, 24 f. besprochen worden. Auch bestätigen oder erweisen gewisse afrz. Lehnwörter des Mhd. afrz. mundartlichen Lautstand für die Zeit ihres Auftretens in mhd. Texten durch die von ihnen verlangte Grundform; vgl. mhd. *er prüevet* aus afrz. *prüeve*, keineswegs *prueve*, des Ostfrz. und mhd. *-iure*, d. i. *-üre* aus kontrahiertem afrz. *-ure* statt des älteren *-eüre* nach Theodor Maxeiner, *Beiträge zur Geschichte der frz. Fremdwörter im Mhd.* (Marburger Diss. 1897). So verdient es denn die Abhandlung Suolahtis, in dieser der frz. Sprache und ihrer Literatur gewidmeten Zeitschrift besprochen zu werden, wie denn der erste Teil der Abhandlung, der Aufsatz von Hugo Palander, *Der frz. Einfluß auf die deutsche Sprache im 12. Jahrhundert*, in diesen Mémoires III, 10-204 erschienen, von Horn in der ZfSL. 26², 199 f. besprochen wurde. Nachdem nämlich der finnische Gelehrte die eben angeführte erste Abhandlung unter seinem älteren Namen Hugo Palander 1902 im III. Bande der Helsingforser Mémoires veröffentlicht hatte, vollendete er, wie er in der Vorbemerkung der jetzt vorliegenden Abhandlung mitteilt, 1910 die hier zu besprechende zweite Abhandlung, veröffentlichte deren Einleitung als „Allgemeine Übersicht" im IV. Bande der (mir nicht zugänglichen) *Annales Academiae scientiarum Fennicae*, ließ aber den Hauptteil seiner zweiten Abhandlung liegen und hat ihn erst jetzt, nach fast 20 Jahren, unter seinem neuen finnischen Namen Suolahti zu Ehren Söderhjelms im VIII. Band der Mémoires erscheinen lassen. Die Abhandlung Suolahtis in den Mémoires VIII ist also die nach 27 Jahren erschienene direkte Fortsetzung der Abhandlung Palanders in den Mémoires III; derselbe Autor bespricht hier die afrz. Lehnwörter im Mhd. des 13., dort die im Mhd. des 12. Jahrhunderts.

Suolahti erörtert zunächst die kulturhistorischen Ursachen der frz. Einwirkung auf das Mhd., das Erlernen des Frz., das Lesen und Vorlesen frz. Erzählungen zur Unterhaltung in der damaligen ritterlichen Gesellschaft Deutschlands, erwähnt nebenbei den frz. Einfluß auf die deutsche Musikpflege, Kleidermode, Tafelsitte, wobei er die Zeugnisse für alle diese Einflüsse angibt, und führt dann in chronologischer Ordnung, innerhalb dieser nach Landschaften, die mhd. höfischen und volkstümlichen Epen, Legenden und Chroniken, lyrischen und allegorisch-didaktischen Dichtungen an, die afrz. Lehnwörter enthalten, nennt auch bei jeder einzelnen Dichtung die darin vorkommenden Lehnwörter, sie in Sachgruppen ordnend, bespricht die im 13. Jahrhundert

Digitized by Google

auftretenden mhd. Ableitungen von deutschen Stämmen mit den aus dem Afrz. schon im 12. Jahrhundert entlehnten Suffixen *-ieren, -îe, -eiz, -iure*, belegt dann den mittelniederländischen Einfluß auf das Mhd. durch manche, natürlich längst bekannte, mndl. Lehnwörter im Mhd. und erörtert schließlich die Verbreitung ritterlicher Kultur aus den Niederlanden über den Mittel- und Oberrhein, durch Rheinländer und Schwaben in das übrige Deutschland, bespricht diese zunächst nur die deutsche Kulturgeschichte betreffenden Verhältnisse in seinem den afrz. Lehnwörtern des Mhd. gewidmeten Aufsatze mit Recht, weil manche afrz. Lehnwörter auf demselben Wege, über das Deutsche des Mittel- und Oberrheins, ins übrige Deutsche gekommen sind. Eine Entlehnung auf diesem Wege nimmt Suolahti, 40 unten, insbesondere für afrz. Lehnwörter in gewissen, aus dem Ende des 13. Jahrhunderts stammenden mittelfränk. Texten an; er trennt diese im Verkehr an der Sprachgrenze von nicht ritterlichen Kreisen übernommenen Lehnwörter mit Recht von den durch die ritterlichen Kreise mit der ritterlichen Kultur und deren Literatur oft auf rein literarischem Wege entlehnten Wörtern. Schließlich tritt Suolahti der wichtigen Frage näher, in welchem Umfang die frz. Lehnwörter in die breiten Schichten des Volkes drangen. Für die Bekanntschaft auch der unteren Schichten Deutschlands mit manchen afrz. Lehnwörtern macht er deren Gebrauch durch Berthold von Regensburg, der in seinen Predigten auf die unteren Stände Rücksicht nehmen mußte, sowie im Schwaben- und Sachsenspiegel mit Recht geltend.

Auf diese nur 40 Seiten umfassende allgemeine Übersicht folgt als Hauptteil der Abhandlung das 270 Seiten füllende „Gesamtverzeichnis der frz. Worte, welche in den mhd. Denkmälern des 13. Jahrhunderts belegt sind", das auch die schon im 12. Jahrhundert bezeugten Wörter enthält, diese mit einem Stern kennzeichnend, und alphabetisch ist. Damit ist der Inhalt der Abhandlung Suolahtis angegeben. Einige kritische Bemerkungen mögen folgen.

Nach Seite 4 sind die Wörter *art, kumber, stolz, falsch* beiseite gelassen, die „Kluge (vgl. *Deutsche Sprachgeschichte* S. 280) vielleicht mit Recht für frz. hält". Hier hätte S. im Jahre 1929 vor allem a r t weglassen sollen. Kluge hielt lange vorher, nämlich in den letzten Jahren seines 1926 endenden Lebens, mhd. *art* „Beschaffenheit" nicht mehr für ein afrz. Lehnwort, bezeichnete es vielmehr wie schon in Paul und Braunes Beiträgen 9, 193 so in den letzten Auflagen seines Wörterbuches als „urverwandt mit lat. *ars*" „Art und Weise, Kunst" und ind. *ṛtá* „rechte Weise". Nun ist zwar die Verbindung des mhd. *art* mit lat. *artem* und dem ind. Worte ebenso unrichtig wie die durch Wiedemann in Bezzenbergers Beiträgen 27, 221 vor-

Digitized by Google

genommene mit altbulgar. *rodŭ* „Geschlecht", arm. *ordi* „Sohn"; aber mhd. *art* „Herkunft, angeborene Eigentümlichkeit, Beschaffenheit" ist doch echt germ., nämlich mit mhd. *art* „Ackerbau, Land", ahd. *art* „Ackerbau", altsächs. *ard* „Aufenthaltsort" Heliand 1125, angels. *eard* „Boden, Gegend, Land, natura, indoles" Bosworth-Toller 1, 231 f. identisch (Meringer, Indogerm. Forsch. 17, 123; Falk-Torp unter *art* „nicht unwahrscheinlich"; Weigand-Hirt), wie besonders das angels. Wort erweist. Wegen dieses Wortes kommt auch eine Herkunft des mhd. *art* „Beschaffenheit" von lat. *ars, artem* „Art und Weise, moralische Eigenschaft, Handlungsweise" nicht in Frage, ja nicht einmal eine Einwirkung des lat. *artem* auf die Bedeutung des mhd. Wortes. Die Ansicht von S., daß Kluge „vielleicht mit Recht" mhd. *art* für frz. gehalten habe, daß also *art* vielleicht frz. Lehnwort sei, ist jedenfalls unrichtig; Herkunft des mhd. *art* „Beschaffenheit" von afrz. *art* „Kunst, Wissenschaft, List, Beruf, Gewerbe" (Tobler-Lommatzsch 1, 551 f.) wäre auch dann begrifflich höchst unwahrscheinlich, wenn die anderen Bedeutungen des mhd. Wortes und die verwandten altgerm. Wörter nicht bestünden. Mhd. kumber „Schutt, Unrat, Belastung, Bedrängnis, Mühsal" hat Kluge allerdings bis zum Ende seines Lebens, wie vor ihm schon Meyer-Lübke ZrP. 19, 276 oben, für ein Wort frz. Ursprungs gehalten, für eine Entlehnung von dem bekannten rom. Worte, und mit Recht. Die von Weigand-Hirt für mhd. *kumber* angenommene Verschmelzung des rom. Wortes mit dem echt germ., das in altnord. *kumbl* „aufgeschütteter Grabhügel, Grabmal, Denkmal, Merke, Zeichen", altsächs. *kumbal* „Zeichen", angels. *cumbol, cuml* „Zeichen, Feldzeichen" vorliegt, kommt nicht in Betracht, weil dieses zweifellos echt germ. Wort nur im Altnord. aus der Bedeutung „Zeichen" die weiteren „Denkmal, Grabmal, Grabhügel" entwickelte, im Westgerm. aber bei der Bedeutung „Zeichen" stehen blieb. Die Annahme eines echt germ. **kumbro* gar für mhd. *kumber* durch Falk-Torp ist wegen dessen späten Auftretens und Vereinzelung im Germ. ganz unwahrscheinlich. Mhd. stolz hat Kluge bis in die letzten Auflagen seines Wörterbuchs zugleich mit mittelniederd. *stolt* „stolz, stattlich" für eine Entlehnung von afrz. *estoltz* (besser wäre *estoutz*), dem Nominativ von *estolt, estout* „kühn, unbesonnen, anmaßend" gehalten; ähnlich meinte Meyer-Lübke, REW. 8328, daß „ahd.", richtig mhd. *stolz* „erst aus dem Latein stammt". Aber afrz. *estout* und altprov. *estout* „hochmütig, leicht erregbar" können aus dem Latein nicht recht erklärt werden. Herkunft dieser rom. Wörter von lat. *stultus* „dumm" (Goldschmidt, *Abhandlungen, Adolf Tobler dargebracht*, 165) ist „begrifflich schwierig", wie Meyer-Lübke sagte, und wird auch durch die Verbindung des afrz.

Digitized by Google

estout mit *fol* an zwei von Goldschmidt beigebrachten Stellen nicht gestützt, da an diesen Stellen eben *fol* „unbesonnen" und *estout* „kühn" gepaart sind. Ein **extultus* für *elatus* (W. Bruckner, Zs. für d. Wortforsch. 13, 152; Meyer-Lübke, REW. 8328) ist wegen des Fehlens von **tultus* einerseits, von *extollere* andererseits im Afrz. und Altprov. unwahrscheinlich; ein dem afrz., altprov. *tolt, tout* „weggenommen", bez. seiner Grundform **toltu* entsprechendes **extoltum* hätte afrz., altprov. **estout* ergeben und nicht das durch Reime (s. Goldschmidt a. a. O. und H. Suchier, *Voyelles toniques*, 147) gesicherte *estout*. Die verschiedene Qualität des *o* in *estout* und *tout* „weggenommen" verhindert die Herleitung des Wortes *estout* von einem mit *ex*-präfigiertem Partizip des Verbs *tollere, sustuli, sublatum*. Das aus dem Latein nicht erklärbare afrz., altprov. *estout* stammt, wie Diez 577 und Mackel, Frz. Stud. 6, 35 Mitte sagten, von altniederfränk. **stolt*, das geschlossenes *o* hatte und dem mhd. *stolz*, mittelniederd. *stolt* entsprach. Diese Wörter waren echt germ. und mit ahd. *stelza*, mittelniederd. *stelte* „Stelze" verwandt, bedeuteten ursprünglich „steif, steif gehend" (Heinrich Schröder, Indogerm. Forsch. 18, 514; Weigand-Hirt; Falk-Torp unter *stolt*). Mhd. v a l s, v a l s c h endlich — die zweite Form ist häufiger — ist zwar nicht echt germ., da ein germ. **falpska* „gefaltet, gewunden, unzuverlässig" (Edward Schröder, Anz. f. d. Altert. 23, 156) und zufälliger Anklang des daraus entstandenen *valsch* an lat. *falsus* nicht glaublich ist, stammt aber auch nicht, wie Kluge noch in den letzten Auflagen seines Wörterbuchs behauptete, von afrz. *fals*, das längst *faus* lautete und dessen von Kluge zugrundegelegtes Fem. *falske*, angeblich nach *freis-freske* gebildet, reine Annahme ist, sondern von lat. *falsus* (Weigand-Hirt, Falk-Torp unter *falsk*); *valsch* trat neben das noch vorhandene *vals*, wie Hirt angibt, nach *velschen, valschen*, die nach ahd. *gifelskan, gifalskôn* älter sind und mit diesen aus lat. *falsificāre* durch Schwund des *-fi-* in Dissimilation zum *fa-*, durch Haplologie entstanden. Mhd. *velschen* führt auch Kluge auf lat. *falsificāre* zurück. Von den mhd. Wörtern *art, kumber, stolz, falsch*, die nach Suolahti, 4 „vielleicht mit Recht" für frz. gehalten werden, war nur eines, *kumber*, in Wirklichkeit afrz. Lehnwort; *art* und *stolz* waren echt germ. und *valsch* lat. Übrigens sagt S. selbst unmittelbar darauf, die Entscheidung, ob ein Lehnwort frz. oder lat. Provenienz sei, falle oft recht schwer, und er habe daher in das Verzeichnis eine Anzahl solcher Worte aufgenommen, „die wahrscheinlich aus dem Latein stammen". Aber ein mhd. Wort als „wahrscheinlich" aus dem Lat. stammend anzusehen und dabei es ins Verzeichnis frz. Lehnwörter aufzunehmen, ist ein Widerspruch.

Seite 32 unten erklärt S. mhd. *rûmeiz* „Raum" als nach

Digitized by Google

puneiz „Anrennen" (von afrz. *poigneis*) gebildet und behauptet dann, Wolfram von Eschenbach habe mit demselben Suffix „aus *walop* (*walopieren*) von afrz. *walop* ein *walopeiz* und aus *petit mangier* „kleine Mahlzeit" von afrz. *petit mangier* ein *petit mangeiz* gemacht". Diese Annahme ist für *petit mangeiz* wegen seines begrifflichen Abstandes von *puneiz*, dem angeblichen Muster, unwahrscheinlich; sie ist für jenes Wort und auch für *walopeiz* wohl nicht nötig. Im Afrz. war *-eíz* ein lebendes Suffix zur Bildung von Verbalsubstantiven; es konnte von jedem Verbum auf *-er*, *-ier* ein Verbalsubstantivum auf *-eíz* gebildet werden. Darnach darf man einmal ein afrz. Verbalsubstantiv auf *-eíz* voraussetzen, wenn es auch zufälligerweise nicht überliefert ist. So mögen mhd. *walopeiz*, *petit mangeiz* auf entsprechende afrz. Wörter auf *-eíz* zurückgehen.

Das Gesamtverzeichnis der in den mhd. Denkmälern des 13. Jahrhunderts belegten „frz. Worte", wofür „frz. Lehnwörter" richtiger wäre, erregt manche Bedenken. Es enthält viele Wörter, die nicht hineingehören, nämlich 1. Zusammensetzungen echt deutscher Wörter mit frz. Lehnwörtern, die allein auch vorkommen und verzeichnet werden, so *âbentsolt* neben *solt*, *birnkumpost* „Birnenkompott" neben *kumpost*, *bluomenschapel* neben *schapel*, *diupkutte* „Diebeskutte" neben *kutte*, dann 2. Ableitungen mit echt deutschen Präfixen und Suffixen von frz. Lehnwörtern, die einfach auch vorkommen und verzeichnet werden, so z. B. *abschâh* „Abzugsschach" neben *schâh*, *antasten*, *betasten*, *ertasten* neben *tasten*, *bekondewieren*, *bekrîen*, *becroieren*, *bekupeln* neben den einfachen Verben, ferner *alsamîtîn* und *samettîn* „samten" neben *samît*, *samet*, *aventiurâre*, *aventiurlîch* neben *aventiure* und viele andere. Sobald einmal mhd. *schapel*, *tasten*, *aventiure* bestanden, konnte man dazu zu jeder Zeit *bluomenschapel*, *betasten*, *aventiurlîch* bilden; dies waren Vorgänge innerhalb der deutschen Sprache. Man könnte die Zusammensetzungen mit und die Ableitungen von frz. Lehnwörtern höchstens als Zeugen einer gewissen Volkstümlichkeit der betreffenden Lehnwörter in einem Kapitel anführen, das von der Volkstümlichkeit und Unvolkstümlichkeit, vom raschen Verschwinden und langen Fortleben der frz. Lehnwörter spräche, das aber bei S. fehlt. Bei ihm sind *antasten*, *betasten*, *ertasten*, *tasten* vier Artikel, vier „frz. Worte", während es sich in Wahrheit um eine einzige Entlehnung handelt. Das Verzeichnis enthält weiter 3. Ableitungen echt deutscher Stämme mit den Suffixen *-ieren*, *-îe* frz. Ursprungs wie *bildieren* „bilden", *blenkieren* „blinken machen", *brankieren* „prangend vorbringen" u. a., *banekîe* „Belustigung", zu *baneken*, einem mittelniederl. Lehnwort, *galsterîe* „Zauberei" zu *galster* „Zauber" u. a. Die Bildung neuer mhd. Wörter auf *-ieren*, *-îe* zu echt deutschen

Digitized by Google

Wörtern nach dem Nebeneinander von Wörtern wie *buhurdieren-buhurden, kurtoisîe-kurtois* waren wieder Vorgänge innerhalb der deutschen Sprache, die höchstens von einer gewissen Volkstümlichkeit mancher Lehnwörter auf *-ieren, -îe* zeugen. Die Ableitungen echt deutscher Stämme mit den Suffixen frz. Herkunft hätten jedenfalls in einem eigenen Kapitel angeführt werden sollen. Wörter wie *bildieren, galsterîe* kann man keinesfalls unter die „frz. Wörter" des Mhd. stellen. Das Verzeichnis von S. enthält 4. manche afrz. Wörter, die nur in Wortgruppen und kleinen Sätzen in mhd. Dichtungen, meist in einer Rede, vorkommen und in ihrer Form gar nicht eingedeutscht sind, so z. B. *acuteiz* „höret!", das in den Worten *bon beschelier, acuteiz*, Tristan Ulrichs von Türheim 2375 vorkommt, *adjut* „helfe!", das sich in *Deus adjût*, Tristan Gottfrieds 3136 findet, *allez* „geht!" und *avant* „vorwärts", jedes in eigenem Artikel, die beide in den Worten *nu hin, sprach er, allez avant*, Tristan Gottfrieds 3204 stehen, *av'* und *estroit*, jedes wieder in eigenem Artikel, die beide nur im Ortsnamen (!) *Av'estroit mâvoie*, Wolframs Parzival 521, 28 (aus afrz. *aive estroite mauvoiée*) vorkommen, auch *ben, sei, venûz* in drei Artikeln wegen *bjen sey venûz* in Wolframs Parzival 351, 7 und im Willehalm Ulrichs von dem Türlein, des Nachahmers Wolframs. Sogar die afrz. Präpositionen *a, de, pur* erscheinen in der Liste von S., weil sie in Wortgruppen vorkommen, die sich bei mhd. Dichtern finden. Selbstverständlich gehören die afrz. Präpositionen *a, de, pour* und die afrz. Verbalformen *acoutez, allez, aiut* „er helfe!" nicht zu den Wörtern, die das Mhd. aus dem Afrz. entlehnte; sie gehören zu den frz. Wörtern, die bei mhd. Dichtern vorkommen, aber nicht zu den frz. Lehnwörtern des Mhd. Alle kleinen Sätze und Wortgruppen in frz. Sprache, die die mhd. Dichter ihren als Franzosen gedachten Personen zu deren Charakterisierung oder auch nur, um mit frz. Floskeln zu prunken, in den Mund legten, hätte S. in einem eigenen Kapitel anführen sollen. Da solche frz. Sätzchen nur vereinzelt bei mhd. Dichtern vorkommen, ist es unwahrscheinlich, daß sie im wirklichen Leben von der ritterlichen Gesellschaft in ihrer sonst deutschen Rede gebraucht worden seien, daß also z. B. die Ritter zueinander statt *hœret!* immer *acoutez* gesagt hätten. Die von manchen mhd. Dichtern in der direkten Rede gebrauchten frz. Sätzchen sind weit eher in einer Darstellung des Stils der mhd. höfischen Dichtung als in einer Darstellung des „frz. Einflusses auf die deutsche Sprache" zu nennen. 5. Die Liste von S. enthält manche Wörter, die gar nicht aus dem Afrz., sondern aus dem Latein stammen. Dies gilt vor allem von manchen Edelsteinnamen. Zwar hat S., 12 oben selbst gesagt, daß ihre frz. Provenienz in vielen Fällen zweifelhaft ist, hat aber doch fast

Digitized by Google

alle angeführt, dabei auch Formen, die durch gewisse Laute die Herkunft aus dem Latein verraten wie z. B. *achâtes, echîtes, gagâtes* durch *ch* und *-es*. Auch die musikalischen Ausdrücke *bêdure, bêmolle, discante, quarte, quinte, falsete* führt S. unter den „frz. Worten" an, obwohl er selbst, Seite 25 unten, sie als „offenbar nicht aus dem Frz. entlehnt" bezeichnet, *discante* von mittellat. *discantus* herleitet, von *falsete* sagt: das Wort ist offenbar aus dem It. entlehnt. S. nennt *alabaster* und bemerkt dabei, daß das neutrale Geschlecht auf Entlehnung aus dem Latein deutet, nennt *barke*, obwohl er es von spätlat. oder it. *barca* herleitet, das von ihm angeführte afrz. *barge* lautlich nicht paßt und der von ihm zitierte Meißner, Zs. f. d. Altert. 64, 260 f. zwar das lat. *barca* Isidors, aber das Afrz. gar nicht erwähnt, nennt *dromedâr* und hält es dem spätlat. *dromedārius* entweder direkt oder durch Vermittlung des afrz. *dromedaire* entlehnt, obwohl von den angeführten Formen nur *dromedere* auf afrz. *dromedaire* weist, dagegen *dromedâr, dromedârie, dromedarîs* deutlich auf lat. *dromedarius*. Gelegentlich führt S. unter den „frz. Wörtern" eines an, das nicht aus dem Afrz. noch aus dem Latein. stammt. So nennt er *achmardîn* hier, obwohl er es aus dem Arab. herleitet und ausdrücklich bemerkt, im Afrz. sei das Wort nicht nachzuweisen. 6. Die Liste von S. enthält auch *Anschevîn, Burgonoys, Poitewîn, Arragunais, Marrocheis* „Marrokaner", *Normandîe, Galice*, deren Vorkommen bei mhd. Dichtern in ihren Quellen begründet ist, also die Frage nach den Stoffen und Quellen der mhd. Dichter angeht, mit dem frz. Einfluß auf die deutsche Sprache aber wenig zu tun hat. Zusammenfassend kann man sagen, daß viele von S. angeführte Wörter zu den afrz. Lehnwörtern des Mhd. jedenfalls nicht gehören. Die Liste Suolahtis ist zwar sehr sorgfältig gearbeitet und anscheinend vollständig; aber ihre Anlage ist wenig glücklich. Auch gibt S. eigentlich nur eine verläßliche Materialsammlung wie in seiner ersten Arbeit nach dem Urteile Horns, ZfSL. 26 ², 199. Eine Erörterung der geographischen Verbreitung der frz. Lehnwörter verschiebt er selbst, Seite 40 unten, auf später. Auch eine Untersuchung, welche Wörter nur bei einem einzigen Schriftsteller (allenfalls bei dessen Nachahmern) vorkommen und wohl nur ein literarisches Dasein hatten, welche Wörter oft begegnen und wahrscheinlich der gesprochenen Sprache angehörten, welche Wörter rasch wieder verschwanden, welche blieben, allenfalls bis jetzt, wären erwünscht. Die neueste und beste Übersicht über den afrz. Einfluß auf das Mhd. gibt *Behaghel, Geschichte der deutschen Sprache*, 5. Auflage (1928), 31 f., der auch die wissenschaftliche Literatur über den Gegenstand vollständig verzeichnet.

Auf Suolahtis Abhandlung folgt ein kurzer, nur 5 Seiten

Digitized by Google

umfassendender Artikel von A. Wallensköld über „*Latin ego en ancien français*". W. nimmt den von ihm in den Neuphil. Mitteil. 12 (1910), 18 und vorher von G. Rudenick, *Lat. ego im Afrz.*, 14 ff. ausgesprochenen Gedanken auf, daß vulgärlat. *éo* in proklitischer Stellung eine Akzentverschiebung erfahren habe, zu *eó, ió* und, zugleich mit *jocum-gieu*, zu *jo* geworden sei, daß dieses *jo* einerseits pikard. *jou*, wallon. *ju*, andererseits durch Abschwächung des *o* zu *e* das zunächst tonlose *je* ergeben habe, welches dann auch in betonte Stellung als *jé, gié* übernommen wurde. Diese Entwicklung, die an sich lautlich möglich wäre, ist unwahrscheinlich, weil es ein proklitisches *eo* im Volkslatein und Gallorom. nicht gab; sehr richtig sagte Meyer-Lübke, *Frz. Gram.* 1, 198 oben: tonlose Subjektspronomina besitzt die Sprache zunächst nicht, da das Pronomen nur dann auftritt, wenn es betont ist. Daher besitzen auch die anderen rom. Sprachen keine Fortsetzer eines proklitischen *eó*, auch das Span. nicht, dessen *yo* ebenso aus betontem *éo* entstand wie sein *Diós* aus betontem *Déus*. Man wird bei der alten Annahme bleiben müssen, daß *éo* zu *ieo*, dieses im Norden, zugleich mit *Dieu-Diu*, zu *io*, sonst mit Schwund des *-o* zu *ie* wurde, das nach Vokal blieb und durch Reime bezeugt ist, daß später nach Konsonanten *ió, ié* zu *jo, jé* wurden. Wegen des Schwundes des nachtonigen *o* in *ieo* verweist W., 314 unten, treffend auf *espiet* von *speot;* er bezeichnet das von Clédat, Revue de philol. franç. et prov. 10, 222, verglichene afrz. *Dié* als nicht bestehend und das von Meyer-Lübke a. a. O. verglichene *Dé* aus *Deum* wohl mit Recht als forme assurément savante. Seite 316 oben hält W. es für möglich, in dem in den Straßburger Eiden zweimal vorkommende *eo* gegenüber dem ebendort zweimal stehenden *io* eine latinisierende Schreibung zu sehen; dies ist unwahrscheinlich, weil eine Einwirkung des Lateins auf die Schreibung doch wohl *ego*, nicht *eo* ergeben hätte. Nach dem Vorkommen in *si salvarái eo* und in *neúls cui eo returnar int pois* könnte man *eo* am ehesten als enklitische, *io* in *ne io ne neuls*, wo Gegenüberstellung vorliegt, als betonte Form ansehen. Den zwei Reimbelegen Meyer-Lübkes für nachvokalisches *ie* fügt W., 316, Anm. 2, einen weiteren hinzu, den Reim *joie* : *o ie* bei Montaiglon-Raynaud, Rec. gén. des fabliaux 4, 90.

Die folgenden drei Abhandlungen von Öhmann, *Die deutschen Ländernamen auf -ien* (321-325), Karsten, *Sprachforschung und Siedlungsgeschichte* (329-341) und Pekka Katara, *Zu den mittelniederd. Plenarienhandschriften* (345-384) gehören in die germ. Philologie; Karsten bespricht unter dem wenig verratenden Titel die Bedeutung der deutschen Formen der Flußnamen Böhmens für die Geschichte

Digitized by Google

der Deutschen in Böhmen vor der Kolonisation, vor dem 13. Jahrhundert.

Zum Schluß folgt noch ein Aufsatz aus dem Gebiete der rom. Philologie von Arthur Långfors, *Le sous-diacre, les deux femmes bavardes et le diable* (389-408). L. ediert eine afrz. Darstellung der Legende vom Subdiakon, der, bei der Messe assistierend, den Teufel als Affen am Fenstergesims der Kirche sitzen, die Reden zweier vor dem Kirchentor schwatzender Weiber aufschreiben und dabei herunterpurzeln sieht, darüber lacht, deshalb vom Erzbischof weggejagt wird, in einer einsamen Kirche von der Jungfrau Maria die Niederschrift der sündhaften Reden der Weiber durch den Teufel erhält, sie dem Erzbischof bringt, ihm die Erscheinung des Teufels und dann Marias erzählt und wieder aufgenommen wird. Diese nach Toledo verlegte Handlung ist von Vinzenz von Beauvais im Speculum historiale VIII, Kap. 118 und in der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts vom Dominikaner Johann Gobius, Scala caeli, unter dem Worte *Virgo Dei genitrix* in lat. Sprache erzählt worden. L. druckt im Anhang beide Texte ab. Der von Långfors abgedruckte afrz. Text beruht nach dessen ausdrücklicher Angabe (*ou Miroer historial De ce a conte especial*) auf dem Bericht des Vinzenz von Beauvais, steht im Manuscrit français 12483 der Bibl. nat., Buch II, Kap. 15 und wurde von einem Predigermönch der Gegend von Soissons verfaßt. Dem Abdruck der 324 Achtsilbner folgt ein sehr kurzes Glossar, endlich die zwei lat. Texte.

Innsbruck. JOSEF BRÜCH.

Scudéry, Georges de, *Le Prince Déguisé.* Republished with an introduction by Barbara Matulka. Institute of French Studies. Columbia University. New York 1929. [Publications of the Institute of French Studies. G. L. van Roosbroeck, Editor.]

Außer dem getreuen Abdruck der Erstausgabe von Scudérys Tragikomödie *Le Prince déguisé* (Paris 1636) bringt das Buch eine 27 Seiten umfassende wertvolle Einleitung, die eine Lücke in der Scudéryforschung ausfüllt. „Es ist mir nicht möglich gewesen, die Quelle zum *Prince déguisé* zu finden" schrieb A. Batereau 1902 in seiner Arbeit über *Georges de Scudéry als Dramatiker.* B. Matulka ist es gelungen, die bis jetzt unbekannten Quellen zu Scudérys Stück aufzuzeigen. Eine einheitliche Quelle, wie sie Batereau vermutet hatte, liegt nicht vor. Scudéry, der im Cidstreit Corneille Mangel an Originalität vorwarf, hat selbst mannigfache, vor ihm in der Literatur Frankreichs, Italiens und Spaniens verbreitete Themen aufgegriffen

Digitized by Google

und aus ihnen sein Stück zusammengefügt. Sogar in der szenischen Gestaltung ist Scudéry von andern Dramatikern abhängig. Gründliche Belesenheit in den romanischen Literaturen des 16. und 17. Jahrhunderts ermöglichen es der Verfasserin, zu jedem Motiv entsprechende Vorbilder nachzuweisen.

Zum Abschnitt *The Charlatan Nobleman* (ein Prinz gibt sich als Zauberer aus, um sich der Geliebten nähern zu können) sei hier noch verwiesen auf die umfangreiche Arbeit von E. Friedrich, *Die Magie im französischen Theater des 16. und 17. Jahrhunderts*, Leipzig 1908 [Münchener Beitr. z. roman. u. engl. Philologie, Heft 41], die an Hand zahlreicher Beispiele zeigt, welche außerordentliche Rolle das Zauberwesen auf der französischen Bühne dieser Zeit spielt. Aus dem reichen hier zusammengestellten Material hätte sich wohl auch noch hie und da ein dem von Scudéry angewandten Motiv verwandter Zug auffinden lassen.

Gießen. ELISABETH KREDEL.

Matulka, Barbara, *The Cid as a Courtly Hero: From the Amadis to Corneille.* Washington Square College, New York University. Institute of French Studies, Columbia University 1928. 54 S. 8°.

Die vorliegende interessante Schrift beschäftigt sich zwar weniger mit dem Corneille'schen Drama als mit dessen Vorbild, der Komödie Guillén de Castros (verfaßt vor 1603, gedruckt 1618) und deren Quellen, ist aber dadurch indirekt auch ein willkommener Beitrag zur Beurteilung des französischen Werkes. Die Verf. zeigt zunächst, welcher große Unterschied zwischen dem Cid der volkstümlichen Tradition und dem Helden Guillén de Castros und damit auch Corneilles besteht. Während das altspanische *Poema del Cid*, die *Crónica rimada* und die Romanzen ihn nur als einen tapferen, grausamen und treulosen Kondottiere schildern, ist er bei dem Dramatiker der Inbegriff ritterlicher Tugenden, ein galanter Held, in dessen Leben die Liebe zu Ximena eine entscheidende Rolle spielt. Wie ist diese auffällige Wandlung zu erklären? — Die Verf. führt sie auf den Einfluß eines Romans der Amadis-Serie, auf die Geschichte von *Don Florisel de Niquea* von Feliciano de Silva (= IX.-XII. Buch des Amadis, 1535-51) zurück, wo sich die Königin Sidonia dem Helden gegenüber in einem ähnlichen Konflikt zwischen Liebe und Rache befindet wie Ximena. Die Situation ist dabei allerdings eine wesentlich andere. Es handelt sich für Sidonia nicht darum den Tod des Vaters zu rächen, sondern ihren Gatten Florisel dafür zu bestrafen, daß er sie im Stiche ließ und eine andere heimführte. Auch verspricht Sidonia ihrem

Digitized by Google

Rächer, der ihr das Haupt des Schuldigen bringe, nicht, wie Ximena, ihre eigene Hand, sondern bloß jene ihrer Tochter Diana. Gegenüber diesen grundlegenden Verschiedenheiten fallen die vorhandenen Übereinstimmungen — Sidonias und Ximenas Wunsch zu sterben, die Angst der beiden Frauen, daß der Geliebte tot sei, und ihre Freude, als er doch lebt, Florisels bzw. Rodrigos Verlangen, Sidonia (Ximena) solle ihn mit seinem eigenen Schwerte töten, u. a. m. — nicht sehr stark ins Gewicht, und die sorgfältigen Vergleiche der Verf. werden daher wohl nicht jeden Leser überzeugen. Wie zufällig solche Parallelen sein können, zeigt der Umstand, daß Corneille an manchen Stellen mit dem „*Don Florisel*" übereinstimmt, wo G. de Castro von diesem abweicht!

Die Verf. will auch nicht einen direkten Einfluß dieses Ritterromans auf Castro selbst, sondern nur auf die Entwicklung der Cid-Legende annehmen und wendet sich gegen Mérimée, der in seiner Ausgabe der „*Mocedades del Cid*" (Toulouse 1890) alles, was nicht in den Romanzen vorkommt, als Castros Erfindung ansehen wollte. Nach B. Matulka hat letzterer die Gestalt des Cid bereits in der durch „*Don Florisel*" bestimmten Tradition umgebildet vorgefunden. Er sei daher bei allen künstlerischen Qualitäten eines Werkes „nicht origineller als Molière, Shakespeare oder Corneille" (S. 54). Zur Unterstützung dieser These zieht die Verf. auch das bisher kaum bekannte Cid-Epos „*Los famosos y heróicos hechos del invencible caballero el Cid Ruy Diaz de Bivar*" (1568) von Diego Jiménez de Ayllon heran (vgl. Mérimée l. c. S. LXXXVIII f.), das einige dem „*Don Florisel*" fremde Momente aufweist, die bei Castro und Corneille wiederkehren, wie der Aufenthalt des Cid bei Hofe, der frühe Ritterschlag des Cid, die Eifersucht um die Gunst des Königs als Ursache des Zweikampfes, das frühe Entstehen von Ximenas Liebe u. a. Da Castro aber nach Ansicht der Verf. weder aus dem „*Don Florisel*" noch aus Ayllon direkt schöpfte, müsse es literarische Zwischenglieder geben, worauf auch die in modernem Gewande spielende sentimentale Novelle „*La Hayne et l'Amour d'Arnoul el de Clairemonde*" (1600) von Antoine Du Perier Sieur de la Salargue hinweist, die deutlich den Einfluß einer durch den „*Don Florisel*" modifizierten Cid-Legende verrate (vgl. G. L. van Roosbroeck, *The Cid Theme in France in 1600*, Minneapolis 1920). Sie enthält u. a. auch das erwähnte Schwert-Motiv, das übrigens in zahlreichen französischen Stücken vor dem „*Cid*" wiederkehrt. Die von Roosbroeck vermutete gemeinsame Quelle für Du Perier und Castro wäre „*Don Florisel*".

Die Ausführungen der Verf. gewähren manchen neuen und wertvollen Einblick in die hier berührten quellengeschichtlichen Probleme. Ob dem „*Don Florisel*" tatsächlich ein so entschei-

Digitized by Google

dender Einfluß auf die Umbildung der Cid-Legende zukomme wie hier angenommen wird, scheint uns nach dem Gesagten aber doch noch zweifelhaft. Denn abgesehen von den angeführten Einzelheiten ist es kaum glaublich, daß ein so später, verhältnismäßig wenig verbreiteter Ritterroman das seit vierhundert Jahren im Gedächtnis des spanischen Volkes feststehende Bild seines größten nationalen Helden so wesentlich, geradezu in sein Gegenteil verwandelt haben soll.

Wien. WOLFGANG WURZBACH.

The Litigants being a translation of *Les Plaideurs* of **Jean Racine** and an experiment in rhymed anapaests by W. R. Dunstan. Oxford University Press—London: Humphrey Milford 1928. 48 S. Gr. 8°.

Racines Dramen sind nur selten ins Englische übersetzt worden (vgl. W. Th. Lowndes, *The Bibliographer's Manual*, N. E. IV, 1875, 2034). Die klassische Übertragung der „*Plaideurs*" rührt von John Ozell her, dem die Engländer auch eine solche des „*Alexandre le Grand*", des „*Britannicus*" und der sämtlichen Werke Boileaus verdanken (vgl. diese Zeitschrift XLVIII, 499 ff.). Sie führt den Titel „*The Litigants*" und erschien 1715. Die vorliegende neue Übersetzung von W. R. Dunstan schließt sich ziemlich treu und geschickt an das Original an, setzt aber an die Stelle der in England üblichen gereimten oder reimlosen fünffüßigen Jamben vierfüßige Anapäste — ein selten gewähltes und unseres Wissens auch auf der Bühne noch nicht erprobtes Metrum. Der Versuch erinnert an jenen Richard Zoozmanns, Calderon in vierfüßigen deutschen Jamben wiederzugeben (1908). Während „Das Leben ein Traum" durch diese Form einen vollkommen fremdartigen, weder dem spanischen noch dem deutschen Empfinden entsprechenden Charakter erhielt, scheint sich der muntere, hüpfende Rhythmus des Anapästs zur Übertragung der übermütigen satyrischen Komödie Racines zu eignen. Man vgl. z. B. die Anfangsverse des Petit-Jean:

„*He's a fool, faith! — who trusts in the future to reap.*
'Whoso laugheth on Friday, on Sunday shall weep!'
'T was a judge took me into his service last year,
He send word to Amiens he wanted me here.'" etc.

Für die Übersetzung der ernsteren Komödien Molières oder gar französischer Tragödien käme der Anapäst unseres Erachtens nicht in Betracht.

Wien. WOLFGANG WURZBACH.

Digitized by Google

Roosbroeck, Gustave L. van, *Alzirette,* An unpublished parody of Voltaire's *Alzire.* Institute of French Studies New York 1929. 75 S.

Roosbroeck, Gustave L. van, *L'Empirique,* An unpublished parody of Voltaire's Mahomet. Institute of French Studies New York 1929. 77 S.

Die zwei Bändchen gehören zu einer Serie von Veröffentlichungen des Institute of French Studies der Columbia University New York und sind Arbeiten des leitenden Herausgebers der Sammlung. Es sind Erstdrucke von bis jetzt unveröffentlichten Manuskripten der Bibliothèque Nationale in Paris, denen einführende und kommentierende Einleitungen vorausgeschickt sind. Hervorgehoben sei aus der Einführung zum ersten Bändchen die feinsinnige Würdigung der Rolle, die Voltaire's Epigonenkunst in der Entwicklung des klassizistischen Theaters Frankreichs spielt. Was die Parodien selbst betrifft, so würden die dunkeln Verfasser dieser Belanglosigkeiten sicher selbst am meisten große Augen gemacht haben, wenn sie hätten voraussehen können, daß man noch im 20. Jahrhundert ihre Machwerke aus der wohlverdienten Grabesruhe rascher Vergessenheit wieder erstehen ließe und daß man sie in so respektabler Aufmachung dem Nachweltpublikum beider Hemisphären präsentierte. Immerhin, der Liebhaber von Altertümern mag gerne einmal ein freies Stündchen damit hinbringen, diese Bändchen durchblätternd, sich ein Bild davon zu machen, wie die leichteste Ware unter dem Völkchen der Pariser Rokokogesellschaft ihre parodisierenden Späßchen fabrizierte und auf einem Théâtre de la Foire offenbar ein Publikum fand, das sie sich schmecken ließ.

Stuttgart. **P. Sakmann.**

Wright, Ernest Hunter, Professor of English Columbia University, *The Meaning of Rousseau.* Oxford University Press. London. Humphrey Milford 1929. 168 S.

Schleiermacher spricht einmal vom „Schriftgebrauch im Großen", auf den sich ein Theologe verstehen müsse und der besser sei als ein Schriftgebrauch, der sich an noch so viele Einzelzitate als Belegstellen anklammere. Etwas derartiges hat offenbar Wright vorgeschwebt, wenn er sich vorsetzt, „the meaning of Rousseau" — das, was Rousseau eigentlich wollte — aus dem Ganzen seines Werkes zu erheben. Die Wiedergabe dieses Gesamtsinns in freier Darstellung verschmäht die Anlehnung an den Wortlaut der Vorlage nicht, bindet sich an sie aber nur da, wo es unumgänglich ist. Schon der Singular: the

Digitized by Google

meaning of Rousseau zeigt an, daß der Verfasser eine bestimmte Stellung nimmt in dem, was ich als das Rousseauproblem bezeichnen zu sollen glaubte. Ich habe es in der Vorrede zur 2. Auflage meines Rousseauwerks (Jean-Jacques Rousseau, Leipzig, F. Meiner 1923) nach dem damaligen Stand der Forschung durchdiskutiert.

Wright ist mit Lanson und mit der Genfer Schule, insbesondere Bouvier, ein Anhänger der Einheitlichkeit von Rousseaus Gedankenwelt. Ja, es ist geradezu ein geschlossenes, wenn auch sehr einfaches System von Begriffen, das er halb aus Rousseau herausholt, halb in ihn hineinlegt. Dabei will er nicht im mindesten bestreiten, daß viele der zugespitzteren Formulierungen oder der „boutades" von Rousseau aus diesem System scheinbar oder auch wirklich herausfallen.

Die Spitze seiner Polemik kehrt sich besonders gegen die Kritik der neufranzösischen Literatengesellschaft an dem Genfer Philosophen, der bekanntlich die *bête noire* dieser Richtung bildet, nach der in Rousseau, der abwechselnd als Logikfanatiker und als zuchtlos-individualistischer Gefühlsanarchist abgestempelt wird, die Quelle aller Übel zu suchen ist, die Frankreich angeblich ganz oder doch beinahe zugrunde gerichtet haben. Es wirkt oft schon als Widerlegung, wenn Wright nach seinen sachlichen Darlegungen die schmähenden Epitheta der Tiraden dieser Herren einfach nebeneinander aufreiht und mit wohltuender angelsächsischer Kühle aufs Eis legt. Diese Art von Literatur dürfte so am besten abgetan sein. Köstlich ist der von Wright zitierte Ausspruch einer monarchistisch-klerikalen Dame aus Lemaîtres Hörerkreis dem Meister gegenüber: „Monsieur, vous n'avez pas été assez injuste."

Aber ob nun Wright ganz mit dem fertig geworden ist, was doch recht kluge und weniger hitzige Köpfe wie Faguet als Dualismus in Rousseau kennzeichneten: Dualismus zwischen dem ersten *Discours*, dem Encyclopédie-Artikel und dem *Contrat* einerseits, dem zweiten *Discours*, der *Héloise* und dem *Emile* andererseits? Hier macht sich vielleicht ein gewisser Mangel geltend, der mit Wrights Einstellung notwendig gegeben ist: das fast völlige Absehen vom Psychologischen und Lebensgeschichtlichen, das bei einem subjektiven Denker wie Rousseau doch nicht zu umgehen ist. Dieser Gesichtspunkt fehlt bei Wright nicht ganz: auch ihm ist beispielsweise die Krise von Vincennes ein religiöses Erlebnis. Aber das genügt nicht. Alle Rousseauschen Gedanken sind aus dem Feuer von Erlebnissen herausgebrochen, wenn schon die Formung, die sie erhalten, in dem rationalen Strom seines Denkens sich vollzieht, in dessen Wasser zudem auch Nebenflüsse bedeutender Studienmassen einströmen. Denn Rousseau ist sowohl Vollender der Aufklärung

Digitized by Google

— ein Sohn Descartes', wie der Verfasser in glücklicher Prägung sagt — als Anfänger von Sturm und Drang, der Romantik, ja schon der Restauration. — Was mich also von Wright trennt, ist, daß er, zu wenig genetisch vorgehend, das Mißverhältnis der beiden Strömungen und die daraus entstehenden Brüche und Risse in seiner Gedankenbildung zu wenig sieht und anerkennt. Er setzt die Zirkelspitze seiner Konstruktion in den Werken der Höhezeit ein und gibt — in Verfolgung des bei Rousseau gewiß auch vorhandenen Bestrebens nach Ausgleichung seines Dualismus — eine Harmonistik seiner Ideenwelt, die einen glauben machen könnte, sie sei in voller Rüstung wie Athene seinem Zeushaupt entsprungen. Wenn ich dieses Urteil begründen wollte, müßte ich die Skizze der Entwicklung in meinem Rousseauwerk hier wiedergeben; da das nicht angeht, so kann ich nur darauf verweisen. Nur auf das Eine möchte ich hinweisen, daß z. B. der romantische *regret* in Form des Heimwehs, der Sehnsucht nach rückwärts, bei Wright kaum zum Anklingen kommt; er biegt das zu sehr um in das Streben aus der Gegenwart heraus in die bessere Zukunft und kommt so zu einer überstark betonten Annäherung Rousseaus an Condorcet. — Dazu noch eine Kleinigkeit, die ich nicht erwähnen würde, wenn sie nicht ihren Zusammenhang mit der grundsätzlichen Differenz hätte: *amour propre* im Unterschied von *amour de soi* ist mit *pride* kaum richtig übersetzt. Der Begriff ist weiter: er bezeichnet die Einwirkung der Reflexion auf die moralisch indifferente Selbstliebe und damit ihre Verkehrung in den mit Unwertakzent zu versehenden Egoismus.

Die historisch-psychologischen Ausstellungen, die ich nicht verschweigen zu sollen glaubte, sind mir aber nicht so wichtig. Ich möchte vielmehr der Freude Ausdruck geben über dieses Werk, das in seiner gedrungenen systematischen Geschlossenheit eine neue Note in die Rousseau-Forschung bringt. Ohne sich mit seinem Helden zu identifizieren, ja mit ausdrücklichen Vorbehalten gegen seine dogmatische Maßgeblichkeit, ist Wright einer der bedeutendsten Verteidiger des Rousseau-Geistes geworden. Er hat ihn wie einen Lebendigen unter die Lebenden gestellt und der Gegenwart zu bedenken gegeben, ob nicht eine Auseinandersetzung mit dem Unvergänglichen seines Gedankenguts uns zum Heil gereichen würde. Es ist schön, daß gerade die Neue Welt es ist, aus der diese Anerkennung eines der ersten Geisteshelden des alten Europa zu uns herüberdringt. Die Unzulänglichkeit der typisch englischen Kritik an Rousseau von Burke bis auf Morley wird hier fein aufgedeckt — wenn wir schon verstehen können, warum gerade der angelsächsische Geist sich kein rechtes Herz zu dem Genfer fassen konnte. Den dekadenten Ästheten der letzten Generation in der Adoptivheimat

Digitized by Google

des herrlichen Mannes, die sich einer herostratenhaften Verunglimpfung Rousseaus befleißigten, mag dieses schöne amerikanische Werk zur verdienten Beschämung dienen.

Stuttgart. P. Sakmann.

Starkie, Enid, *Les sources du lyrisme dans la poésie d'Emile Verhaeren.* Paris (E. de Boccard). 1927. 339 S.

Über Verhaeren ist in den letzten Jahren mancherlei geschrieben worden. Verhaerens Freund A. Mockel hat 1918 eine neue Biographie erscheinen lassen, die immer noch das Persönlichste ist und dem, was Verhaeren eigentlich wollte, am nächsten kommt, der Erfassung der großen, in einem Menschenwillen verkörperten Kraftleistung. Auch Goffins *Verhaeren* (1919) ist hier zu nennen. G. Doutrepont hat den literarischen Anfängen Verhaerens eine besondere Studie gewidmet (*Les débuts littéraires de Verhaeren* 1929), wie Charles Brutsch (*Essai sur la poésie de Verhaeren* 1929) dem ganzen Dichtwerk Verhaerens. A. Fontaines Buch (*Verhaeren et son œuvre* 1929) bringt bisher unveröffentlichte Dokumente bei und ist auch durch seine bibliographischen Nachweise wertvoll. Die beiden Bücher von Charles-Baudouin und Starkie wollen dem inneren Geheimnis der Kunst Verhaerens nachgehen. Charles-Baudouin[1]) kommt von der Psychologie her und will den Symbolismus bei Verhaeren auf dem Wege der Psychoanalyse erfassen. Er legt die im Gefühlsleben, im Instinkt und Affekt ruhenden Ursachen dar, aus denen sich das bunte Spiel der Phantasie, das sich in Bildern und Symbolen auswirkt, erkärt. Verhaeren ist für ihn ein *grand affectif* und ein *grand imaginatif*, unter dessen Händen sich Bilder und Symbole formen. Auch objektive, außerhalb des Dichters liegende Vorgänge gestalten sich ihm zum Ausdruck seines persönlichen Erlebens. Einsame Klöster erinnern ihn an die Verödung seines eigenen Glaubens, das Geräusch und Getöse des modernen Lebens bedeutet für ihn ein Erwachen neuer Hoffnungen. Ein Vorgang, der ihn zunächst nur als einfacher Vorgang interessiert (Knarren eines Bauernwagens im heimatlichen Dorf), gewinnt für ihn eine tiefere Bedeutung (Dröhnen eines Bahnzugs) und wird für ihn ein Stück Lebenselement, mit dem sich Gedanke und Phantasie immer und immer wieder auseinandersetzen. Charles-Baudouin will die tieferen und tiefsten Grundlagen solcher Prozesse mit den Mitteln der Psychoanalyse ergründen und zeigen, wie Verhaeren im Lauf seiner dichterischen Entwicklung das Subjektive in Einklang zu bringen sucht mit einem an die Klassik gemahnenden

[1]) Charles-Baudouin, L., *Le symbole chez Verhaeren. Essai de psychanalyse de l'art.* Genève (Mongenet). 1924. 3e éd. 265 S.

Digitized by Google

Drang zur Objektivierung. Seine Untersuchung läuft in gewissem Sinn hinaus auf die psychologische Darlegung einer Entwicklung der Sprachkunst aus den seelischen Erlebnissen des Dichters und bezweckt zu zeigen, wie sich ihm Vorgänge, Eindrücke, Erinnerungen und Erschütterungen in die Wahl der Wörter und Bilder umsetzen und wie die suggestive Gewalt des Wortes, wie Bild und Symbol Verhaeren fast zwingend von einem zum anderen führen. Charles-Baudouins Buch stellt eine Verbindung des Literarhistorischen mit dem Stilistischen her, für die das angeborene nationale Sprachgefühl im Zusammenspiel mit dichterisch erprobtem, kongenialem Mitempfinden eine festere Grundlage schafft, als man sie in gewissen von deutscher Seite in ähnlichem Sinn unternommenen Untersuchungen findet. Aus seinen Ausführungen wird zugleich klar, daß, wer den Quellen der Lyrik Verhaerens nachgeht, dazu gelangt, schon ein gut Stück vom Wesen des Dichters zu enträtseln. Sicherlich ist es nicht der ganze Dichter und auch nicht das Wichtigste am Dichter. Denn Verhaeren war ganz Enthusiasmus, ganz Rhythmus und Bewegung, Extase und Halluzination und durch persönliche Erlebnisse wie durch große, die Menschheit erfassende Ideen in Schwingung zu versetzen. In Starkies Buch laufen die einzelnen Erregungsmomente etwas durcheinander, aber im großen und ganzen sieht man doch, wie Verhaeren zwar sich in den Jahren seines Leidens dem krankhaften Zug seiner Zeit, für den die *Fleurs du Mal* kennzeichnend und tonangebend sind, nicht entziehen konnte, wie er aber dann sein Herz für Heimat und Menschheit entdeckt, wie ihn Natur und Wissenschaft packt, wie ihm der Glaube an die rettende Kraft der Arbeit das Vertrauen auf den Fortschritt der Menschheit übermittelt und ihn zu einer *poésie scientifique* begeistert, die weit über das etwa von René Ghil Erreichte oder Gewollte hinausgeht, wie sich seine Auffassung vom Leben festigt und ihn Fühlung suchen läßt mit Geschehnissen und Gestalten seiner Zeit, wie er zu sozialen Fragen Stellung nimmt und Beziehungen zu Vandervelde anknüpft und sich ihm die Überzeugung ergibt, daß in der Wucht der Massen eine ungeheuere Stoßkraft ruht. Starkie hat sich allein die Ermittlung des Quellenmäßigen zum Ziel gesetzt. Aber in seiner Darstellung blickt ziemlich deutlich durch, wie sich alle diese Faktoren in die dichterische Tat umsetzen. Es ist nicht leicht, im einzelnen Fall das genaue Verhältnis zwischen Inspiration und Gestaltung, zwischen Quelle und Verarbeitung bei Verhaeren zu bestimmen. Indessen geht Starkie doch wohl zu weit, wenn er (S. 101) meint: *Verhaeren ... n'a jamais rien inventé.* In demselben Atemzug heißt es allerdings dann gleich weiter, Verhaerens Werk sei *géniale et originale.* So laufen kleine Widersprüche mit unter, aber in der

Digitized by Google

Hauptsache kann man Starkie zustimmen. Auch darin wird man ihm beipflichten, daß er meint, nicht alle Dichtungen Verhaerens hätten gleichen künstlerischen Wert und, um den wahren Kern zu erhalten, müsse man mancherlei opfern.

Gießen. KURT GLASER.

Frederi Mistral, Gedichte ausgewählt und herausgegeben von Karl Voretzsch. Sammlung Romanischer Übungstexte, XVI. Band, Halle a. d. S. 1928. 8°, 92 Seiten.

Es ist auf das wärmste zu begrüßen, daß dem Studium des Neuprovenzalischen, das allgemein — nicht nur in Deutschland — stiefmütterlich behandelt wird, in diesem Büchlein eines unserer bedeutendsten Romanisten ein tüchtiger Wegbereiter erwächst.

Die Miniaturanthologie „*Chants de Provence*" (in der Petite Collection rose, Lemerre, Paris), die vor allem Liebhaberzwecken dienen will, versucht es, sowohl ein Bild des Epikers als auch des Lyrikers Mistral zu geben, ein Unterfangen, das auf 111 Seiten kleinsten Formats, von denen noch die Hälfte der französischen Übersetzung eingeräumt ist, nur höchst mangelhaft gelingen konnte. Diese Sammlung unterscheidet sich dadurch von anderen, welche der Gesamterscheinung des Felibrige gerecht werden wollen, daß sie wie die Ausgabe von Voretzsch ausschließlich Stücke von Mistral enthält. 1909 erschienen zwei Sammlungen: die *Anthologie du Félibrige* von Armand Praviel und J. R. de Brousse (Paris, Nouvelle Librairie Nationale) und die *Anthologie de l'Amour Provençal* von Ernest Gaubert und Jules Véran (Paris, Mercure de France). Die bedeutendste Leistung nach dieser Richtung hin aber ist die 1920 bei Delagrave erschienene zweibändige *Anthologie du Félibrige Provençal* von Ch.-P. Julian und P. Fontan, die ein recht anschauliches Bild dieser literarischen Bewegung bietet. Von allen genannten Veröffentlichungen beschränkt sich lediglich die *Anthologie de l'Amour Provençal* gleich dem Büchlein von Voretzsch nur auf lyrische Erzeugnisse, während die anderen auch epische Bruchstücke bieten.

Das Ziel, das Voretzsch sich mit seiner Auswahl setzt, kann am besten mit den Worten seiner Einleitung (S. VII) charakterisiert werden: „Meine Absicht war, aus dem reichen Schatze von Mistrals Lyrik so viel und so vielerlei auszuwählen, daß man daraus ein annähernd vollständiges Bild seiner lyrischen Eigenart gewinnen kann."

Der Wert der Voretzschen Auswahl wird deutlich aus einer Vergleichung mit den genannten Anthologien. Die *Anthologie de l'Amour Provençal* geht ganz eigene Wege; sie bringt in „La

Digitized by Google

Bello d'Avoust", „Languitudo", „La tourre de Barbentano", „L'Arlatenco" nicht gerade die hervorragendsten Stücke Mistralscher Kunst und wird auf diese Weise seiner Lyrik keineswegs gerecht. Es ist kein Zufall, sondern entspricht dem auffallenden Charakter des Gedichtes und seiner Bedeutung für die Geschichte des Felibrige, daß das Lied „La Coupo" sich in allen Sammlungen findet. Mit den *Chants de Provence* hat Voretzsch noch „Moun Toumbèu" und „Lou Lioun d'Arle" gemeinsam. Diese Gedichte, ebenso wie „La Coumtesso" und „Au Miejour", die Voretzsch mit Praviel-Brousse verbinden, finden sich ebenso bei Julian-Fontan. Außer den genannten Gedichten bringt Voretzsch, gleich Julian-Fontan, „Lou Prègo — Diéu", „A Lamartine" und „Grevançe". Diese vielfache Wiederkehr der von ihm gewählten Gedichte in den anderen Sammlungen kann zeigen, daß wirklich das Bedeutendste gewählt wurde.

Es bleiben von der Gesamtzahl von 23 Stücken 15 übrig, die sich außer bei Voretzsch in keiner der genannten Sammlung finden. Nicht alle können hier aufgezählt werden, es sei nur hervorgehoben, daß sich bei ihm neben bedeutenden Gedichten wie „Lou Saume de la Penitènci" und „Lou Mirage" noch eine solche Perle Mistralscher Kunst findet wie das kleine Gedicht „A Èvo".

Zusammenfassend kann über die getroffene Auswahl gesagt werden: Wenn Voretzsch in seinem Buch „die reiche Welt des von Mistral Geschauten und Erlebten, seiner Gedanken und Empfindungen" und „ein annäherndes Bild seiner alles meisternden Wort- und Verskunst" bieten wollte, so ist ihm das vollauf gelungen.

Zum Unterschied von den in Frankreich erschienenen Anthologien ist die Voretzsch'sche von keinerlei Übersetzung begleitet. An deren Stelle tritt bei ihm ein ausgezeichnetes Wörterbuch, das mit Ausnahme der Artikelformen, der Personal- und Possessivpronomina nahezu alle in den Gedichten vorkommenden Wörter enthält. Es erleichtert nicht das Verständnis, daß das Wort *Esfins* (S. 43, Vers 31) weder im Wörterbuch noch unter den Eigennamen, das Wort *veja* (S. 35, 7) nur unter der seltener vorkommenden Form *vueja* verzeichnet ist. Auch *raco* (*li moussu passa sus la raco* S. 49, 31), *barioto* (S. 51, 30) sucht man vergebens [1]). Doch das sind Kleinigkeiten, die dem Gesamtwert des

[1]) Hier seien auch einige stehengebliebene Druckfehler verzeichnet: S. 11, V. 65: d'un pan ajudo für d'un pau ajudo; S. 22, 16: Diéu t'a donna für Diéu t'a douna; S. 31, 18: Ele für Èlo; S. 60, 12: Aco is für Aco's. Auch 46, 10: *fasién* und 47, 11: *florido* für *fasien* und *flourido* gehören wohl hierher, da, falls es sich um Frühschreibungen handeln sollte, die richtigen Schreibungen mindestens in den als Fußnoten angegebenen Lesarten erscheinen müßten.

Digitized by Google

Ganzen keinen Abbruch zu tun vermögen, umsomehr als es sich da nicht etwa um einzelne Beispiele für viele handelt, sondern so ziemlich sämtliche Fälle aufgezählt wurden, die bei sorgfältiger Prüfung aufstoßen.

In diesem Zusammenhang sei einiges zur Geschichte und Bedeutung der nebenseitigen Übersetzungen, den sogenannten *en regard*-Übersetzungen, die im Gegensatz zu Voretzsch von allen französischen Anthologien gebracht werden, bemerkt.

Der erste neuprovenzalische Dichter, der diese en *regard*-Übersetzung zur Anwendung brachte, war Victor Gelu, ihm folgten fast sämtliche anderen provenzalischen Dichter wie Roumanille, Mistral, Aubanel etc. bis auf den heutigen Tag. So erschienen auch „Image Flourentin" von Marius Jouveau, Avignon 1921, „Pignard lou Mounedié" von demselben Verfasser, Avignon 1923, „La Bèstio dóu Vacarés" von Joseph d'Arbaud, Paris 1926, um nur einige wenige zu nennen, mit nebenseitiger französischer Übersetzung. Eine Ausnahme davon, unter den größeren Werken, bildet „Lei Bóumian" von Valère Bernard, Marseille 1910, dessen französische Übersetzung gesondert erschienen ist. Ebenso erschienen ohne en *regard*-Übersetzung der „Grafoulogue" von Marius Jouveau, Aix-en-Provence 1919, die „Pouèmo Francescan" desselben Verfassers, Avignon und Aix-en-Provence 1926, die „Coucardo" von Dr. Fernand Clément, Cavaillon 1925. Selbstverständlich wird mit dieser Aufzählung keine Vollständigkeit angestrebt, vielmehr soll an einigen willkürlich herausgegriffenen Beispielen gezeigt werden, wie *en regard*-Übersetzung und Übersetzungslosigkeit mit einander im Kampfe stehen.

Die *en regard*-Übersetzungen haben zweifellos dem Felibrige bedeutende Dienste geleistet. Der große literarische Erfolg von Mistrals Mirèio ist ohne die *en regard*-Übersetzung gar nicht denkbar; wenn die moderne provenzalische Literatur eine etwas weitere Verbreitung gefunden hat, so verdankt sie das zum guten Teil der nebenseitigen Übersetzung.

Neben diesen Vorteilen bringt die *en regard*-Übersetzung gewisse Nachteile mit sich. Die Worte Victor Gelus' vom Jahre 1861: „Cest une chasse bien ardue que celle de l'équivalent littéral! Il est plus difficile qu'on ne saurait le croire de pouvoir l'atteindre trois fois sur cinq, ce rara avis in terris" bleiben auch heute in Geltung, und die Unübersetzbarkeit der Feinheiten des Originals versteht sich nicht nur von den Marseiller Gedichten Gelus, sondern ganz allgemein. Schlimmer ist es, daß die *en regard*-Übersetzung, welche die literarische Verbreitung des Provenzalischen so mächtig förderte, seine sprachliche Verbreitung ebenso wirksam gehindert hat. Wer — zum Teil mag das selbst von Romanisten gelten, geschweige denn von Nichtphilologen — wird provenzalische Grammatik treiben, wenn das literarische Werk ihm in französischer Übersetzung so leicht — einfach nebenseitig — zugänglich ist? Wenn Frédérec Mistral, der Neffe des Begründers des Felibrige, in seinem neuesten Werke „Et nous verrons Berre", Aix-en Provence 1928, klagt, daß das Neuprovenzalische an den Universitäten nicht nur des Auslandes, sondern auch Frankreichs so wenig beachtet wird, so liegt der Grund hierfür zum guten Teil in der *en regard*-Übersetzung. Victor Gelu, für den das Provenzalische eine im Aussterben begriffene Sprache war, handelte ganz folgerichtig, wenn er seinen Gedichten die französische Übersetzung beifügte, vom Standpunkte des späteren Felibrige, das die Neuerweckung des Provenzalischen sich zur Aufgabe gestellt

Digitized by Google

hatte, war es eine gewagte Sache, des literarischen Erfolges wegen die sprachliche Geltung des Provenzalischen in dieser Weise zu gefährden. Es ist also im Interesse des Studiums des Provenzalischen nur zu begrüßen, daß die *en regard*-Übersetzung langsam abgebaut wird. Ein Wörterbuch, wie es Voretzsch seiner Ausgabe beigibt, ist in dieser Hinsicht viel wertvoller als die wort- und sinngetreueste Übersetzung.

Die von Voretzsch gewählten Lieder, welche die Zeit von 1851-1912 umfassen, werden von ihm nach dem ersten Druck gegeben. Überaus wertvoll und anregend sind die als Fußnoten hinzugefügten jüngeren Lesarten, die für manche Stücke wie „Lou Mistrau", „La Rascladuro de Pestrin", „Lou Prègo-Diéu d'Estoublo", „Lou Lioun d'Arle" etc. sehr reichlich, für andere spärlicher fließen und für manche, wie „Uno Courso de Bióu" und „Cant di Felibre", keinerlei Ausbeute bieten. Zu diesem letzteren Gedicht, das Julian-Fontan bezeichnenderweise nicht unter die Gedichte Mistrals einreiht, sondern einleitend der ganzen Sammlung voranstellt, sei übrigens die Anmerkung dieser Anthologie (S. 10) wörtlich angeführt: „Cette poésie, datée du 21 mai 1854, est l'œuvre collective des enthousiastes jeunes gens qui, ce jour-là, fondèrent le Félibrige à Font-Segugne. Elle ouvre comme un manifeste expressif et entraînant le premier almanach félibréen, celui de 1855".

Bei jedem Gedicht der Voretzsch'schen Ausgabe sind Druckquelle, Zeit der Abfassung und, wo möglich, die bestehende deutsche Übersetzung angegeben. Als Druckquellen kommen *Li Prouvençalo, Aiòli, Armana Prouvençau, Isclo d'or, Oulivado* etc., als deutsche Übersetzer August Bertuch, Nikolaus Welter und Franziska Steinitz in Betracht.

Die Anregungen, welche die Lesarten bieten, sind überaus mannigfaltig. Man kann an ihnen die Wandlungen der Orthographie: Akzentsetzung (pèr für per, tóuti für touti, dóu für dau etc. etc.), Weglassung von Akzenten (restounti für restountí, ounte für ounté etc .etc.), Setzung von Konsonanten (amoundaut für amoundau, blanc für blan, cop für co, dins für din, tèms für tèm etc. etc.) und manches andere beobachten. So bieten diese Anmerkungen einen wertvollen Beitrag zu der Frage der Felibre-Rechtschreibung. Noch ergiebiger und anregender sind natürlich jene Lesarten, die uns in die Werkstätte des Dichters blicken lassen. Wie fein ist die Änderung ... *e se m'arribo De pensamen malancouniéu,* ... in ... *coume arribo À-n-un troubaire pensatiéu* ... (S. 4, 26/27), wo durch die scheinbare Entpersönlichung der Ausdrucksweise der Eindruck des Persönlichen so mächtig erhöht wird. Ein ganz ähnlicher Vorgang läßt sich auf S. 19, 26 beobachten, wo für den bestimmten Ausdruck *ma mignoto* der unbestimmtere *aquelo qu'ame* gesetzt wird und noch deutlicher in 20, 43, wo es statt *vese ta bello* —

Digitized by Google

vese uno chato heißt. Warum wohl Mistral das wunderschöne Bild (S. 6, 85-87)

— Aurias pulèu la dindouleto
Que nèdo en l'èr 'mé sis aleto
Miéu que la tenco dins lou riéu; ...

durch

— Aurias pulèu la dindouleto,
Lou segueiròu que fai l'aleto,
Lou can lebrié, lou pèis sutiéu, ...

ersetzt? Wohl weil die rasche Aufzählung zahlreicherer Tiere (Schwalbe, Sperber, Windhund, Fisch) die gewaltige Wucht und Geschwindigkeit des Mistralwindes passender zur Darstellung bringt als das Bild der ruhig in den Lüften segelnden Schwalbe und der im Flusse dahinschwimmenden Schleie, wobei letztere übrigens auch nur vergleichsweise herangezogen wird. Auch metrische Gründe, die ungewohnte Abschleifung des *e-* (l'èr 'mé) mögen zu der Änderung mit den Anstoß gegeben haben.

Die Anregungen, die von dem Büchlein nach dieser Richtung hin geboten werden, sind fast unerschöpflich: Warum fehlen im späteren Druck die zwei Strophen S. 20, 61-72, warum verschwinden Widmungen, die in früheren Drucken den Gedichten beigegeben wurden, hat der Inhalt des Gedichtes einen Bezug auf die Person, der das Gedicht gewidmet ist und welchen, etc. etc.?

Aus dem Gesagten geht wohl zur Genüge hervor, daß die Ausgabe der Mistralschen Gedichte von Voretzsch — wie nicht anders zu erwarten war — ein ausgezeichnetes Lehrmittel darstellt, bestimmt, das Studium des heute mit Unrecht vernachlässigten Neuprovenzalischen mächtig zu fördern.

Prag. W. Flusser.

Digitized by Google

Kurze Anzeigen.

W. Meyer-Lübke, Romanisches etymologisches Wörterbuch. 3. neu bearbeitete Auflage. Lieferung 1 (Bogen 1-4). Heidelberg, Winter 1930. Sammlung romanischer Elementar- und Handbücher, 3. Reihe. Wörterbücher 3.

Nach einem Manulzwischendruck erscheint nun die lange ungeduldig erwartete Neuauflage des REW. Das Manuskript des Werkes liegt fertig vor, so daß mit einem verhältnismäßig raschen Druck des Gesamtwerkes gerechnet werden kann. Am Grundbau des Werkes ist nichts geändert, doch zeigt sich überall die kritische Hand des Verfassers. Der Umfang wird, nach der 1. Lieferung zu schließen, den der 1. Auflage um ungefähr ein Fünftel überschreiten. Über die galloromanischen Bestandteile des REW. wird hier fortlaufend berichtet werden.

M. Hartwich veröffentlicht bei Hartleben, Wien und Leipzig 1930, ein Französisches Spezialwörterbuch mit besonderer Berücksichtigung der Radio- und Fernmeldetechnik, das „ein praktischer Behelf beim Aufsuchen von Fachausdrücken, die verschiedenen wichtigen Berufszweigen des öffentlichen und privaten Lebens eigen sind, sein soll". Die ersten Stichproben, die ich mit dem Wörterbuch vorgenommen habe, waren sämtlich negativ, u. z. dt. „Radio" soll frz. *le radio* sein, „eine Grammophonplatte besprechen", „Dauerwelle" sind nicht aufgenommen. Eine Übersetzung von *enchère* durch „höherer Auftrag" ist in dieser Form unverständlich. Was Ausdrücke wie *épice* „Gewürz" in einem Spezialwörterbuch zu tun haben, ist unverständlich. „Glasballen" soll frz. *damejeanne* sein. So wird denn das Wörterbuch gründlich umgearbeitet werden müssen, bevor es seinen Zweck erfüllt.

Johann Sofer, Lateinisches und Romanisches aus den Etymologiae des Isidorus von Sevilla. Untersuchungen zur lat. und rom. Wortkunde, Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1930, behandelt die zuerst bei Isidor auftretenden, nicht aus älteren Quellen entnommenen Wörter; dann vor allem die Vulgarismen und Romanismen in den Etymologiae. Sofer verfolgt das Weiterleben der letzteren in den romanischen Sprachen und liefert damit einen wertvollen Beitrag zur romanischen Wortgeschichte. Besondere Anerkennung verdient die ruhige Art des Abwägens der vorgeschlagenen Etymologien und die fast lückenlose Benutzung der wortgeschichtlichen Literatur. E. G.

Digitized by Google

FEB 7 1931

Zeitschrift

für

französische Sprache und Literatur

begründet von

Dr. G. Koerting und **Dr. E. Koschwitz**
weil. Professor a. d. Universität z. Kiel — weil. Professor a. d. Universität z. Königsberg i. Pr.

fortgeführt von

Dr. D. Behrens
weil. Professor an der Universität zu Gießen

herausgegeben von

E. Gamillscheg und **E. Winkler**
Professor an der Universität Berlin. — Professor an der Universität Wien.

Band LIV, Heft 5. 6.

JENA UND LEIPZIG
VERLAG VON WILHELM GRONAU
INH.: W. AGRICOLA
1930

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Abhandlungen

Seite

Bezzola, Reto R. Rabelais im Lichte der neueren Forschung 257
Becker, Ph. A. Zwei Gedichte von B. des Periers und ihre Quellen 281
Spanke, H. St. Martial-Studien. Ein Beitrag zur frühromanischen Metrik 282
Sjögren, A. Le traitement du W germanique en normand . . 318
Spitzer, L. L'avant-guerre 'Vorkriegszeit' 326
Kalepky, Th. Zur Frage des Befehlsausdrucks im Französischen 337
Brüch, J. Franz. *genièvre* 341

Besprechungen

Götze, A. Jan Allan Henning, L'Allemagne de Mme de Staël et la Polémique Romantique. Première Fortune de l'Ouvrage en France et en Allemagne (1814-1830) 343
Wurzbach, W. Alfred de Vigny, Les poèmes 347
Allenspach, M. Charles Baudelaire, Les Fleurs du Mal . . 347
— — S. A. Rhodes, The Cult of Beauty in Charles Baudelaire . 349
Rieder, G. P. Wollmann und K. Schwedtke, Le Génie français 351
Fuchs, T. Gabriel Des Hons, Anatole France et Jean Racine ou La Clé de l'Art Francien 352
Brüch, J. H. F. Müller, A chronology of Vulgar Latin . . . 357

Kurze Anzeigen (Keeler, Wahlgren) 383

Digitized by Google

Rabelais im Lichte der neueren Forschung.

Die Rabelaisforschung hat in den letzten 25 Jahren eine beispiellose Entwicklung und Erneuerung erlebt. Das Interesse für die französische Renaissance hat ja in den letzten Jahrzehnten ungemein zugenommen. Ein Dichter, ein Denker nach dem anderen taucht aus der Versenkung auf. Die ersten Dichter der Pléiade, Ronsard und Du Bellay, deren Wiedererweckung auf Sainte Beuve's berühmtes *Tableau historique et critique de la poésie française au XVI^e siècle* zurückgeht, haben in neuester Zeit mustergültige kritische Ausgaben erhalten, ihr Leben und ihre Werke sind einer gründlichen Revision unterworfen worden, vor allem durch die Forschungen von Paul Laumonier, Henri Chamard, Pierre de Nolhac, Joseph Vianey, und ganz kürzlich durch die Pariser Dissertation eines jungen Genfers, Marcel Raymond, über Ronsard. Clément Marot, der im 19. Jahrhundert von der Pléiade stark in den Schatten gestellt worden war, und dem die Rolle eines kleinen Hofdichters zweiten Ranges zuzufallen schien, Clément Marot war bis vor sechs Jahren noch nicht die Ehre einer eingehenden Untersuchung zuteil geworden. Nun haben wir plötzlich über ihn drei umfangreiche und gründliche Monographien, von Pierre Villey, Phil. Aug. Becker und Henri Guy. Bonaventure Desperiers und Mellin de S. Gelais widmete wiederum Becker zwei große Studien; ja, das Interesse erstreckte sich auch auf die Vorläufer der Renaissancebewegung, auf die so geschmähten „grands rhétoriqueurs", mit denen sich Chamard, Guy, Becker, Oulmont, Spaak u. a. m. ausführlich befaßten, und vor allem einer in ihrer Bedeutung stark verkannten Figur, derjenigen von Jean Lemaire de Belges, Gerechtigkeit angedeihen ließen. Das Interesse für die französischen Humanisten ist seit den bekannten Abhandlungen Delaruelles über Budé, und Renaudets über Vorreformation und Humanismus in stetem Wachsen begriffen und erhielt nun seine symbolische Krönung durch die Gründung der *Association Guillaume Budé*.

Keinem Autor der Renaissance ist aber seit 1900 eine solche Fülle von Publikationen gewidmet worden, wie Rabelais, nicht einmal Montaigne. Das große Verdienst um die neuere Rabelaisforschung gebührt in erster Linie der *Société des Etudes Rabelaisiennes*, die 1903 gegründet wurde und gleich

Digitized by Google

eine beträchtliche Zahl, vor allem französischer, aber auch englischer, deutscher und italienischer Forscher als Mitglieder zählte. Sie sammelte in den zehn Jahrgängen der *Revue des études rabelaisiennes* (1903-12) die Ergebnisse der Einzelforschung und gliederte dieser Zeitschrift in den Jahren 1913 und folgende eine Fortsetzung an, die trotz ihres erweiterten Programms (*Revue du 16e siècle*) doch noch vieles beitrug, die Rabelaisstudien in den letzten 16 Jahren ganz bedeutend zu fördern. Ihrer Initiative, besonders derjenigen ihres Präsidenten, Abel Lefranc, ist es zu verdanken, wenn über Rabelais auch eine ganze Anzahl grundlegender Einzelwerke erschien. Vor allem sei auf die monumentale und mustergültige Ausgabe der Werke Rabelais' hingewiesen, die die Société selber unter Leitung Lefrancs an die Hand nahm. Vier Bände dieser Ausgabe sind im Laufe der Jahre 1912-22 (bei Champion) erschienen, die beiden ersten Bücher Gargantua und Pantagruel umfassend, ein fünfter Band ist im Druck; die beiden letzten sollen in den nächsten fünf Jahren erscheinen. Jedem Buche gehen einige ausführliche Studien über seine Entstehung, seinen Charakter und seine Bedeutung voraus, verfaßt von Lefranc und seinen Mitarbeitern. Jacques Boulenger besorgte die Festlegung des Textes und seiner Varianten, in den ausführlichen Kommentar teilten sich die verschiedenen Mitarbeiter: Henri Clouzot übernahm die Erklärung der topographischen, folkloristischen und archäologischen Fragen, Paul Dorveaux besorgte den medizinischen, pharmazeutischen und naturwissenschaftlichen Kommentar, Jean Plattard die Auslegung aller Hinweise auf die Heilige Schrift, auf die antiken Schriftsteller, auf die Literatur des Mittelalters und der Renaissance; Lazare Sainéan verdanken wir die philologischen und lexikographischen Erläuterungen. — Eine kleinere, handlichere, fünfbändige und trotzdem im Texte und im kurzen Kommentar und Glossar treffliche Ausgabe der Werke besorgte Plattard bei Ferd. Roches im Jahre 1929 (in den *Textes français* der Association Budé). Sie umfaßt die fünf Bücher des Gargantua und Pantagruel samt kleineren Schriften, wie die Pantagrueline Prognostication und die Briefe. Vom gleichen Jean Plattard, Professor an der Universität Poitiers, haben wir seit 1909 ein grundlegendes Buch über das Werk Rabelais': *L'invention et la composition dans l'œuvre de Rabelais* mit ausführlichem Studium der Quellen und der Kompositionsgrundlagen. Plattards Verdienste um die Rabelaisforschung wurden gekrönt durch die prachtvolle und in reichster Ausstattung 1928 erschienene: *Vie de Rabelais* (Van Oest, Brüssel und Paris). Von anderen umfangreichen Schriften über Rabelais sei vor allem hingewiesen auf Pierre Villey's Buch *Marot et Rabelais* (Champion, 1923), das, geschickt die wertvollen Forschungsergebnisse der *Société*

Digitized by Google

des études rabelaisiennes und ihrer Freunde verwertend, zu einer geradezu meisterhaften Studie über Rabelais' Leben und Werk wurde; nicht vergessen seien auch die Beiträge der fremden Rabelaisforscher, an deren Spitze Arthur Tilley steht mit seinen Studien über die französische Renaissance und über Rabelais im besonderen. Rabelais' Sprache widmete Lazare Sainéan eine gründliche Untersuchung in seinem zweibändigen Werk: *La langue de Rabelais* (Boccard, Paris 1922-23).

Diese kleine Auswahl von Einzelstudien gibt wohl einen Begriff von dem, was die neueste Rabelaisforschung an Aktiven aufzuweisen vermag. — Über die jeweiligen Fortschritte der Rabelaisforschung berichteten außerhalb der *Revue des Etudes rabelaisiennes* zusammenfassend namentlich Schneegans in der Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, Schneegans, Stengel und Heiß im kritischen Jahresbericht Vollmöllers. Besonders wichtig sind zwei wertende Rückblicke von Schneegans in der German.-Romanischen Monatsschrift 1910 und Plattard's wertvolles Bändchen *Etat présent des études rabelaisiennes*, erschienen 1927 (in den *Etudes françaises fondées sur l'initiative de la Société de professeurs en Amérique*).[1])

Was fand die Rabelaisforschung vor, als sie kurz nach der Jahrhundertwende ihr Werk aufnahm? Wir sind über Rabelais' Schicksale im Laufe der letzten vierhundert Jahre ziemlich gut orientiert. Zahlreiche Artikel der *Revue des Etudes Rabelaisiennes* und der *Revue du 16e siècle* befaßten sich mit seinem Einfluß und mit dem Bild, das sich von ihm die verschiedenen Epochen machten. Jacques Boulenger faßte diese Ergebnisse (allerdings nicht vollständig) zusammen in seinem Buche *Rabelais à travers les âges* (Le Divan, Paris 1925). Villeys Buch über Marot und Rabelais und Plattards *Vie de Rabelais* bringen ebenfalls je ein Schlußkapitel über das Schicksal Rabelais' und seines Werkes nach dem Tode[2]). Rabelais erschien schon seinen Zeitgenossen als eine rätselhafte Figur, und als solche stellt ihn auch der Grabspruch Tahureaus hin. Gleich nach dem Tode

---

[1]) Diese Zeilen waren schon der *Ztschr. f. franz. Sprache u. Lit.* eingesandt worden, als die *German.-Roman. Monatsschrift* (Jahrg. XVIII, Heft 5/6, Mai-Juni 1930) mit der Veröffentlichung einer neuen Übersicht begann (Paul Rackow: *Der gegenwärtige Stand der Rabelaisforschung*). Der erschienene erste Teil berücksichtigt die französische Rabelaisforschung seit 1910, ein zweiter, noch nicht erschienener Abschnitt scheint der Forschung außerhalb Frankreichs gewidmet zu sein. Die Darstellung ist etwas breit und nur die Hauptstudien (Plattard, Sainéan, Boulanger, Villey usw.) sowie die großen Ausgaben werden, mehr resümierend als kritisch, besprochen.

[2]) Dem eben erschienenen Buch L. Sainéans: *L'influence et la réputation de Rabelais* (Gamber, Paris 1930) gedenken wir nächstens eine Besprechung zu widmen.

Digitized by Google

Rabelais' beginnt der Streit um seine Gestalt. Groß war sein Erfolg bei den Lesern; wir haben im 16. Jahrhundert allein 98 Auflagen von Schriften Rabelais'. Von wievielen wurde es nachgeahmt. Sein Einfluß findet sich bei den Erzählern Noël du Fail und Béroard de Verville, bei den Komödiendichtern Jean Antoine de Baif und Odet de Turnèbe, dann in der Satyre Ménippée, bei Mathurin Régnier u. a. m. Und doch gingen über den Wert dieses Werkes die Meinungen gleich auseinander. Ronsard widmete Rabelais eine Grabschrift in Versen, die ihn in wenig schmeichelhafter Weise als maßlosen Trinker und Genießer hinstellt; er unterstützte damit stark die Legende des Spaßmachers, des herumziehenden Charlatans, des fröhlich pokulierenden Pfarrers von Meudon, eine Legende, die wohl in den heftigen Angriffen des Geistlichen Gabriel von Puy-Herbault (dem *enragé Putherbe* im vierten Buche Pantagruels) von 1549 ihren Ursprung hatte und in den nicht minder scharfen Angriffen der Gegenreformation, namentlich des Jesuitenpaters Garasse, ihre Fortsetzung fand, eine Legende, die im verfeinerten Frankreich des 17. Jahrhunderts nur allzu gläubige Ohren finden sollte und nur allzu gnädiges Nasenrümpfen hervorrufen mußte. Wenn andererseits von Humanistenkreisen dem Gelehrten Rabelais große Bewunderung gezollt wurde und Etienne Pasquier ihn hoch verehrt, so zählt Montaigne Rabelais' Bücher wieder zu den *livres simplement plaisants*. — Das fünfte Buch des Pantagruel gewinnt ihm die Gunst der Hugenotten, nachdem ihn Calvin, wegen seiner Abwendung von der evangelischen Bewegung, heftig angegriffen hatte.

Daß der Gargantua und der Pantagruel, mit ihrem bunten Gemisch von Wissenschaft und derbstem Volkswitz, mit ihrem Unmaß, ihrem überströmenden Lebensgefühl, den raffinierten Geistern des 17. Jahrhunderts nicht sehr nahe standen, ist nicht zu verwundern. Und doch wissen wir, daß Rabelais viel gelesen wurde, vor allem natürlich von Dichtern wie La Fontaine, Molière, dann in den freigeistigen Kreisen um Gassendi und Ninon de Lenclos. Aber auch Racine las ihn mit Vergnügen, ja sogar die Marquise von Sévigné. Es schickte sich nur nicht, daß man die Freude an einer solchen Lektüre zugab. Die vornehme Gesellschaft des *grand siècle* fand Rabelais unbedingt zu grob, ja zu ordinär; sie sah, wie La Bruyère, in ihm ein Rätsel: „*une énigme, quoi qu'on veuille dire, inexplicable, un monstrueux assemblage d'une morale fine et d'une sale corruption*". — Bei dieser geheimen, uneingestandenen Lektüre verblaßte die Persönlichkeit Rabelais' immer mehr, und wenn er am Ende des 18. Jahrhunderts eine einzigartige Wiedergeburt erlebte, so ist das nur seiner kirchenfeindlichen Einstellung zu verdanken, durch die er schon Fontenelle und Voltaire gewonnen hatte.

Digitized by Google

Ginguené in seinem aufsehenerregenden Traktat *De l'autorité de Rabelais dans la Révolution présente et dans la constitution civile du clergé* von 1791 macht aus dem Gegner der Kirche auch einen Gegner des Absolutismus, einen Apostel der modernen Zeit. Der fröhliche Curé von Meudon wird zum geheimnisvollen, tiefschürfenden Staatsreformer, zum Propheten der Revolution. Als Sainte Beuve die Pléiade wieder erweckt, hat es Rabelais nicht nötig, wie seine Zeitgenossen aus dem Schutte der Vergessenheit ausgegraben zu werden. Die Romantiker hatten ihn von der Revolution als nationale Größe übernommen. Im Gegensatz zu den Klassikern haben sie auch für seine Sprache, für seine Kunst und ihren überströmenden Reichtum mehr Sinn. Chateaubriand sagt von ihm: „*Rabelais a créé les lettres françaises*"; er ist der Mann, um den Reichtum und die Kraft von Rabelais' Darstellungskunst nachzufühlen. Der prüde Lamartine zwar schmäht ihn, aber Charles Nodier teilt seine Begeisterung für Rabelais, die seine eigene Kunst beeinflußt, all seinen Freunden mit. Hugo, von Nodier's Prägung *un Homère bouffon* entzückt, entflammt sich für ihn, ohne ihn gründlich kennen zu lernen, macht ihn zu einem Symbol, das in seinen Werken immer wieder erscheint. Rabelais ist ihm der Inbegriff des genial Ungeheuerlichen, der riesenhaft gesteigerten Lebenskraft, des großen Sängers der Materie, des befreienden Lachens nach der Tragik des Mittelalters. Balzac ahmt ihn äußerlich nach in seinen *Contes drôlatiques;* unerwartet ist Rabelais' Einfluß in Vignys *Stello,* und auffallend stark erscheint er in manchen Stellen des *Capitaine Fracasse* Gautiers, ebenfalls eines großen Rabelaisbewunderers. Michelet vollends sieht in Rabelais die Renaissance verkörpert und stellt ihn neben die größten in der Weltliteratur. Flaubert erklärt 1868, er schlafe jeden Abend erst ein „*après avoir lu un chapitre du sacro-saint, immense et extrabeau Rabelais*". Die Verehrer Rabelais' finden sich auch außerhalb der Welt der Literaten; Guizot zählt zu ihnen und vor allem Gambetta. Clémenceau zitiert einmal den Pantagruel als eines seiner vier Lieblingsbücher.

Bei näherem Zusehen ergeben sich aber bei seinen Bewunderern die seltsamsten Ansichten über ihn. Die Künstler, die seine Kunst fühlten, begnügten sich im allgemeinen mit einer intuitiven Erfassung seiner Persönlichkeit, die vielleicht nicht immer genau den Tatsachen entsprach, im Großen und Ganzen aber, wie bei Chateaubriand, Michelet, Nodier, Flaubert wohl ungefähr das richtige traf. Wo es aber auf eine Einschätzung der Geisteswerte im Werke Rabelais' ankam, auf eine genaue Erklärung des Textes selber, standen ihre Kenntnisse auf ziemlich schwankendem Boden. Von einer hyperbolischen Anfangsbegeisterung für den großen Neuerer ausgehend, unterließen

Digitized by Google

sie es vollkommen, ihre Ansichten über den genauen Inhalt seines Werkes, die Originalität seiner Gedankengänge und seines Wissens nachzuprüfen. Andererseits scheuten sich die Romantiker nicht, aus seinem zum Teil so rätselhaften Werk ungeahnte Geheimnisse und Offenbarungen herauszulesen. Die sog. *Edition Variorum* von 1823 in 9 Bänden bietet mit ihrem ausführlichen Kommentar von Ermangart und Johanneau davon das trefflichste Beispiel. Rabelais' Geschichte der Riesen Gargantua und Pantagruel ist hier zu einer wahren symbolisch-allegorischen Enzyklopädie geworden, und man staunt nur so, wenn man liest, was da alles in die verschiedenen Episoden dieses fröhlichen Epos hineinprojiziert wird, welchen Tiefsinn die banalsten und trivialsten Stellen verbergen sollen.

Über Rabelais' Lebensschicksale gar schwebt man ganz im Ungewissen. Die Kenntnisse seines Lebens, die Sainte Beuve in seinem *Tableau historique* auf einer halben Seite zusammenfaßt, resümieren sich in seinem eigenen einleitenden Satz: „*La vie et le caractère de celui qui la composa ne sont pas une moindre enigme que l'œuvre elle-même.*" Michelet in seiner *Histoire de France* schreibt etwa um 1860: „*Plût au ciel que l'on pût faire une vie de Rabelais. Cela est impossible.*" Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts brachte da allerdings viel neues, und die neuere Forschung blickt, was die Biographie anbelangt, auf einige gute Vorarbeiten zurück, vor allem auf Stapfers Rabelaisbuch (wichtig auch für Rabelais' Werk) und auf die große Studie Heulhards zu Rabelais' Italienreisen, seinen Turiner und Metzer Aufenthalt. Daneben erschienen verschiedene Einzelabhandlungen über Rabelais' Beziehungen zu dieser und jener Gegend Frankreichs, die zur Klärung des Lebensbildes beitrugen. Im Jahre 1902 erwähnt Petit de Julleville*s Notice biographique* im 5. Band der Rabelaisausgabe von Marty-Laveaux, auf Grund der Notizen von Marty-Laveaux selber, so ziemlich alle wichtigen Ereignisse aus Rabelais' Leben, die wir heute kennen.

Und doch hat die Biographie Rabelais' seither große Fortschritte gemacht. Aus den nackten Daten und Tatsachen, die uns der größte Teil der früheren Biographen mitteilten, ist z. B. in Plattards neuester, monumentaler *Vie de Rabelais* von 1928 ein Lebensbild geworden, dessen einzelne Ereignisse mit dem Werke Rabelais' nicht mehr in losem Zusammenhang stehen, sondern dieses erklären und andererseits vom Werke aus selber neues Licht erhalten. Abel Lefranc und seine Mitarbeiter machten sich zu allererst daran, alle überlieferten Dokumente, aber vor allem Rabelais' eigene Schriften einer ganz gründlichen Überprüfung zu unterziehen. Wie viele halb geglaubte Legenden wurden da zerstört, wie viele kleinere und größere Rätsel gelöst oder wenigstens einer Lösung näher ge-

Digitized by Google

bracht. Vor allem bekam Rabelais' Erscheinung einen realeren Charakter. Aus der durch den Haß der Gegner verzerrten Figur des immer zum Essen und Trinken aufgelegten Pfarrers von Meudon, aus der nebelhaften und geheimnisumwobenen, prophetenhaft aufgeputzten, von den Bewunderern ins Übermenschliche gesteigerten Gestalt eines sibyllinischen Priesters des Lachens, wie sie doch noch selbst in den Darstellungen der Wissenschaft hervorleuchtete, — trat allmählich der lebendige Mensch Rabelais hervor, nicht frei von rätselhaften, eigenartigen Zügen, aber doch ein Mensch aus Fleisch und Blut, dessen Leben und Werke sich als ein organisches Ganzes darstellen. — Es würde über den Rahmen einer kurzen Übersicht hinausführen, Rabelais' Leben genau zu durchgehen und alle Punkte aufzuzählen, wo die neue Forschung ändernd oder vervollständigend eingegriffen hat. Einige Beispiele mögen genügen, um den neuen Rabelais gegenüber dem früheren Bild, das man sich von ihm machte, zu charakterisieren.

Vor allem wurde festgestellt, daß Rabelais nicht, wie noch bei Brunetière, Morf und Marty-Laveaux steht, der Sohn eines Winzers oder gar eines Gastwirtes gewesen ist. Rabelais' Vater war ein angesehener Rechtsanwalt in Chinon, der verschiedene Landgüter besaß; auf einem derselben, im Landhaus La Devinière, und nicht in Chinon selber, scheint Rabelais um 1493 herum geboren worden zu sein. Über seine erste Ausbildung hat auch die neuere Forschung nicht viel Neues beibringen können. Er hat sie jedoch wohl eher in Chinon selber als in der Abtei Seuilly bei der Devinière erhalten, da die Familie den größten Teil des Jahres in der Stadt verbrachte. Gegen die Annahme seines Noviziates im Franziskanerkloster La Baumette bei Angers konnte bis jetzt nichts vorgebracht werden; ob er aber seine späteren Mäzene, die Brüder Du Bellay, schon hier kennen lernte, erscheint recht zweifelhaft. Den Charakter von Rabelais' Bildungsgang hat die neuere Forschung, vor allem an Hand seines *Gargantua*, recht anschaulich darzustellen verstanden. Er entsprach dem üblichen scholastischen Bildungsgang der Geistlichen von damals. Auch sein Aufenthalt im Kloster Fontenay-Lecomte im Poitou, seine von den Oberen unterdrückten Griechischstudien, der briefliche Verkehr mit Budé und der mündliche mit dem Humanisten- und Juristenkreis Tiraqueaus, all das ersteht nun lebendig vor unseren Augen und erscheint uns ganz besonders bedeutsam durch das lebhafte Interesse, das Tiraqueau und seine Freunde, und mit ihnen Rabelais, den Frauen- und Ehefragen entgegenbrachten. Die darauffolgenden Jahre, die der inzwischen zum Benediktiner gewordene Rabelais am Hofe des kunstliebenden Bischofs von Maillezais, Geoffroi d'Estissac verlebte, mögen wohl zu seinen glücklichsten gehört haben; hatte er doch Muße

Digitized by Google

zum Studium und Anregung, nicht nur von Geoffroi d'Estissac und seiner Umgebung selber, sondern auch von der nahen, wichtigen Universitätsstadt Poitiers und ihrer berühmten Rechtsfakultät; dann vom kleinen Kreise des gelehrten Abtes Ardillon von Fontaine Le-Comte, wo neben humanistischen und poetischen Fragen auch Kirchenreformen und gallikanische Forderungen besprochen wurden. Rabelais fiel in diesen Kreisen schon damals durch sein großes Wissen auf. — Aus einem späteren Dokument, der *Supplicatio pro apostasia* wissen wir, daß Rabelais um 1528 aus unbekanntem Grunde ohne Erlaubnis den Hof Geoffroi d'Estissacs verließ und das Kleid eines weltlichen Priesters anzog. In die dunklen Jahre 1528-30 setzen die neueren Forscher, an den *Pantagruel* anknüpfend, Rabelais' Wanderungen durch die französischen Universitäten, von Poitiers nach Toulouse, von Toulouse nach Orléans, von Orléans nach Paris. Nach 1530 kann Rabelais nicht in Paris geweilt haben. Wir finden ihn ja im September 1530 in Montpellier als Medizinstudent immatrikuliert; wohl auf den in den zwei Wanderjahren erworbenen Medizinkenntnissen fußend, besteht er schon nach drei Monaten das Examen eines Bacheliers und hält darauf einen Interpretationskurs über Hippokrat und Galien, dem er zum erstenmal den griechischen Originaltext zugrunde legt.

Wir haben von Brémond und Le Double zwei Werke über den Arzt und Physiologen Rabelais, die durchaus die Zeugnisse seiner Zeitgenossen bestätigen, welche in ihm einen der besten Ärzte Frankreichs sahen. Allerdings ist da mehr an eine humanistisch-philologische Medizin zu denken als an eine praktisch-empirische. Die Medizin der Renaissance war vor allem ein Teil der humanistischen Wissenschaften, eine Interpretation der antiken Texte und eine Befreiung derselben von den arabischen und mittelalterlichen Kommentaren und Entstellungen. Und doch war Rabelais, wenn nicht der erste (der erste war Jacques Dubois), so doch unter den ersten in Frankreich, die einen Anatomiekurs auf die Sektion von Leichen aufzubauen wagten. — Wenn der Einfluß der Medizin auf Rabelais' Persönlichkeit und auf die geistige Grundlage seines Werkes auch noch nicht systematisch untersucht worden ist, so unterliegt es jedoch keinem Zweifel, daß der stark naturalistische Zug des *Gargantua* und *Pantagruel* auch der Medizin und ihrer Einwirkung auf den Autor ein gut Teil zu verdanken hat.

Im Jahre 1532 finden wir Rabelais in Lyon, wohin ihn der große Ruhm der Lyoner Buchdruckereien gezogen haben mag, da er dort Gelegenheit hatte, seine medizinischen Studien zu veröffentlichen. Lyon war übrigens damals ein wahres Bienenhaus von Humanisten und sonstigen Gelehrten, eine Stadt, namentlich infolge des italienischen Einflusses und der großen italieni-

Digitized by Google

schen Kolonie, voll Reichtum und raffiniertem Wohlleben, die zweite Stadt im Reiche, ja zuweilen die erste, vor allem als der Hof, im Zusammenhang mit den italienischen Kriegen der französischen Könige, monateweise in Lyon weilte und von den reichen Bürgern sich fürstliche Feste organisieren ließ. — 1532 veröffentlicht Rabelais bei Gryphius die lateinischen Briefe des ferraresischen Renaissancearztes Giovanni Manardi, die er Tiraqueau widmet, und im gleichen Jahre die Aphorismen Hippokrats, die er Geoffroi d'Estissac zueignet. Im November gleichen Jahres wird er zum Chefarzt des Stadtspitals Notre Dame de Pitié ernannt, das 150-220 Kranke beherbergen kann. Die Lyoner Humanisten Etienne Dolet, Antoine du Saix, die Hofdichter Salmon Macrin, Mellin de S. Gelais nehmen ihn in ihren Kreis auf. — Gleichzeitig mit einer dritten gelehrten Veröffentlichung (diesmal ist es ein juristischer lateinischer Text) läßt Rabelais Ende 1532 unter dem pseudonymen Anagramm Alcofribas Nasier die *Horribles et espouvantables faits et prouesses du très renommé Pantagruel, roi des Dipsodes* erscheinen und kurz darauf die kurze *Pantagrueline Prognostication.* Dagegen hat die neuere Forschung mit größter Wahrscheinlichkeit Rabelais' Mitarbeit am Volksbuch der *Grandes Chroniques du grand et énorme géant Gargantua* ausgeschlossen, die ihm nur als Grundlage zu seinem Werke diente. Der Herausgeber Rabelais' ließ, wie das damals namentlich für Volksbücher der Brauch war, den Pantagruel auf die Novembermesse von Lyon erscheinen; die *Grandes Chroniques* waren höchstwahrscheinlich auf die Augustmesse hin veröffentlicht worden. — Über die beiden Romreisen Rabelais' im Gefolge des Kardinals Du Bellay, über seine Altertumsforschungen daselbst, über seine die Zeitereignisse schildernden Briefe an Geoffroi d'Estissac haben nach Heulhard namentlich Boulenger und Bourrilly interessante Einzelheiten beigetragen. Die Romreisen fallen in die Jahre 1533-36. Sie brachten Rabelais die langersehnte Kenntnis Italiens und hatten auch einen praktischen Erfolg, indem er durch Vermittlung des Kardinals Du Bellay päpstliche Verzeihung für seine Flucht aus dem Kloster erlangte und gleichzeitig die Erlaubnis, in ein beliebiges Benediktinerkloster wieder einzutreten sowie die Medizin (mit Ausnahme der Chirurgie) auszuüben. Zwischen beide Romreisen fällt eine erneute kurze Tätigkeit am Spital in Lyon, und das Erscheinen des *Gargantua*, mit dem Rabelais versucht, seinem Pantagruel eine würdigere Vorgeschichte zu geben als es die anonymen *Grandes Chroniques* waren. Der *Gargantua* (später zum 1. Buch des Gesamtromans geworden) erschien in einem unglücklichen Augenblick, d. h. auf die Herbstmesse 1534, eben als die berüchtigte *affaire des placards* neue Verfolgungen der Ketzer und Freidenker hervorrief. Die Sor-

Digitized by Google

bonne verurteilte denn auch beide Bücher gleich nach ihrem Erscheinen als ketzerisch. Den Pantagruel hatte die Sorbonne schon ein Jahr zuvor verdammt, und Rabelais fand es für gut, nach dem Erscheinen des *Gargantua* für eine Zeitlang zu verschwinden. Die zweite Romreise des Kardinals Du Bellay im Jahre 1535-36 bot dazu die beste Gelegenheit. — Im Jahre 1536 nach Frankreich zurückgekehrt, tritt Rabelais in Du Bellays' Benediktinerabtei Saint Maur des Fossés bei Paris ein, um, durch deren Umwandlung in eine mit Kanonikaten versehene Stiftskirche, seiner Mönchsgelübde ohne Schwierigkeiten enthoben zu werden. Darauf begibt er sich nach Montpellier und besteht dort sein Doktorexamen. Er praktiziert als Arzt in Lyon und hält im Winter 1537-38 an der Universität Montpellier einen Kurs. Im Juli 1538 finden wir ihn in Aigues Mortes im Gefolge Franz' I.; gegen Ende 1539 wird er vom Bruder des Kardinals Du Bellay, Guillaume Du Bellay, Herrn von Langey, als Arzt nach Turin berufen, wo dieser Herr als königlicher Statthalter residiert. Rabelais erfüllte am Hof des Herrn von Langey alle möglichen Funktionen: er half ihm durch den französischen Gesandten in Venedig Bücher einkaufen, er schrieb seine kriegerischen Taten auf in einem lateinisch verfaßten Büchlein *Stratagemata*, das der Humanist Claude Massuau ins Französische übersetzte, von dem aber leider weder Original noch Übersetzung erhalten sind. — Ein vorübergehender Aufenthalt in Lyon im Jahre 1542 bot Rabelais Gelegenheit zu einer neuen Auflage seines *Gargantua* und *Pantagruel*, die er nun in einem von allen Spöttereien und Schmähungen gegen die Sorbonne gereinigten Texte herausgibt, wie die neuen gefährlichen Zeiten und seine eigene Annäherung an den Hof es gebieterisch erforderten. In diese Zeit fällt auch ein Aufenthalt bei einem Freund des Herrn von Langey, bei Etienne Lorens in Saint-Ayl bei Orléans und die Anknüpfung neuer Freundschaften mit den Humanisten aus der Umgebung des Bischofs von Orléans. — Der zweite Piemontaufenthalt ist von kurzer Dauer. Schon Ende 1542 begleitet Rabelais seinen todkranken Herrn nach Frankreich zurück. Im Januar 1543 verschied dieser, fast in seinen Armen, auf der Reise. Der edle Guillaume Du Bellay hatte Rabelais in seinem Testament bedacht, aber seine Finanzen waren durch seine der neuen Provinz Piemont gegenüber bewiesene väterliche Großmut so erschüttert, daß Rabelais nichts erhielt. Wir verlieren seine Spur für einige Jahre. 1546 erscheint das 3. Buch, das trotz allen Vorsichtsmaßregeln des Autors wie die purgierte Ausgabe des *Gargantua* und *Pantagruel* von 1542 von der Sorbonne verurteilt wird. Der Boden Frankreichs muß ihm zu heiß geworden sein, denn bald darauf finden wir ihn in Metz, wo er die Gastfreundschaft des

Digitized by Google

schon erwähnten Freundes der Du Bellay's, Etienne Lorens genoß und als Stadtarzt ein mageres Einkommen bezog. 1547 begibt sich der Kardinal Du Bellay auf Geheiß des neuen Königs, Heinrichs II., nach Rom, und Rabelais, der ihn schon von Metz aus um Unterstützung angegangen war, begleitet ihn wieder. Auf der Durchreise veröffentlicht er in Lyon 12 Kapitel des 4. Buches seines Riesenromans. In Rom wohnt er den prächtigen Festen bei, die der Kardinal Du Bellay zu Ehren der Geburt des Kronprinzen gibt und beschreibt sie ausführlich in einem Brief an den Kardinal v. Guise, der später publiziert wird. Der Schutz dieser hohen kirchlichen Würdenträger, denen sich noch der Kardinal Odet von Châtillon zugesellt, sichert Rabelais vor Verfolgungen und verschafft ihm ein Privileg des Königs für seine sämtlichen Werke. Er steht übrigens mit dem Hof auf bestem Fuß und treibt z. B. durchaus offizielle Politik, wenn er im 4. Buch die beiden extremen Richtungen der ultramontanen Papimanes und der calvinistischen Papefigues verspottet. Leider erscheint dieses 4. Buch erst im Februar 1552, im Augenblick, als der Kardinal von Tournon im Namen des Königs mit dem Papst Frieden geschlossen hat, und die neue Publikation entgeht nun so der Verurteilung durch die Sorbonne ebensowenig wie die vorhergehenden. — Wir wissen, daß Rabelais 1553 auf die Pfarrei von Meudon und auf diejenige von Saint Christophe du Jambet, die ihm seine Mäzene verschafft hatten, verzichtet. Das Amt eines Pfarrers scheint er übrigens nie ausgeübt zu haben. — Wahrscheinlich starb er im April gleichen Jahres in Paris, ohne daß wir über die näheren Umstände seines Todes etwas bestimmtes wüßten.

Die große Bereicherung unserer Kenntnisse von Rabelais' Leben schöpfte die neueste Forschung weniger aus neu aufgefundenen Dokumenten als aus einer genaueren Auslegung der schon bekannten und vor allem aus einer ungemein gründlicheren Interpretation seiner Schriften in all ihren Einzelheiten. In dieser Verknüpfung und gegenseitigen Beleuchtung von Leben und Werk Rabelais' scheint mir das größte Verdienst der neueren Forschung zu liegen. — Der Inhalt von Rabelais' Hauptwerk, die 5 Bücher des *Gargantua und Pantagruel*, ist wohl in seinen großen Zügen bekannt: Grandgousier und Gargamelle, ein Riesenpaar, vom Zauberer Merlin erschaffen, haben einen Sohn, Gargantua, dessen Heldentaten die genannten und von Rabelais als Quelle benutzten anonymen *Grandes et inestimables chroniques* ausfüllen, welche 1532 in Lyon erschienen. Rabelais fand mit dem gleich daraufhin herausgegebenen 2. Buch seines Werkes, dem *Pantagruel*, der in seinem Geiste verfaßten Fortsetzung dieser anonymen *Grandes chroniques* so großen Anklang, daß er sich

Digitized by Google

daran machte, die *Grandes chroniques* selber umzuarbeiten und sie zum 1. Buch seines Romans, zum *Gargantua* ausbaute, das 1534 verlegt wurde. Das 1. wie das 2. Buch sind aufgebaut nach dem Modell der französischen Ritterromane des Mittelalters: Sie enthalten einen ersten Teil über die Kindheit des Helden, einen zweiten über seinen Auszug und seine Erziehung, einen dritten und letzten über seine Kriegstaten. In diese Riesengeschichten, die er in halb ernstem, halb burleskem Ton seinem Publikum erzählt, goß Rabelais seine Ansichten über den Menschen und die menschliche Gesellschaft, vor allem aber sein Lebensideal, das Ideal der Entwicklung des freien Menschen nach den von allen künstlichen Hemmnissen befreiten Gesetzen der Natur. Diese Ideale finden vor allem ihren Ausdruck in der Erziehung Gargantuas und im Brief Gargantuas an seinen in Paris studierenden Sohn Pantagruel, schließlich in der Gründung der Abtei von Thélème, deren einzige Regel lautet: *Fais ce que voudras.*

Das 1546 erschienene 3. Buch gibt dem Werke einen neuen Charakter, indem es statt die im *Pantagruel* versprochenen weiteren Heldentaten des Riesen zu erzählen, die komische Figur des Romans, den schon im 2. Buch auftretenden Panurge, in den Vordergrund stellt. Panurge will sich verheiraten, hat aber Angst, von seiner Zukünftigen betrogen zu werden. Er befragt alle möglichen und unmöglichen Autoritäten, aber am Ende des 3. Buches weiß er soviel wie vorher. Da beschließt Pantagruel auf den Rat des Hofnarren Triboulet die Reise nach dem Orakel der *Dive Bouteille*, der heiligen Flasche im Lande Catay (d.h. China). Die Seereise und ihre wundersamen Abenteuer füllen das 4. Buch aus (erschienen teilweise 1548, ganz im Jahre 1552) und finden ihren Abschluß im 5. Buch, wo die neuen Argonauten, endlich am Ziel angelangt, von der Priesterin Bacbuc als Antwort das einzige Wort *Trink* hören, das Panurge ratlos läßt, von Pantagruel jedoch und seinem zweiten berühmten Genossen, dem fröhlich dreinschlagenden Mönch Jean des Entommeures, als Aufforderung zum frohen Lebensgenuß verstanden wird. Im *vivre joyeux*, in der *gaîté d'esprit* liegt nach der Ansicht Rabelais die Grundphilosophie eines glücklichen Lebens, der Pantagruelismus. Das 5. Buch, welches das Gesamtwerk so organisch abschließt, erschien aber erst 1564, resp. teilweise 1562, also neun Jahre nach Rabelais' Tod. Über die Authentizität des 5. Buches, das mit seinem scharfen satirischen Ton von den vorhergehenden stark abweicht, sind sich die Forscher heute noch nicht einig. Boulenger, Tilley und Sainéan z. B. sehen darin ein vom Herausgeber vervollständigtes Werk Rabelais', Plattard und Villey vermuten einen anderen Verfasser. Eine sichere Entscheidung ist einstweilen wohl kaum möglich;

Digitized by Google

die zwei zeitgenössischen Zeugnisse von Du Verdier und Guyon gegen Rabelais' Autorschaft, die stark kalvinistische Färbung, sowie einzelne Widersprüche zwischen dem 5. und den anderen Büchern, scheinen mir ziemlich schwerwiegend, ebenso die Tatsache, daß das 5. Buch lexikologisch furchtbar wenig Neues bringt, also eher an einen Nachahmer als an Rabelais selber denken läßt; in seiner letzten Form ist es auf keinen Fall von Rabelais redigiert. Dieses 5. Buch ist ja auch im Geiste verschieden von den vorhergehenden, es ist eine, Rabelaiselemente geschickt benutzende, kalvinistisch gefärbte allegorische Satire, die Rabelais nicht geschrieben haben kann, — es sei denn, man nähme eine plötzliche Bekehrung zum Kalvinismus in letzter Stunde an, die die Kalvinisten selber wohl kaum unausgeschlachtet gelassen hätten, und die auch sonst nach dem unmittelbar vorangehenden 4. Buch ganz und gar unwahrscheinlich anmutet.

Was das Verständnis des Gesamtwerkes anbelangt, so können wir konstatieren, daß die rein äußerlichen Geschehnisse und auch die dargelegten Ideen wohl schon von den Zeitgenossen verstanden worden sind. Wenn aber das Werk im Großen und Ganzen richtig ausgelegt wurde, so war sich die Wissenschaft durchaus nicht einig über die eigentlichen Absichten des Autors. Frühere Forscher, wie namentlich Ermangart und Johanneau, die Herausgeber der schon genannten *Edition Variorum* von 1823-26, hatten in Rabelais' Werk einen Schlüsselroman gesehen, in dem die Gesellschaft des XVI. Jahrhunderts dargestellt und karikiert wurde, wobei Grandgousier z. B. Ludwig XII. darstellte, Gargantua Franz I., Picrochole Karl V., Pantagruel Heinrich II. Schneegans in seiner *Geschichte der burlesken Dichtung* sieht in Rabelais' Werk eine Parodie der damals so beliebten mittelalterlichen Ritterromane. Heulhard glaubt hingegen in Rabelais vor allem einen politischen Agenten der Du Bellay zu erkennen und in seinem Werk eine Bloßstellung der Theologen. Brunetière sucht in Rabelais' Werk hauptsächlich einen heidnischen Hymnus an die Natur und eine Bekämpfung alles Unnatürlichen. Morf sieht „das Mysterium des Buches darin, daß es, auf einem Gang durch die Gesellschaft des XVI. Jahrhunderts ein fortwährendes Genecke gegenüber den mächtigen Hütern des mittelalterlichen Lebensgrundsatzes von der Weltflucht und der Weltherrschaft der Hierarchie" darstellt. Wie stellte sich die neuere Forschung zu diesen verschiedenen Ansichten? Sie hat vor allem festgestellt, daß Rabelais' Ideengänge, bei näherer Untersuchung, sich durchaus nicht als so originell erweisen, wie man früher annahm. Die Idealerziehung seiner Riesen lag durchaus im humanistischen Geiste der Zeit, nicht weniger die Verspottung der mittelalterlichen Erziehungsmethoden und die Ablehnung des mittelalterlichen Geistes durch

Digitized by Google

die Gründung der Abtei von Thélème. Wenn die Hauptgedanken zum großen Teil Allgemeingut waren, woher hatte Rabelais ihre äußere Fassung? Seine Quellen hat Rabelais meistens selbst zitiert, so die *Grandes chroniques*, und wenn nicht Pulcis *Morgante*, so doch die makaronischen Gesänge Teofilo Folengos, vor allem aber die Unmenge antiker Schriftsteller, die er immer und immer wieder feierlich anführt, um die geringsten Tatsachen in seiner Erzählung wissenschaftlich zu belegen und durch den Kontrast die Lachlust des Lesers zu wecken. Wie er aber die Quellen benutzt hat, wieweit er von ihnen wirklich abhing und welch anderen, nicht angeführten Quellen er seine Gedankengänge und ihren Rahmen verdankte, darüber war man sich noch Ende des vorigen Jahrhunderts durchaus nicht im Klaren. — Da setzte nun die neue Forschung ihre Hebel an. Die Sichtung des ungeheuren Quellenmaterials ergab sehr interessante Resultate. Was den Rahmen des Romans selber, die Geschichte von Gargantua und Pantagruel anbetrifft, so gelang es Antoine Thomas, festzustellen, daß die Figur des Gargantua schon um 1470 bekannt war. Die von Sébillot nachgewiesene, ungemein große Verbreitung Gargantuas im Folklore gegenüber Pantagruel, der ebensosehr wie Panurge und Frère Jean der volkstümlichen Literatur fremd blieb, zeigte, daß Gargantua und die von ihm erzählten Taten der *Grandes chroniques* der Volkssage angehörten, während Pantagruel in seiner Form als Riese und Sohn Gargantuas eine Schöpfung Rabelais' sein mußte. Es ist Abel Lefrancs Verdienst, den Ursprung der Persönlichkeit Pantagruels erkannt zu haben, und zwar fand er Pantagruel als Name eines kleinen Teufels, der in den Mystères am Ende des 15. Jahrhunderts zum erstenmal auftritt und den Leuten während des Schlafes Salz in den Mund streut, um dadurch ihren Durst zu erregen. Diese Entdeckung Lefrancs erklärt die gleiche Eigenschaft, die Rabelais seinem Pantagruel beilegte, wie auch die große Rolle, die Rabelais dem Durst, dem Trinken zuteilte. Rabelais' genialer Einfall war, das kleine dursterregende Teufelchen mit dem Riesengeschlechte Gargantuas zu verbinden und so einen trefflichen grotesk-grandiosen Ausdruck zu finden für seine überströmende Lebenslust. Was die Begleiter Gargantuas und Pantagruels anbelangt, so hat nicht erst die neuere Forschung auf die Vorbilder bei Pulci und Folengo hingewiesen. Wie weit steht jedoch z. B. Panurge, der unter ihnen so hervorragt, von seinen Vorbildern Margutte (in Pulcis *Morgante*) und Cingar (in Folengos *Baldus)*! Wie sehr ist er durchtränkt von französischem Geiste, vom Geiste Villons und des Advokaten Pathelin. Gar der Panurge des dritten und der folgenden Bücher hat mit seinen italienischen Vorbildern sozusagen nichts mehr gemein. Auch Gargantua und Pantagruel haben ja etwas vom Morgante

Digitized by Google

Pulcis und vom Fracasso Folengos (ja Pantagruel auch vieles von Folengos Hauptheldeu Baldus). Sie sind aber von ihnen doch grundverschieden in ihrer Entwicklung, wie sie verschieden sind von den guten Riesen der *Grandes chroniques*, vor allem dadurch, daß sie nicht unbewußt gutmütige, dienende Geister darstellen, sondern, hauptsächlich Pantagruel, aufgeklärte und intelligente Herrscher, deren Güte bewußt sich entwickelt zum Ideal des Pantagruelismus. Den italienischen Riesen näher steht in vielem der tapfere Mönch Jean des Entommeures, der die Rolle des mutig dreinschlagenden Vasallen mit ihnen gemeinsam hat; und doch liegt gerade in der Mischung dieser Figur mit dem Typus des ungebildeten Mönches eine von Rabelais' originellsten Schöpfungen. — Auch der Geist von Rabelais' Werk ist ein anderer als derjenige Pulcis und Folengos. Ein Vergleich zwischen den dreien zeigt am besten, wie auch Plattard andeutet, daß Schneegans' Ansicht, Rabelais wolle vor allem eine Parodie der Ritterromane geben, kaum richtig sein dürfte, während eine solche Verspottung, vereint mit einem Rabelais ebenfalls fremden satirischen Hohn, den Grundton der beiden italienischen komischen Dichtungen bildet.

Andererseits treten bei Rabelais die Beziehungen zur Antike viel stärker in den Vordergrund. Rabelais war zwar noch stark im mittelalterlichen Geiste befangen. Seine scholastische Erziehung macht sich, so viel er auch über sie spottet, immer wieder, namentlich in der großen Disputationslust seiner Helden, bemerkbar. Auch die französische Literatur des Mittelalters von den Fabliaux bis zu Villon und den Farcen des 15. Jahrhunderts findet in seinem Roman einen starken Widerhall. Jean de Meung und nach ihm Jean Lemaire de Belges sind direkt als Vorläufer in der Verkündigung von Rabelais' Naturideal anzusehen. Rabelais' große bewußte Begeisterung galt aber nicht dem Mittelalter, sondern der Antike. Der Humanist Rabelais ist aus seinem Werke nicht hinwegzudenken. Wieviel Ironie auch in der stetigen Anführung von antiken Autoritäten steckt, das Komische für den Leser liegt vor allem im Kontrast zwischen diesen Autoritäten und den Nichtigkeiten, die sie stützen und beweisen sollen. Auf die zitierten Autoren fällt kein Schimmer seines Spottes, — dieser gilt ausschließlich der ewig kommentierenden Wissenschaft des Mittelalters, die auch im berühmten Katalog der Librairie de S. Victor verlacht wird. Das antike Wissen von allen überflüssigen und verdunkelnden allegorischen Auslegungen des Mittelalters zu befreien, war ja, wie wir kurz erwähnt haben, auch das Ideal des Mediziners und Naturwissenschaftlers Rabelais. Dieses Prinzip dehnte er durchaus auch auf die anderen Wissensgebiete aus. Das typisch mittelalterliche Hineinprojizieren versteckter Wahrheiten in die Texte, das

Digitized by Google

ewige Argumentieren um die nichtigsten Sachen, die pompöse Verbrämung eigenen Unwissens mit gelehrten Brocken sind immer wieder die Zielscheibe von Rabelais' Witz geworden, in seinen Beschreibungen der Pariser Universitätskurse, in der Rede des Maitre Janotus de Bragmardo, in der Begegnung mit dem limousinischen Studenten, im Disput Panurges mit dem gelehrten Thaumaste, — ja selbst in der Vorrede zum *Gargantua*, wo Rabelais den Leser zwar auf den tieferen Sinn, auf die *substantifique mœlle* seines Buches aufmerksam macht, ihn aber davor warnt, alle Einzelheiten allegorisch zu interpretieren wie dies im Mittelalter z. B. mit Ovid geschah. — Mit dieser hämischen Ablehnung des Mittelalters, dem er doch noch so stark angehört, geht, wie gesagt, ein unglaubliches Interesse für alles Antike Hand in Hand.

Es ist hauptsächlich Jean Plattards Verdienst, nachgewiesen zu haben, was Rabelais in der Antike interessierte. Wie fast alle Geister aus der ersten Phase der französischen Renaissance, so wurde auch Rabelais viel weniger von der Schönheit und der Form der antiken Welt angezogen, als von ihrer Ideenwelt, dann von ihrer Neuheit, von all dem Seltsamen, das sie ihm eröffnete. Daß ihn die Form nicht besonders anzog, sieht man z. B. daraus, daß ein großer Satiriker wie Aristophanes ihn verhältnismäßig wenig inspirierte; Gargantua empfiehlt zwar seinem Sohn die Lektüre Ciceros sehr, Rabelais scheint ihn dagegen wenig gelesen zu haben. Nicht viel mehr zitiert er Horaz, obwohl er ihn einen Pantagruelisten nennt, mehr schon Ovid, dessen seltsame Geschichten seine Neugierde erregen mußten; Virgil und die lateinischen Komödien- und Satirendichter erscheinen relativ selten in seinem Werk. — Sein Hauptautor ist Lukian, dessen Mischung von Skepsis und Sinn für Komik neben seinem Hang zum Phantastischen in der Satire, Rabelais besonders nahe liegen mußten. — Aus allen Schriftstellern waren es vor allem reale Kenntnisse über das Altertum, sein Leben, seine Zustände, die Rabelais fesselten; daher gehören Naturwissenschaftler wie Plinius, Historiker und Moralisten wie Plutarch, Geographen und Anekdotensammler wie Pausanias, Strabo und Athenäus zu seinen Lieblingsschriftstellern. Selbst die Philosophen wie Plato und Aristoteles, die er viel las, lieferten ihm weniger den Reichtum ihrer Ideen, die er schon vom Studium des Erasmus und anderer Humanisten her kannte, als vielmehr Beispiele und Sentenzen um diese Ideen zu belegen. Diese Vorliebe für die Sammlung von Belegen und Einzelheiten aus dem antiken Leben hat Rabelais mit anderen Humanisten gemein; oft sind seine langen Aufzählungen und Zitate direkt aus irgendwelchen *Antiquae Lectiones* oder *Exemplorum libri* eines anderen Sammlers kopiert, so von dem *Adages* des Erasmus,

Digitized by Google

von den Werken der Grammatiker und Gelehrten der Renaissance wie Coelius Rhodiginus, Ravisius Textor und Sabellicus allerdings vervollständigt durch neue Zitate aus Rabelais' eigener Lektüre. Denken wir an Rabelais' vielfältiges Interesse an allen Realwissenschaften, an seine Altertumsforschung in Rom und seine Absicht, eine Topographie des alten Rom zu erstellen, so erscheint uns diese mehr reale als ästhetische Einstellung zur Antike durchaus verständlich. Studium der Realität durch die Antike hindurch, war das nicht ein Hauptbestreben des französischen Humanismus? Bei Rabelais gesellt sich dazu ein emsiges Studium des Lebens selber. Kein französischer Schriftsteller seiner Zeit zeigt ein solches Interesse für die verschiedenen Berufe und Lebensarten der Menschen, kein Werk der französischen Renaissanceliteratur enthält eine solche Unmenge von Ausdrücken aus den verschiedenen Berufssprachen, von derjenigen des Arztes, des Architekten, des Advokaten bis zu derjenigen des Bauern und Matrosen, gar nicht zu reden von der lexikologischen Fülle, die die verschiedenen realen Wissenschaften liefern, die Botanik, die Zoologie u. s. f. Alles zieht ihn an, die lokalen Traditionen, wie die Patoisausdrücke, die Verschiedenheiten der Kleidung und vor allem der Kochkunst, die Volkslieder, die Volkschronik (Wortspiele, Rätsel, Schwänke usw.), der Volksaberglauben, ja die Spiele der Kinder, die bei der Schilderung der Lieblingsbeschäftigungen des kleinen Gargantua eine Zahl von 247 erreichen.

Dies alles macht Rabelais' Werk nicht nur zu einer wahren Fundgrube für die Kenntnis des sozialen Lebens im 16. Jahrhundert (und die neuere Forschung hat da in der Erklärung all dieser Elemente gewaltiges geleistet), sondern es zeigt auch, woher Rabelais' wirkliche Inspiration kam. Rabelais war ein großer Realist, und die Hauptquelle seines Werkes war das Leben selbst, nicht zuletzt das eigene Leben. Auf diesen Umstand, der seltsam zu kontrastieren scheint mit der auf den ersten Blick so phantastischen Geschichte von Gargantua und Pantagruel, hat wiederum die neuere Forschung als erste besonders hingewiesen. Während man früher Rabelais' Roman nur allegorisch oder satirisch mit seiner Zeit zu verknüpfen suchte, gelang es vor allem Lefranc und seinen Mitarbeitern nachzuweisen, wie der Roman selber weniger das Leben der Zeit symbolisiert als vom Leben ausgeht. Von diesem, meiner Ansicht nach, wichtigsten Ergebnis der neueren Rabelaisforschung mögen einige Beispiele Zeugnis ablegen: Wir erwähnten vorher den genialen Einfall Rabelais', den kleinen dursterregenden Teufel Pantagruel zum Riesensohne Gargantuas zu machen und damit den sowohl real als symbolisch aufzufassenden Durst mit

Digitized by Google

dem Bilde des Ungeheuerlichen und Grotesken zu verbinden, welche Elemente zusammen Rabelais' Wesensart ausdrücken. Wie wird dieser geniale Einfall aber erst lebendig, wenn es nun Lefranc durch seine Nachforschungen gelungen ist festzustellen, daß das Erscheinungsjahr des *Pantagruel*, 1532, ein Jahr außerordentlicher Dürre und Trockenheit war, in dem nach den Chroniken die ganze Natur nach Lebensfrische lechzte. Die Figur Pantagruels wirkt so trotz ihres Ewigkeitswertes unmittelbar dem Zeitlichen entstammend.

Panurges abenteuerliche Erzählungen über seine Gefangenschaft bei den Türken waren nicht weniger aktuell. Die Türkenkriege, die Frankreich lebhaft beschäftigten, verzeichnen gerade im Jahre 1532 wichtige Ereignisse: Auf die großen Erfolge der Türken und auf die verschiedenen Bittprozessionen im Winter 1532 war gegen Ende des Jahres ihre Niederlage durch Andrea Doria gefolgt. Auch Panurges spitzbübisches Verhalten gegenüber dem allgemeinen Ablaß fand in der Wirklichkeit seinen Ursprung; war es doch im gleichen Jahre '32, daß Papst Clemens VII. Frankreich ein außerordentliches Jubiläum mit Ablaß gewährte. Von Pantagruels Wanderung durch die Universitäten Frankreichs und vor allem von seinem Pariser Aufenthalt wird allgemein angenommen, daß sie eine Epoche aus Rabelais' eigenem Leben darstellen, und zwar die Jahre 1528-30; die genauen Kenntnisse des Quartier Latin, die der Autor des Pantagruel beweist, verleihen dieser Hypothese alle Wahrscheinlichkeit, um so mehr als Pantagruel in Paris im Hotel S. Denis Quartier bezieht, wo alle studierenden Benediktinermönche (und mit ihnen Rabelais) abstiegen. — Pantagruels Reise nach dem Phantasieland Utopien (der Name stammt von Thomas Morus), das Rabelais nach Ostasien verlegt, folgt dem so aktuellen Seeweg der Portugiesen, den auch der damalige französische Dichter und Seefahrer Jacques Parmentier einschlug, als er seine Hinterindienfahrt antrat.

Die speziell autobiographischen Erinnerungen werden noch viel lebendiger im Gargantua; spielt doch die Handlung nicht mehr in einem Fabelland Utopien, sondern ausschließlich in Frankreich, und zwar in der engeren Heimat Rabelais', bei Chinon, und in Paris. Grandgousiers Wohnstätte ist die Devinière, das einfache Landhaus, in dem Rabelais wahrscheinlich geboren wurde. Dort lebt der Vater Gargantuas das patriarchalische Leben eines Landedelmannes. Man geht wohl nicht fehl, wenn man in ihm eine Erinnerung an den Vater Rabelais' sieht. Stellen, wie die berühmte Beschreibung der idyllischen Familienabende in der Devinière stammen direkt aus dem Leben. „*Le vieux bonhomme Grandgousier*", sagt der Autor, „*qui après souper se chauffe les couilles à un beau, clair et grand feu,*

Digitized by Google

et attendent graîsler des chastaignes, escript avec un baston brûlé d'un bout, dont on escharbotte le feu, faisant à sa femme et à sa famille de beaux contes du temps jadis." Unser Eindruck wird verstärkt, indem sich der aus einem lächerlichen Dorfstreit entstandene Krieg Grandgousiers gegen Picrochole als eine durchaus in der Wirklichkeit fußende Begebenheit entpuppt. Die gesamten strategischen Bewegungen dieses Krieges sind nur bei einer ganz genauen Kenntnis der lokalen Örtlichkeiten um Chinon erklärlich. Picrochole selber scheint vor allem eine Karikatur des Chefs der berühmten Familie von Sainte-Marthe, Herren von Lerné, einem Dorf in der Nähe der Devinière zu sein. In der Tat lebte Gaucher v. St. Marthe bis wenigstens 1527 mit dem Vater Rabelais' in gutem Einvernehmen, als dieses dann durch den Umstand gestört wurde, daß Rabelais' Vater als Anwalt der vereinigten Anwohner der Loire auftrat, die ihre Schiffahrt durch Gaucher v. St. Marthes neue Fischwehren gestört sahen. Es ist wohl kein Zufall, daß diese Anwohner der Loire den gleichen Dörfern angehören wie Grandgousiers Hilfstruppen gegen Picrochole. Lefranc geht soweit, die Dorfszene, in der die Kuchenverkäufer von Lerné durch die Hirten Grandgousiers in die Flucht geschlagen werden, als der Wirklichkeit entsproßen zu betrachten. Auf jeden Fall scheint aber die *guerre picrocholine* auf einer realen Begebenheit zu fußen; letzter Zeuge dafür ist Charles v. St. Marthes lebhafte Billigung der heftigen Angriffe des Theologen Gabriel v. Puy-Herbault gegen Rabelais im Jahre 1549, des gleichen Charles v. St. Marthe, der sonst gar nicht den Typus des fanatischen Katholiken wie Puy-Herbault darstellt, den aber eine Herabwürdigung dessen freute, der seine Familie solcher Lächerlichkeit preisgegeben hatte. — Daß Frère Jean des Entommeures einen Mönch aus der in der Nähe der Devinière gelegenen Abtei Seuilly zum Vorbild hatte, scheint mir auch die neue Forschung nicht restlos bewiesen zu haben.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß die Abtei von Thélème ganz offensichtlich den damals eben erbauten Schlössern von Chambord, St. Maure les Fossés und Bonnivet, vielleicht auch Chantilly nachgebildet ist. Das Lebensideal von Thélème hingegen ist eine Umkehrung der Klosterregeln, denen der junge Rabelais jahrelang selber unterworfen war, und deren Naturwidrigkeit zu verspotten er nicht müde wurde. — Auch das dritte Buch ist voll von Erinnerungen aus dem Leben, namentlich aus Rabelais' Aufenthalt im Poitou. Im Vordergrund der Handlung steht ja die Frauenfrage in Form des Problems: Soll sich Panurge verheiraten oder nicht? Die gleiche Frauenfrage, die den Kreis Tiraqueaus so beschäftigte, in dem der junge Franziskanermönch Rabelais so viel verkehrte. Aber auch die Humanisten und namentlich die Juristen in Poitiers und um Geoffroi

Digitized by Google

d'Estissac haben starke Spuren hinterlassen, wie in der langen Episode des Richters Bridoye, der seine Prozesse mit dem Würfel entscheidet, dann in der darin verwobenen amüsanten Geschichte des Perrin Dendin, dem populären Rechtsvermittler des Poitou, der so gut wußte, daß man die Streitfälle nur recht reifen lassen muß, um sie ohne Schwierigkeiten zu schlichten.

Das vierte Buch bringt weniger persönliche Erinnerungen, aber es rollt ein Problem auf, das die Zeitgenossen ungemein interessierte. Man hat nicht nachweisen können, daß Rabelais den französischen Seefahrer Jacques Cartier, den Entdecker Kanadas, wirklich gekannt habe. Auch Lefrancs Identifizierung des Führers von Pantagruels Seefahrt, Jamet Brayer, mit Jacques Cartier und diejenige des Piloten Xenomanes mit dem zweiten berühmten Seefahrer Frankreichs, Alfonse le Saintongeois, scheint mir wohl nicht absolut gesichert zu sein. Daran ist aber nicht zu zweifeln, daß Pantagruels Fahrt zur Dive Bouteille, wie Lefranc nachgewiesen hat, die damals so aktuelle Suche der nordwestlichen Durchfahrt (im Norden von Kanada) nach Ostasien darstellt. Allerdings decken sich nach Chinards Forschungen die wundersamen Entdeckungen der Pantagruelschen Seefahrer nur in ganz wenigen Elementen mit dem 1545 erschienenen trockenen Reisebericht Cartiers. Elemente aus reicheren, mit mehr Wundern angefüllten spanischen Reisebüchern aus südlicheren Zonen kommen dazu, dann vor allem eine große Menge fabelhafter, zum Teil Plutarch entnommener Seltsamkeiten. — Immerhin ist zu erwähnen, daß sich, entgegen der früheren Ansicht, Rabelais' nautische Kenntnisse als sehr genau erwiesen haben, und daß auch die Tötung des ungeheuren Physetère höchst wahrscheinlich von den Erzählungen der französischen Walfischfänger inspiriert ist, die damals bei Neufundland ihrem Gewerbe oblagen. — Wir sehen ab von all den satirischen Anspielungen auf die Zeitverhältnisse, auf die ultramontanen Extremisten und auf die Protestanten, sie waren schon früher sattsam bekannt. Wir hatten auch schon oben Gelegenheit, festzustellen, daß Rabelais durchaus nicht immer als Opponent und Gegner der bestehenden öffentlichen Gewalten auftrat und oft dem König durchaus genehme Politik treibt, indem er die staatsgefährlichen Ideen der beiden extremen Parteien bekämpft.

Weniger hat man früher die Unmenge von Anspielungen und Erinnerungen an Gesehenes und Gehörtes beachtet, die in Rabelais' Werk fortwährend erscheinen, in Vergleichen, in kleinen Schwänken und anderswo. Sie wurden von der neuern Forschung vielleicht in etwas übertriebener Weise ausgebeutet, um Rabelais' Reisen und Aufenthalte in dieser und jener Gegend nachzuweisen, — wie wenn er nicht auch hie und da eine ihm auffallende Besonderheit nacherzählen könnte. Immerhin ist es

Digitized by Google

der Einzelforschung gelungen, in vielen Fällen mit großer Wahrscheinlichkeit zu zeigen, daß die betreffende Stelle auf persönliche Beobachtung zurückgehen muß und, was mir wichtiger scheint, daß Rabelais' Empfänglichkeit für alles, was er sah und hörte, ungemein stark war, so daß die auf persönliches Erlebnis gegründeten Einzelheiten der Erzählung gerade den größten Reiz verleihen, damit die These von der realistischen Kunst Rabelais' unterstützend.

Was hat die neueste Forschung zur Erkenntnis von Rabelais' Kunst beigetragen? Bei einer Durchsicht ihrer Ergebnisse muß uns unbedingt auffallen, welch kleinen Teil die eigentlich ästhetischen Studien im Vergleich zur historischen Forschung einnehmen. Andererseits haben wir schon darauf hingewiesen, wie im 19. Jahrhundert das Gefühl für den Charakter von Rabelais' Darstellungskunst oft durchaus richtig war. Literarhistoriker wie Brunetière und Faguet, Morf, Stapfer haben denn auch über Rabelais' Stil Treffendes gesagt, das noch heute durchaus seinen Wert besitzt. Aber sie alle urteilen doch eher von allgemeinen Eindrücken aus; die Erforschung der Elemente und Quellen von Rabelais' Sprachkunst war bei ihnen, wie Brunetière selber sagt, noch frommer Wunsch geblieben. Hier hat nun allerdings die Gruppe der *Revue des études rabelaisiennes* Großes geleistet, vor allem durch die Arbeiten von Thuasne, Plattard und Sainéan, dessen schon genanntes zweibändiges Werk *La langue de Rabelais* auf die meisten von Brunetière seinerzeit gestellten Fragen erschöpfende Antwort gibt. Diese Studien versuchen bis in die kleinste Einzelheit nachzuweisen, was in Rabelais' Sprachkunst eigenes, neues steckt und was er von seinen Vorgängern übernommen hat. Die Resultate dieser ausgedehnten Forschung sind geeignet, den Schwerpunkt der Rabelaisforschung vollständig zu verlegen. Die neuere Forschung hat, wie wir sahen, festgestellt, daß Rabelais' Gedankengänge im Grunde weniger originell sind, als sie auf den ersten Blick erscheinen; ebensowenig wie er wissenschaftlich über seine Zeit hinauswächst, tut er es philosophisch, indem sein gesunder Naturalismus durchaus einer Zeitströmung entspricht, deren Vorläufer wir schon in Jean de Meung und Jean Le Maire de Belges erkannt haben. Die genaue Erforschung der Elemente seiner Ausdruckskunst ergeben aber ein ganz anderes Bild; hier zeigt Rabelais eine außerordentliche Originalität. Seine Gabe, die Handlung unmittelbar aus der dem Leser nahestehenden Wirklichkeit hervorwachsen zu lassen und dem Rahmen seines Romans doch einen so neuartigen, phantastischen Zug zu geben, ist begleitet von einer ganz besonderen Meisterschaft, aus dem noch so ungelenken Mittelfranzösischen durch die Schaffung eines wirklich gesprochenen Stils in erster Linie, dann aber

Digitized by Google

auch durch Hineingießen aller möglichen Elemente (Hellenismen, Archaismen, Volksausdrücke, Patoiswörter, eigene Sprachschöpfung) ein erstaunlich lebendiges und reiches Werkzeug des künstlerischen Ausdrucks zu gestalten. Dann ein Geschick, durch treffende Bilder und plastische Vergleiche, durch überraschende Zusammenstellung heterogenster Elemente das lebendig Sprühende dieses Stils zu erhöhen. Die Plastik, die Rabelais' Realismus seinem Stil verleiht, tut sich sprachlich darin kund, daß alles bei ihm sofort konkrete, reale, faßliche Form annimmt, daß seine Vergleiche z. B. nie abstrakt wirken, sondern materiell, lebendig, da sie immer an einen realen Gegenstand erinnern, der genau genannt, individualisiert und lokalisiert wird.

Der große Wert von Rabelais' Lebenswerk liegt also nicht in dem was er ausdrückt, sondern darin, wie er es ausdrückt. Die Elemente zur Erklärung von Rabelais' Ausdruckskunst sind nun beisammen, die Abgrenzung des Originellen vom Nachgeahmten ist gemacht. Es fehlt noch die synthetische Zusammenfassung. Die betreffenden Abhandlungen Plattards, Lansons und Villeys bilden sehr schöne Ansätze dazu, sie sind aber nicht abschließend.

Villeys Formel z. B., die das Wesen von Rabelais' eigentlicher Ausdruckskunst erklären will: „*La surprise, voilà peut-être en dernière analyse, le ressort profond de l'art de conter chez Rabelais*", mutet einen gar zu einfach an, trotzdem sie von Plattard gebilligt wird. Wie wenn die Technik der überraschenden Zusammenstellung grundverschiedener Elemente, die Villey z. B. dazu rechnet, nicht auch der Ausdruckskunst so viel anderer Komiker dienen würde. Auf andere Fälle angewandt, klingt die gleiche Formel wiederum dialektisch verdreht und zeigt deutlich, wie Rabelais' Kunst nicht so leicht auf einen einzigen Nenner zu bringen ist.

Über Rabelais' Kunst und damit auch über seine Persönlichkeit ist das letzte Wort noch nicht gesprochen. Es dürfte wohl kein Zufall sein, wenn die heutige Forschung sich über die Annahme oder Ablehnung von Rabelais' Autorschaft am 5. Buch vom stilistischen Standpunkt aus noch gar nicht geeinigt hat. Es ist wohl auch kein Zufall, wenn der Führer der ganzen Rabelaisforschung, Abel Lefranc, immer noch krampfhaft nach einem versteckten Sinn des Werkes Rabelais' sucht und die *substantifique moelle* in einem Bekenntnis zum Freidenkertum, ja zum Atheismus gefunden zu haben glaubt, — während andere Rabelaisforscher, z. T. seine Schüler, ihn auf die Widersprüche aufmerksam machen, die seine These hervorruft, ganz abgesehen davon, daß Rabelais als erster diejenigen verspottete, die eine zu subtile Auslegung seiner Schriften anstrebten. Man ist sich also noch nicht einig, wo Rabelais' Kunst seinen Ideen einen versteckt ernsten oder rein komischen, einen satirischen oder

Digitized by Google

gutmütig mitleidigen Ton verleiht. — Andere Probleme tauchen noch auf, die von Rabelais' Kunst ausgehen und zur Wertung seiner Persönlichkeit zurückführen, so z. B. die Erklärung des Umstandes, daß Rabelais' Grundton, seine Mischung von Ernstem und Komischen, von rein Geistigem und derb Materiellem namentlich in seiner Zeit besonders stark auftritt, und zwar bei von ihm grundverschiedenen Temperamenten wie Clément Marot, der Königin Marguerite v. Navarra, Bonaventure Desperiers nicht minder als in weiten Kreisen der italienischen Renaissance, während im Mittelalter realistische und idealistische Dichtung sich viel stärker trennen, ja einander feindlich gegenüberstehen, und eine Mischung von hoher Geistigkeit und derbstem Materialismus rätselhaft erscheint. Finden wir nicht ähnliches schon seit den ersten Regungen der Renaissance, namentlich aber bei den italienischen Humanisten? Handelt es sich nicht eigentlich um ein typisches Renaissanceproblem, das bei Dante und Boccaccio und ihren Zeitgenossen zuerst auftritt (in Frankreich vor allem bei Jean de Meung) und dessen letzte schwache Spuren bei Ronsard zu finden sind? Ein Renaissancephänomen, das man immer wieder festgestellt, nie aber wirklich erschöpfend erklärt hat. Bei keinem Schriftsteller fällt diese Erscheinung so auf wie bei Rabelais, in all ihrer Komplexität, weil bei ihm alle Elemente, sinnliche und geistige, zusammenfließen zu einem Werk aus einem Guß. Bei ihm, wie bei wenigen, erscheint das Sinnliche hemmungslos neben dem Geistigen, mit ihm vereint; und doch zeigen sich auch bei Rabelais ganz deutlich Anzeichen einer Trennung der beiden Elemente, nicht zuletzt in den beiden Stilen Rabelais', im ungezwungenen Stil der gesprochenen Rede, der in seinem Werke dominiert, und im aufgebauschten, rhetorischen Stil, der bei einigen wenigen Gelegenheiten auftaucht, wenn Rabelais sich der Wichtigkeit und des Ernstes des Mitzuteilenden bewußt ist, so z. B. im Briefe Gargantuas an Pantagruel. Rabelais' Kunst und Persönlichkeit sind untrennbar verbunden mit dem Problem der Renaissance; man hat das nie verkannt. Man hat aber nie recht versucht, das Auffallende an Rabelais' Kunst, das rätselhafte und hemmungslose Durcheinander höchster und niedrigster Werte im Verein mit dem Renaissanceproblem zu erklären. Und doch liegt dieser rätselhaften Synthese von Geist und Materie eine typische Renaissancetendenz zugrunde, in der Kunst wie im Leben, während die späteren Jahrhunderte, vor allem durch den Einfluß der Reformation und Gegenreformation, von neuem auf eine Trennung hinwirken und damit das Mittelalter wieder aufnehmen. Villeys meisterhafte und ganz neuartige Darstellung der Entwicklung von Rabelais' Werk vom Pantagruel des Jahres 1532 bis zur vollständigen Ausgabe des vierten Buches 20 Jahre

Digitized by Google

später, zeigt deutlich, wie die einzelnen Elemente in Rabelais' Werk zu verschiedenen Zeiten verschieden dosiert werden. Diese feine Kompositionsstudie, diese Unterscheidung der Hauptphasen in Rabelais' geistiger und künstlerischer Entwicklung zeigt, wie vieles noch bei Rabelais unerforscht ist, und ganz speziell in der Erklärung dessen, was uns heute besonders befremdet, weil wir, ohne uns ganz gründlich mit Rabelais' Zeit zu beschäftigen, große Schwierigkeiten haben, in sein Lebensideal einzudringen, das unserer modernen, vielfach so unhumanistischen Lebensweise oft diametral gegenübersteht.

Zürich. RETO R. BEZZOLA.

Digitized by Google

Zwei Gedichte von B. des Periers und ihre Quellen.

Es hilft nichts: wenn wir die Dichter der Frührenaissance kennen lernen wollen, müssen wir die Werke, aus denen sie schöpften, in den von ihnen benutzten Ausgaben zur Hand nehmen, weil uns sonst manches entgeht, das die modernen Ausgaben nicht mehr bieten. Als ich meine Abhandlung über *Bonaventure des Periers als Dichter und Erzähler* schrieb, (Wiener Sitzungsberichte, ph.-h. Kl. 200, 3) fühlte ich wohl, daß ein Gedicht wie *L'homme de bien* zu den antiken Inspirationen wie *Des roses* oder *Des quatre vertus cardinales* gehörte (l. c. p. 47); aber ich wußte nicht, wo ich suchen sollte. Ein Zufall hilft mir auf die Spur, an der ich früher achtlos vorbeigegangen bin. Es handelt sich nämlich um die unter Vergils Namen gehenden Epigramme. Sie finden sich bequem in den *Opera Vergiliana docte et familiariter exposita a Jodoco Badio Ascensio* t. I fol. CXCI v⁰ sqq. in der Pariser Ausgabe von 1512.

Das erste Gedicht, *L'homme de bien*, à Ant. Dumoulin, Masconnois (*Oeuvres* ed. L. Lacour I, 81) entspricht dem *Opusculum de Viro bono:*

Vir bonus et sapiens (qualem vix repperit ullum
Milibus e cunctis hominum consultus Apollo) ...
L'homme de bien (de quelle graine aymée
La terre fut jadis si cleir semée,
Qu'à peine un seul Apollo en trouva,
D'un million, que tous il esprouva), ...

Das andere Gedicht, *Du jeu*, à Georges Renard, Lyonnois (ed. L. Lacour I, 96) hat sein Vorbild im Epigramm *De ludo contra avaritiam et iram:*

Sperne lucrum: vexat mentes vesana libido.
Fraude carete graves: ignari credite doctris...
Telle est du jeu l'ordonnance et police:
Quand vous jouez, ne soit par avarice,
Qui aux espritz n'acquiert que fascherie.
Hommes discretz, jouez sans tromperie;
Vous, apprentiz, les maistres devez croire.

Einen Capitaine Georges Renard, Lyonnois, erwähnt auch Ch. Fontaine in seiner *Fontaine d'amour*, Lyon 1545. Zum Schluß sei noch bemerkt, daß auch das von Des Periers nachgeahmte Gedicht *Rosae* unter den Vergilschen Kleingedichten steht: was vielleicht einen einschränkenden Rückschluß auf den Umfang seiner Autorenlektüre zuläßt.

Leipzig. Ph. Aug. Becker.

Digitized by Google

St. Martial-Studien.

Ein Beitrag zur frühromanischen Metrik.

Dem Andenken Friedrich Ludwigs, des Großen, Unvergeßlichen.

Wie kommt es, daß die zahlreichen, gerade in jüngerer Zeit angestellten Versuche, das Problem vom „Ursprunge des Minnegesangs" zu lösen, den Kenner der frühromanischen Lyrik zwar interessieren, aber in keinem Falle restlos befriedigen? Einerseits wohl daher, daß die Bearbeiter der Frage, teils Außenseiter, über die nötigste Vorbedingung, eine gründliche Kenntnis des Minnegesangs und der (allerdings noch zu schreibenden) Geschichte und Schichtung seiner Ideen- und Gefühlskomplexe, nicht verfügten. Erscheinungen z. B., die erst in einer späteren Periode der Troubadourlyrik zu belegen sind, haben mit der Ursprungsfrage nichts zu tun. Auch diejenigen Arbeiten, welche die Frage: warum sangen die Troubadours gerade so, wie sie es taten? zu beantworten suchen, haben zwar über Sondererscheinungen auf Grund kultur- und geistesgeschichtlicher Betrachtung teils neue, teils im Grunde genommen selbstverständliche Aufschlüsse gebracht, besitzen aber eher beleuchtenden als erleuchtenden Wert. Sie bringen Lösungen für die Teile des Komplexes, auf die der Scheinwerfer eingestellt ist und die er erreichen kann, legen aber die andern Teile in desto tieferen Schatten. Und selbst, wenn es gelingen sollte, in alle Winkel Klarheit zu bringen, bleibt das alte, große Rätsel: die Spontaneität des Auftretens einer Generation berufsmäßiger Minnesänger, mit fertiger, hochentwickelter Begriffs- und Gefühlswelt, einer Generation, deren Werke uns zwar verschollen, aber aus den Liedern Guillems IX. deutlich erschließbar sind, ja von diesem anscheinend schon parodiert werden? Und zweitens: Wie gelangten diese frühesten Minnesänger in den Besitz ihrer ebenfalls hochentwickelten metrischen und musikalischen Ausbildung? Wenn irgendwo, so sind wir hier genötigt und berechtigt, nach zeitlich und örtlich benachbarten Gebieten Umschau zu halten, aus denen die ersten Troubadours Vorbilder und Anregungen finden konnten und gefunden haben.

Was liegt näher, als hier eine Brücke zu suchen zu einer musikalischen Welt, deren Töne täglich, ja stündlich vor den

Digitized by Google

Ohren des mittelalterlichen Menschen erklangen, zur kirchlichen Musik? Neu ist dieser Versuch nicht. Schon 1841 wies Ferdinand Wolf für ein Teilgebiet, den lyrischen Lai, direkte Abhängigkeit von einer kirchenmusikalischen Form, der Sequenz nach [1]). Mit Klarheit und Entschiedenheit dehnte 1910 J.-B. Beck diese Abhängigkeit auf weite Gebiete aus [2]); er weist auf die Herkunft der ältesten französischen und provenzalischen Dichtungen aus der kirchlichen Poesie hin und spricht von einer „Inspiration religieuse" bei Marcabru, Jaufré Rudel, Peire d'Alvergne und andern Troubadours. Den religiösen Stil der ältesten Troubadours erwähnt auch A. Gastoué in seinem „Cantique populaire en France" (1925), einem Buch, das außergewöhnlich reich ist an originellen Ideen und Anregungen, aber noch reicher an schlimmen Irrtümern und Irrlehren. Sehr wertvoll, sowohl ihrer vorsichtigen und doch eindringenden Methode als wegen des reichen bibliographischen Materials, sind die Ausführungen, die Mn. Higini Anglès in seinen „Melodies del Trobador Guiraut Riquier" (in Estudis Universitaris Catalans XI) der Frage widmet. Auf eine kürzlich von Fr. Gennrich geschriebene Abhandlung „Zur Ursprungsfrage des Minnesangs" (in Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte VII, 1929, S. 187) werden wir später zu sprechen kommen.

Allen diesen Arbeiten (mit Ausnahme von Wolfs Sequenzen) ist gemeinsam, daß ihre Verfasser, fußend auf einer mehr oder weniger genauen Kenntnis der romanischen Formen und Melodien, auf die lateinischen Lieder, aus denen die ältesten Troubadours ihre Anregungen empfingen, nicht näher eingehen. Gerade in der ausführlichsten der zitierten Arbeiten, der Gennrich'schen, hören wir zwar von Hymnen und Sequenzen, wir erfahren aber nicht, welche Formen des Hymnus und welche Periode der Sequenz gemeint ist. Beck (l. c. Kap. I) spricht auch von Tropen und Alleluia-Melodien, macht aber weder über ihr Alter noch ihre Art nähere Angaben.

Die nachfolgenden Ausführungen versuchen, ein nach Alter, Art und Entstehungsort genau umgrenztes Gebiet der religiösen Liedkunst des Mittelalters, das die allergrößte Anwartschaft darauf hat, das Entstehen der Strophenformen und Melodien der frühesten Minnesänger angeregt und beeinflußt zu haben, der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Sie bilden einen Teil des Arbeitsprogramms, das ich in dieser Zeitschrift LI (1928) S. 109 ff. aufgestellt habe.

---

[1]) F. Wolf, Lais, Sequenzen und Leiche, 1841.

[2]) J. B. Beck, La Musique des Troubadours, 1910.

Digitized by Google

I.

Die Zeit um 1100 bildet für die Geschichte der lateinischen Strophenformen des Mittelalters einen Wendepunkt erster Ordnung. — Um das neu Hinzukommende richtig zu verstehen, wollen wir zunächst einen Blick auf das werfen, was vorher war. Die schon früh in der katholischen Kirche einsetzende feste Regelung der Gebete und Gesänge in den beiden Teilen der Liturgie, der Messe und den Stundenandachten (Offizien), ließ an sich wenig Raum für neuschaffende dichterische und kompositorische Betätigung. Doch die vorhandenen Kräfte fanden Gelegenheit, sich auf dem Gebiete der Tropik auszuwirken. Die Tropen waren musikalische Einschiebsel in einzelne Teile der Liturgie; sie waren textlich aufs engste mit ihr verwoben, bildeten aber keinen Teil von ihr. Letzteres hatte den Vorteil, daß sie beliebig benutzt (wahrscheinlich suchte sie jedesmal der „Cantor" aus), verändert und vermehrt werden konnten. Am bekanntesten sind die Tropen zur „Sequentia" (d. h. Neumenschwanz) am letzten Alleluia des Graduale, meist der Kürze halber einfach Sequenzen genannt. Über das Wesen und die Geschichte der Tropen unterrichtet man sich am besten in dem klassischen Werke von L. Gautier: Histoire de la Poésie lit. au Moyen-Age, I. Les Tropes; reiches Material bringen die Bände 47 und 49 der Analecta hymnica, bzw. zur Sequenz die Bde. 7, 8, 53, 54, 55. Hinsichtlich der formalen Entwicklung der Tropen, die uns hier in erster Linie interessiert, läßt sich nun feststellen, daß hier bis ca. 1100 die musikalische Entwicklung die metrische weit überholt hatte. Die Texte bestehen aus Abschnitten hochpoetischer, stilistisch mit den Psalmen verwandter Prosa oder aus Hexametern oder Distichen. Aber die Musik der Tropen brachte Gliederungen, die bisher in der kirchlichen Musik nicht vertreten waren: Neben den vielfach repetierenden ($\alpha\,\alpha\,\alpha\,..$; Litaneien, Urform der Antiphonen) und fortschreitenden Bau ($\alpha\,\beta\,\gamma\,\delta$; Hymnenstrophe) tritt das Fortschreiten mit Gliederrepetition ($\alpha\,\alpha\,\beta\,\beta\,\gamma\,\gamma\,...$), angewandt in solchen Tropen, die ein liturgisches Stück abschlossen: Hosanna-, Alleluia- und Tuum regnum-Tropen; durch die Alleluia-Tropen wurde das Prinzip so verbreitet, daß man es nur noch als Sequenzenprinzip bezeichnet. Andere neue, ebenso interessante, wenn auch nicht gleich verbreitete Bautypen zeigen die Kyrie-Tropen: z. B. den Bau $\alpha\,\alpha\,\alpha$, $\beta\,\beta\,\beta$, $\gamma\,\gamma\,\gamma$, oder $\alpha\,\beta\,\alpha$, $\gamma\,\delta\,\gamma$, $\varepsilon\,\zeta\,\varepsilon\,\varepsilon$ (so Anal. 47. Nr. 23.). Nun wurden durch diese musikalischen Bauarten an die Kunst der Textdichter trotz der erwähnten Primitivität der Metren in Wirklichkeit neue große Ansprüche gestellt: sie hatten dafür zu sorgen, daß mit den musikalischen Entsprechungen die textlichen genau in Einklang standen, sei es nur durch gleiche Silbenzahl, sei es auch durch gleiche Rhythmik.

Digitized by Google

Leider ist der Band der Analecta hymnica, welcher die Tropi antiphonales, die Tropen, die im Officium auftreten, enthalten soll, noch nicht erschienen. So ist es unmöglich, die Geschichte derjenigen Tropengattung, die uns hier am meisten angeht, auch nur zu skizzieren. Jedenfalls steht fest, daß gegen 1100 in Südfrankreich der Benedicamus-Tropus in völlig neuartigen hochentwickelten strophischen Gebilden auftritt, die in ihrem textlichen Bau weit über alles hinausgehen, was bisher bestanden hatte. Sie bestehen in der Regel aus zwei Teilen, von denen der erste mit „Benedicamus Domino", der zweite mit „Deo gratias" endet. Vielleicht war das Bedürfnis, zu der kunstvoll, sei es frei, sei es im „Sequenzenprinzip" gebauten Benedicamus-Strophe eine genau ebenso gebaute Deo gratias-Strophe hinzuzudichten, ein Hauptanstoß zur Strophenbildung auf diesem Gebiete. Metrisch scharf von den wahrscheinlich auf diese Art zu erklärenden langstrophigen Gebilden ist eine zweite Art der Benedicamus-Strophen: es sind Lieder einfachen Baus, meist mit kurzen Strophen und Refrains. Daß diese Refrains öfters vom Volke mitgesungen wurden, ergibt sich aus ihrer einfachen Form und teils sogar aus Textstellen. Genaueres läßt sich über den musikalischen Vortrag der auch für die Musikgeschichte eine neue Epoche einleitenden Benedicamus-Tropen erst sagen, wenn die Melodien veröffentlicht sind. Ganz eng mit den Ben.-Tropen metrisch und musikalisch verwandt, in denselben Quellen überliefert und doch aus anderem Gebiete stammend sind die Stücke, die in den Überschriften als „Versus" bezeichnet werden. Eingehende Mitteilungen über die frühe Geschichte dieser besonders in St. Gallen gepflegten Gattung, ja ein alphabetisches Verzeichnis der Versus der alten Periode findet man in dem oben zitierten Werke von Gautier. Dieselben waren von jeher strophisch gebaut und hatten (ob immer?) die Bestimmung, bei Umzügen, in- und außerhalb der Kirche, gesungen zu werden. Vom Hymnus unterschieden sie sich 1. durch ihre Verwendung, 2. das Fehlen der Doxologie und 3. das Vorkommen von Refrains. Nebenbei bemerkt ist die Gattung bedeutend älter als Gautier annimmt, der sie im 10. Jh. in St. Gallen entstehen läßt. Ein sehr alter Versus ist das Refrainlied in Distichen „Salve festa dies...", gedichtet im 6. Jh. von Venantius Fortunatus; den Text s. bei Dreves, Ein Jahrtausend lateinischer Hymnendichtung I, 39. Wahrscheinlich haben die Benedicamus-Tropen von den Versus, mit denen sie in den Quellen zusammenstehen, ja gelegentlich verwechselt werden, den Gebrauch von Refrains übernommen. — Wir werden später sehen, daß es trotz der „Versus"-Überschriften unserer ältesten Quelle vorzuziehen ist, alle diese Stücke als Conductus zu bezeichnen. Hier kann auf die Frage noch nicht eingegangen werden, da es zu tief

Digitized by Google

in die (zunächst geschlossen darzulegenden) Einzelheiten verstricken würde.

II.

Im 12. Jahrhundert zählt der Liturgiker J. Beleth in seinem Rationale divinorum Officiorum als für den Kleriker nötige musikalische Handbücher auf: 1. das Graduarium (Liturgie der Messe), 2. das Antiphonarium (Gesänge der Offizien), 3. das Trophonarium. Letzteres, meist Prosarius genannt, enthält die freien Kompositionen, die uns hier beschäftigen: die Tropen und Sequenzen; wegen ihrer verwandten Art fanden in solche Sammlungen auch die Conductus Zutritt. Wer sich über die Zusammensetzung eines solchen Prosarius und überhaupt über den Stand der Tropen- und Sequenzenliteratur Südfrankreichs im ersten Drittel des 11. Jhs. unterrichten will, findet dazu eine gute Gelegenheit in dem von U. Chevalier als Bd. IX seiner Bibliothèque liturgique veröffentlichten „Tropaire-Prosaire de l'Abbaye St.-Martin de Montauriol" (heute Montauban).

Schon des öfteren wurde, im Zusammenhang mit den Beziehungen der ältesten Troubadourlyrik zum Limousin, auf die überragende Bedeutung hingewiesen, die das Benediktinerkloster St. Martial in Limoges für die kirchliche Dichtung und Musik nicht nur von Frankreich, sondern von ganz Europa im 10. und 11. Jh., ja vielleicht schon im 9., besessen hat. Wenn man die Tropen- und Sequenzenbände der Analecta durchblättert, ist man erstaunt über die Menge und Bedeutung der in Martial-Codices am reichsten und frühesten überlieferten Stücke. Ob freilich von allen in Martialquellen frühestens überlieferten Werken im Prinzip anzunehmen ist, daß sie dort nicht nur niedergeschrieben, sondern auch entstanden sind, ist vielleicht noch zu untersuchen; es ist für das meiste wahrscheinlich und für den Rest schwer zu widerlegen. Auf sprachliche (lautliche und grammatische) Sonderzüge der alten Martialsequenzen hat Dreves in der Einleitung zu Bd. VII der Analecta hingewiesen, — ohne daß, soviel ich weiß, diese wertvolle und alte Fundgrube bisher von der Romanistik bearbeitet wäre.

Es gibt mehrere Chroniken von St. Martial; einige der wichtigsten sind 1874 von Duplès-Agier (Chroniques de St. Martial de Limoges) herausgegeben worden. Von der fruchtbaren musikalischen und poetischen Tätigkeit der Mönche erfahren wir dort nicht viel. Einige Daten, die zugleich eine Skizze der Geschichte des Klosters geben, seien hier angeführt.

Anno 848: Gründung des Klosters durch Umwandlung des bestehenden Kanonikats in ein reguliertes Kloster.

1025: Tod des Rotgerius; tritt als Compilator, vielleicht auch Dichter in der Sequenzenhs. Paris B. N. lat. 1138-1338 auf; wird als „vir clarissimus" bezeichnet.

Digitized by Google

1034: Tod des Ademarus monacus, qui jussit fieri vitam Marcialis cum literis aureis, et multos alios libros; über Adhémar (de Chabannes) s. Dreves, Jahrt. I. 130.

1095 war Papst Urban II. in St. Martial.

1114: Tod des Abtes Ademar, nach 50jähriger Regierungszeit[3]). Unter ihm hatte das Kloster seine Glanzzeit; seine Sorge für die Bibliothek wird hervorgehoben; auch der folgende Abt, Amblardus, der 28 Jahre regierte, wird als tüchtig gerühmt.

1174: Tod des Abtes Petrus de Barri, der die Bibliothek sehr bereicherte.

1197: obiit Petrus de Reins, precentor Parisiensis; zu dieser Zeit hatte Paris als musikalisches Zentrum St. Martial weit überholt.

Als Papst Urban II. Martial besuchte, als die ältesten, uns unbekannten Troubadours ihre ersten Versuche in strophischen Liedern machten, war die Blütezeit der neuen Formenkunst Martials. — Ein gütiges Geschick hat uns die Handschriften erhalten, die uns diese Periode, den Abschluß jahrhundertealter Kunst und zugleich die Einleitung von Neuem, Größerem, zugänglich machen. Es sind Paris B. N. lat. 1139, 3549, 3719 und London Brit. Mus. Add. 36881.

Eine Beschreibung und Bibliographie besteht nur über die letzte dieser vier Handschriften, die uns erst später beschäftigen wird; s. darüber A. Hughes-Hughes, Catalogue of Ms. of Music in the British Mus. I. (1906) S. 240 u. XXVI. Kurze, sehr oberflächliche Angaben über die drei Pariser Hss. macht A. Gastoué in der amerikanischen Zeitschrift Musical Quarterly III. (1917) S. 173 ff.

Der älteste Teil der Handschrift 1139.

Wie die oben erwähnten Chroniken berichten, gelangte diese Hs. erst kurz nach 1200 durch Schenkung eines Guillaume la Concha, der auch als Sakristan und Schatzverwalter eine Rolle spielte, in den Besitz der Klosterbibliothek, die damals 450 Bände zählte, wie einem (von Duplès-Agier abgedruckten) Katalog aus derselben Hs. (fol. 229-36) zu entnehmen ist. Ich gebe hier einige Angaben dieses Katalogs wieder, die sich u. a. jedenfalls, doch leider nicht kontrollierbar, auf unsere Prosarien beziehen. Die Bibliothek enthält u. a.:

[3]) Er kam von Cluny. Die Schwierigkeiten, unter denen er zur Regierung gelangte, schildert anschaulich Ch. de Lasteyrie im Kap. IV seiner „Abbaye de St. Martial de Limoges" (Paris 1901). Dieses Werk ist auch wegen seiner Literaturnachweise sehr wertvoll.

Digitized by Google

eine „Musica Guidonis",
ein Prosarium W. de Laia (gest. 1213),
ein Prosarium Helie Guitberti,
tres Prosarii,
alius Prosarius parvus, in quo insunt ymni totius anni, prose festales, antiphone, processionales et Sanctus...

Wie sich aus dem Inhalt ergeben wird, stammt die Hs. ebenfalls aus St. Martial; sie war jedenfalls vor der Schenkung das Privateigentum einzelner Mönche gewesen, wohl solcher, die mit der Klostermusik zu tun hatten. Uns beschäftigt hier nur der älteste Teil der Hs., ein starkes Heft in 10 Lagen aus meist 8 Blättern, das von fol. 32 bis 118′ geht. Einzelne Blätter fehlen, ohne daß der Inhalt Lücken zeigt; auch zu den Lagen ist der Inhalt meist ohne Beziehung. Die Schrift zeigt im ersten Teil die typischen kleinen, oft nur für ein scharfes Auge leserlichen Buchstaben der südfranzösischen Hss. des 11./12. Jhs.; später wird sie größer und gut leserlich, scheint aber auch hier von dem gleichen Schreiber ausgeführt zu sein. Wenige Einträge stammen von späterer Hand. Die Neumenschrift ist ohne Linien und richtet sich nach einem durch die Mitte des Notenraumes führenden geritzten Strich. Schlüsselbuchstaben stehen nur ganz vereinzelt. Die Blattgröße ist 12,5 × 18, der Schriftspiegel 9 × 14. Die einfache Ausstattung deutet auf Bestimmung zum praktischen Gebrauch. Für das Alter der Sammlung erhalten wir einen terminus post quem durch das auf 1096 bezügliche Kreuzzugslied Jerusalem mirabilis. Leider fehlt es an einem ebenso brauchbaren terminus ante quem; wir sind auf (später anzustellende) allgemeine Erwägungen angewiesen.

Wäre die Bibliographie der Hs. 1139 geschrieben, so könnte die jetzt folgende Aufzählung der Stücke und ihrer metrisch-musikalischen Formen, deren Untersuchung den Anlaß dieser Arbeit bildet, viel einfacher und kürzer gestaltet werden. Die jetzt erforderliche größere Ausführlichkeit entschuldigt sich jedoch auch durch die Neuheit und Wichtigkeit des Mitgeteilten. Die gemachten Angaben gliedern sich in folgender Weise: Folio der Hs. — Überschrift und erster Vers. — Nummer in Chevaliers Repertorium hymnologicum (das bibliographische Angaben, oft lücken- und fehlerhaft, enthält). — Angaben anderer Quellen mit den Abkürzungen: (A: 1139), B: 3549, C: 3719, D: die Londoner Hs., E: das Neujahrsoffizium von Sens (Ausg.: H. Villetard, Office de Pierre de Corbeil, 1907), F: das Neujahrsoffizium von Beauvais (s. darüber Fr. Ludwig, Repertorium Organorum..., 1910, S. 229 ff.), G: das Prosolarium Aniciense (ein von Chevalier als Bd. V seiner Bibliothèque liturgique 1894 publiziertes Beschneidungsoffizium der Kirche von Le Puys); E, F und G sind zwar viel jünger (Näheres unten), haben aber

Digitized by Google

meist einen weit besseren Text als A. — Ausgaben: Raillard, Recueil de 32 Chants religeux extraits d'un Ms. du XI^{e} siècle; Gautier, das oben zitierte Werk, Analecta hymnica, Bde. XX, XXI und XLV^{b}, Ludwig in Adlers Handbuch der Musikgeschichte, 1924; Du Méril, Poésies populaires latines du Moyen-Age 1843 (I), 1847 (II) und Poésies inédites du M.-A. 1854 (III). — Art und vermutliche Verwendung des Stückes. Angaben, die sich hierüber in EFG finden, werden eingeklammert hinter der Anführung dieser Hss. gedruckt. — Angaben über den Strophenbau. Hierzu ist eine Vorbemerkung erforderlich. Als ich (1928 in dieser Zts.) zum ersten Male daran ging, lateinische Strophen schematisch wiederzugeben, wählte ich, da es sich um Stücke handelte, die mit romanischen metrisch und musikalisch identisch waren, die in der Romanistik übliche Art der Abkürzung, bei der gleiche Buchstaben gleiche Reime (n: reimlose Verse) und darunter gesetzte Zahlen die Silbenzahl wiedergeben; weibliche Reimsilben werden nicht mitgezählt, aber durch ein ˘ oben rechts an den Buchstaben gekennzeichnet; ein Vers wie: Prophetatus a prophetis erhält so das Signum $a^{\breve{}}_{7}$. Diese Bezeichnung hat den Vorzug, daß sie (als einzige) in der Lage ist, ohne Zusätze ein kurzes, eindeutiges Bild nicht nur von Vers und Strophe, sondern meist auch vom musikalischen Rhythmus nach den Grundsätzen der Ludwigschen Moduslehre zu vermitteln. Und daß diese Moduslehre für unser Martialrepertoire in den meisten Fällen Geltung hat, wird weiter unten gezeigt werden. Ich behalte diese Abkürzungsart wegen dieser Vorzüge hier bei und glaube, sie auch den Mittellateinern empfehlen zu dürfen. — Angaben über den musikalischen Bau der Strophe werden durch untergesetzte griechische Buchstaben gegeben. Leider entbehren diese Bezeichnungen einer absoluten Zuverlässigkeit, da es mit geringen Ausnahmen an sicheren Übertragungen fehlt, und das Notenbild der Hs. wegen des Fehlens der Notenlinien und eines Schlüssels nicht eindeutig ist. Übrigens scheint es, daß die mittelalterlichen Benutzer das Fehlen der Linien nicht als so störend empfunden haben. Denn in dem jüngeren Teile der gleichen Hs. 1139, der zunächst (fol. 119-134′) mit 4-5 roten Linien versehen ist, hören plötzlich fol. 135 recto die Linien auf und fehlen von da an, ohne daß im übrigen Schrift und Noten ihren Charakter ändern.

Inhalt von 1139.

Fol. 32. Domine, labia mea aperies et os meum annuntiabit laudem tuam.
Mit gleicher Melodie in Sens: Villetard 142. Anfang der Matutin.

Digitized by Google

ib. De supernis affero nuntium. — Chev. 4263. — Auch Engelberg 4/25 (14. Jh.), danach publiziert von Gautier, S. 166. — Raillard Nr. I. — Conductus ad „Deus in Adjutorium" („O tu cantor, .. incipe .. et dic: Deus in adjutorium"). — Das Stück ist angeregt durch einen Hymnus des Fulbert von Chartres (gest. 1028), im sapphischen Versmaß: Nuntium vobis fero de supernis[4]). — a a a a R(efrain). Nur die Str. I

10 4'
α α α β γ

und III haben 4 × a (in Engelberg 3 a), die andern 3 × a; Mel. in II: α α β γ — Refrain: Jam festa dies. Die Zehnsilber können wegen ihres Rhythmus als männliche Sapphici bezeichnet werden; der Refrain zeigt wenigstens die Silbenzahl des Adonius; in Engelberg: O quam festa dies.

ib. Deus in adjutorium. — Chev. 4447. — E („Lecta tabula incipit sacerdos"): Vill. 131 (Mel. abweichend), G („ad Primam"): B(ibliothèque) l(it.) V. S. 34. Andere Quellen s. Chev. u. Anal. XX. S. 218; hier Text nach E. — Tropus ad „Deus in adjutorium". — Raillard II. — Vier Hymnenstrophen: a a a a. — Die dritte Strophe von A fehlt in EG.

8
Mel. (bei Raill. nur 2 Verse): α β α β | α β β α | α β α β | β α β β.

32' Sub altare audivi voces occisorum dicentium: „Quare non defendis sanguinem nostrum?" — et acceperunt divinum responsum: „Adhuc sustinete modicum tempus, donec impletur numerus fratrum vestrorum." — Aus der 2. Nokturn am Feste Innocentium.

ib. Lamentatio Rachel. O dulces filii. — Chev. 41854. — Gautier 168; Ludwig 138. 6 a a (neunmal).

α β

33 Angelus: Noli, Rachel deflere pignora. — Ch. 41807. — Gautier 168. Ludwig 138. — Mit dem Vorigen zusammen ein dramatisches Einschiebsel in die Liturgie des Festes Innocentium. — a a b b C˘, b d d C˘. Refrain: Ergo

10 10 8 10
α α α(α) β α α α β

gaude.

33' In hoc festo breviter. — Ch. 38144. — Anal. 45[b]. Nr. 83. — Conductus de S. Johanne Baptista. — a a b b C C' D'.

7 7 5 5

Drei Strophen; das Ganze durchkomponiert, doch die Refrains mit gleicher Melodie (der dritte, mit and. Text, etwas abweichend).

---

[4]) Die Beliebtheit dieses Hymnus geht auch daraus hervor, daß er als Schlußlied des Danielspiels von Beauvais verwendet wurde.

Digitized by Google

ib. Nunc clericorum concio. — Ch. 12480. — Raillard III. — Weihnachts-Conductus. — 8 a a a a a R (Gaudeat homo) a a a R. Das Lied hat 6 Strophen mit durchnotierter, für die einzelnen Strophen ähnlicher Melodie; vor Str. III (Hic restauravit...) fehlen anscheinend 5 Verse; die siebente Strophe Raillards steht nicht in der Hs. Textanklang des 2. Abschnittes der 1. Str. an den Sens-Conductus „Natus est" II. 5 ff. (Anal. XX. S. 221).

34′ Deus, quam brevis est vita mortalium. — Ch. 36679. — Anal. 45 b. Nr. 89. — a b^v; acht durchgereimte
12 6
Strophen (Dreves faßt irrig je zwei zusammen). Diese in der ml. Literatur ganz isolierte Strophe ist vielleicht als Verkürzung einer asklepiadeischen Strophe aufzufassen: Asklepiadeus + Pherekrateus [5]). Auch inhaltlich (Betrachtung über Nichtigkeit des Irdischen) steht das Lied in seiner Umgebung isoliert. — Die Melodie fehlt, ausgenommen einige Worte in Str. III (ut — vento).

35 Ex Ade vitio. — Ch. 26258. — Auch in B, 165; C, 19′ und F (in der 3. Nokturn). — Anal. XX. 33 (nur BC erwähnt); Raillard IV. — Weihnachts-Conductus. — a a b c c b
6 6 6 6 6 6
α α
b b d d d e^v f f e^v. Die melismenreiche Weise ist in den
8 7 4 7 4 8 7 4 8
β
beiden Strophen gleich; innerhalb ist noch e^v musikalisch = e^v. In BC 4 Strophen.

36 Errisa Bernart versus. Lux rediit. — Fehlt Chev. — Unediert. — Weihnachts-Conductus. — a a a b′ b′ b′ c c
4 4 4 6 10 10 6 6
c c d d d d d d d d d d d d e d e. Reich melismierte Melodie
6 6 6 4 4 4 4 4 4 4 4 4 4 6 4 6
mit Bau: α β γ δ ....

ib. Versus. Novus est rex. — Fehlt Chev. — Unediert. — Ist zweite Strophe des Vorigen. — Bau gleich, Mel. verschieden.

36′ Annus novus in gaudio. — Ch. 23026. — Auch G („eundo ad capitulum" in primis vesperis): B. L. V. 6. — Anal. 45 b S. 7. — Raillard V. — Ein Gruß des Kirchenchors an den Cantor, gesungen am Neujahrstage. In den einzelnen Strophen werden die Casus von „Novus annus" variiert; G hat einen viel besseren Text als A, wo die Dativ-Strophe fehlt und eine auch rhythmisch unmögliche apokryphe

[5]) Die Initialen sind vor Lang- und Kurzversen groß, vor letzteren meist nachzutragen vergessen; Dreves' Angabe darüber ist unzutreffend.

Digitized by Google

Akkusativ-Str. steht. — a a a a B B B B B B B. Nach
8 6
α β γ δ ε ε′ ζ

Raillard ist der Refrain von Str. 3 an zweistimmig, indem die beiden verschiedenen Melodien von Str. 1 und 2 zusammen gesungen werden. In der Notation deutet allerdings nichts darauf hin[6]); in G steht vor dem Refrain in Str. 2, 4, 5 „Precentor", was auf solistischen Vortrag deutet. Vielleicht wurden hier die Str. 3 und 6 zweistimmig gesungen.

37 Est (h)odie rex glorie. — Fehlt Chev. — Mariae Lichtmeß. — Unediert. a a a a a b^v b^v b^v b^v. 3 Str. mit gl. Mel.
4 6 12 4 6

37′ Versus Troters. Gaudeamus nova cum letitia. — Chev. 27239 (37480). — Auch in London Brit. M. Harlington 1010, als Episteltropus, mit etwas anderm Strophenbestand: I, x, II, IV, y. — Raill. VI; Anal. 45^b. 52 (mit häßlichen Fehlern), ib. 49, 385 (nach Harl.). — Weihnachtslied. — R a′ a′ a
11 7 7 11
α β β γ
a a a. Der Refrain steht nur einmal, vor dem Liede; der
11 7 7
γ δ ε
Anfang der ersten Strophe lautet: Fulget dies hodierna. Bemerkenswert ist das Nebeneinander von a′ und a, in Str. I z. B. -érna und -iá. Die Reime gehen auf die Vokale a, o, i, e aus; die u-Str. nur in Harl.

38 Versus. Corde patris genitus. — Chev. 3903. — Auch in E, als Ben.-Tropus am Schluß der ersten Vesper. In G im Completorium secundum, „quisque corus unum versum". In A nur 6 Verse u. Mel. zu vier Versen. — Anal. 20. S. 220 u. Villetard 137 nach E; B. L. V 51 nach G. — Tropus zum Ben. u. Deo gratias; inhaltlich zur Weihnachtszeit passend. — Folgendes Bauschema nach E (Villetard), dessen Melodie mit der des A-Fragmentes (Raillard) identisch ist. Die beiden Teile sind metrisch-mus. gleich; sie bestehen aus je 20 Siebensilbnern, die unregelmäßig mit Reimen auf -o (entspr. Domin-o) u. -as (entspr. grati-as) durchsetzt sind: Vers 13 beide Male ein weiblicher Fünfsilbner. Melodische Gliederung: AB AB AB CD CD CD′ EFG HH EFI (I: Ben. Domino).

38′ Versus. Alto consilio. — Chev. 22889. — Auch in F (Cond. in Vesp. u. Schluß des ganzen Offiziums). G (als farsumen lectionis in der ersten Nokturn). Als „conductus" von der

[6]) Von Str. 3 an stehen die ersten Refrainworte (Ad hec) ohne Noten.

Digitized by Google

Ecclesia gesungen im Ludus de Antichristo; s. Meyer-Speyer, Ges. Abh. zur ml. Rhythmik I. 151; dort auch ein neugedichteter Refrain. — Raillard VII. Anal 10. S. 18; Jahrt. II. 18 (nach andern Quellen). B, lit. V. 18: nur erster Teil (vor Str. II: Suscentor incipit). Bau nach Raillard:

a a b c c b d c d c n c e e e f g g g f n′ h n′ h n′ h n′ i n′ i n′ i
6 6 6 6 6 10 12 10 10 7 7 7
α α′ β γ γ δ δ ε ζ η ζ ι κ λ
k′ k′ l k′ k′ l m m m o o o n o n o p′ p′ q r′ r′ q. Mel. teils
7 7 12 12 7 7 7 7 7
κ κ λ κ κ λ μ μ μ′ μ μ μ ν ν κ κ λ π
reich melismiert.

39′ Versus. Virgine nato. — Ch. 34539. — Anal. 45b. 13. Raillard VIII. — Weihnachtsconductus. — 4 a′ a′ B′ a′ a′ B′.
α β γ δ ε ζ
2 Str. mit gl. Melodie. Refrain: Gaudeat orbis.

40 In laudes innocentium. — Ch. 28067. — Raillard IX. Anal. 45b. 81; Vers 4 (Alleluia) ist überall ausgelassen. — Cond. de S. Innocentibus. — a a a B A B. Melodie ohne Melismen.
8 4 8 4
α α β β′

ib. Versus. Lumen patris resplenduit. — Ch. 38731. — Anal. 45b 7. — Weihnachts-Conductus. — n a′ n a′ n b′ n b′
8 6 8 6 8 6 8 6
α α α α
C C C C. 3 Str. Mel. nur zu Str. 1.
4 4 8 8
fehlt

40′ Versus. Novus annus-dies magnus. — Ch. 12387. — Auch in G („Conductus" in secundo nocturno). — Anal 45b. 34. B. L. V. 19. — Conductus in Circumcisione. — a′ a′ b c′ c′ b
8 7 8 7
α α
d′ d′ b E E E. 3 Str. Raillard X.
8 7 12
α β β β

41 (Seitenanfang) Benedicamus S. Marie. Jubilemus. — Ch. 28749. — Raillard XI. Gautier 172. — Ben.-Tr. auf Weihnachten. — a′ a′ b c′ c′ b; vier Str. durchkomponiert;
8 7 8 7
zweistimmig, vgl. Ludwig 147.

41′ Letamini plebs hodie fidelis. — Chev. 28749. — Raillard XII. — Bened.-Tr. de S. Stephano. — 10 a′ a′ b′ b′. Rail-
α β γ δ

Digitized by Google

lard druckt nur die erste der 4 Strophen. Mel. nur zu Str. 1.

ib. Benedicamus. Regi nato Domino. — Ch. 32806. — Raill. XIII. Gautier 181 (nur 5 Strophen). — Ben.-Tr. für Weihnachten. — 7 a a A. Refrain: Gaudeat omnis homo. 10 Str.
α β γ
mit gl. Melodie, einfach gehalten. Refrain auch in Anal. 20. 114.

42 Benedicamus S. Marie. Castitatis lilium effloruit. — Ch. 2673. — Auch in E, als Ben. am Schluß der Prim. — Raill. XIV. Anal. 20. S. 223 nach E unter Auslassung der Deo gratias-Strophen. Villetard 169 vollständig nach E (Mel. nur ähnlich der von A). — Ben. Tr. für Weihnachtszeit. — a a B. Melodie (α β γ) syllabisch. — 12 Str. (in
11 11 9
E 10 Str.).

42′ Benedicamus. Vallis montem. — Ch. 34341. — Raill. XXIX. — Ben. Tr. für Weihnachtszeit oder Marienfeste. — a′ a′ b′ b′ c d′ d′ e′ e′ c; mus. ohne Repetitionen. 4 Str.
8 8 8 8 8 8
mit gl. Melodie. Nach der zweiten u. vierten Str. je 2 Achtsilbner, die in Benedicamus domino bezw. Deo gratias auslaufen [7]).

ib. Benedicamus. Prophetatus a prophetis. — Chev. 42011. — Unediert. 8 Str. m. gl. Mel. — 7 n′ a n′ a BB. α β γ δ ε ζ. 8 Str.

43 Benedicamus. Postquam celorum dominus. — Ch. 31773. — Unediert. — Gesungen am Osterdienstag ad vesperas im Officium der Kirche von Bayeux; s. Chevalier Bibl. lit. VIII 144. Mel. nur zu dem eine Langstrophe bildenden Benedicamusteile. In der Mel. mehrere Repetitionen.

43′ Benedicamus. Gratuletur et letetur. — Ch. 27449. — Raill. XXV. — Ben. Tr. für die Weihnachtszeit. — Eine Bearbeitung des Stückes steht im Codex Pseudo-Calixtinus als „Hymnus S. Jacobi ... post Venite cantandus (Anal. 17. S. 193); Näheres s. unten.

a′	a′	b	c′	c′	b	d′	d′	b	e′	e′	b.
8		7	8		7	8		7	8		7
α			α			β			β		

Zwei so gebaute Strophen und eine Halbstrophe (β β), die mit Benedicat Dominum schließt. Dann eine gleichgebaute Halbstrophe mit neuer Melodie (γ γ), die „Deo gratias" schließt. Reich melismierte Melodie.

44 Tu autem. Be deu hoi mais finir nostra razos. — Raillard XXX. Gautier 169. Provenzalischer Tropus zum „Tu

[7]) Die Überschrift Benedicamus steht auch vor der 3. Str.

Digitized by Google

autem" (Versikel, der nach Lektionen gesungen wird). — 6 Zehnsilbner ohne mus. Repetitionen. P. Meyer in Bibl. de l'Ec. des Ch. 1860. 492.

ib. Benedicamus. Dulcis sapor novi mellis. — Ch. 36840. — Ben.-Tr. der Weihnachtszeit. — P. Meyer in B. de l'Ec. des Chartes 1860. 492. — 4 Strophen mit gleicher Mel. u. Bau: 7 a′ a′ b′ b′. α α β β.

44′ Catholicorum concio. — Fehlt Chev. — Auch in D fol. 13′. — Gautier 172. — Ben.-Tropus. — α β γ δ γ δ γ δ / a a a a a a b b / 8 10 8 10 8 10 8 10. Melodie von späterer Hand nachgetragen. Zwischen den Noten steht mehrfach der Buchstabe d. Die reich melism. Mel. d. 1. Str. scheint zur einfacheren d. andern in Bez. zu stehen.

44′-45′ Nachtrag eines liturgischen Textes: Lectio libri sapientie. In omnibus requiem quesivi ... Anfang der Melodie 2 st.

46 frühere Hand: Versus obtimus. Radix Jesse castitatis. — Ch. 32741. — Auch in G, als „Farsumen" in der 2. Vesper. — Anal. 45b 9. B. L. V. 46. Raillard XXVII. — Weihnachtszeit oder Marienfest. — Bau: freie Anwendung des Sequenzenprinzips. Aus der Mel. ergibt sich eine etwas andere Einteilung als die von Dreves durch den Druck angedeutete.

46′ Versus. Auscultet, exultet fidelis concio. — Ch. 1673. — Du Méril II. 46. — Gleichen Bau u. ähnlichen Anfang, bei sonst verschiedenem Text, hat Anal. 20. 30; vgl. dazu Ludwig Rep. 327; zu den dort genannten Hss. kommt noch eine Colmarer Hs. aus dem Kloster Marbach, nach der Mone, Hymnen I. 43 das Lied herausgab. — Weihnachtszeit. — a a b c c b („Canticum ritmicum"). 9 Str. mit gleicher 8 8 6 (α) 8 8 6 (β) Melodie.

ib. Versus. Incomparabiliter. Chev. 8852. — Anal. 45b 77. Du Méril II. 54. — Lied der clerici und scolastici auf Nikolaustag. — a b′ a b′ c′ c′ c′ c′ c′ c′ c′ c′ D D D D D D. 7 5 7 6 6 6 Melodie (sehr einfach, ohne Rep.) nur zu 6 Versen.

47 Pater noster. Pater, tui sumus. — Ch. 39895. — Anal. 45b 84. — Poetische Paraphrase des Paternoster. — 5 a′ a′ b′ b′ (schwache Reime). Musikalisch ungegliederte Strophen mit gl. Mel.

Digitized by Google

ib. als Nachtrag von später Hand: Mitis agnus, leo fortis. Du Méril II. 53. Die sonst nur geritzte Neumenlinie ist hier rot gezogen. Ostersequenz jungen Stils. Mel. ($\alpha + \alpha$) nur zu Str. 1.

47′ (C)lauso Cronos et serato. (Nachtrag neuer Hand 12/13. Jhs.) Auch Carm. Bur. fol. 29 u. St. Gallen 383. Ausg.: Schmeller S. 135 (C. B.) und Zs. f. deutsches Altertum 39 (St. G.). — Frühlingslied in Sequenzenform. Ohne Melodie.

48 von früherer Hand. In hoc anni circulo. — Ch. 8614. — Auch in G, als Conductus zur ersten Nokturn. — B. L. V. 17. Du Méril III. 337. P. Meyer in Bibl. de l'Ec. des Ch. 1860. 463. — Melodie (im ersten Modus) transskribiert von Fr. Gennrich s. Zs. für Musikwissenschaft XI (1929) 267. — Weihnachten. — Das Lied ist durchsetzt von provenzalischen Strophen passenden Inhalts u. mit gleichem, lat. Refrain. Über die außergewöhnliche Verbreitung u. andere volkssprachliche Bearbeitungen s. Mone II. Nr. 387. — 7; a a a B
$\alpha\ \beta\ \gamma\ \delta$
in G ist der Refrain: De virgine Maria noch um zwei Zeilen länger: Verbum caro factum est-de virgine Maria, so daß hier die Form vorliegt: a a a B A B. Ich halte diese Form, die auch in andern Quellen vorliegt, für die echte.

49 Versus S. Marie. — O Maria Deu maire. — Ch. 39414. — Raillard XVI. Du Méril III. 334. P. Meyer l. c. 496. Mel. Gennrich l. c. 268, nebst der Melodie des Vorbilds (Ave maris stella). Wegen des Vorbildes und der metrischen Gestaltung des prov. Liedes halte ich hier (ganz ausnahmsweise) die modale Übertragung für etwas bedenklich. Die Melodie zeigt in einzelnen Strophen kleine Abweichungen. — Marienlied. — a′ a′ b b (6) und a a b b (6). $\alpha\,\beta\,\gamma_i\delta$. In A haben alle Strophen Noten. Str. II hat (durch Versehen?) den Bau $\gamma\ \delta\ \gamma\ \delta$.

50 Aliut versus. Jerusalem mirabilis. — Ch. 9451. — Anal. 45^b 96, mit Melodie. — Adhortatio ad bellum sacrum, vor 1099 geschrieben. — 8 a a a a. Die Melodie ist fast über-
$\alpha\ \beta\ \gamma\ \delta$
all syllabisch u. in allen Strophen gleich.

50′ Versus. Resonemus hoc natali. — Ch. 17342. — Auch in G, als Conductus der 2. Nokturn. — Anal. 45^b 10. Raillard XVII. B. L. V. 21. — Weihnachtsconductus. — a′ a′ a′ a′
7 7 7 7
α β α β
b b; so Mel. in Str. I, III, IV; in II (mit viel Ligaturen):
6 10
γ δ $\varepsilon\ \varepsilon\ \varepsilon\ \varepsilon\ \zeta\ \eta$.

Digitized by Google

51 Versus. Congaudeat ecclesia. Ch. 24919. Auch in G (post benedictionem in der ersten Nokturn). Raillard XVIII. B. L. V. 16. — Weihnachtszeit. — a a a a b b b b b c b c R

8 7 2 7 2
α β α′ β′ γ δ γ′ γ′ ε ζ η ϑ ι

(Gaudeat homo dreimal); in G eine zweite Strophe, mit a′ statt a. In Str. 1 steht in G vor Vers 5: In medio chori.
7 8

51′ Versus. Promat chorus hodie. — Ch. 31943. — Anal. 45b 14. Raillard XIX. — Weihnachtslied. — a B a B B B;

7 4 7 4 6 7
α β γ β δ ε

Refrain: O contio, O contio, Psallite, contio, Psallat cum tripudio. Die ziemlich einfache Melodie ist in allen Strophen gleich.

ib. Res nova principium. Ch. 17338. Auch in G (als Farsumen der 4. Lektion der 2. Nokturn). Anal. 45b 11. Bibl. lit. V. 19 (G). Letzte Str. auch C 15. Weihnachtslied. a a a b C D D E′. Mel. fehlt, ebenso der Text von Str. 3.

52 Eva virum dedit in mortem. — Ch. 26249 (37186). — Auch in F, als conductus zur benedictio octava, in der 3. Nokturn; und in G, in der 2. Vesper gesungen. — Raillard XX. Anal. 45b 88 (nach A), ib. 20. S. 230 (nach F). B. lit. V. 48 (G). In A nur 1 Str., die letzten 5 Verse (Anf. 52′) ohne Noten; in FG drei gleichgebaute Strophen mit besserem Text. Obgleich in der Weihnachtszeit als Conductus verwandt, fällt das Lied mit seinem trüb-feierlichen Charakter aus der Art der Weihnachtslyrik etwas heraus. — Von der Form gibt der Druck in Anal. 45b eine falsche Vorstellung. Es ist keine Sequenz. Dom Pothier nennt es, wohl mit einigem Recht, einen Rhythmus. — Bau zeigt freie, lai-artige Verwendung des Sequenzenprinzips: a′ a′

8
α α

a′ a′ b b c c d d d d e e f f g g h h h h h h h.

7 8 7 7 4 4 7 4 4 11 10 7 4 4 6 6 4 6

α α β α′ γ γ δ δ ε ε β α′ ζ ζ η ϑ Noten fehlen A

52′ Versus. Senescente mundano filio. — Ch. 18801. — B fol. 153. — Du Méril I. 122. — Inhalt auf Weihnachten bezüglich; letzter Vers: Aulam sponsus (d. i. dei divina ratio) intrat per (h)ostia. — a a a a b b b (10); eine Str.; viel

α α′ β γ δ ε ζ

Melismen.

ib. Exultantes in partu virginis. — Ch. 26348/9. — G (Conductus in der ersten Nokturn. Ferner im cod. Reims 734, vor einem andern Martialstück (Gaude Sion duc choreas). —

Digitized by Google

Du Méril I. 122 (nach A); Anal. 20. 27 (nach Reims); B. lit. V. 16 (nach G). Die drei Fassungen haben einen etwas verschiedenen Strophenbestand; Bestand von A im Verh. zu Anal. 20: I. III. x. II, Bestand von G: I. II. III. x (= x in A), y. — Weihnachten. — Bau: a a a B′; Noten fehlen. Refrain: Gaudeamus. 10 8

53 (h)oc est de mulieribus. (Kleines Osterspiel in Prosa.) Mel. s. bei Coussemaker, Histoire de l'Harmonie, 128. — Text: Ubi est Christus, meus dominus et filius excelsus? Eamus videre sepulcrum. Quem queritis in sepulcro, o christicole? — Non est hic, surrexit, sicut predixerat. Ite nuntiate discipulis eius, quia precedet vos in Galileam. — Vere surrexit Dominus de sepulcro cum gloria. Alleluia.

ib. bis 55′ (Mitte). Sponsus. Adest sponsus, qui est Christus. — Ch. 22530; Lit. s. dort. — Mel. Ludwig 140. — Das bekannte Singspiel vom Bräutigam und den klugen und törichten Jungfrauen. — Die Formen der einzelnen Abschnitte werden weiter unten mitgeteilt.

55′ bis 58. Precentor: Omnes gentes[8]). — Chev. 31258. Näheres dort; s. bes. Bibl. lit. VI. 385 u. XXXVI. — Das Prophetenspiel. — Melodie bei Coussemaker, Drames liturgiques du Moyen-Age (1861), S. 11. Vgl. auch Ludwig S. 139.

58 (Mitte der Seite). (H)ic incoant Benedicamus[9]). Letabundi jubilemus. — Ch. 9987. — Auch in G (mit eigener 3. Str.) als Conductus in der dritten Nokturn („ante cancellos"). — Nach A publiziert von Sepet in Bibl. de l'Ecole des Chartes 1867, 26. Nach G in Bibl. lit. V. 26. — a′ a′ b b b c′ d d c′. 7 7 7 6 4 2 6 4 2
Für den Vortrag bemerkt G vor Str. II: in medio chori duo alterius chori; vor den 3 letzten Versen von Str. II: chorus. Mel.-Gliederung: α β γ etc. Weihnachten. Mel. in Str. I = III; Str. II hat eine eigene, reich melismierte.

58′ Alium Benedicamus. Prima mundi seducta subole. — Ch. 15435. — D fol. 13′. Raillard XXI. Sepet in Bibl. de l'Ec. d. Ch. 1868 nach A. — Ben.-Tropus für Weihnachtszeit. — a a b′. Wieder hat Str. II eig. melismenr. Melodie.
10 8
α α β
Jede Strophe beginnt mit dem vorhergehenden b′: Rims maridatz. 8

---

[8]) Der Beginn des Prophetenspiels tritt graphisch gegenüber dem Sponsus nicht hervor. Es fängt mit derselben Initiale an wie die einzelnen Teile des Sponsus.

[9]) Sepet meint irrig, das Stück gehöre noch zum Prophetenspiel und werde von dessen Personen gesungen; er hat den Sinn der einen neuen Abschnitt einleitenden Überschrift verkannt.

Digitized by Google

59 Patris ingeniti filius. — Ch. 14717. — D fol. 12. — Raillard XXVI. — Ben.-Tr. für Weihnachten; letzter Vers: Benedic Domino. — a a a a b b b b. Drei Str., Mel. einfach. Auch in Deutschland bekannt; s. Wackernagel I. 232.

α β α β γ δ γ δ

59′ Omnis curet homo promere cantica. — Ch. 14116. — B fol. 154. C 26′ und 79′. D 2′. — Anal. 20. 43 nach BC. Raillard XXII. — Ben.-Tropus auf Weihnachten. — Der Bau ist von Dreves völlig verkannt worden. Die Strophen bestehen aus je zwei verderbten Asklepiadeern und einem ebensolchen Pherekrateus als Refrain. Das Lied ist durchkomponiert und hat die Form: a a B c c B d d B e e B.

α β γ δ ε γ ζ ζ γ η η γ

Die Strophe ist alt; sie tritt auch in dem mozarabischen, aber auch in Südfrankreich (Moissac) bekannten Hymnus Alleluia piis auf (Dreves Jahrt. II. S. 52). In Str. II sind Hälften der Asklepiadeer musikalisch gleich. Mel. reich an Melismen.

ib. Benedicamus. Organa letitie. — Ch. 31373. — Raillard XXIII. — Ben.-Trop. auf Weihnachten. — Form: eine Langstrophe unr. Baues; in der Melodie treten Repetitionen auf. Letzter Vers: Benedicamus.

60 Dei benedictio (kl. Initiale). — Fehlt Chev. — Raillard XXIII (Fortsetzung des vorigen). — Zwei Strophen mit gleicher Melodie und folgendem Bau: a a a a a a a a a; melodisch ohne Repetition; Ende: Domino.

7 7 7 6 6 6 8 6 6

60′ Benedicamus Do-benigno voto. — Ch. 24131. — Raillard XXIV. — Unstrophischer Ben.-Tropus frühesten Stils, ohne Bezug auf bestimmten Festkreis.

ib. Stirps Jesse florigeram. — Ch. 19516. — B fol. 166′. — Raillard XXIV. Anal. 20. 246 (nach B). Mel. s. Handschin, Bericht üb. musikw. Kongreß Basel 1924, S. 196, und Gastoué, Les Primitifs de la Musique française (1922) 15; das Stück wird von Gastoué als älteste Motette erkannt. — Form: metrisch Hymnenstrophe aus Siebensilbnern (Str. 3 und 4 abweichend); musikalisch ist das Ganze durchkomponiert. Schluß: Domino. — Weihnachten. — Der Text ist die Paraphrase einer Moissac-Strophe (Anal. II. 72 Str. 5).

61 Al. Bened. Noster cetus psallat letus. — Ch. 12257. — C fol. 30. D fol. 3. — Du Mér. II. 43. Anal. 20. 144 (nach C). — Ben.-Tr. für Weihnachten. — 5 Strophen mit dem Bau: n′ a n′ a (Fünfzehnsilbner). Das Ganze ist durchkomponiert. Schluß: Benedicat Domino.

7 7 7 7

Digitized by Google

61 Alium [Ben.]. Congaudeat turba fidelium. — Ch. 3779. — Auch in G, als Ben.-Tr. zur Sext sowie in einer späten gedruckten Quelle. — Nach der letzteren gedruckt von Dreves, Anal. 45 [b] 169. Raillard XXVIII. B. L. 5. 41. — Am ursprünglichsten ist die G-Fassung; sie hat je drei Strophen zum Benedicamus und zum Deo gratias. Zwischen Str. I u. II sind in A 4 neue Strophen interpoliert, die den letzten Vers von Str. I als Refrain benutzen. Die Interpolation fand solchen Anklang, daß sich die jüngste Bearbeitung (Anal.) ausschließlich auf sie stützte. — a $\overset{10}{a}$ $\overset{4}{b}$; in dem Einschiebsel wurde b (In Bethlehem) zu B. Melodie, in allen Strophen gleich, $\alpha\beta\gamma$. — Dreikönigsfest[10]).

62 Alium (Ben.) Angelus sedens. — D fol. 24. — Gautier 172. — Ben.-Tropus in Prosa.

ib. Einige weitere rein musikalische (untropierte) Benedicamus.

62′ leer.

63 Stephani. Laudabilis miles et prepotens. Ch. 38578. — Anal. 49. 410. A ist anscheinend älteste Quelle. — Tropierte Epistel. — Form des Tropus: Langverse und Achtsilbner.

64′ S. Stephani. Ebenfalls Episteltropus auf den 26. Dezember.

65′ Epistola Innocentium. Laus honor virtus Deo nostro. Chev. 38666. — Anal. 49. 403 (nach A u. zwei jüngeren Hss.). — Schwache Reime.

67 In Nativitate. Laudem Deo dicam per secula. — Ch. 10281. — Anal. 49. 383; nach Dreves sehr verbreitet, auch in Sens benutzt (ad primam missam). Älter als A nur der Codex Cameracensis 79(78). — Episteltropus auf Weihnachten.

68′ Pascha Dom. Epistola. Ecce manu fortis. — Ch. 25906. — Anal. 49. 395 (nach Dreves Unicum). Raillard XXXI.

69′ Lectio actuum apostolorum. In diebus illis, cum compleretur dies ... Epistel; ob tropiert, habe ich nicht festgestellt. Pfingsten.

70′ S. Marie. Lectio libri sapientie.
Maria mater indulgentie. Ch. 38818. — Anal. 49. 400 (Unicum). Die eingeschobenen Verse richten sich im Reim nach dem vorhergegangenen liturgischen Teil der Epistel.

71′ Nicholai. (H)ac clara die turma festiva dans. Ch. 37752. — Anal. 49. 408 (Unicum). Episteltropus in Form einer Se-

[10]) Auch die Fassung als Refrainlied ist ziemlich alt, da schon in einem Antiphonale des 12. Jhs. van Apt vertreten; s. Woodward, Piae Cantiones S. 220.

Digitized by Google

quenz. Die erste Strophe ist einer Mariensequenz entlehnt; nach Blume fehlt der Fortsetzung die musikalische Parallelität.

72′ Ad epistulam S. Germani. Ecce sacerdos magnus, qui in diebus suis . . . ad onorem. Fehlt Chevalier; wohl Prosa.

73′ (Mitte der Seite). Qui Deus es. Ch. 40270. — Auch B fol. 162. — Anal. 47, 266 (älteste Qu.). Sanctustropus in leoninischen Hexametern.

74 Sanctus. Osanna dulciflua. Anal. 47. 343. Chev. 38005.

75 Sanctus. Clangat hodie vox. Ch. 36206. Anal. 47. 341 (noch in Hss. des 11. Jhs., die nicht aus Martial stammen). — Hosanna-Tropus in Form einer Sequenz; Bau: Einleitung, 4 Doppelversikel, Schluß.

75′ Sanctus. Cuius ad imperium. Ch. 36469. Anal. 47. 276 (Unicum). Reimende Hexameter und andere Verse.

76 Al. Sanctus. Perpetuo numine cuncta. — Ch. 39949 (ältere Quelle wie oben fol. 67). — Form (im groben): A B A C.

ib. Al. Sanctus. Nur lit. Text mit Melodie.

76′ Prosula. Hosanna salvifica tuum plasma. — Ch. 38008. — Anal. 17. S. 205, nach dem schon erwähnten Pseudo-Calixtus-Officium, hier gesungen von den „Cantores"; nach jedem Halbversikel singt der „Chorus": Amen. — Hosanna-Tropus in Sequenzenbau (auch melodisch). Die spanische Sammlung gibt hier keinen Verfasser an. Da auch im Montauriol-Tropar, stammt der Tr. vom Anf. des 11. Jhs.

77 Al. (Sanctus). Hosanna patris sapientia. Ch. 31550. Anal. 47. 342. Auch in codd. des 11. Jhs. Sequenzenbau: Einleitung, 5 Doppelversikel, Schluß.

77′ (Nachtrag): Regnum tuum solidum, o rex. — Ch. 17271. — Anal. 47. 223 (nur ältere Quellen verzeichnet). — „Tuum regnum"-Tropus; Form: Einl., 2 D. V., Schl.

78 Nachtrag von neuer Hand. Mira lege, miro modo. — Ch. 38963. — Anal. 45b 5. Coussemaker, Hist. de l'Harmonie au Moyen-Age, 1852, Nr. 1 der Melodien. — Auf Weihnachten bezüglich. — Conductus, zweistimmig. — n′ a n′ a B′ B′; so 11 Strophen; letzte, zwölfte: b′ b′ b′ b′ (B′ B′).
7 7 7 7 7 7 7

78′ frei.

79 Fortsetzung in früherer Schrift. Redemptor mundi qui nasci. — Ch. 32779. — Auch im Montauriol-Tropar (Bibl. lit. 9. S. 60) und im Winchester-Tropar. — Agnus-Tropus in Prosa.

Digitized by Google

ib. Agnus pulcherrimus. Cuius in Egiptum salvat. Ch. 36475. — Anal. 47. 389. Gautier S. 164. — A ist ansch. älteste Quelle. — Agnus-Tropus, bestehend aus drei eingeschobenen Hexametern.

79′ Nachtrag. Eia musa propera. Ch. 26026. — Auch in G: Bibl. lit. 5. 28; zwischen Matutin und Messe, „super altare S. Crucis" gesungen. — Inhalt auf Weihnachten bezüglich. — Eine Strophe ohne charakteristische Form.

80 (Seitenanfang). Nato canunt omnia. — Ch. 11890. — Anal. 7. 31. Mel. Clément, Choix de Séquences, Nr. 6. — Graduel de Rouen, fol. 13 [10a]). — Frühe Martialsequenz (10. Jh.), sehr beliebt und auch im Auslande verbreitet. — Weihnachten.

80′ Sequentia. Letabundus. Ch. 10012; s. dort Literatur. Dreves, Jahrt. II. 17. Clément Nr. 17. Grad. de Rouen fol. 24′ u. 223′. — Die bekannte Weihnachtssequenz (81′ hört Notation auf).

81′ Celebranda satis nobis est. Ch. 2723. — Anal. 7. 24. — Ebenfalls Weihnachtssequenz aus Martial (10. Jh.).

83 Epiphania Sa. Epiphaniam Domino canamus. — Ch. 5497. — Anal. 7. 37. Clément 20. Grad. de Rouen 31′. — Martialsequenz 10. Jh.

84 In die Pasche Sa. Fulgens preclara rutilans. — Ch. 6601. — Anal. 7. 44. Grad. de Rouen 107′. — Martial-Ostersequenz ersten Stiles.

86′ In die Ascensionis Sa. Rex omnipotens. — Ch. 17479. — B 159′. — Anal. 7. 72. — Grad. de Rouen 147′. — Frühe Himmelfahrtssequenz aus Martial.

88 Prosula Pentecosten. Sancti Spiritus adsit. — B 159′. Ch. 18557. — Dreves Jahrtausend I. S. 106. Grad. de Rouen 151′. Schubiger, Sängerschule von St. Gallen Nr. 23. — Eine der wenigen Notkersequenzen, die in das Martial-Repertoire eingedrungen sind. Notkers Verfasserschaft war schon im 12. Jh. in Frankreich bekannt (vgl. Bibl. lit. II. S. XXV: „Notgerus"); und doch deutet vielleicht der Melodietitel „Occidentana" auf alte, wenigstens musikalische Zusammenhänge mit dem Westen.

90 Prosula de Trinitate. Benedicta sit beata Trinitas deitas. — Ch. 2435. — Anal. 7. 96. Grad. de Rouen 161′. — Martialsequenz des 10. Jhs.

[10a]) Das berühmte Graduale von Rouen (Paris BN lat. 904) ist hier und weiterhin deshalb zitiert worden, weil seine Melodien in der schönen (anonymen) Faksimile-Ausgabe „La Graduel ... de Rouen", 1907, allgemein zugänglich sind.

Digitized by Google

91′ Alia de Trinitate. O alma trinitas. — Ch. 12646. — Anal. 7. 219. — Die Sequenz hat auch in Paris BN lat. 778 diesen irrigen, durch den Anfang veranlaßten Titel; sie ist in Wirklichkeit eine S. de communi unius Sancti. Älteste Martial-Epoche.

93′ S. Joh. Baptiste. Gaude caterva diei. — Ch. 6719. — Anal. 7. 147. Melodie von Fulgens preclara (nach Dreves); älteste Hs.: 11. s. ex.

96 Sa. Petri et Pauli. Gaude jocunda melos. — Chev. 10265 (6823). — B fol. 157′, C 53. — Anal. 7. 183. Grad. de R. 209′. — Martial 10. Jh.[11]).

97 S. Martialis. Valde lumen. — Ch. 21098. — Anal. 7. 161. — Auf St. Martial; 11. Jh.

100 De S. Maria Magdalena. Fulget dies preclara. — Ch. 6621. — Anal. 7. 159. — Unicum. Mel.: Fulgens preclara; Bau etwas nachlässig.

102′ Assumptio S. Marie. Aurea virga prime. — Ch. 1604 (16). — Anal. 7. 107. — Grad. de Rouen 218. — Bessere Lesart: A rea. Martial 11. Jh. Das Stück ist nach Dreves Bearbeitung der auch in ältesten Hss. stehenden Sequenz: Aureo flore prime.

104′ Ass. S. Marie. Alle celeste. — Ch. 801. — B fol. 158. Anal. 7. 98. — Grad. de Rouen 226. — Nach Dreves eigentlich: In nativitate S. Marie. Martial 10. Jh.

107 Prosa omnium Sanctorum. Ecce pulcra alleluia. Ch. 5167. — Anal. 7. 116. Grad. de Rouen 251. — Martial 10. Jh.

108′ Mitte der Seite. Incipiunt Kirris.
Clemens rector. Chev. 3393. — Anal. 47. 6. Auch in den Troparen von Montauriol (Nr. 3 der Ky-Tr.) und Winchester. — Martial 10. Jh. — Bau: ABA, CDC, EFE.

110 Alius (Ky.) Rex magne domine. Ch. 17469. — Anal. 47. 11[a]. Auch Montauriol (Nr. 5) und Winchester. — Martial 10. Jh. — Bau: ABA, CDC, EEFFG.

111 Kyr. Teoricam practicamque (Hs. patriquamque). Ch. 20417. — Anal. 47. 23. Auch Montauriol (Nr. 7) u. Winchester. — Wahrscheinlich im 11. Jh., aber nicht in Martial entstanden. — Bau: ABA, CDC, EFEEF.

112 Al. Kyr. Cunctipotens genitor. Ch. 4128. — B fol. 169 (später Nachtr.). Anal. 47. 4. — Montauriol (Nr. 11) und

[11]) Die gleiche Melodie hat nach Bannister (An. 40. S. 133) die Sequenz Clara cantemus (aus dem älteren Winchester-Tropar, 10. Jh.), wo der Titel der Sequela lautet: In omnem terram; gleichen Bau die Sequenz Voce consona (An. VII. 180).

Digitized by Google

Winchester. — Martial 11., England 10. Jh. — Bau: drei, drei und vier Hexameter.

113 Aliut. Orbis factor rex. Ch. 14227. — Auch in G (als Ky-Tr. in 2. Vesper): Bibl. lit. 5. 49. — Anal. 47. 7. — Franz. Hss. 11. Jh., St. Gallen (381) Anf. 11. Jh. Bau: AAA, BBB, CCC.

114 Kyrie rex seclorum. Ch. 17509. — Anal. 47. 40. — A einzige Martialhs., sonst noch Limoges 11. Jh. — Bau: AAA, BBB, AAA.

115′ Kyr. Pater cuncta qui gubernas. Ch. 14655. — Anal. 47. 10. — Noch Limoges 11. Jh. — Bau ansch.: AAA, BBB, CCD.[12]).

ib. Aliut (Ky.), rein liturgisch.

116 Aliut (Ky.), rein liturgisch.

116′ unten: Nachtrag von neuer Hand.
Dies recoliter annua. Ch. 36730. — Anal. 45[b] 55. — Mariae Himmelfahrt. — a b a b a b a b A C C A; die Melodie fehlt. 6 8 7 4 6 8 7 4 8 8 4 4

ib. Nachtrag. Virginis Marie laudes. Ch. 21659. — In G nach Messe, ante Primam. — Grad. de Rouen 228. Bibl. lit. 5. 33. — Mariensequenz des Übergangsstiles.

117 leer.

117′ ein rein liturgisches Agnus.

ib. bis 118 später Nachtrag ohne Noten: Alleluja gaude virgo, gaude Dei genitrix. — Fehlt ansch. Chev.

118′ leer.

Schluß des alten Heftes.

Die Handschrift B. N. lat. 3549.

Auch bei dieser Handschrift haben wir Nachrichten über ihren Zusammenhang mit der Geschichte des Klosters St. Martial. Im Jahre 1205 ließ Bernart Itier, der seit einem Jahre Bibliothekar des Klosters war, die Handschrift neu einbinden (s. fol. 1′). Bevor Bernart Armarius wurde, hatte er als Succentor, als den er sich selbst fol. 22 im J. 1198 bezeichnet, eine noch engere Beziehung zur Musikpflege Martials. Wahrscheinlich dürfen wir ihm dankbar dafür sein, daß er an den teils von ihm

[12]) Angaben über die Melodie in der aus Fontevrault stammenden Hs. Limoges Bibl. Communale 2 (17) 13./14. Jh., s. Bull. hist. et phil. du Comité des Trav. hist. et scient. Année 1887. S. 361. — Mel. nach St. Gallen 383 gedruckt von P. Wagner, Revue d'histoire et de critique musicales 1902, 295.

Digitized by Google

selbst geschriebenen jetzigen ersten Teil der Hs. den erheblich älteren musikalischen Teil anheftete.

Dieser uns hier allein interessierende Teil mit Noten geht von fol. 149 an und bildet den Schluß der ganzen Handschrift. Die Blattgröße ist 19 × 15 cm, der Schriftspiegel mißt 17 $^1/_2$ × 11 cm. Die Schrift ist jünger als 1150, aber älter als die erwähnten Eintragungen Itiers (1198 u. 1205). Die Noten stehen auf 3-4 eingeritzten Linien; sind zwei Stimmen vorhanden, so werden die beiden Systeme durch eine rote Linie getrennt. Über die Tonhöhe geben Schlüsselbuchstaben: c, f, auch g, Auskunft. Zuweilen sind die Notenlinien unsichtbar, vielleicht verschwunden, vielleicht gar nicht aufgezeichnet. Einen Terminus post quem für das Alter der Sammlung bildet das Auftreten einer Sequenz von Adam von St. Victor, der 1192 starb. Aber Adam muß sehr alt geworden sein; denn er trat schon 1131 ins Kloster ein. Anderseits bilden nach Fr. Ludwig die musikalischen Schöpfungen auch der jüngeren Martialhss. eine Vorstufe von den Werken des magister Leoninus, der anscheinend kurz nach 1150 an der Kathedrale von Paris schöpferisch wirkte. Hoffentlich wird die Bearbeitung der mehrstimmigen Martialmusik, die J. Handschin (Zs. f. Musikw. 11. 259) verspricht, Möglichkeiten genauerer Datierung bringen.

Die folgende Inhaltsübersicht bringt bei den auch in A enthaltenen Stücken außer der Hss.-Konkordanz keine bibliographischen Angaben.

Inhalt der Hs. 3549.

149 Veri solis radius. Chev. 21425. Auch in C 16′ und 54, D 5′ und London Brit. Mus. Add. 15722 fol. 49. — Anal. 20. 13. — Weihnachts-Conductus. — 7 a b a b a b. 6 Str., das Ganze 2st. — Reime zweisilbig.

150′ Per partum virginis. Chev. 14805. Auch C 64, D 4 und Oxford Bodl. Rawlinson 510 (s. Ludwig, Rep. 324). Anal. 20. 86. — Weihn.-Cond. — a a b c c b d′ d′ e f′ f′ e.
6 6 6 7 7 7
2 Str.; nach Str. II noch f′ e (wie beim Envoi). — 2st. durchk., einst. von Qui pro — bis — gloria.

151′ Viderunt Emanuel. Ch. 21547. C 68′ und F (als Graduale-Tr. in der Messe). Villetard 169 und Anal. 20. S. 225 nach E. — Ludwig 148 mit Übertragung nach B u. Anfang von C. — Tropus zum Weihnachts-Graduale: Viderunt omnes fines terre salutare Dei nostri. — 2st. — 7 a b a b n c n c
α α β β

152 Primus homo corruit. Ch. 31876. — D fol. 7′. — Anal. 20. 153. — Cond. nat. — 7 a b a b; so Str. I-IV, durchgereimt,

Digitized by Google

u. VII; Str. V-VI: 7 c c c d. 2st., durchkomponiert. Str. 4 u. 5 einst.

153 Senescente mundano filio. A 52′. — Hier 2st.

153′ Nuptialis hodie. Ch. 30177. Weihn.-Cond., nur 1 Str. („Cura prelatorum — Preparet fercula"..). Anal. 20. S. 20. — a b′ a b′ c c d′ e e d′; 2st.
7 5 6 5 6

154 Omnis curet homo. A 59′, C 26′ u. 79′, D 2′. — Hier teils 2st.; Unterstimme identisch mit A.

154′ Rex Salomon fecit templa. Ch. 17511. C 57′. — Sequenz des Adam von St. Victor. — Aubry-Misset, Les Proses d'Adam de St. Victor, 1900, Nr. 24. Hier 2st.

156 Arce siderea. Chev. 23102. C 29 u. 61. Anal. 39. 85. — Sequenz, hier 2st. — De omnibus sanctis.

157 Inviolata Maria. Ch. 9096. C 81′. — Dom Pothier in Rev. du Chant grégorien VI. 192. — Sequenz, hier 2st.

157′ Laude jocunda melos. A 96, C 53. 2st. Nur 3 Doppelversikel (Seitenschluß).

158 Alle celeste. A 104′. Hier 2st.

158′ Victime paschali. Chev. 21505. Graduel de Rouen 121′. — Die berühmte deutsche Ostersequenz. Hier 2st.

ib. Christo inclita. Chev. 3152. Anal. 7. 118. Grad. de Rouen 225′. Frühe Martial-Sequenz; 2st.

159′ Rex omnipotens die. Teils 2st. A 86′.

ib. Sancti spiritus adsit. A. 88. C 46′. Bekannte Pfingstsequenz.

160 Adsit Johannis Baptiste sollemnis noster chorus. 2st. Fehlt Chev.

160′ Summe pater summum. Chev. 19695. C 33. Anal. 47. 50 (nur C genannt), Kyrie-Tropus. Bau: A A A B B B C C C. Einstimmig.

161 Kyrie fons bonitatis. Chev. 6429. — C 33′. — Anal. 47. 5. Grad. de R. 30. Auch im Winchester-Tropar. — Die Heimat dieses in ganz Europa verbreiteten Kyrie-Tropus scheint nach den Quellen Nordfrankreich gewesen zu sein. Die Melodie kam untextiert nach Blume (Einl. zu An. 47) schon im 10. Jh. vor. — Bau: A A A B B B C C C. — Einstimmig.

162 Qui Deus es vere (Sanctus). A 73′. Einstimmig.

162′ Sanctus omniparens fons luminis. Fehlt Chev. u. Analecta. Einst. Sanctus-Tropus.

163 (Sanctus) fons vivus vite. Chev. 6453. — C 89′, D 14. — An. 47. 258 (nur nach C). Leoninische Hexameter. Einstimmig.

Digitized by Google

163′ (Sanctus) Cuncta creans genitor. Chev. 36526. Anal. 47. 281; Blume gibt nur Par. B. N. lat. 778 an. 1st. Sanctus-Tropus.

164 Nomen a solemnibus. Ch. 12071. C 41. Anal. 21. 233. Carmina Burana Ausg. Hilka-Schumann Bd. I. S. 104. — Conductus (bzw. Versus), von Mönchen des Klosters Sollemniacum am Jahrestage der Einnahme von Jerusalem gesungen. Ein Mönch, der, schuldig geworden, sich selbst entmannt hat, wird ausdrücklich von der Feier ausgeschlossen. — n a (α)

n a n a n a n a n′ b n′ b n′ b C C C C C C C C. Die
7 7 7 7 5 6 7 7 7 8 7 8
α α α α β β β γ γ γ γ γ γ γ γ

γ-Zeilen sind bei verschiedener Länge alle melodisch sehr ähnlich. 1st.

165 Ex Ade vitio. A 35, C 19′, F. Gleiche, 1st. Melodie wie in A.

165′ Novum festum celebremus. Ch. 12263. C 40′. Anal. 21. 114. Conductus auf Maria Magdalena, verfaßt zu einer Zeit, als deren Fest neu in den Cyclus der Klosterfeste aufgenommen wurde: „Novum festum". a′ a′ b′ b′ (7). 1st.
α β γ δ

ib. In ecclesia. Ch. 28018. Anal. 20. 247. Weihnachtsconductus. Das Lied zerfällt, formal betrachtet, in zwei Abschnitte. Der erste besteht aus drei Strophen von dem Bau a b a b; Coblas capcaudadas. Der zweite ist gebaut
5 5 7
c′ c′ c′ c′ c′ c′ c′ c′ c′; das Ganze durchkomponiert; einst.

166 Cedit tempus hiemale. Chev. 24322. Anal. 20. 125. Weihnachtsconductus. — n′ a n′ a; Vers 3 der zweiten Str. ist
7 7
wohl zu korrigieren: Jamque gaudeat juventus. — Das Ganze ist durchkomponiert; die beiden letzten der vier Strophen haben gleiche Melodie und Refrain. Über die Bedeutung des Stückes für die Geschichte der mehrstimmigen Musik vgl. Handschin, Über den Ursprung der Motette (in Bericht über den musikw. Kongreß in Basel 1924) S. 193.

166′ Stirps Jesse florigeram. A 60′. Das Stück hat, wie das vorige, als Begleitstimme ein „Benedicamus Domino". Vgl. dazu Handschin, l. c. 191.

167′ Neue, kleinere Schrift, ähnlich wie die in A.
Virginis in gremio. Chev. 21682. C 35′. Anal. 21. S. 187

Digitized by Google

(nur B erwähnt). Inhalt auf Weihnachten bezüglich. Form: freie Anwendung des Sequenzenprinzips. — a b′ a b′ a b′

7 6 7 6 7 6

α α β

c c c d′ d′ d′ d′ d′ e e e e e f f f f g′ g′ h h h

8 8 8 4 4 6 6 6 12 12 4 4 12 5 5 7 7 7 7 11 11 11

γ γ γ δ δ δ′ δ′ δ′ ε ε ζ ε′ η η′ ϑ ϑ ι ϰ ϰ ϰ

e e i i i k′ i i i k′ k′.

6 6 4 4 4 6 4 4 4 6 6

λ λ μ ν π ν ν

ib. Plebs Domini hac die. Ch. 15083. C 39′. Anal. 20. 149. Weihnachten. — Das Lied kennzeichnet sich durch den Schluß deutlich als Conductus: „Jam lectio legatur". — a b′ a b′ a b′ c c c d′ E E F′ F′. Der Reim d′ wird

4 2 4 2 4 2 4 2 8 8 6 6

α α β γ δ

in je 2 Strophen gebunden; sonst Reimwechsel. Formal steht das Stück auf einer sehr fortgeschrittenen Stufe. — Mel. 1st. = C.

168 O mores perditos. Ch. 30745. Zwei weitere Hss. s. Gött. gel. Nachr. 1908. 464 (J. Werner)[13]). — Anal. 21. 179. Inhaltlich vertritt das Stück die Gattung des sonst dem Martial-Repertoire fremden Rügeliedes. — a a a a.

12 12 12 12

ib. Orienti oriens. Ch. 14279. — C 77. D 17′. Anal. 45[b]. 37. — Auf Hl. Drei Könige bezüglich. 1 Str. ohne Melodie. Platz für 2 Stimmen.

168′ Nachtrag. (Sanctus) Tempora disponens. Fehlt Chevalier. — Sanctus-Tr.

169 Später Nachtrag. Cunctipotens genitor. A 112 (Ky.-Tr.).

169′ Nachträge ohne Bedeutung. — Schluß der Handschrift.

Die Handschrift B. N. lat. 3719.

Dem Umfange an Stücken, der Bedeutung und wohl auch teilweise der Entstehungszeit nach steht diese Handschrift zwischen den beiden vorigen. Auch mit ihrer Geschichte ist der öfter genannte Martial-Bibliothekar Bernart Itier in Beziehung zu bringen. Er hat nach Duplès-Agier Teile von ihr verfaßt und Teile geschrieben; auf 115′ schreibt er: Hec scripsi anno 1210. Diesmal hat er (denn wir dürfen vielleicht auch hier ihm das Einbinden der Hs. zuschreiben) den musikalischen Teil zwischen andere eingeschoben. Er reicht von fol. 15 bis 100; die

[13]) Über eine weitere Hs. s. Fr. Ludwig, Arch. f. Musikw. 1905, 302. Anm.

Digitized by Google

einzelnen Lagen: 15-22, 23-32, 33-44, 45-89, 89-100 sind von verschiedenen Händen zu verschiedenen Zeiten geschrieben. Auch in den einzelnen Lagen treten verschiedene Schriften auf. Eine Untersuchung der Melodien wird vielleicht größere Klarheit schaffen. Ein selbständiges Entstehen einzelner Teile geht auch daraus hervor, daß einige Stücke in mehreren Lagen auftreten. Am ältesten sind die beiden ersten Lagen; die zweite zeigt von allen die größte Ähnlichkeit mit der Schrift von A. Die Ausführung zeigt teilweise geringere Sorgfalt. Für das Alter der ganzen Sammlung gelten auch hier die oben für B gezogenen Grenzen. Im ältesten (2.) Faszikel fehlt Adam von St. Victor; aber eine Sequenz, „Alto corde . . .“ auf fol. 25, metrisch ganz wie ein Strophenlied aussehend, gehört entschieden in die spätere, hauptsächlich von dem großen Augustiner vertretene Periode; allerdings wird durch das bekannte „Verbum bonum et suave“ die Existenz von Strophensequenzen Adamscher Bauart (a a a b a a a b) schon im 11. Jh. nachgewiesen. Blatt: $10 \times 15{,}5$, Spiegel: 9×13.

Inhalt der Hs. 3719.

15 Ut propheta docuit. Ch. 21032; ist 3. Str. von Ch. 17338. — Anal. 45[b]. 11. — A fol. 51′, G (Farsumen in 4. Lektion der 2. Nokturn).

15′ Schreibübungen später Hand. (Vellus rore celesti. — Summum festum cum summo gaudio.)

16 Salvatoris in natalito. Fehlt Ch. u. Anal. — 2st.

16′ Veri solis radius. Ch. 21425. B 149. D 5′. Lo. Br. M. Add. 15722, 49. Der Anfang ist unnotiert, bei freigelassenem Raum. Die 2st. Melodie setzt in Str. VII fol. 17′ mit „Jericho . . .“ ein. Steht auch im 4. Notenfaszikel der Handschrift (fol. 54).

19 Homo gaude. Ch. 7973. Anal. 20. 159. Weihnachten. Der Conductuscharakter geht aus den letzten Versen: Ergo lege, dic de rege, lector, testimonia hervor. a′ a′ b c′ c′ b d′ d′ b. zweistimmig. (8 8 7 8 7 8 7)

19′ Ex Ade vitio. A 35, B 165. Hier ohne Melodie, aber Raum für Noten frei gelassen.

21 leer.

21′ Mundus ovans repletur gaudio. Ch. 11816. Gautier 172. 2st. Benedicamus-Tropus. 10 a a a b b b b b a a a. Ende: Domino.

22′ Omnis saltus Libani. Ch. 31300. Anal. 21. 87. Conductus auf Kirchweihfest. n a′ n a′ n a′ n a′ n a′. 5 Str. durchgereimt; öfters reimt n. (7 6)

Digitized by Google

23 Neue Lage. Ex ungue primo teneram. Ch. 37211. unediert? Weltlich, einst. durchkomponiert. — Letzter Teil der Seite unleserlich. Vgl. unten fol. 37′. — Sequenzenform.

23′ Sementivam redivivam. 2. Str. von De terre gremio (s. u. fol. 36).

ib. Nachtrag von neuer Hand.
Sancto Dei Nicolao. Ch. 18591. Anal. 21. 120. Conductus de S. Nicolao. n′ a n′ a n′ a (7). 1st. α β α β γ δ.

Vor 24 ist eine Lücke.

24 beginnt mitten in Ex Ade vitio: . . . filium humilium. einstimmig.

ib. Cantu miro summa laude. Ch. 24268. — D 12′. — Anal. 21. 125. Auch in Cambr. Un. L. Ff. I. 17 erhalten. Diese Fassung phototypisch ediert von H. G. Wooldridge, Early English Harmony 1897; Näheres s. bei Ludwig Rep. 328 u. Arch. f. Musikw. 5. 190. Auf St. Nicolaus. Nach dem letzten Vers: „Benedicat" wohl Ben.-Tr. — a′ b′ a′ b′ c′ d′ e′ d′ e′ c′. Einstimmig.
8 8 8 8 8 8 8

25 Alto corde gaudeamus. Ch. 955. Anal. 21. 115. Strophensequenz auf S. Maria Magdalena. Einst., nur die ersten Halbversikel notiert.

26 Virginis filium. („Prosula"). Ch. 21681. Gautier 167. Sequenz auf St. Benignus. a a a a b b c c d′. 1 st.
12 12 12 5
α α β β γ γ δ δ ε

26′ Omnis curet homo. A 59′, B 154, D 2′ und unten nochmals fol. 79′. — einst.

ib. Una trium deitas. Ch. 34203. Anal. 21. 3. Cond. de S. Trinitate. a b a b a b C C C (7).

27 Fulget dies celebris. Ch. 26836. Anal. 20. 50. Weihnachtsconductus. Einst. Melodie nur zu Str. I. n a′ n a′ a′ a′ a′ a′
7 5 5
α α β β

b b a′ c c c.
4 4 6 4 4 8
γ γ β/2 δ δ

27′ Gaudia debita. D fol. 10. Ch. 27302. unediert. Ben.-Tropus.

28 Gaude Dei genitrix virgo. Ch. 6757.

28′ Jove cum Mercurio geminos tenente. Fehlt Ch. — Carm. Burana 61 (Schmeller S. 151), Str. 9 ff. — Inhalt weltlich. n a′ n a′ n a′. 1 st.
7 5

29 Arce siderea occurrens. B 156 u. unten fol. 61.

Digitized by Google

30 Noster cetus psallat letus. A 61, D 3. 1st.

31 Sanctus ... Te cuncti laudant. Ch. 20068. An. 47. 260. Sanctus-Tropus. 4 leonin. Hexameter. 1st. Unicum?

31′ Omnia qui libras. Ch. 14079. Anal. 47. 261. Sanctus-Tropus. Leon. Hex. 1st. Anscheinend C älteste Quelle.

32′ Noster cetus iste letus. Ch. 12256. Unediert? Nach Ch. Ben.-Tropus für Weihnachten. 1st. Mel. zur ersten Str.

33 Neue Lage.
Summe pater. B 160′. (Ky.-Tr.) 1st.

33′ Kyrie fons bonitatis. B 161 (auf Vor. folgend). Ky.-Tr.

34′ Clara sonent organa. Ch. 24633. An. 20. 127. Ist Str. II ff. von Flore vernans gratie (Ch. 6378), tritt aber auch in G selbständig als Tropus post Introitum Missae auf. Näheres s. unten fol. 78.

35′ Virginis in gremio. B 167′. 1st.

36 De terre gremio. Ch. 25296. Du Méril II. 232. Auch Oxf. Bodl. A 44. 71. Liebeslied in Sequenzenbau. Vgl. ob. fol. 23′. 1st.

37′ Ex ungue primo teneram. Vgl. ob. fol. 23. 1st.

38′ Uterus hodie. Ch. 21085. Anal. 20. 112. Conductus für die Weihnachtszeit. n a n a n a B. Einst. Melodie zur ersten

$$\underbrace{\overset{6}{n}\ \overset{6}{a}}_{\alpha}\ \underbrace{n\ a}_{\alpha}\ \underbrace{n\ a}_{\beta}\ \overset{7}{B}\ \gamma$$

Strophe.

ib. Mira dies oritur. Ch. 11556. Anal. 20. 142. Weihnachts-Conductus. a a a′ a a b b c; a′ reimt schwach mit a, z. B. miramur: agitur; c kehrt wieder. 1st. Melodie zur ersten Strophe. Bau: $\alpha\beta\gamma$ etc.

39′ Plebs Domini. B 167′. einst.

40 Ecce letantur omnia. Ch. 25896. Du Méril II. 234. Weltlich. (Liebeslied.) 8 a a a b a b. (einmal Schluß ... n b).
$\alpha\ \beta\ \gamma\ \delta\ \varepsilon\ \zeta$
einst.

40′ Novum festum celebremus. B 165′. Hier 2st.

41 Neue Lage: Nisi fallor. Fehlt Ch.; unediert? Weltlich. Einst. Mel. zur 1. Str.

ib. Nomen a sollemnibus. B 164. 1st.

42 De ramis cadunt folia. Du Méril II. 235. Liebeslied. Melodie bei Gastoué, Les Primitifs de la Musique française, 23. a b a b a b.
8 8 8 4 8 4
$\alpha\ \beta\ \gamma\ \delta\ \varepsilon\ \zeta$

Digitized by Google

42′ Nata est hodie. Ch. 11864. Anal. 20. 237. Conductus auf Mariae Geburt. a a b′ a a b′ c b′ c b′ n b′. 1st.
8 8 8 8 4 6 7 6 7 6 7 6

43 Lilium floruit. Ch. 10630. Anal. 20. 35. Du Méril II. 50. Weihnachtsconductus. n a n a n a B B C C D D E E E.
6 6 6 6 6 6 7 7 7 7 8 8 8 8 8
1st. Melodie ($\alpha\beta\gamma\ldots$) zu Str. I.

43′ Ad infantum. Ch. 22384. Anal. 21. 103. Conductus de Innocentibus. a′ a′ b c′ c′ b D′ D′ E′ E′ F′ F′ B. 1st.
8 8 7 8 8 7 8 8 8 8 8 8 7
Melodie ($\alpha\beta\gamma\ldots$) zur ersten Strophe.

ib. Natus est rex de virgine Maria. Ch. 11909. Anal 45^{b}. 6. Weihnachtsconductus. a′ a′ a′ (a′) b b b b b b B B B B
10 6 4 4
B B B B C DDDDDDDD C. Melodie, 1st. ($\alpha\beta\gamma\ldots$) nur
5 4 5
zu Str. I.

44′ Sion gaude, duc choreas. Ch. 19031. Anal. 21. 37. Auch in Reims 743, unmittelbar hinter „Exultantes in partu virginis" (A fol. 52′). Osterlied. n′ a n′ a n′ a n′ a; in Str. III
7 7
(wohl später angehängt) zerfällt n′ in b′ b′.
7 8 8

45 neue Lage. (Hand bleibt gleich bis 83 r^{0}).
Virga Jesse floruit. Ch. 21611. Gautier 173. Benedicamus-Tropus, anscheinend für Weihnachten. a a a a b b
7 7
b b C; Ende: Ben. Domino. 2st.
8

46 2st. Benedicamus ohne Tropus.

46′ Sancti Spiritus adsit. A 88. B 159′. Hier 2st.

47′ S. Marie. Preconia virginis laudum. Chev. 15267. Sequenz, zweistimmig.

49 Alma corus Domini nunc. Ch. 822. Anal. 53. S. 152. Sequenz der Pfingstwoche. Graduel de Rouen 156. Verfasser Notker? 2st.

50 Prome casta concio. Ch. 15602. Anal. 7. 47. Grad. de Rouen 110. Sequenz der Osterwoche. 2st.

53 S. Petri. Laude jocunda melos. A 96. B 157′. 2st.

54 Veri solis radius. B 149, ob. 16′, D 5′, Lo. Br. M. Add. 15722, 49. — 2st.

57′ Rex Salamon fecit templa. B 154′. 2 st.

61 Arce siderea. B 156 (auch hier auf das vor. Stück folgend) und oben fol. 29. Hier 2st.

64 Per partum virginis. B 150′, D 4 und Oxf. Bodl. Rawl. 510. — zweistimmig.

Digitized by Google

67′ Lux refulget de supernis edita. Chev. 10878. D 8′. Unediert? — Conductus für Weihnachten. 2st.

68′ Viderunt Emanuel. Ch. 21547, B 151 und E. 2st.

70 Benedicamus (2st.) Humane prolis (1st.). Ch. 27820. Ben.-Tr. — Anfang in Übertragung Ludwig 148.

71 Benedicamus (2st.) Nube carnis majestatis (teils 2-, teils 1st.). Ch. 12411. Unediert? Ben.-Tr.

72 Hec est dies sacrata. Einst.

73 Mater dei salus rei. Ben.-Tr. — Zweist.

75 Per omnia tenens imperio. Ch. 14804. D 10′. Gautier 172. Benedicamus-Tropus, ganz 2st. 10 a a a a a a a a a a. Endet: Domino.

77 Orienti oriens. B 168, D 17′. Hier 3 Str., Mel. 2st. zu Str. I.

77′ Jus nature consumitur. Ch. 9902. Anal. 45^{b}. 12. Inhalt auf Weihnachten bezüglich; Ende: .. gratia. Es ist ungewiß, ob hier ein Conductus oder ein Deo gratias-Tropus vorliegt. 2st. Melodie zur 1. Str.

78 Flore vernans gratie. Ch. 6378. Anal. 20. 154. Du Méril II. 49. Die 2st. Melodie geht bis zur Mitte der 2. Str.: ... resonante. Die 2. Str. beginnt: Clara sonent organa und steht mit dem Rest als selbständiges Lied in G, als Tropus post Introitum Missae, und oben fol. 34′ einstimmig. Es scheint, als ob die 1. Str. nachträglich angefügt wäre; die 2. Str. bildet eine gute Einleitung. — a a b′ c c b′. Der Reim a (7 6 7 6) assoniert von Str. II bis zum Schluß.

78′ Vellus rore celesti maduit. Ch. 21141. oben 15′, D 9′ und G (Farsumen in der Matutin). Bibl. lit. V. 20. Bau nach G: a a b b c (c = Gaudeamus). Zweist. (10 10)

79′ Omnis curet homo. A 59′, B 154, oben fol. 26′ und D 2′. Hier 2st.

81′ Inviolata Maria. B 157. 2st.

83 Vetus error abiit. Ch. 21461. Anal. 20. 66. Inhalt auf Weihnachten bezüglich. Das Lied hat den bei Kyrie-Tropen oft auftretenden Bau: A A A B B B C C C, stellt aber wohl, in Verbindung mit dem folgenden Stück, eine freie Anwendung dieses Prinzeps innerhalb der Conductus-Gattung dar. Str. I: a a b^{v} c^{v} dreimal; Mel. nur zum ersten Teil. (7 7 7 6; α α β γ)
Im Text von Dreves lies Vers 5 lex exiit. Str. II: d d d e (4 4 4 4; δ δ δ ε)

Digitized by Google

dreimal; bei Dreves erg. nach Vers 3 Fert Gabriel; streiche Vers 7. Auch hier steht nur zu dem ersten der drei gleichen Abschnitte die Melodie. Str. III: f′ f′ dreimal. Notierung wie bei den beiden ersten Strophen. Das Ganze einstimmig.

83′ Impleta sunt omnia. Ch. 8508. Unediert? In Bau und Notation ähnlich dem vorigen Stück; teils zwei, teils drei Parallelglieder. Zur Auffüllung eines Gliedes stehen einmal die Silben va va va va va. 1st.

84′ Agnus . . . auctor boni. Ch. 35382. Anal. 47. 424. Agnus-Tr. 1st.

ib. Agnus . . . splendor patris. Ch. 19365. Anal. 47. 422. Auch im Winchester-Tropar; in Martial-Hss. sonst nicht von Dreves verzeichnet. 1st.

85 (Sanctus) Ex quo sunt omnia. Ch. 26279. Anal. 47. 289. 1st. Hierauf folgt ohne Absatz der Hosanna-Tropus: Coelum terra pontus aer. Ch. 24797. Anal. 47. 355. Bau sequenzenartig in 6 Doppelversikeln.

86′ (Sanctus) Deum patrem sine. Ch. 4409. Anal. 47. 307. Zehnsilbner.

87 Nachtrag später Hand: Jocus et letitia. Fehlt Ch. Ohne Melodie, aber Raum für Noten. Der Inhalt bezieht sich auf den Tod der Dulcia, die von den Klerikern betrauert wird. Es handelt sich wohl um die Dulcia Relieira, die nach Duplès-Agier in einem Obituarium der Hs. 1139 fol. 21-27 vorkommt, das die Namen von Stiftern enthält. Die Liste ist v. J. 1226; Dulcia kann aber schon lange tot sein.

ib. Nachtrag von anderer Hand. Plures vidi margaritas. Ohne Mel., aber Raum für Noten. Weltliches Lied.

88 Neue Hand. Sic mea fata canenda solor. Auch Carmina Burana fol. 82 und München Clm. 4603. Du Méril II. 237 (nach C) u. Schmeller, Carm. Burana S. 229. Die Carm. Bur. haben eine Strophe mehr als C, die ich für zugedichtet halte; sie macht sprachlich und rhythmisch im Verhältnis zum Anfang des Liedes einen ungewandten Eindruck. Bau in C (der von C. B. etwas abweicht):

a	a	a	a	b′	b′	b′	a	a	a	a	a.
10				4	5	5	5	10	4	4	10
α	α	α	α	β	β	γ	δ	α	ε	ε	ζ	α

Melodie 1st. auf drei geritzten Linien mit F-Schlüssel.

88′ (Sanctus) Pater ingenite. Ch. 14663. Anal. 47. 308. 1st.

89′ (Sanctus) Fons vivus vite. B 163, D 14.

ib. andere Hand. Mundo salus gratie. Ch. 11800. Unediert. 2st. Ben.-Tr.

Digitized by Google

91 Cytheree ... weltl. Text; 7 Zeilen ohne Melodie.

ib. Verbum patris humanatur. Ch. 21376. An. 20. 121. 2st. Cond. nat. mit Refrain. Auch Cambr. Un. Libr. Ff I 17 (s. Facs. bei Wooldridge, Early English Harmony 1897, pl. 28) und München Univ. Bibl. 156 (aus Mosburg), 3st. — (Mel. An. 20 S. 254).

91′-92′ unnotierte Hexameter.

93 Neue Lage. Bis 99 liturgischer Inhalt. (Marienofficium; einst.)

99′ Salve regina. Ch. 18147. Anal. 50. S. 318. Graduel de Rouen 163. Die bekannte Antiphon des Herimannus Contractus. 1st.

100 O Maria mater pia maris stella. Ch. 30666 (? — hier virgo pia). Anal. 32. S. 156 (?). 1st., durchkomponiert.

Schluß des notierten Teiles.

Die Handschrift London Brit. Mus. Additional 36881.

Angaben über diese Handschrift, die ich nicht persönlich gesehen habe, macht A. Hughes-Hughes an der schon zitierten Stelle (Cat. of Ms. of Mus. in the British Museum Bd. I 1906 S. 240). Die Herkunft aus Martial scheint der Verfasser erst nachträglich bemerkt zu haben; denn er weist erst in einem Nachtrag (S. XXVI) darauf hin. Allerdings macht Hughes-Hughes schon in der Aufzählung der Stücke einige Angaben über die Konkordanz mit C, die wir hier vervollständigen. Die Hs. besteht nach dem Catal. aus 28 Blättern; die Notation ist meist zweistimmig, auf vier Linien, mit C-, F- oder G-Schlüssel. Sie enthält in fünf Gruppen folgende Stücke[14]):

I. Gruppe (1-13 zweist.).

Nr. 1. Fol. 1. Per letalis pomi pastum.
„ 2. „ 2′. Omnis curet homo. A 59′. B 164. C 26′.
„ 3. „ 3. Noster cetus psallat letus. A 61. C 30.
„ 4. „ 4. Per partum virginis. B 150′. C 64. Bodl. Rawl. 510.
„ 5. „ 5′. Veri solis radius. B 149. C 16′ u. 54. Br. M. Add. 15722, 49.
„ 6. „ 7′. (O) Primus homo corruit. B 152.
„ 7. „ 8′. Lux refulget de supernis. C 67′.
„ 8. „ 9′. Vellus rore celesti maduit. C 78′.
„ 8a. „ 10. Gaudia debita temporis orbita. C 27′.

[14]) Die Stücke 8a und entsprechende fehlen in der Liste; ich verdanke sie einer freundlichen Mitteilung von Fr. Ludwig.

Digitized by Google

Nr. 9. Fol. 10′. Rex omnia tenens imperio. C 75.
„ 10. „ 11. Dulci dignum melodia.
„ 11. „ 12. Congaudet hodie celestis curia.
„ 12. „ 12. Patris ingeniti filius. A 59.
„ 13. „ 12′. Cantu miro summa laude. C 24.
„ 14. „ 13′. Prima mundi seducta subole. A 58′.
„ 15. „ 13′. Catholicorum concio. A 44′.
„ 16. „ 13′. Gregis pastor Titirus. (Nach sp. Qu. An. 20. 133.)
„ 16ª. „ 14. Sanctus qui deus est vere. A 73′. B 162.
„ 17. „ 14. Sanctus fons vivus. B 163. C 89′.
„ 17ª. „ 15. Sanctus cuncta creans geniti. B 163′.

II. Gruppe (1 st.).

„ 18. „ 15. Clangat hodie vox nostra melorum. Englischer Sa.-Tr. (An. 40. 132.)
„ 18ª. „ 15. Sicut gramen floridum.
„ 19. „ 15′. Sollempnia presentia.
„ 19ª. „ 16′. Festa dies hodie colitur.
„ 20. „ 16′. Ave mater salvatoris
Nostri terminus doloris.
„ 21. „ 16′. Virga Jesse floruit
Virgo Deum genuit. } Ähnl. Anfang C 45 u. ein Stück in Limoges, Bibl. Comm. 2 (17), fol. 254.

III. Gruppe (nach Lücke).

„ 22. „ 17. (Decorata tribus miraculis.) Anal. 40. 9: Epiphanie-Sequenz, älteste Quelle ein Tropar aus Limoges (B. N. lat. 903); beginnt hier mit dem Halbversikel I b: Hanc prophete priscis.
„ 23. „ 17′. Orienti oriens. B 168. C 77.
„ 24. „ 18′. Delictis hominis.
„ 25. „ 19′. De monte lapis scinditur.[15])
„ 26. „ 20′. Chorus noster recolat
sancti veri festum.
„ 27. „ 21′. Res jocosa,
Quod hec rosa.
„ 28. „ 22′. Ad honores sempiterni regis.

IV. Gruppe (1 st.).

„ 29. „ 23. Regi nato gloria.
„ 29ª. „ 23. Letetur orbis (Refr.: Fulget dies ista). } ohne
„ 29ᵇ. „ 23′. Dum annua recolitur dies redempcionis. } Mel.

[15]) Nach Hughes-Hughes nicht identisch mit dem Stück gleichen Anfangs aus dem Notre-Dame-Repertoire.

Digitized by Google

Nr. 30. Fol. 23′. Gaudet chorus celestis hodie
Nobis Christo nato de virgine.
„ 31. „ 24. (Benedicamus) Angelus sedens ad sepulcrum. A 62.
„ 32. „ 24. Eya pueri, voce precelsa benedicamus
regi magno olim nato domino.

V. Gruppe (neue Hand).

„ 33. „ 25. Planctus ante nescia. Marienklage, verf. von Gottfried von Breteuil (gest. 1196). Anal. 20. 199, weitere Quellen s. Chev.

Duisburg. **H. Spanke.**

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

Digitized by Google

Le traitement du W germanique en normand.

Dans un article récent, intitulé „Notes on Germanic initial W in French and in the French Dialects [1])", M. Paul Barbier traite d'un certain nombre de mots français qu'il fait remonter à des mots germaniques en W initial. Bien que cet article relève essentiellement du domaine des études sur le vocabulaire, l'auteur, à en juger d'après le titre de son article, a voulu, en même temps, jeter quelque lumière sur l'évolution du W germanique à travers les parlers français. Mais c'est plutôt en marge de son article et sous forme de commentaire ou d'appui à ses conclusions sur l'histoire des mots traités que M. Barbier nous communique ses observations sur la phonétique.

M. Barbier constate que, si un mot normand d'origine germanique commence par un *v*, ce *v* provient d'un W germanique [2]). Cela s'entend. Mais lorsqu'il parle du fr. *vadel* „manche d'un guipon ou d'une brosse à goudron" < moyen francique wadel „soufflets, goupillon", M. Barbier dit que le *v* initial du mot français nous porte à croire qu'il serait entré dans la langue commune par l'intermédiaire du normand [3]). Un peu plus loin, M. Barbier s'exprime d'une manière plus générale sur le traitement du W germanique en normand. Il y dit que les formes germaniques commençant par WR- semblent régulièrement aboutir en normand à des formes en *ver-, var-* [4]). Cette dernière affirmation a dû choquer plus d'un romaniste: on a généralement admis jusqu'ici que le W germanique, resté *w* ou devenu *v* en lorrain, en wallon et en picard [5]), a subi en normand le même traitement qu'en francien [6]). Et voilà que le domaine qui a connu

---

[1]) Voir la présente revue, vol. LIII, p. 1 et suiv.

[2]) Voir *o. c.*, p. 11: „In Norman, if a word be of Germanic origin, an initial V points to a Germanic W."

[3]) Voir *o. c.*, p. 1.

[4]) Voir *o. c.*, p. 22: „Such an examination as is at present possible with the limited knowledge at our disposal of words used in France and going back to Germanic forms with initial WR-, suggests that they present ... *Ver-, Var-,* in Norman ..."

[5]) Le *v* est attesté sur les cartes de l'ALF en de nombreux points situés sur la limite entre le domaine du *g* et celui du *w*.

[6]) Ce qui vous choque vraiment, c'est que M. Barbier semble considérer la chose comme un fait bien connu, alors que cette loi phonétique n'a pas encore eu sa démonstration. Son étude est en effet basée

Digitized by Google

l'évolution W > *gu* serait de beaucoup moins étendu qu'on ne l'avait cru! Mais en y réfléchissant, on s'est aperçu que les observations de M. Barbier sur le traitement du W ne nous ont rien appris de nouveau. L'auteur ne nous a pas dit à quelle couche appartiennent les mots dont il s'agit [7]). Il va de soi, s'est-on dit, qu'ils proviennent d'une couche tardive; que dans les mots germaniques en W-, empruntés par les parlers français après le passage de *w* à *v* en germanique continental et après l'évolution *w* > *gu* en francien et en normand, ce *v* germanique, écrit W, a forcément été rendu par un *v* français.

Or, les observations de M. Barbier sont d'une portée bien plus grande. En faisant sur le bas-normand des études dont la publication a été retardée par des circonstances involontaires, nous avons observé, il y a plusieurs années déjà, que le normand possède un *v* pour le W germanique même dans des mots qui appartiennent à la couche la plus ancienne. Nous essayerons de donner dans les pages qui suivent la démonstration de cette loi phonétique.

Témoignage des parlers normands actuels.

Nous écarterons pour le moment les quelques mots normands en *v-* qui sont sûrement d'origine scandinave [8]). Mais les mots normands en *v-* qui appartiennent sans contredit à la couche germanique la plus ancienne sont très rares. Il nous a semblé bon d'écarter *vaule* „gaule, longue perche [9])", dont l'histoire est assez obscure. Il en est de même de *varende, varenne* „garenne" [10]),

---

là-dessus. M. Barbier lui-même n'aurait pas pu fournir cette démonstration en se basant uniquement sur les mots qu'embrasse son étude, si intéressante d'ailleurs. Plusieurs d'entre ces mots sont suspects d'appartenir à des couches tardives. Pour les autres, il est impossible de dire à quelle époque ils ont été empruntés.

[7]) C'est-là une grave erreur de méthode. On ne peut pas se dispenser de tenir compte des différents états de langue lorsqu'on traite d'une question qui a rapport à l'histoire d'un vocabulaire.

[8]) Nous y reviendrons plus loin.

[9]) *Vaule* (Métivier, Fleury, Gloss. jers., Du Méril, Du Bois, Joret Bess., Moisy), *valot, valop* (de Beaucoudrey, Du Bois, Moisy), *valette* (Du Bois, Moisy), *vaulot* (Du Bois, Moisy), *vauler* „gauler, faire tomber avec une gaule les fruits d'un arbre" (Moisy), *valoter* même sens (Moisy), *vauloter* même sens (Moisy, Du Bois).

[10]) *varende* (Métivier); le mot se trouve conservé dans un très grand nombre de noms de lieu; Calvados: *La Varende* (hameaux, communes de Clécy, arr. de Falaise, de Saint-Lambert, arr. de Falaise, de Saint-Vigor-des-Mézerets, arr. de Vire), *La Varenne* (hameau, commune de Bellou, arr. de Lisieux; hameau et moulin commune du Mesnil-Simon, arr. de Lisieux); Eure: *La Varende* (hameau de Morainville-près-Lieurey, arr. de Pont-Audemer). *La Varenne* (bois à Bosbénard-Commin, arr. de Pont-Audemer; hameau et fief à Breux, arr. d'Evreux;

Digitized by Google

varou „loup-garou“ [11]), *vâson* „marécage“ [12]), *vatre* „boue“ [13]), *viper* [14]) „crier, pleurnicher“, *viquet* [15]) „guichet“ et de plusieurs autres. Nous avons laissé de côté guern. *vindaïr* „guinder, élever un fardeau au moyen d'une machine“ [16]), parce que ce mot, tout en se rattachant à fr. *guinder* < germ. winden, a dû être influencé par norm. *vindas* „guindas“ < norr. vindass. Nous avons renoncé également à nous appuyer sur *vipillon* „goupillon“ [17]), qui se rattache au flam. wispel, même sens (cf. wispeilon ‘aspersorium’, Godefroy, IX, 737c); ce terme étant un mot d'église, il est suspect au plus haut degré d'appartenir à une couche tardive [18]). Nous avons, en outre, écarté deux mots qui, se rattachant à la teinturerie, ont pu être introduits après le passage de *w* à *gu* en français: *vaude* „gaude, plante qui sert à teindre en jaune“ [19]), Reseda luteola L., et *vouède* „guède, plante dite aussi pastel, dont les feuilles servent à teindre en bleu“ [20]), Isatis tinctoria L.

Parmi les mots normands en *v-* que nous connaissons il y en a cependant un qui appartient indubitablement à ceux apportés par les premiers colons francs: c'est l'équivalent normand

---

hameau de Saint-Etienne-l'Allier, arr. de Pont-Audemer; hameau de Saint-Georges-du-Vièvre, arr. de Pont-Audemer; hameau de Saint-Pierre-des-Ifs, arr. de Pont-Audemer; hameau et fief à Touville, arr. de Pont-Audemer; hameau du Torpt, arr. de Pont-Audemer), *Les Varennes* (hameau et fief à Gouville, arr. d'Evreux; second nom du fief du Torpt).

Cf. *La Garenne* (ferme, commune d'Aunay, arr. de Vire, Calvados; hameau, commune d'Olendon, arr. de Falaise, Calvados; hameau, commune de Saint-André-d'Hébertot, arr. de Pont-l'Evêque, Calvados), *Les Garennes* (hameau, commune de Bonneville-la-Louvet, arr. de Pont-l'Evêque; moulin, commune de Sainte-Foy-de-Montgommery, arr. de Lisieux, Calvados; hameau, commune de Tourgéville, arr. de Pont-l'Evêque). Plusieurs de ces noms de lieu en *g-* sont tardifs.

[11]) *varou* (Métivier, Fleury, Gloss. jers., Romdahl, Du Bois, Joret Bess., Moisy).

[12]) *vâson* (Métivier).

[13]) *vatre* (Fleury, Romdahl, Du Bois, Joret Bess., Moisy, Maze).

[14]) *viper* (Fleury, Du Bois, Joret Bess.). Ce mot a été traité par M. Barbier, *o. c.*, p. 11 et suiv.

[15]) *viquet* (Fleury, Gloss. jers., Romdahl, de Beaucoudrey, Joret Bess., Du Bois).

[16]) *vindaïr* (Métivier).

[17]) *vipillon* (Du Méril, Maze, Delboulle).

[18]) La forme française (*guipillon*, devenu ensuite *goupillon* sous l'influence de *goupil*) devrait, dans ce cas, son *gu-* à une adaptation plus ou moins consciente.

[19]) *vaude* (Moisy), *váoudre* (Fleury). Ce mot a été traité par M. Barbier, *o. c.*, p. 12 et suiv.

[20]) *vouède, vouèdre* (Moisy). Cf. Barbier, *o. c.*, p. 14 et suiv.

Digitized by Google

de vfr. *gaĩn*, *regaĩn* „regain" et de fr. mod. *regain* „nouvelle pousse de l'herbe dans une prairie qui a été fauchée". En voici les formes normandes:

vouin, *voin* s. m. „regain" (Du Bois);
revoil, *revouin* „regain" (*id.*);
r'vouin „deuxième regain, rancune" (Joret Bess.);
revouin „regain, seconde coupe des prairies" (Moisy);
revain, *revein* „regain" (Maze).

Dérivés:

revouiner „pousser en regain" (Moisy);
revouiner „repousser comme le vouin („regain"), pulluler" (Du Bois);
reveiner „se dit 1. d'un fourrage qui commence à pousser après la fauchaison; 2. des céréales qui, versées, produisent de nouvelles tiges" (Maze);
revenailler „péjoratif de *reveiner*, quand la plante pousse dans de mauvaises conditions" (Maze).

L'ALF nous présente (c. 1139 „regain") des formes avec *v* pour les points suivants:

Manche: 394, 386, 387 [21]), 377 et 378;
Calvados: 367;
Seine-Inférieure: 340 (*le wẽ* et à côté *rgẽ*).

Les départements de l'Orne et de l'Eure ne connaissent pas de formes en *v-*.

Un fait qui mérite d'être mis en relief avant qu'on ne passe à la seconde partie de cette démonstration, c'est que les mots latins dont le *u* initial est devenu *gu* en français, présentent un *v* en normand:

vé „gué" (Joret Bess., Moisy, Du Bois);
vei „gué" (Fleury) [22]);

---

[21]) Pour ce point, Edmont a constaté que la forme en *v-* est vieillie; on dit actuellement *rgẽ*.

[22]) Cf. les noms de lieu suivants (tous dans le Calvados): *Le Vey* (canton de Thury-Harcourt, arr. de Falaise; hameau, commune de Cahagnolles, arr. de Bayeux; hameau, commune de Cairon, arr. de Caen; bac, commune de Clécy, arr. de Falaise; hameau, commune de Cully, arr. de Caen; hameau, commune d'Isigny; hameau, commune de la Hoguette, arr. de Falaise; hameau, commune de Landelles-et-Coupigny, arr. de Vire; hameau, commune de Maisoncelles-la-Jourdan, arr. de Vire; hameau, commune de Roullours, arr. de Vire; moulin, commune de Sallen, arr. de Bayeux; hameau, commune de Villy, arr. de Falaise); *Le Vey Baudoin* (hameau, commune de Saint-Paul-du-Vernay, arr. de Bayeux), *Le Vey-de-Croc* (hameau, commune de Trungy, arr. de Bayeux), *Le Vey-d'Ifs* (hameau, commune de Condé-sur-Ifs, arr. de Falaise), *Les Veys* (baie formée par les embouchures de la Taute, de la Vire et de l'Aure), *Les Veys* ou *Vés* (archidiaconé du diocèse de Bayeux).

Digitized by Google

vêpe[23]), *vêpre* „guêpe" (Joret Bess., Du Bois, Du Méril, Robin-Le Prévost-Passy-De Blosseville);
vêpre „guêpe" (Fleury, Gloss. jers., Romdahl);
vrêpe „guêpe" (Maze)[24]);
varet „guéret, premier labour" (Maze)[25]);
varet, voret „guéret, terre labourée et non ensemencée" (Moisy, Robin-Le Prévost-Passy-De Blosseville)[26]).

Dérivés:

varetage, vore-, „premier tour de labour" (Moisy);
vareter, vore-, „donner un premier tour de labour à un champ" (Moisy);
vi „gui" (Fleury, Joret Bess., Du Méril);
vic, vi „gui" (Du Bois);
vivé (Joret Bess.).

On voit que, dans le mot qui désigne le regain, le W germanique est représenté par un *v* dans les parlers de la Normandie septentrionale. Ce fait à lui seul suffirait à prouver l'aboutissement du germ. W au *v* dans ces parlers.

Témoignage des noms de lieu.

Nous ne nous appuierons que sur des matériaux dont l'étymologie est établie. Nous donnerons d'abord quelques noms de lieu traités par A. Longnon dans son ouvrage intitulé *Les noms de lieu de la France*, Paris 1920-1929:

Vaudrimesnil (canton de Saint-Sauveur-Lendelin, arr. de Coutances, Manche) <Walderici mansionile (voir *o. c.*, p. 264).
Courvaudon (canton de Villers-Bocage, arr. de Bayeux, Calvados) <Cortis Waldonis (*o. c.*, p. 251)[27]).
Vatimesnil (ancien hameau de Provemont et fief relevant de Gisors, érigé en commune en 1792, puis réuni en

---

[23]) Cf. le nom de lieu *La Vespière*, arr. de Lisieux; la plus ancienne forme connue: Wasperia, 1195 (magni rotuli Normanniæ, p. 70).

[24]) Dottin (Gl. des parlers du Bas-Maine) donne *vèpye* „guêpier", tandis que dans „guêpe", comme dans les autres mots, il ne donne que des formes en *g-*. „Guêpier" semble donc être un mot d'emprunt dans les parlers bas-manceaux où il présente un *v*.

[25]) Cf. *warret* „terre sans culture, non labourée" (R. Kelham, A Dictionary of the Norman or Old French Language, Londres, 1779).

[26]) La forme *varè* est donnée par Dottin (*o. c.*) pour quelques communes de la Mayenne, voisines du dép. de la Manche. Il s'agit peut-être là d'un emprunt aux parlers normands.

[27]) Cf. pour l'Orne: *Courgaudray*, dans le *Polytique* de l'abbé Irminon, <Cortis Waldradane (voir *o. c.*, p. 247) et *Montgaudry* (arr. de Montagne) <Mons Walderici (*o. c.*, p. 264).

Digitized by Google

1844 à Sainte-Marie-de *Vatimesnil,* Eure) <Waltharii mansionile (voir *o.c.,* p. 261)[28]).

Varengeville (canton d'Offranville, arr. de Dieppe, Seine-Inférieure) <Warengarii villa (voir *o.c.,* p. 259).

Vatierville (canton et arr. de Neufchâtel, Seine-Inférieure) <Waltharii villa (voir *o.c.,* p. 261).

Passons maintenant à quelques exemples de noms de lieu provenant de noms communs en *v-*.

La Varderie (hameau, commune de Longraye, arr. de Bayeux, Calvados); le mot a vraisemblablement eu le sens de „maison du garde"; cf. fr. *garderie* „étendue de bois qui est sous la surveillance d'un garde" (terme d'eaux et forêts). Notre mot peut aussi avoir désigné une maison où l'on gardait des prisonniers[29]). Cf. angl. *wardhouse.*

La Vardière (1. hameau, commune de Marolles, arr. de Lisieux, Calvados; 2. hameau, commune de Saint-Lambert, arr. de Falaise, Calvados). Le sens primitif de ce mot reste obscur.

La Vastine (hameaux, communes de Firfol et de Fumichon, arr. de Lisieux, Calvados).

La Vastine (hameau de Bazogues, arr. de Bernay, Eure; commune de Boissy-Lamberville, arr. de Bernay; hameau de Courbépine, arr. de Bernay; hameau de Plasnes, arr. de Bernay; hameau du Theil-Nolent, arr. de Bernay; hameau de Thiberville, arr. de Bernay).

Les Vastines (hameau, commune de la Chapelle-Yvon, arr. de Lisieux, Calvados).

La Vastinière (hameau, commune de Notre-Dame-de-Courson, arr. de Lisieux, Calvados).

Les Vatines (hameau, commune de Saint-Cyr-du-Ronceray, arr. de Lisieux, Calvados).

Les Vatinets (hameau, commune de Mathieu, arr. de Caen)[30]).

---

[28]) Cf. *Gadencourt* (arr. d'Evreux, Eure) <Waddonis cortis (voir *o. c.,* p. 254).

[29]) Cf. fr. mod. *garderie* „asile où l'on garde les enfants en bas âge".

[30]) Notre mot est devenu nom de lieu dans plusieurs provinces en dehors de la Normandie; cf. p. ex. *La Gâtine, Les Gâtines* (Nièvre), Saint-Germain-la-*Gâtine,* Champron-en-*Gâtine* (Eure-et-Loir). Il y a de nombreux *Gastines* dans l'Eure: *La Gastine* (hameau, commune d'Illiers-l'Évêque, arr. d'Évreux; commune de Sainte-Colombe-la-Campagne, arr. d'Évreux; moulin isolé à Chéronvilliers, arr. d'Évreux; hameau de Creton, arr. d'Évreux; quart de fief à Gisay, arr. d'Évreux;

Digitized by Google

Le mot *vastine* est la forme normande de vfr. *gastine* s. f. „terrain sans culture, lieu en friche". Voici un exemple ancien de la forme normande:

> Ung lieu nommé la haye de la *vastine* [1460, Tempor. de l'év. de Bayeux, f° 46 v°, Chap. de Bayeux (cité d'après Godefroy IV, 243b)].

Cotgrave (éd. 1611) donne *vastines* qu'il traduit par „wast-grounds, deserts". Le mot doit avoir été presque mort en tant que nom commun au début du XVII^e^ siècle, puisque Cotgrave dit qu'il est vieilli. Il semble avoir été conservé au sens de „terre inculte" dans les parlers populaires de la Saintonge, du Poitou, du Bas-Maine et du Haut-Maine[31]). Il a survécu en wallon avec la signification de „touffe d'herbes que les bestiaux ont laissé en pâturant une prairie"[32]).

*

De ce qui a été dit dans les pages qui précèdent, il résulte avec évidence que le W germanique a abouti à *v* dans une grande partie du domaine normand[33]). Le fait que des mots tels que „gagner", „garde champêtre", „garder", „gâteau", „gâter", „guérir" ne présentent que des formes en *g-* dans les parlers actuels de la Normandie confirme seulement ce que l'on connaissait déjà; à savoir que l'infiltration du normand par le français, commencée dès le moyen-âge, a pris une extension très grande.

Quant à fixer l'époque à laquelle eut lieu l'évolution *w* > *v* en normand, cela entrainerait à des recherches plus détaillées. Nous sommes cependant dès maintenant à même de dire que cette évolution ne peut pas avoir eu lieu avant le XII^e^ siècle. Le

---

hameau et fief à Huest, arr. d'Évreux; ferme à Louversey, arr. d'Évreux; hameau du Mesnil-Rousset, arr. de Bernay; lieu-dit à Nagel, arr. d'Évreux; hameau à Saint-Christophe-sur-Avre, arr. d'Évreux); *Les Gastines* (hameau de la Barre, arr. de Bernay; hameau d'Épinay, arr. de Bernay; hameau des Frétils, arr. d'Évreux;; hameau de Juignettes, arr. d'Évreux; hameau de Marcilly-la-Campagne, arr. d'Évreux; hameau de la Selle, arr. d'Évreux).

[31]) Voir les dictionnaires d'Éveillé, de Jônain, de Favre, de Dottin et de Montesson.

Gastine a le sens de „désert" dans un des sermons publiés par A. Boucherie dans son ouvrage intitulé „Le dialecte poitevin au XIII^e^ siècle (Paris-Montpellier, 1873), p. 121.

[32]) Cf. *Wastenn* „regain de pâturage que les bestiaux n'ont pas brouté" (Forir, Dictionnaire liégeois-français, Liège, 1874).

[33]) Nous n'avons pas même essayé de tracer la limite méridionale du *v* normand. Pour le faire, il faudrait examiner tous les noms de lieu normands en *v-* et en *g-*.

Digitized by Google

nombre considérable de mots normands en *w*- empruntés par l'anglais pendant la domination normande prouvent qu'à la fin du XI[e] siècle les parlers populaires de Normandie possédaient un *w* correspondant au W germanique [34]).

Lund. **ALBERT SJÖGREN.**

---

[34]) Dans les mots norrois en V- apportés par les Vikings en Neustrie (p. ex. norm., fr. *vague* „onde", norm. *vindas* „guindas"), le V avait la valeur phonétique de *w* (cf. Kock, Arkiv för nordisk filologi V, 87, *id.*, Studier i fornsvensk ljudlära, p. 20, Groth, Det AM. haandskrift 310 quarto, p. XXXIV). MM. Marius Kristensen et J. Bróndum-Nielsen, savants historiens des parlers populaires danois, ont bien voulu confirmer que, lors de la colonisation de la Normandie par les Vikings, le danois n'était pas sensiblement plus avancé dans l'évolution du *w* que les autres dialectes norrois. Les mots norrois en V- ont, par conséquent, dû faire l'évolution $w > v$ avec les mots germaniques en w. En norrois le *w* n'est devenu b que vers l'an 1000 pour aboutir plus tard à *v* (voir Paul, Grundriß der germanischen Sprachwissenschaft, I, 568).

Digitized by Google

L'avant-guerre 'Vorkriegszeit'.

In einer materialreichen und sorgfältig erwägenden, Problematisches an einem selbstverständlich anmutenden, heutigen Sprachgebrauch aufzeigenden Abhandlung hat K. Lewent (Neuere Spr., 1929, S. 207) die Sonderbarkeiten des adverbialen und substantivischen Gebrauchs dieser Wendung und seines Gegensatzes *l'après-guerre* behandelt. Für Lewent ist vor allem der Erklärung bedürftig die Tatsache, daß man (die Akademie und der gewöhnliche Gebrauch) „zwar an *avant* (*après*) *guerre* 'vor (nach) dem Kriege' Anstoß nimmt, aber ein *l'avant-*(*après-*) *guerre* 'der Zeitraum vor (nach) dem Kriege' für weniger verwerflich hält. Denn in beiden Fällen ist in genau gleicher Weise von 'dem' Kriege die Rede, der, da er unserem Erleben am nächsten liegt, zum Vertreter des Begriffs Krieg schlechthin geworden ist, also den bestimmten Artikel haben sollte." Den Unterschied von *d'avant la guerre* und *d'après-guerre* in einem Beispiel wie *L'Europe centrale d'après-guerre apparaît à première vue à l'observateur de dehors comme une formation plus compliquée que la monarchie habsbourgeoise d'avant la guerre* erklärt Lewent so, daß eine „dem Geiste vorschwebende Korrelation von Vor- und Nachkriegszeit für den Fortfall des Artikels von *guerre* notwendige Bedingung ist" (daher z. B. [ein Drama] *qui fut créé tout de suite avant la guerre,* weil ein Zeitpunkt angegeben ist, „der in keinerlei Beziehungen zu einem solchen der Nachkriegszeit steht"). Das *avant-*(*après-*)*guerre* erkläre sich wie ein *après-midi* aus dem Gefühl für die Zeitenscheide: 'Mittag' und 'Krieg' sind wie Eigennamen, *Père, Mère* usw. ohne Artikel gebraucht[1]). *Après-déjeuner* folgt auf *après-midi*, ganz genau so *après-guerre*. Das *avant-*(*après-*)*guerre* nach *de* (*littérature d'a.-gu.*) hat sich nach *littérature de guerre* u. ä. gerichtet. Nach *après-demain, avant-hier* kann sich auch ein adverbiales *avant-*(*après-*)*guerre* (z. B. *c'était bon avant-guerre peut-être*) gelegentlich einstellen, aber es führt nicht etwa die

[1]) Interessant die sardischen artikellosen Tierbezeichnungen (*stori* 'der Falke' usw.), auf „personificazione più o meno vaga" weisend, die M. L. Wagner, Rev. d. lingu. rom. 4, 23 nachweist. Genau so führt Eugenio d'Ors in seiner Oceanografía del tedio *Autor, Poeta, Lector* (ohne Artikel) ein, als ob das nicht Bezeichnungen von Beschäftigungen, sondern Eigennamen, Namen von Unica in der Welt, wären. Vgl. hierzu noch *Lbl.* 1930, Sp. 355.

Digitized by Google

Entwicklung „von der adverbialen Bestimmung durch zusammenfassende Substantivierung zu einem neuen Begriff (vgl. etwa *l'au-delà* aus *au-delà*), sondern geht den umgekehrten Weg vom zusammengesetzten Substantiv zur Aufstellung einer logisch nicht berechtigten adverbialen Bestimmung." Soweit Lewent.

Vor allem möchte ich einwenden, daß *l'avant-guerre* im Frz. gar nicht zuerst mit Beziehung auf den Weltkrieg auftauchte, somit der diesen meinende bestimmte Artikel gar nicht in Frage kam. Lewent kennt als ersten Beleg den Titel des 1919 erschienenen Werks von Baldensperger *L'Avant-Guerre dans la Littérature Française 1900-1914*, und er bemerkt hiezu: „Ob Baldensperger den Ausdruck *avant* (*après*)*-guerre* selbst geprägt hat, scheint mir zweifelhaft. Daß er 1919 noch nicht alt war, geht aus der Natur der Sache und der Unsicherheit der Schreibung ... hervor." Nun zitiert Lewent einen Satz aus Baldensperger, der offenbar auf eine andere Bedeutung als die im Titel enthaltene 'Vorkriegszeit' hinweist, nämlich auf 'Vorkrieg', d. h. eine geistige Kriegshaltung vor einem eigentlichen Krieg. Der fragliche Baldensperger'sche Satz, den Lewent richtig interpretiert hat, heißt: „Ce mot d'avant-guerre ne signifie point du tout que nous ayons eu nos Bernardi ou nos Tannenberg, nos Treitschke ou nos Volkmann. Le pangallisme n'existait ni comme mot ni comme chose dans le monde ou dans la conscience française, à côté des pangermanismes, des panslavismes." Lewent hat nun nicht untersucht, ob diese Bedeutung 'geistiger Vorkrieg', 'Krieg vor einem Krieg' sonst noch vorkommt. Ein Blick in Nyrop's „Etudes de grammaire française" (No. 3: 1919, No. 8: 1920) zeigt uns, daß diese Bedeutung 'geistiger Vorkrieg' die ältere ist: in der Abhandlung von 1919 zitiert Nyrop den Satz *l'avant-guerre pangermaniste aux Etats-Unis*, was doch nichts anderes heißen kann als 'der alldeutsche geistige Vorkrieg, die Vorbereitungen eines Krieges durch die Alldeutschen in den Ver. St.' Wir sehen also dieselbe Beziehung auf Deutschland wie in dem Satz aus Baldensperger: Deutschland ist es, das nach Ansicht der Franzosen einen Vorkrieg organisiert hat! Und in der Publikation von 1920 sagt Nyrop: „M. Gustave Cohen ... et M. Gustave Lanson me font observer que l'origine de ce mot (*avant-guerre*) est certainement le titre d'un livre de Léon Daudet (paru en 1913) dont le réquisitoire s'est malheureusement trouvé exact de point en point." Bei der bekannten Haltung L. Daudets kann dies „réquisitoire" nur gegen das angeblich einen Vorkrieg organisierende, auf einen Krieg hinarbeitende Deutschland und gegen die demokratische Zersetzung Frankreichs, das nicht auf der Hut ist, gemünzt sein. Ich benütze dies Werk „L'Avant-Guerre, Etudes et documents, sur l'espionnage Juif-allemand en France *depuis l'affaire Dreyfus*" in der 2. Ausgabe

Digitized by Google

von 1915, die ein unveränderter Abdruck der ersten von 1913 ist:

S. VIII-IX: Nous allons montrer comment, sous le couvert du régime républicain, l'Allemand, guidé par son fourrier le Juif ... a pu se rendre ... maître de notre blé, de notre fer, de notre or et occuper ... les points stratégiques les plus importants du pays, ses centres ou ganglions nerveux, ses noeuds vitaux. De telle sorte *qu'au moment d'une déclaration de guerre*, à l'heure grave et peut-être prochaine où il nous faudra tout abandonner et courir à la frontière pour faire face aux armées du roi de Prusse, ses fidèles sujets, nos hôtes de la veille, ... pourront en toute tranquillité, à l'abri de nos ligues de combat, saboter ici même nos travaux de défense et paralyser et retarder nos défauts. ... Le principe même d'un gouvernement démocratique et parlementaire lui interdit d'apporter un remède à *l'espionenvahissement juif-allemand, à l'Avant-Guerre.*

S. 6: l'affaire du traître Alfred Dreyfus a eu comme premier résultat une véritable invasion, la formation chez nous d'une *Anti-France*... C'est de là que date l'espionenvahissement méthodique des Allemands et juif allemands préparant ce que j'appelle: *L'Avant-Guerre.*

Hierzu Anmerkung (offenbar erst in der 2. Aufl.): „La presse allemande m'a fait l'honneur de traduire *ce mot nouveau* par *Vorkrieg*."

S. 7: ‚ils [les métèques] ont apporté au régiment leur état d'esprit, leur sourde révolte, leur naturelle *„anti-France*" (= 'gegenfranzösische Stimmung').

S. 209: Je ne désespère pas de pouvoir dresser, d'ici quelques mois, un plan de *l'Avant-Guerre en France* qui ne devra pas être fort différent de celui que recèlent les arcanes du Grand État-Major allemand à Berlin.

S. 217. Cette étude sur „l'Avant Guerre" pourrait avoir comme sous-titre immédiat: les Allemands aux points stratégiques.

S. 224: Dans l'Est, *l'Avant-Guerre allemande* a une prédilection pour les fermes, en raison des avantages que celles-ci présentent au point de vue du ravitaillement des armées en marche. Cette Avant-Guerre, dans la région du Centre de l'Est ... revêt ainsi, deux aspects distincts ...

S. 247: ... il est évident ... qu'au moment d'une crise internationale et en cas de mobilisation, le gouvernement allemand utiliserait ces prises commerciales et industrielles, qu'il possède en territoire français, comme centres de surveillance et d'espionnage. C'est en ce sens que lesdites installations font partie du système de *l'Avant-Guerre.*

Digitized by Google

S. 301: l'exposé de toute *l'Avant-Guerre allemande en France*...

S. 306: *Cette première guerre*, sur les travaux d'art et les ressources économiques [avant la mobilisation], n'en sera pas moins un fameux atout.

S. 306: Quelques-uns... m'ont accusé de jeter l'alarme, de semer le doute dans les cœurs, à la veille d'une conflagration qui apparaît de jours en jours moins évitable.

Man sieht aus den absichtlich ziemlich ausführlich mitgeteilten Stellen die typischen Zeichen hysterischer Angst vor dem Krieg, also einer A f f e k t b i l d u n g: Konsoziation mit anderen affektvollen Neubildungen (dem zyklopisch gebauten *espionenvahissement, anti-France*) die Großschreibung, zugleich die deutliche Meinung dieses Terminus (= *une première guerre*, daher Femininum!), die orthographischen Schwankungen, die bei einer Neubildung zu erwarten sind (*l'Avant Guerre, l'Avant-Guerre*, ähnlich *anti-France* neben *Anti-France*).

Die eine Vermutung Lewents bestätigt sich also, daß *avant-* und *après-guerre* „in literarischen Kreisen" geschaffen wurde, nicht aber die andern, daß es sich bei letzterem um eine „Schöpfung der Nachkriegszeit" handelt (*l'après-guerre* 'die Nachkriegszeit' erscheint nach Nyrop 1919 im Titel eines Buches des abbé Weckerlé von 1916: „*Jusqu'au bout. L'après-guerre*"): *l'avant-guerre* bei Daudet ist also eine Bildung der Furcht vor e i n e m Krieg (der dann zufällig wirklich gekommen ist), aus einer Stimmung heraus: „nous sommes à la veille d'une guerre" hat Léon Daudet sein Wort geschaffen. Baldensperger — und wohl mancher vor ihm[2]) — nimmt das Wort in anderem Sinne ('Vorkriegszeit'), wie so häufig ein Wort sekundär eine schon vorhandene Wortform ganz anderer Bedeutung an sich reißt (vgl. etwa deutsch 1. *Schwarm* 'essaim', 2. *mein Schwarm* 'der, für den ich schwärme'; ich habe derlei einmal 'Kuckucksbildungen' genannt): das Wort *avant-guerre* war also, wenn auch aus Befürchtungen eines zukünftigen Krieges und für eine andere Bedeutung geschaffen, vorhanden, als es durch den tatsächlich ausgebrochenen Weltkrieg einen anderen Sinn annahm, umso besser annehmen konnte, als ja 'der Vorkrieg', den Daudet ankündigte, dieselbe Zeitperiode meinte wie die Zeit vor 'dem Weltkrieg': *après-guerre* ist dagegen natürlich ein Kriegswort, aus den Erwartungen der Kriegszeit auf eine b e s s e r e Nachkriegszeit[3]) geschaffen als Gegenbildung zu dem schon bestehenden *avant-guerre*.

[2]) S. Feist, Neuere Spr. (Mai 1917) S. 109 verzeichnet schon *l'avant-guerre* 'die Zeit vor dem Kriege', *l'après-guerre* 'die Zeit nach dem Kriege' als „überall und fortwährend anzutreffen".

[3]) Man sagte schon im Kriege in Frankreich: *Gare à l'après-guerre!*

Digitized by Google

In *avant-guerre* 'geistiger Vorkrieg' ist aber füglich ein Artikel nicht zu erwarten, da zur Zeit der Schaffung des Wortes ein Krieg ja nur befürchtet wurde, der Weltkrieg noch nicht da war, noch nicht durch den Artikel präsentiert werden konnte. Aber selbst wenn L. Daudet an einen bestimmten Krieg gedacht hätte, hätte es nicht **l'avant-la-guerre* geheißen: *l'après-midi* ist nicht anders wie *l'enjeu, l'acomte, le lendemain* ein Überrest der afrz. artikellosen Ausdrucksweise nach Präposition: *après midi, en jeu, à compte, en demain* > *l'après-midi, l'enjeu, l'acompte, le lendemain*. Ein genauer Parallelfall: ein Wort der Frau des chevalier d'Aguessau (bei Nyrop erwähnt, Gr. Hist. 3, S. 15) wird von Littré in seiner Causerie „Comment j'ai fait mon dictionnaire" zitiert: „lui que sa femme inexacte faisait toujours attendre pour le dîner, et qui, lui présentant un livre, lui dit: Voilà l'œuvre des *avant-dîners*" — die Frau meinte doch, vor den Mittagsmählern (avant les dîners) solle sich der Gatte in ein Buch vertiefen. *L'entr'œil* ist „ce qui est entre les deux yeux"; Darmesteter, Mots composés S. 146 sagt „*un contrepoison* est *un* remède *contre le poison*". Derselbe hat auch nachgewiesen (S. 7), daß die romanische Komposition der antiken, Stämme zusammensetzenden insofern gleicht, als auch sie, obwohl sie Wörter komponiert, auf einer Ellipse beruht: die romanische wie die antike Komposition ist „une expression synthétique, éveillant dans la pensée plus d'idées ques les parties qui la forment n'en peuvent fournir, prises chacune en elle-même. L'ellipse y reste toujours le caractère fondamental, bien plus, le caractère unique". Man sagt ja auch im Deutschen *die Baumwurzel* statt *die Wurzel des Baumes*[4]). Es ist also sehr gut möglich, daß ein *avant la guerre* zu einem substantivischen *l'avant-guerre* wird, oder besser: ein *avant la guerre* ein zweites *avant-guerre* ergibt, in dem das Synthetische des Ausdrucks, die Bedeutungseinung, wie Brugmann sagt, alle individuelle Darstellung der Kompositionsteile ausschaltet. Die Komposition betont eben das Prinzipielle, Synthetische und ist weniger anschaulich als die syntaktische Wortgruppe: so ist denn in *l'avant-guerre* der Krieg mehr von der prinzipiellen als von der anschaulichen Seite her gesehen, als

in dem Sinne, daß man nach dem Kriege werde darauf aufpassen müssen, daß Deutschland nachher sich seiner Verpflichtungen nicht entziehe.

[4]) Vgl. Brugmann, Kurze vergl. Gramm. d. idg. Spr., der sanskrit *dēvaradha* „nicht bloß 'Götterwagen', sondern auch 'Wagen des (genannten) Gottes'", also Komposition „ganz gewöhnlich auch bei konkreter Individualisierung" erwähnt. Vgl. etwa noch im offiziellen Französisch *la visite présidentielle* statt *la visite du président*. — Immerhin wird englisch *outlaw* (= out of the law) ins Frz. übersetzt *hors-la-loi* (so bei Sainte-Beuve). Dagegen *hors-classe*. Thibaudet, NRF 33, 69.

Digitized by Google

'der Krieg an sich'. Die Akademie hat vielleicht recht, als Adverb nur *avant la guerre* zuzulassen, weil bei *avant* (vgl. etwa *avant-la-lettre*) sonst ja stets das Substantiv mit Artikel steht, nur bei Komposition als Zeichen der Synthese der Artikel wegfällt (vgl. *après coup*, erstarrt, wie auch *coup* in der Bdtg. 'Mal' beweist). Immerhin zeigt ein Fall wie Martin du Gard, Les Thibault III/12 S. 171: *Il est mort* [ein Kind]. *Il est venu avant terme*, S. 137 *L'enfant est né avant terme?* 'vor der bestimmten Zeit', daß adverbiales *avant-guerre* nicht ganz allein steht.

Nun fragt sich, warum die Bildungen *l'avant-guerre, l'après-guerre* denn überhaupt aufkamen (resp. die Bedeutung 'Vorkriegszeit' sich in ein anders gemeintes *avant-guerre* einnistete). Nun zweifellos aus dem von Lewent erwähnten Gefühl heraus, daß der Krieg eine Zeitenwende bilde, aber nicht infolge von Personifikation von *guerre*, wie Lewent meint, denn man wird selten *guerre*, ohne Artikel, personifiziert finden, etwa wie ein *Midi a sonné* ein: **Guerre a commencé;* es wird aufgefallen sein, daß S. Feist (s. Anm. 2) *l'avant-(l'après-)guerre* 1917 schon verdeutscht, 'die Zeit vor (nach) dem Kriege' — d. h. damals war offenbar in ihm (in uns Deutschen) das Bewußtsein für dies Unwiederbringliche und Unübersteigbare des zeitlichen Dammes noch nicht so stark, die Ausdrücke 'Vorkriegs-, Nachkriegszeit' setzten sich erst später durch[5]). Die Aufteilung und Betrachtung der Zeit in der Form:

l'avant-guerre	la guerre	l'après-guerre
Vorkriegszeit	Krieg	Nachkriegszeit

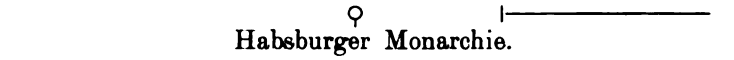
war noch nicht durchgedrungen, diese Periodisierung setzte sich erst durch mit dem Augenblicke, da die Zeitgenossen die durchlebten Zeiten historisch rückschauend betrachteten. Dasselbe wird man bei allen historischen Bewegungen beobachten: die Drinstehenden periodisieren nicht; Ausdrücke wie *préréforme, préromantisme* sind erst ein oder mehrere Jahrhunderte nach Reformation und Romantik geprägt worden.

Welcher ist nun der Unterschied zwischen den Ausdrucksweisen *avant* (*après*) *la guerre* und *l'avant-* (*l'après*) *guerre?* Offenbar der zwischen Datierung und Periodisierung: *l'Europe centrale d'après-guerre* (im obigen Musterbeispiele) situiert Mitteleuropa zeitlich auf dem in der Zeichnung rechts von 'Krieg' gezeichneten Ast, d. h. in der Nachkriegsperiode, *la*

[5]) Eine bei J. Kühn, „Der Nationalismus im Leben der dritten Republik" S. 336 zitierte „Kriegszielschrift" von Jules Doutenville aus dem Jahre 1915 betitelt sich: „*Après la guerre.* Les Allemagnes, la France, la Belgique et la Hollande." Vgl. A. Sardou's „L'indépendance européenne; étude sur les conditions *de la paix*" aus dem Jahre 1915 gegenüber Barthou's Schrift von 1919 „Le traité *de* paix".

Digitized by Google

monarchie habsbourgeoise d'avant la guerre fixiert ein Datum für diese Monarchie etwa so



In letzterem Falle ist ein terminus ante quem, ein präzises Datum gegeben [6]), im ersteren eine vagere Einordnung in eine längere Periode (die Akademie sagt auch: „qu'on dise pour désigner une période „l'après-guerre" ..."), wobei diese Periode schon selbstverständlich im zeitgenössischen Bewußtsein als solche konstituiert ist. Da die Habsburgermonarchie nicht mehr existiert, ist sie eben präzis als 'vor dem bestimmten Zeitpunkt' des Krieges gesehen, während wir in der sich lange erstreckenden Nachkriegszeit noch drinnen leben. *avant la guerre* ist daher leicht etwas, was heute nicht mehr ist, was 'vor dem Kriege' war — der Krieg bildet den unübersteigbaren Damm. Es wird sehr wohl Vor- und Nachkriegszeit verglichen und trotzdem — trotz Lewents Bemerkung — nicht die substantivische Wendung gebraucht. *l'avant-guerre* setzt Weiterdauer voraus (*la monarchie habsbourgeoise d'avant-guerre* hieße, daß diese noch weiter besteht), *avant la guerre* bedeutet jähen Abbruch der Kontinuität. Vgl. Colette, La fin de Chéri S. 49: *Avant la guerre ... avant la guerre j'étais ... un gosse de riche, — j'étais un riche, quoi.*

— — A présent aussi

S. 63: *Il réfléchissait maintenant, en proie à l'oisiveté, si légère avant la guerre ... Pendant la guerre aussi, il avait subi la règle militaire de la fainéantise.*

S. 82: *Avant la guerre, elle eût cherché une femme.*

S. 104: *Avant*[7]*), tu ne t'en apercevais pas, de tout ça. Il releva la tête d'un vif mouvement: — Avant?*[7]*) Avant quoi?*

— Avant la guerre, voyons.

— Ah! oui ..., murmura-t-il, déçu. Non, avant la guerre, évidemment ... Mais avant la guerre je ne voyais pas tout ça du même œil.

S. 154: *Je suis encore plus braque qu'avant la guerre.*

Ähnlich *après la guerre:* Léa sagt zu Chéri (S. 171): Tu es comme les camarades, tu cherches ton paradis, hein, le paradis qu'on vous barrait après la guerre.

Franzosen erklären mir, daß *avant la guerre* eher wenige (1-2) Jahre vor dem Krieg (vgl. oben S. 326 *tout de suite avant*

[6]) Vgl. etwa noch Thérive, „Sans âme" S. 58: il paie des hypothèques *d'avant la guerre.* Guéhenno, NRF 31, 631: *les socialistes d'avant la guerre, comme les communistes de l'après-guerre, disaient:* wo die Kontinuität noch besteht, *l'après-guerre:* die Sozialisten *d'avant la guerre* sind historisch erledigt.

[7]) Man sieht aus diesem 'Vorher' (ohne nähere Präzisierung) die Selbstverständlichkeit, mit der für Chéri die Zeitenscheide der Krieg ist.

Digitized by Google

la guerre!) umfasse, *l'avant-guerre* eine riesige Erstreckung nach rückwärts, die nach vorn zu vom Krieg begrenzt ist: man kann nur *la période d'avant-guerre*, nicht *la période d'avant la guerre* sagen. Der eine Grenzpunkt verläuft bei *l'avant-guerre* doch im Vagen[8]). Ganz genau so ist das von Lewent herangezogene *après déjeuner* weniger präzis als *après le déjeuner:* dies heißt '1-2 Stunden nach dem Mittagessen', jenes einfach 'nachmittag' — die Setzung bezw. Nichtsetzung des Artikels entspricht dem mehr oder weniger anschaulichen Eigenwert des Substantivums (vgl. Fälle wie *en voiture!* neben *dans la voiture*). Ich glaube übrigens, daß weniger *l'après-midi* Vorbild für *l'avant-*(*l'après-*) *guerre* usw. war als Ausdrücke wie *le passé*, *l'avenir* einerseits, *la guerre* anderseits (und rein grammatikalisch *le chez soi*, *l'entête*, *l'au-delà*), daher *l'avant-guerre* auch nach französischem Gefühl Maskulinum, oder besser: das Neutrum stellvertretendes Maskulinum ist: („Je le sens comme un neutre" sagt mir Lektor A. Schmidt ganz spontan: man würde eher sagen, *l'avant-guerre, si calme, si paisible, si doux en comparaison avec les temps actuels* als... *si douce; l'avant-guerre* wäre als Femininum nur berechtigt, wenn es hieße, was es noch bei Daudet und Baldensperger geheißen hat: 'der geistige Vorkrieg'), vgl. ital. *il dopo guerra* (allerdings spanisch *la postguerra*, mit Verkennung des Ursprünglichen und Attraktion des Genus an *la guerra*). Daher auch die Unumgrenztheit dieser Ausdrücke, denen oft etwas Literarisches anhaftet: Lewent hebt hervor, daß Colette Willy Kriegsfiguren in dem im Krieg spielenden Buch „Mitsou" sagen läßt: *J'étais garde-malade, avant la guerre; Avant la guerre, j'ai connu des personnes de partout*, nicht *avant-guerre* verwendet, und er meint: „Die Bedingungen für *avant-guerre* waren eben ohne den Ausblick auf

[8]) Die Frage, welchen genauen Zeitabschnitt Franzosen unter *l'avant-guerre*, Deutsche unter Vorkriegszeit verstehen, ist heikel, aber vielleicht doch ziemlich leicht zu beantworten und interessant, weil diese verschiedenen Periodisierungen zeigen, wie einschneidende Ereignisse allein den gleichmäßigen Zeitfluß unterbrechen: ein heutiger Franzose wird *l'avant-guerre* vom Dreyfus-Prozeß bis zum Weltkrieg (genau wie Daudet 1913, der allerdings mit dem Wort etwas andres meint), ein Deutscher *Vorkriegszeit* teils von 1870-1914, teils von 1900-1914 datieren. Daraus ergibt sich der weitere Unterschied, daß die Vorkriegszeit für die Franzosen ziemlich einheitlich und mehr durch Eleganz, Lebensleichtigkeit, „la république des professeurs" und dgl., für uns Deutsche nicht gleich umgrenzt ist und daher für die einen mehr durch Materialismus, Skeptizismus, Kitschstil gezeichnet sein wird, für die anderen durch Beginn der Einkreisung Deutschlands und sein Herabsinken von höchster Macht und Größe. Immerhin vgl. Daniel Halévy, NRF 29, 537: „Les années pacifiques ... ont passé par dizaines, et Grimm est resté seul. Nos années sont venues, l'avant-guerre, la guerre, l'après-guerre, et Grimm cesse d'être seul" — also auch die Vorkriegszeit im Gegensatz zu den Jahren des Friedens!

Digitized by Google

die Nachkriegszeit noch nicht gegeben." Ich meine vor allem, ein **j'étais garde-malade, dans l'avant-guerre* wäre zu anspruchsvoll literarisch: als ob diese einzelne Person für sich dieselbe Bedeutung reklamierte wie sie eine ganze Zeit verlangen darf, als ob der Sprecher sich selbst auf die Höhe der Geschichte erhöbe, sich gleichsam in törichter Überhebung in welthistorischer Perspektive sähe: man beachte in den Beispielen für *l'avant-(l'après-)guerre*, die Lewent gibt, daß es sich immer um einen Überblick über Entwicklungen der ganzen Zeit handelt[9]) (Lewent spricht selbst davon, daß die Stellen von Veränderungen handeln, die der Krieg „auf allen Gebieten des menschlichen Daseins" gebracht hat). In „La fin de Chéri" kommt die substantivische Wendung nur an einigen wenigen Stellen vor:

S. 84: „On est des parigots de race, nous! Des vrais, des purs! Nous et les concierges, on peut dire que nous avons vraiment goûté le premier été *de Paris d'après guerre.*"

S. 102: „Landru, ça ne compte pas, c'est une affaire qui sent *l'avant-guerre.* C'est normal, Landru."

Obwohl ganz umgangssprachliche Reden, sind doch gerade diese Stellen im Augenblick des historischen Überblicks über die ganze Zeit gesprochen. In der Betrachtung über „La fin de Chéri" schreibt der Kritiker der Nouv. rev. franç. 1926 S. 248: „Chéri est surtout une victime de son milieu et de l'après-guerre" — wieder eine historische Betrachtung, diesmal die Nachkriegszeit mit umfassend. Die Substantivbildungen sind Leistungen des historischen Sinns, des Sich-Rechenschaftgebens von einem veränderten Lebensgefühl, des Periodisierungs-, Sonderungs- und Abstraktionsstrebens und daher hoch literarisch: *après (avant) la guerre* ist anschaulicher als *l'après (l'avant-)guerre*, ganz ebenso im Deutschen *nach (vor) dem Kriege* volkstümlicher als *die Nach-(Vor-)kriegszeit*, und gar im englischen *the pre-war (times)*, dagegen *the after-war*, im span. *la postguerra* weisen schon die Präpositionen auf das Gelehrte der Bildung (als journalistische Bildung nennt Spies, „Kultur und Sprache im neuen England" S. 63 *post bellum: some drops of post-bellum wisdom*). Unser Problem mündet damit ein in das Problem, das die Substantivierung aufgibt: die Substantivierung adverbialer Ausdrücke ist meist eine Neuschöpfung der Gebildeten: *l'à-côté, l'à-propos*, dtsch. *das Mit-*

[9]) Vgl. etwa Fabre-Luce, La Victoire (1924) S. 390: „Nous avons vu déjà ce que nous a coûté, dans l'avant-guerre, la croyance à la guerre" (bei demselben Kapitelüberschriften S. 390 *Les leçons du passé. L'avant-guerre*, S. 391 *L'Après-Guerre*, S. 394 *L'Avenir*). Daher auch die Personifizierung, die in der Großschreibung (*l'une des caractéristiques de l'Avant-guerre*) bei Baldensperger angedeutet ist — *l'Avant-guerre* ist gleichsam ein Ganzes, eine Person.

Digitized by Google

einander (wie überhaupt die Substantivierung, vgl. den substantivierten Infinitiv). Die häufige Verwendung des substantivischen *avant-(après-)guerre* nach *de* kommt hauptsächlich daher, daß Adjektiva oder Kompositionstypen entsprechend dem deutschen *die Nachkriegsentwicklung*, engl. *the prewar (post-bellum) times* (hier werden *prewar... post-bellum...* attributivisch-adjektivisch gefaßt, vgl. auch adjektivisches engl. *post-reformation* usw.) im Französischen fehlten. *le Paris d'après-(d'avant-)guerre* war nötig, weil es kein *Paris *post-bellique* (wie ital. *postbellico*) und dgl. gab. Bei gelehrten Termini war leichter Remedur zu schaffen: *romantique—postromantique—préromantique.*

Das Französische hatte wenigstens zwei parallele Redensarten: *après la guerre — avant la guerre*, aus denen die substantivischen Redensarten *l'après-guerre* und *l'avant-guerre* geschaffen werden konnten: schlimmer war das Italienische dran, das *dopo la guerra*, aber *prima della guerra* hat: diese mangelnde Parallelität hat zur Folge gehabt, daß es im Ital. nur ein *il dopoguerra* gibt, neben dem kein **il primaguerra* (oder **l'avanguerra* wie *l'avambraccio*) steht: im ersten Falle gab es einen Bildungstypus *il dopopranzo, il dopo cena > il dopo guerra.* „*il dopo guerra:* cioè i problemi economici, sociali e politici che si imporranno dopo la guerra" schreibt Panzini 1918, damit die Totalitätsvision betonend. Ich finde auch *dopoguerra* geschrieben [10]), vgl. Borgese, *Rubè* (1921) S. 358: „Jo vedo un senso anche in questo abbattimento morale del dopoguerra": es kommt zu únparalleler Ausdrucksweise wie (Artikel Mussolini's im Popolo d'Italia vom 16. IX. 1928): *Mentre per perdere otto punti ci sono voluti prima della guerra trenta anni, sono bastati sette del dopoguerra a farne perdere quattro;* in einem Artikel von Andrea Damiano in L'Ambrosiano vom 3. I. 1929, betitelt „Il passato e l'avvenire", der von der heute noch „diffusa ossessione della guerra, di questo fantasma onnipresente e tetro" spricht, heißt es: *Il primo decennio del dopoguerra si è chiuso col 1928 in un' atmosfera di generale incertezza internazionale*, aber dann: *la diplomazia europea lavorò per la creazione di un' atmosfera internazionale sempre più analoga a quella del 1914.* Panzini verzeichnet 1918 *ante bellum* in attributiver Funktion: *I termosifoni saranno accesi quando il carbone tornerà al prezzo ante bellum* — ein Not-Latinismus wie das engl. *post bellum.* Frl. Dr. Emma Sola aus Mailand belegt mir zwar für die Umgangssprache und den Zeitungsstil *l'anteguerra*

[10]) Auch hier also *il dopoguerra*, nicht *il dopo-la-guerra*, genau wie *il dopo scuola*, eine neuere Art Kindergarten, der die Kinder nach der Schule (*dopo la scuola*) aufnimmt.

Digitized by Google

oder *il periodo prebellico:* „ich bezweifle aber, daß vornehmere Stilisten es auch anwenden mögen". Im Spanischen lag dieselbe Schwierigkeit wie bei it. *prima della guerra* vor: in *antes, despues de la guerra* ließ sich bei der Substantivierung das *de* nicht eliminieren, daher *la postguerra* mit dem latinisierenden Praefix *post-* oder etwas volkstümlicher *trasguerra;* aber es existiert kein **anteguerra,* nur verlegene Wendungen wie *años que precedieron* (oder *anteriores*) *a la guerra.* Wahrscheinlich ist aber überhaupt 'die Nachkriegszeit' ein eher sich durchsetzendes Wort als 'die Vorkriegszeit': diese ist uns entschwunden, ein für allemal hinter uns, wir leben im Heute und schauen nicht zurück. Daher das mir auch von Franzosen verbürgte Gefühl, daß *l'avant-guerre* ihnen weniger vertraut sei als *l'après-guerre* [11]: es ist eben doch so, daß der Mensch an Gräbern noch die Hoffnung aufpflanzt...

Nachtrag: *L'avant-guerre* (*l'après-guerre*) kann sich auch nach substantiviertem *avant* (*après*) gerichtet haben, vgl. P. Nizan in „Europe" 1930 S. 450: „... la Révolution qui est la borne entre deux moments de l'histoire du prolétariat. La Révolution oblige ceux qui veulent répondre à faire intervenir *un avant* et *un après.* L'équivoque chez Berl vient d'une distinction peu nette entre *cet avant* et *cet après.*"

Im Deutschen scheint sich ein Unterschied zwischen *Nachkrieg* und *Nachkriegszeit* herauszubilden, der an den zwischen *avant-guerre* ‚Krieg vor dem Krieg' und *avant-guerre* ‚Vorkriegszeit' erinnert: Ludwig Renn hat nach seinem Buche „Krieg" ein anderes, „Nachkrieg" betitelt, erscheinen lassen. B. Reifenberg rechtfertigt diesen Titel (Lbl. der Frankfurter Zeitung 26. X. 1930) so: „Nachkrieg hat dieser Soldat erleben müssen. Es ist nicht von ‚nach dem Kriege' die Rede oder von der Nachkriegszeit. Der Titel sagt vielmehr schonungslos aus, daß der Krieg sein eigenes Ende überdauert hat... Die Menschen, die aus dem Krieg kamen, fanden nicht den Frieden, höchstens einen Zustand ohne Krieg..." Also *Nachkrieg* = ‚Kriegszustand nach dem eigentlichen Krieg'.

Köln. **Leo Spitzer.**

---

[11]) Es wird schon fast Adjektiv: Ein Ravel wird — so erzählt mir Lektor Albert Schmidt — vor einem Strawinski aufgeführt, und ein Musikkritiker ruft bei ersterem aus: „Comme cette musique est avant-guerre!" Vgl. im Leitartikel der Frankfurter Zeitung (14. XII. 1929, Abendbl.): „denn die Haltung der sozialistischen Fraktion zu ihren Ministern ... ist, um es noch einmal mit ganz deutlichen Worten zu sagen: Vorkrieg! Daß wir inzwischen die Republik, die Demokratie, den Parlamentarismus bekommen haben, das ist der Mehrheit dieser sozialdemokratischen Reichstagsfraktion offenbar noch nicht aufgegangen." — Ich habe den Eindruck, daß das deutsche, adjektivierbare *Vorkrieg* sekundär aus *Vorkriegszeit* entstanden ist, um eine bequeme Gegenüberstellung zu *Krieg* zu haben: in einem Artikel der Frankf. Zeitg. vom 19. IX. 1930 „25 Jahre Barnowsky" gebraucht Diebold *Vorkriegszeit* selbständig, aber in der Aufzählung heißt es: „Denn diese 25 Jahre Theatergeschichte schließen Vor-Krieg und Krieg, Revolution und Inflation in sich."

Digitized by Google

Zur Frage des Befehlsausdrucks im Französischen.

Man wird W. Immenkötter durchaus zustimmen müssen, wenn sie in der statistischen Behandlung des „Befehls in präsentischer und futurischer Form im afrz. Rolandslied" (*hier* Bd. LI S. 437 ff.) es ablehnt, dabei „die Frage, ob Imperativ oder Futurum die stärkere Befehlsform ist, aufzunehmen". Nicht nur, daß die Ausdrücke „stärker" und „schwächer" viel zu unbestimmt und verschwommen sind, um für eine wissenschaftliche Behandlung des Gegenstandes eine geeignete Grundlage abzugeben — sie erinnern allzusehr an die Bezeichnungen „hart" und „weich" in der Aussprachelehre, mit denen die Phonetik in dem Augenblick aufräumte, als sie sich als Wissenschaft konstituierte —; auch wenn man dafür sachlichere, wie „Vorschrift" und „Bitte", einführen wollte, es würden sich immer Fälle ergeben, in denen eine sichere Entscheidung sich als schwierig oder gar unmöglich erwiese, es würde der subjektiven Willkür mangels eines zuverlässigen Kriteriums Tür und Tor geöffnet sein. Ich war seinerzeit geradezu erschrocken, als ich in Lerchs preisgekröntem Werk „Die Verwendung des rom. Fut. usw." S. 18 f. las, wie er die Futurformen in dem die Einleitung zu A. Daudets «*Les Vieux*» (in den *Lettres de mon moulin*) bildenden Briefe beurteilt. Ich setze diesen mit belanglosen Kürzungen in Kleindruck hierher, indem ich die in Betracht kommenden Verbformen durch kursive Buchstabenform kenntlich mache:

„Il *faut que tu me rendes* un service, mon ami. Tu *vas fermer* ton moulin pour un jour et t'en aller tout de suite à Eyguières... En arrivant, *tu demanderas* le couvent des Orphelines... *Tu entreras* sans frapper... et, en entrant, *tu crieras* bien fort: „Bonjour, braves gens! Je suis l'ami de Maurice!" Alors *tu verras* deux petits vieux... te tendre les bras du fond de leurs grands fauteuils, et *tu les embrasseras* de ma part, avec tout ton cœur, comme s'ils étaient à toi. Puis *vous causerez; ils te parleront* de moi, rien que de moi; *ils te raconteront* mille folies que *tu écouteras* sans rire — *Tu ne riras pas,* hein? — Ce sont mes grands-parents... et, en t'embrassant, les pauvres gens *croiront* m'embrasser un peu moi-même..."

Hören wir nun, wie Lerch diesen von Freundschaft und herzlichstem Vertrauen diktierten Brief und die in ihm enthaltenen Verbformen deutet. Sie sind ihm kategorische Befehle (!). „Warum", so fragt er, „drückt der Schreiber dieses Briefes sich

Digitized by Google

so kategorisch aus?" — Antwort: „Weil er Widerstand befürchtet" (!), denn: „Eigentlich ist es eine starke Zumutung, gemütlich in Paris zu sitzen und von einem Freunde zu verlangen, daß er usw." Aus dem *Le diable soit de l'amitié!* des Empfängers zieht Lerch den Schluß, daß der Schreiber „sich nicht täuscht, wenn er Widerstand befürchtete" und daß ohne seine kategorische Aufforderungsform sein Ersuchen unerfüllt geblieben wäre (!) Man kann die Intentionen des Dichters (Daudets) gar nicht stärker mißverstehen. Weiter: „*Tu ne riras pas, hein?*" deutet Lerch als „sehr starkes Heischefuturum" (!) mit dem Sinne „Du wirst dich nicht unterstehen, über die alten Leute zu lachen — sonst passiert dir etwas!" (Dieses Ausführungszeichen stammt von L.). Dann fährt er fort: „Zeigt schon dieses *Tu ne riras pas* mit dem fast drohenden (!!) *hein?* dahinter, daß das Futurum nicht etwa aus zarter Rücksichtnahme auf den Aufgeforderten gebraucht wird, so beweist es auch das vorausgehende: Il faut que tu me rendes un service, mon ami „Du m u ß t mir einen Dienst erweisen" ... (von L. gesperrt). „Höflicher wäre etwa: *Mon ami, rends-moi, je t'en prie, un service ...*"

Dazu ist nun zu bemerken: Erstens, daß unter guten Freunden ein *Il faut que tu,* etc. ebenso eine Bitte mit dem Ausdruck herzlichsten Vertrauens ist, wie etwa aus dem Munde der kleinen Yvonne (wenn sie mit der zärtlich geliebten Mutter vor dem Schaufenster steht) ein *Oh! maman, il faut que tu m'achètes cette belle poupée!* — Zweitens, daß *hein* die ihm von Lerch hier zugeschriebene Bedeutung („fast drohend: sonst passiert dir etwas!") weder je gehabt hat, noch jetzt hat oder haben kann. Es ist hier Ausdruck rührenden Zutrauens („nicht wahr, liebster Freund, du lachst doch hoffentlich nicht über ihre von innigster Liebe diktierten kuriosen Fragen, Bemerkungen usw."). — Drittens, daß schon die bei s e i n e r Auffassung zutage tretende Heterogeneität der Futura ihn über die Unhaltbarkeit seines Standpunktes hätte belehren sollen: *tu demanderas, tu entreras, tu crieras* sind ihm autoritative Befehle, beim nächsten (*tu verras*) setzt er in Parenthese hinzu: „kein Heischefuturum", und beim folgenden (*vous causerez*) weiß er überhaupt nicht mehr aus noch ein; er wirft hier die Frage auf: „Prophezeiung (!!!) oder Forderung?" usw. usw.

Und wie liegt die Sache in Wirklichkeit? In dem ganzen Brief ist (nach dem die Bitte um einen Freundesdienst aussprechenden: *Il faut que tu me rendes un service, mon ami*) ü b e r h a u p t k e i n H e i s c h e f u t u r u m! Was dem einleitenden Satze folgt, ist lediglich die detaillierte Beschreibung des bei der Erfüllung der Bitte zu erwartenden Verlaufs der Sache. Wenn man will, kann man es mit dem (in dem e i n e n besonderen Falle seiner Verwendung bei Lerch wunderlich

Digitized by Google

klingenden) Wort „Prophezeiung" ausdrücken: „Wenn du, wie ich hoffe, meine Bitte erfüllst, dann verläuft die Sache in folgender Weise." Es ist also ähnlich, wie wenn ich einem nach dem Wege Fragenden sage: „Erst gehen Sie so, dann so, dann so, und kommen schließlich da und dahin." Damit fällt die von Lerch in seiner Verlegenheit angenommene Buntscheckigkeit und die ihm Kopfzerbrechen verursachende Verschiedenheit der Futura mit einem Schlage weg: *Tu verras deux petits vieux... te tendre les bras... Puis vous causerez; ils te parleront de moi... ils te raconteront mille folies...* sind genau gleicher Art wie *tu vas fermer ton moulin... tu demanderas... tu entreras* usw. usw.[1]).

Das vorstehende sollte nur zeigen, wie recht W. Immenkötter hatte, von der Frage nach der größeren oder geringeren „Stärke" des Befehls bei Verwendung der zu seinem Ausdruck zur Verfügung stehenden Formen ganz abzusehen und die viel konkretere Frage zum Gegenstand seiner Untersuchung zu wählen, wie sich im Rolandsliede imperativische und futurische Befehlsweise zu der Zeit verhalten, in der der Befehl ausgeführt werden soll. Dabei gelangt sie zu der interessanten (wenn auch nicht gerade überraschenden) Feststellung, daß „alle Befehle, die sofort ausgeführt werden sollen, im Rolandslied in der präsentischen Form stehen, d. h. im „Imperativ". Fände sich nun eine entsprechende Regelmäßigkeit für die in einem zukünftigen, einem vom Augenblick der Befehlserteilung getrennten Zeitpunkte auszuführenden Befehle, dann wäre damit nicht nur ein interessantes, sondern diesmal auch ein — in seiner Symmetrie — überraschendes Ergebnis gewonnen. Leider ist dem nicht so. Wie I. feststellt, findet sich hier auch der Imperativ recht häufig, ja sogar noch häufiger als

---

[1]) Freilich fürchte ich, daß der Hinweis auf die Vereinheitlichung, Harmonisierung auf Lerch keinen Eindruck macht. Nach verschiedenen Ansichtsäußerungen, Erklärungsversuchen, die er im Laufe seiner syntaktischen Forschertätigkeit vorgebracht hat, muß ich annehmen, daß, je verzwickter eine Annahme ist, sie ihm desto mehr zusagt. So soll der Konjunktiv in *Ne poet muer n'en plurt e ne sospirt* (er setzt schnell noch ein Komma vor *n'en*!) daher kommen, daß der Sprechende meint: „Er soll (= on veut que) nicht weinen und seufzen? Er kann es nicht ändern." — Das „invariable Partic. prés." soll auf einem groben Irrtum der *Ac. franç.* beruhen und nichtsdestoweniger zu einem unverbrüchlichen Gesetz der Sprache geworden sein (die sich jedoch über die gleichzeitige *Ac.*-Vorschrift *une maison appartenante à...* ungeniert hinweggesetzt und *une maison appartenant à...* eingeführt hat). Lerch gerät außer sich über die „unsinnige" *Ac.*-Regel, muß sich aber von Clédat sagen lassen, daß die von ihm vorgeschlagene Schreibung *une maison portante le numéro 40 „radicalement impossible"* ist. Merkwürdig! Es soll absolut unmöglich sein, eine „sinnlose" Regel zu berichtigen? Sonderbar! Höchst sonderbar!

Digitized by Google

das Futurum, und zwar nicht nur — was ja ohne weiteres begreiflich wäre — wenn es sich um eine nahe Zukunft handelt, oder wenn ein auf fernerliegende Zukunft bezüglicher Befehl sich an einen sofort auszuführenden anschließt (*Alez et repairez!*), sondern auch, wo keines dieser eine plausible Erklärung bietenden Momente vorliegt. So greift denn I. zu der Annahme, daß bei den von der eigentlich zu erwartenden Ausdrucksform abweichenden Fällen Erregung bzw. Dringlichkeit (bei *dites* „festgewordene Wendung", also erstarrte Formel) vorliege — und dürfte damit dem Richtigen ganz nahe gekommen sein.

Nur fehlt der Formulierung immer noch die strikte Einheit: Legen wir den für die Ausführung in Betracht kommenden Zeitpunkt zugrunde, dann erweisen sich die auf eine fernere Zukunft bezüglichen Befehle als eine — wenn auch in plausibler Weise erklärbare — Ausnahme (keine Ausnahme aber ist immer besser als eine Ausnahme mit noch so guter Erklärung) [2]). Machen wir aber Erregung, Dringlichkeit zum Maßstabe, dann finden wir unter den für die Gegenwart geäußerten Imperativen manche (z. B. Cunseilez-mei, cume mi savie hume), bei denen diese Gefühlsfaktoren kaum in Betracht kommen! Aber vielleicht kann man so sagen: Äußert der Sprechende sein Verlangen ohne jede Zustutzung, ganz so, wie er sich desselben im Moment bewußt wird, dann wählt er den Imperativ, kleidet er es jedoch mit Überlegung in eine auf seine(n) Zuhörer berechnete abgestimmte Form, dann wählt er das Futurum. Jener ist „rein apperzeptiv", dieses „präsentativ". Bei sofort gewünschter Ausführung oder unter Einfluß der Gewohnheit (*dites*) stellt sich der erstere, bei erst fern gedachter Ausführung — je nach Laune und Stimmung — bald der erstere, bald das letztere ein. Mit zunehmender Verfeinerung der Sitten und Umgangsformen kommt das „präsentative" Futurum dann mehr und mehr in Gebrauch.

Berlin-Schlachtensee. **Theodor Kalepky (†).**

---

[2]) Es ist ähnlich wie bei Gröbers Formel für die Stellung der attributiven Adjektiva: „Affektisch attribuierend vor, logisch distinguierend nach dem Substantiv." Aber les jeunes gens, les vieilles gens? Kann da von einem „Affekt" die Rede sein? Zwar nicht von einem wirklichen Affekt, aber doch von einer diesem verwandten „subjektiven" Beurteilung. Also doch Ausnahme, wenn auch mit plausibler Erklärung. Daß auch hier eine Einheitsformel — und welche — möglich ist, wird nächstens gezeigt werden.

Digitized by Google

Franz. *genièvre.*

In der ZfSL. 52, 29 f. hat O. Bloch neufrz. *genièvre* aus südwestfrz. *genevre*, dessen betontes *e* regelmäßig aus *ei* entstanden ist, durch falsche Umsetzung in die Schriftsprache nach mundartlichem südwestfrz. *e* = schriftsprachlichem *ié* erklärt und am Schluß selbst gegen seine Erklärung die Tatsache eingewendet, daß die Wachholderbeere gerade in dem von ihm als Ausgangspunkt betrachteten Gebiet wenig bekannt ist; er hat diesen Einwand allerdings mit der Bemerkung entkräftet, daß das, was jetzt zutreffe, deshalb im 17. Jahrhundert nicht zugetroffen haben müsse. Jedenfalls hat die Erklärung Blochs, wie er selbst zugibt, ihre Schwierigkeit. Bloch, der von Meyer-Lübke nur dessen Bemerkung im REW. 4624, 2 von dem „namentlich westfrz. *genièvre*" anführt, hat die treffliche Erklärung der Form *genièvre* durch Meyer-Lübke, Frz. Gram. 1, 48 unten, übersehen, die Annahme, daß „von *genévrier* aus *genièvre* nach dem Muster von *levrier*, *lièvre* gebildet worden sei", und den Vergleich mit lyon. *žanüro* (*genièvre*), das sein *ü* ebenfalls von der Ableitung *žanürí* (*genévrier*) bezogen hat. Auch Gamillscheg, der im EWFS. nur sagt, daß „der Grund der Diphthongierung zu *genièvre* ungeklärt ist", scheint die Erklärung Meyer-Lübkes, die eine Erwähnung, sei es auch mit Ablehnung, verdient hätte, nicht in der Erinnerung gehabt zu haben. Die treffliche Erklärung Meyer-Lübkes habe ich selbst vor Jahren in den Indogerm. Forschungen 40, 231 unten mit Hinweis auf ihren Urheber wiederholt und halte sie noch jetzt für vortrefflich. Das Übersehen meines Aufsatzes, der hauptsächlich dem lat. *jūniperus* gewidmet ist, durch Bloch erklärt sich durch den Ort, an dem er erschienen ist und wohin der Blick der Romanisten meistens nicht fällt. Eben deshalb erlaube ich mir, auf jenen Artikel von mir in dieser von den Romanisten regelmäßig gelesenen Zeitschrift auch aus einem anderen Grunde hinzuweisen.

In den Indogerm. Forsch. 40, 230 f. habe ich nämlich über das Verhältnis des den meisten rom. Formen zugrunde liegenden *jēniperus* zu dem klassisch-lat. *jūniperus* gesprochen. Meyer-Lübke, Einf.[3], 158 Mitte und REW. 4624 sowie Gamillscheg, EWFS., versehen *jeniperus* mit dem Sternchen der unbelegten Formen, obwohl Meyer-Lübke selbst in Gröbers Gr. I[2], 470 Mitte es aus dem Cgll. III, 631, 3; 535, 21 belegt hat; von diesen

Digitized by Google

zwei Belegen ist allerdings III, 535, 21 zu streichen, weil dort vielmehr *giniperu, giniperi* stehen, aber III, 631, 3, wo *geniperi* steht, anzuerkennen. Die Glosse Cgll. III, 631, 3 steht im Codex Parisinus latinus 11218 saec. IX.; somit ist in einer Handschrift des 9. Jahrhunderts *geniperi* geschrieben, das natürlich nur eine leicht erklärliche Schreibung für *jeniperi* ist, genauer für *jēniperī*. Wie nämlich *jūniperus* ein *ū*, hatte *jēniperus* ursprünglich *ē*. Zwischen *jūniperus* und *jēniperus* bestand *jīniperus;* vgl. *giniperu, giniperi* Cgll. III, 535, 21 in den Glossae Cassinenses des Codex Cassin. 69 saec. IX, auch *inipyrus* Cgll. V, 303, 22. Wie im Deutschen *j* ein vorhergehendes *a, u* in *e, ü* wandelte (Umlaut), so wandelte im Volkslatein *j* ein unmittelbar folgendes vortoniges *ā, ū* in *ē, ü, jānuārius* in *jēnuārius* und *jūniperus* in **jüniperus*, auch *jūnicea* in **jünicea*. Wie nun altlat. *ü* (geschrieben *u*) in *lubet, lumpa, clupeus*, für die Brugmann, Grundriß I², 107 unten und Stolz-Schmalz-Leumann (1928), 86 oben ein *ü* annehmen, später zu *i* wurde, so wurde *ü* in **jüniperus, *jünicea* im späteren Volkslatein zu *ī*: *libet, lipa, clipeus; jīniperus* (= *giniperu* Cgll. III, 535, 21), **jīnicea*. Erst durch die in **dēvīnare, *vēcīnus* bekannte Dissimilation eines vortonigen *i* gegen betontes *i* zu *e* wurden *jīniperus, *jīnicea* zu *jēniperus* (= *geniperi*, Cgll. III, 631, 3), **jēnicea*. Damit habe ich die von mir schon in den Indogerm. Forsch. 40, 231 angenommene Entwicklung nochmals vorgetragen, nur mit leichten Änderungen und, wie ich glaube, vor allem mit größerer Klarheit.

Innsbruck. JOSEF BRÜCH.

Digitized by Google

Besprechungen.

Henning, Jan Allan, *L'Allemagne de Mme de Staël et la Polémique Romantique. Première Fortune de l'Ouvrage en France et en Allemagne (1814-1830).* Paris, Champion 1929. 386 S.

In seiner berühmten Literaturgeschichte hat Lanson die These aufgestellt, Frau von Staël habe mit ihrem Deutschlandbuch ein «*poncif*» geliefert, das für mindestens 60 Jahre die Vorstellungen der französischen «*littérateurs*» und «*artistes*» über Deutschland beherrscht hätte. Seitdem ist Lansons Bemerkung oft wiederholt und mannigfaltig abgewandelt worden, aber auf ihren Gültigkeitswert hin wurde sie bisher nicht geprüft. Die vorliegende Arbeit kommt nicht zu spät, das Versäumte nachzuholen: versteht es der Verf. doch, mit einer Tiefgründigkeit und Gewissenhaftigkeit zu Werke zu gehen, die für alle bisher gefällten halbrichtigen oder oberflächlichen Urteile über die Wirkung des Deutschlandbuches entschädigen.

Bei der ungeheueren Reichhaltigkeit und Unübersichtlichkeit der vorhandenen Quellen, bei der ganz Europa umfassenden Weite des Staël'schen Wirkungskreises und bei dem empfindlichen Mangel an geeigneten Vorarbeiten ist es unmöglich, eine Gesamtstudie über den Einfluß der Frau von Staël auf das europäische Geistesleben zu Beginn des 19. Jahrhunderts zu erwarten. Es ist deshalb kein Wunder, wenn der Verf., der ursprünglich eine solche Gesamtwürdigung plante, nach 2 jährigen Forschungen sich von der «*futilité*» seines Vorhabens, wie er selbst gesteht, überzeugen mußte. Er kann aber auch mit dem Ergebnis der Teilaufgabe, die er sich in dem vorliegenden Buch gestellt hat, durchaus zufrieden sein; ist es doch keine Kleinigkeit, die Schicksale des Deutschlandbuches bis zum Jahre 1830 Schritt für Schritt und Jahr für Jahr zu verfolgen und dabei vor allem die Übereinstimmung oder die Verschiedenheit der Staëlschen Gedanken mit den Anschauungen der Zeit, der werdenden Romantik und dem sterbenden Klassizismus, zu prüfen. Daß französisch-deutsches Geistesleben aus dem gesamteuropäischen herausgestellt wird und allein in den Mittelpunkt der Betrachtung gerückt ist, bedeutet zwar erneut eine Einschränkung des Themas, fällt aber im Hinblick auf die Tatsache, daß «*De l'Allemagne*» im wesentlichen doch eine französisch-deutsche Auseinandersetzung war, inhaltlich nicht allzu stark ins Gewicht.

Digitized by Google

Die Veröffentlichung des Deutschlandbuches in Frankreich stellt eines der treffendsten Beispiele für das Eindringen fremder Kulturwerte in das Geistesleben einer Nation dar. In solchen Fällen ist der erste Anprall, die erste Auseinandersetzung, von entscheidender Bedeutung für die künftige Wertung. Man hat unter dem Einfluß späterer Zeugnisse (Lamartine, Villemain, Quinet) die starken Widerstände, die sich dem Buche «*De l'Allemagne*» bei seinem Erscheinen in Frankreich entgegenstellten, verkannt. Es wurde 1814 von der französischen Kritik keineswegs als «*révélation spiritualiste*» oder als «*soulagement après la tyrannie du réalisme de l'Empire*» begrüßt, und auch das gebildete Publikum verhielt sich zunächst sehr zurückhaltend. Immerhin war der buchhändlerische Erfolg gleich von Anfang an ganz gewaltig; man findet «*De l'Allemagne*» bald «*sur toutes les toilettes*», und schon im August 1814 kann eine Zeitschrift berichten: «*Bientôt l'ouvrage de M^me^ de Staël se trouvera tout entier disséminé dans les feuilles périodiques.*» Die napoleonfeindliche Presse (Journal des Débats) begrüßte das Buch als anti-napoleonische Kundgebung. Im übrigen fürchtete man aber für die Vormachtstellung Frankreichs auf dem Gebiete der Literatur, die durch Frau von Staël und ihre Anhänger bedenklich bedroht würde (Journal de Paris, Nain jaune etc.). Allen Kritikern dieser Zeit gemeinsam ist die völlige Unkenntnis des von Frau von Staël behandelten Stoffgebietes. Deshalb hielt man sich auch in erster Linie an den Stil des Staël'schen Buches, kritisierte die Kühnheit der Wortwahl, ihren «*style empoulé et irrégulier*», der sich besonders in dem Kapitel über den «*enthousiasme*» zeige und zu sehr unter dem Einfluß der «*enflure allemande*» stehe. Die Anhänger der klassischen Richtung vor allem konnten sich in solchen Kritiken nicht genug tun; sie bekämpften daneben natürlich besonders die Neuerungen, die Frau von Staël auf dem Gebiete des Dramas vorschlug, während der Teil des Buches, der sich mit der deutschen Philosophie beschäftigt, wesentlich milder beurteilt wurde. Bessere Aufnahme und Würdigung fand das Deutschlandbuch in der kosmopolitischen Presse (Mercure de France, Spectateur) und bei der jungen Generation, den Wegbereitern der Romantik. Hier erkannte man den gewaltigen Fortschritt an, den «*De l'Allemagne*» auf dem Gebiete der literarischen Kritik bedeutete, indem Frau von Staël die verschiedenen Literaturen aus ihren Entstehungsbedingungen erkläre und gleichzeitig den sittlichen Gehalt aufweise, den die Literatur des einen Volkes von derjenigen des anderen unterscheidet. Diesen Sondercharakter nationaler Literaturen zu erkennen, sei von nun an «*une des plus belles, mais aussi une des plus épineuses occupations de la haute critique*». Zudem begrüßen die Jungen in Frau von Staël die Verteidigerin Rous-

Digitized by Google

seau'scher Grundsätze: « *Comme lui, comme lui seul, elle émeut toutes les facultés de notre âme, elle parle à la fois à la raison, au cœur, à l'imagination.* » Alexandre Soumet mit seiner berühmten Studie « *Scrupules littéraires de la baronne de Staël, ou réflexions sur quelques chapitres du livre « De l'Allemagne »* gehört diesem Kreise an. Ihm ist das Deutschlandbuch ein Manifest der romantischen Schule, wenn auch manche Lücken in der Kunstlehre der Frau von Staël nicht zu leugnen seien. Diese zu ergänzen und das von Frau von Staël Begonnene fortzusetzen, sei die Aufgabe der jungen Generation. So bilden die « *Scrupules* » das Bindeglied zwischen « *De Allemagne* » und der « *Muse française* ».

Nach und nach (insbesondere von 1816 an) wird der Einfluß des Staël'schen Buches auf die französische Literatur und auf das französische Geistesleben immer deutlicher spürbar. « *Agissant sur le lyrisme comme sur le drame, sur la littérature comme sur la philosophie, sur la morale comme sur la politique, en théorie comme dans le détail, cette influence devient presque incroyable dans son étendue et dans sa profondeur* » (S. 258). Selbst die hartnäckigen Verteidiger des strengen Klassizismus können sich der neuen Strömung nicht mehr ganz verschließen. Die Veröffentlichung der « *Considérations sur la Révolution française* » im Jahre 1818 ließ noch einmal den politischen Kampf aufflammen und stellte auch das Deutschlandbuch erneut in das grelle Licht der Tagesleidenschaften. Nodier in seinen Artikeln des « *Journal des Débats* » steht merklich unter Staël'schem Einfluß, und als ein Jahr später die ersten wirklich romantischen Dichtwerke erschienen, bildete Frau von Staël und ihr Deutschlandbuch den Mittelpunkt des Interesses: « *C'est maintenant qu'on commence à considérer son livre comme une révélation offerte aux Français de 1814, comme un éclair subit au milieu de l'obscurité où les avait plongés l'oppression du régime impérial. Jamais auparavant Mme de Staël n'a occupé les esprits autant, ni exercé sur eux une influence plus vivante que pendant les années de 1820 à 1825.* » Musset, Vigny, Chênedollé, Hugo und vor allem Lamartine zollen dem Deutschlandbuch und seiner Verfasserin ihren Tribut. Eine Flut von Übersetzungen aus dem Deutschen und Englischen überschwemmte jetzt Frankreich. Goethe und Schiller wurden besonders gepflegt, aber der Goethe der Jahre 1820-25 ist noch fast ganz der Goethe des Buches « *De l'Allemagne* », und auch Schillers Bild änderte sich wenig: Schiller blieb der « *grand protégé de Mme de Staël, le patron des romantiques* » Erst von 1827 an flaute das Interesse für das Deutschlandbuch merklich ab; im Brennpunkt der öffentlichen Diskussion stehen nun Hugos neue Theorien über das Drama. Gleichzeitig bemächtigte sich

Digitized by Google

die Legende der Gestalt der berühmten Französin und verklärte in rosigem Lichte die Bedeutung ihres Werkes. Von dieser Zeit an (1830) ist ihre unmittelbare Wirkung auf das Gegenwartsgeschehen erloschen.

In einem besonderen Kapitel werden die Schicksale von « *De l'Allemagne* » in Deutschland dargestellt. Es ist hier nicht der Raum, selbst nicht in knappen Zügen, auf diesen Teil des Henning'schen Buches inhaltlich einzugehen. Nur folgende Bemerkungen seien dazu gemacht:

S. 149 spricht der Verf. von den „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaften" von Schubert (nicht Schobert!) und meint in einer Anmerkung, es wäre sehr interessant, zu wissen, ob Frau von Staël dieses Buch gekannt hat. Es läßt sich, glaube ich, nicht bezweifeln, daß Frau von Staël das Schubertsche Werk gelesen hat; denn wir wissen, daß sie es sich im Oktober 1809 aus Deutschland nach Coppet kommen ließ, und daß sie in « *De l'Allemagne* » IV^e part. chap. IX ausführlich darauf zu sprechen kommt (s. dazu meinen Artikel « *Frau von Staël und Cotta* » in dieser Ztschrft. Bd. 48 [1926], S. 430 und « *Briefe an Cotta* », hg. von Maria Fehling, 1925, S. 273; beide Veröffentlichungen kennt der sonst so belesene Verf. nicht).

S. 162 f. stellt Verf. fest, daß Frau von Staël auf ihrer Deutschlandreise wenig Glück bei den deutschen Frauen hatte: « *elle semble avoir eu le malheur de soulever contre elle l'opinion des femmes.* » Diese Feststellung ist nur bedingt richtig (vgl. dazu A. Götze, Ein fremder Gast, Jena 1928, S. 21 f., 27, 31, 34 usw.). Auch das ist nicht richtig, daß Frau von Staël mit ihrer Ansicht über die Leichtigkeit und Häufigkeit der Ehescheidungen im damaligen Deutschland allein steht. In Caroline Pichler hatte sie z. B. eine starke Stütze ihrer Meinung; denn diese österreichische Schriftstellerin hat, wie sie selbst in einem Brief berichtet, in ihrem Roman « *Frauenwürde* » versucht, „ihre Gedanken über die frequenten Ehescheidungen bestimmter auszusprechen".

Der S. 163 erwähnte Artikel über Frau von Staël im « *Phöbus* » ist nicht von Kleist, sondern von Adam H. Müller.

Bei dem Kapitel « *Goethe et le milieu de Weimar* » vermisse ich einen Hinweis auf Caro « *M^me de Staël et Goethe à Weimar* », in « *Séances et travaux de l'Académie . . . Déc. 1880* » und Jack « *M^me de Staël and the spread of German literature* » (vgl. Lit. Bl. f. germ. u. rom. Phil. XL, 7/8, 1919).

Diese und ähnliche kleine Versehen oder Einschränkungen beeinflussen den Gesamtwert des Buches nicht, das alles in allem eine ansehnliche Leistung auf dem Gebiete der Staël-Forschung darstellt.

Ilmenau. ALFRED GÖTZE.

Digitized by Google

Vigny, Alfred de, *Les Poèmes.* Texte établi et présenté par Jean Chuzeville (Les Textes français, Collection des Universités de France publiée sous les auspices de l'Association Guillaume Budé). Éditions Fernand Roches, Paris 1929. XXVI + 274 S. 8°.

Wie alle Publikationen der Sammlung „*Les Textes français*", so wird auch diese Ausgabe der Gedichte Alfred de Vignys auf dem Umschlag als ein Teil der „*Oeuvres complètes*" des Verfassers bezeichnet. Wir dürfen also wohl früher oder später mit einer neuen Gesamtausgabe rechnen, die ca. zehn Bände umfassen und, nach dieser ersten Probe, in bezug auf wissenschaftlichen Gehalt entschieden den Vorzug vor der ähnlichen Ausgabe des Verlages Larousse verdienen wird. Der vorliegende Band enthält die „*Poèmes antiques et modernes*" (im Anschluß an die Ausgabe letzter Hand, 1859), ferner die posthum erschienenen „*Poèmes philosophiques*" (*Les Destinées, Héléna*) und einige „*Vers de circonstance*". Vorangeschickt ist eine Einleitung des Herausgebers über Vignys Leben und Schaffen (S. VII-XXVI). Den Schluß des Bandes bilden ausführliche Anmerkungen (S. 257-270), welche über die Entstehungsgeschichte und die Quellen der einzelnen Gedichte gut unterrichten, ohne dabei auf die Erklärung von Einzelheiten einzugehen.

Wien. WOLFGANG WURZBACH.

Baudelaire, Charles, *Les Fleurs du Mal.* Texte établi et présenté par Edouard Maynial. Paris, Editions F. Roches, 1929. (Les Textes Français, Collection des Universités de France.)

Diese inhaltlich und drucktechnisch sehr sachliche Ausgabe der *Fleurs du Mal* dient in vorbildlicher Weise dem Geist des Dichters.

Die Einleitung (S. VII-XXXV) gibt unter Verzicht auf alles Anekdotische die wichtigsten Ereignisse aus dem Leben Baudelaire's, dann eine wohlabgewogene Einführung in die Quellen und in den tieferen Sinn seiner Kunst. Hier war Stellungnahme unvermeidlich — Urteile, wie „Poète chrétien", „âme foncièrement chrétienne", „son catholicisme", zeigen, auf welchem Boden —, aber es geschieht taktvoll, ohne Pathos der Überredung, mehr, um auf die letzten Kämpfe der Baudelaireforschung hinzuweisen und vor neuen theologischen Debatten zu warnen, zugunsten einer gerechteren Betrachtung seiner Kunst. Der anschließende Versuch, das geistige Herkommen und das künstlerische Vermächtnis Baudelaire's zu bestimmen, betont stärker als üblich und mit Grund das Klassische beim Dichter.

Digitized by Google

Er war trotz dieser Blutverwandtschaft mit dem besten 17. Jahrhundert Persönlichkeit genug, erster Klassiker der Moderne zu werden. Daß Maynial die Linie von Pascal-Racine bis Paul Valéry zieht, zeigt, wie sehr er, bei aller Gedrungenheit der Darstellung, auf Heraushebung wesentlicher und neuzeitlicher Probleme bedacht ist.

So auch in der Textgestaltung (S. 1-267). Maynial bricht endgültig mit der Tradition, die einst verdienstvolle Ausgabe Asselineau-Banville (1868) weiter anzuerkennen und greift zurück auf den zweiten, letzten von Baudelaire gutgeheißenen Druck (1861). Er bricht ferner mit der längst unzeitgemäß gewordenen Sitte, die Pièces condamnées nicht oder immer noch gesondert aufzuführen, und reiht sie wieder dort ein, wo sie der Dichter in der Erstausgabe (1857) gewünscht hatte, also in den ursprünglichen Zusammenhang, der den Willen des Dichters achtet: „Le livre doit être jugé dans son ensemble." Das ist zugleich die edelste Art, jene Rehabilitierung zu verwirklichen, welche literarische Kreise Frankreichs durch eine Wiederaufnahme des Prozesses Baudelaire erstreben. Jene Gedichte aber, die kurz vor und kurz nach Baudelaire's Tod einen von der wohlgemeinten Willkür der damaligen Herausgeber bestimmten Platz unter den „Fleurs du Mal" erhalten haben, verweist Maynial als Supplément an den Schluß des Textes, denn weder Freund noch Wissenschaft dürfen in die Architektur eines Gedichtbandes eingreifen ohne Zustimmung des Künstlers. Nicht einmal die Varianten wollte Maynial an den Fuß der Seiten setzen, damit der Text restlos frei wirken könne. (Die Druckfehler beschränken sich auf ein kaum vermeidliches Minimum.)

Anmerkungen und Varianten zu den einzelnen Gedichten sind am Schluß des Bandes zusammengestellt (S. 269-312). Sie geben womöglich Entstehungsdatum, Widmung und Originalpublikationsstelle, dazu, chronologisch geordnet, alle Varianten aus den verschiedenen Manuskripten, Korrekturen und Ausgaben von 1857-1868. Hier wirkte sich exakteste Wissenschaft aus, damit Wissenschaft wieder aus ihr schöpfe für das eingehende Studium einzelner und aller „Fleurs du Mal". Die Varianten bieten, bei Anerkennung der grundlegenden Arbeiten Crépet-van Bever auch durch den Herausgeber, ein wie selten übersichtlich geordnetes Material für Freunde subtilster Einfühlung und intimer genetischer Studien.

Zuoz. M. Allenspach.

Digitized by Google

The Cult of Beauty in Charles Baudelaire, by **S. A. Rhodes,** Ph. D. Institute of French Studies, Columbia University, New York, 1929.

Der Leser vergesse nicht, daß „The Cult of Beauty" in Amerika erschien, wo das Wissen um Baudelaire noch nicht so verbreitet ist wie auf seinem Heimatkontinent. Als Künder und Wegbereiter wird man dann Rhodes eine leicht pathetische Weitschweifigkeit und überreiche Anführung vieler bekanntester Stellen aus Baudelaire's Schriften zubilligen müssen, zumal große Liebe und Begeisterung aus dem Buch sprechen. (2 Bde., 617 S.)

Wesentlich amerikanische Gesichtspunkte kommen kaum zur Geltung; die umfassende Belesenheit und Einfühlung des Autors lassen ihn mühelos auf alle europäischen Problemstellungen um das geistige Phänomen Baudelaire eingehen. Zum Glück — besonders da es sich um Deutung des europäischsten Lyrikers der Neuzeit handelt —, zum Glück greift Rhodes gleich das Kernproblem heraus: Baudelaire's Künstlerschaft, sein „Cult of Beauty". Denn der Titel enthält die These des gesamten Werkes: Baudelaire ist Künstler, ganz und nur Künstler. Ihn darstellen als Dandy, Mystificateur, Décadent, Névrosé, Sataniker, Mystiker, als Heide oder als Christ, geht nicht mehr an, heißt einen seiner vielen Aspekte zum endgültigen erheben und damit irren. Es gibt nur einen bleibenden Baudelaire, der er sein wollte und der er war: der Priester der Kunst. Und der Weg zu ihm kann nicht anders als durch seine Kunst gefunden werden.

Rhodes baut sein Buch dementsprechend auf. Er belegt vorerst, wie Baudelaire's ganze seelische Struktur und geistige Haltung auf ausschließlich ästhetische Betrachtung und Verwirklichung des Lebens eingestellt ist, und wie der Dichter als Ekstatiker beständig nach der größten Intensität des Erlebens trachtet (I. Kap.); wie er aus diesem Willen heraus mit ungewöhnlich geschärften Sinnen Inwelt und Umwelt des Ich belauscht, ertastet, eratmet, und durch Aufnahme feinster Schwingungen sich mit den tiefsten Erfahrungen des Daseins bereichert (II.); wie ihm diese Erfahrungen bis dahin kaum geahnte oder uneingestandene mystische Beziehungen des Menschen zur Natur — auch die Stadt gehört dazu! — erschließen (III.) und dadurch eine neue Kunst fordern, die fähig ist, diese Beziehungen durch sprachliche und musikalische Symbolik auszudrücken und zu verewigen (IV.), eine neue Kunst, die weit über den Pseudorealismus der Romantik hinausgeht und zum ersten Male wirklich modern, nämlich allumfassend, nicht lebensmüde, sondern lebensgierig ist (V.); endlich, wie diese neue Kunst Baudelaire's deshalb groß und klassisch wird, weil er im Sinne der Klassiker seine Emotionen in harter Arbeit durch den strengen Intellekt

Digitized by Google

kontrolliert, läutert und zu evokatorischer Plastik verdichtet (VI.).

Rhodes dokumentiert sich aus allen Schriften Baudelaire's, besonders aber durch Gedichtstellen, um die Kunst auffallend in Erscheinung treten zu lassen. Das Literaturgeschichtliche kommt vorläufig nur in der Diskussion des Naturbegriffes und in der Abgrenzung der neuen Kunst gegen Klassik und Romantik zur Geltung, und auch das Biographische bleibt sehr zurückgedrängt. Dafür behandelt er im zweiten Band kapitelweise die verschiedenen Erlebnisbereiche des Dichters: Baudelaire's Kunstkritik im allgemeinen, sein Kampf für Delacroix und Wagner, das Verhältnis zu seinem direktesten Vorläufer Sainte-Beuve und zum congenialen Poe (VII.); seine Stellung zur Gesellschaft und das Dandytum, als Form des Selbstschutzes und des Kampfes (VIII.); seine politische Stellung zur Monarchie, die Teilnahme an der 48er Revolution, die Abwendung von der Republik, die Erkenntnis, daß Fortschritt nur durch Höchstentwicklung des Individuums verwirklicht werden könne (IX.); seine Moral, wonach alle Schönheit aus sich selbst zugleich auch moralisch gut ist (X.); sein heidnisch-mystisches Christentum als nicht praktizierender Katholik (XI.); seine Einstellung zu Großstadt, Berauschung, Leben und Tod (XII., ein ohne innere Notwendigkeit aufgebautes Kapitel!), gipfelnd und abschließend sein Liebesleben (XIII.). Baudelaire's Haltung vor allen wichtigen Manifestationen des Lebens erweist dabei immer das eine: daß er stets und ausschließlich auf sein Ideal der Kunst zentriet war und alles von dieser Mitte aus erlebte und beurteilte.

Diese These ist für die Baudelaireverehrer im Prinzip längst Wahrheit, für die Wissenschaft durfte sie noch einmal gründlich erhärtet werden, um den Künstler endlich allen Zweifeln und müßigen Moralpolemiken zu entrücken. Rhodes erreicht dieses Ziel einwandfrei und gründlich — obschon er sein Vorgehen impressionistisch nennt. Ich möchte es eher analytisch nennen, denn in seiner Sichtung und stofflichen Gruppierung des Materials steckt geduldige methodische Forschung. Diese verleitet ihn sogar stellenweise zu fast ermüdenden Belegreihen und exkurshaften Kontroversen, besonders wo es Baudelaire zu verteidigen gilt gegen übereifrige Poeforscher (Patterson, Lauvrière, Seylaz). Aber auch das sind schließlich noch Herausstellungen der Größe Baudelaire's.

Einer selbstgeschaffenen Gefahr allerdings vermochte Rhodes nicht zu entrinnen, vielleicht weil er die Psychologie des Lesers verkannte: Rhodes zerstückt, analysiert, legt die Funde zu Beweisketten nebeneinander und dokumentiert damit Kapitel nach Kapitel. Und jedes Kapitel verkündet das Nämliche: Baudelaire's Priestertum der Kunst, trotz der gesellschaftlichen

Digitized by Google

Ächtung, trotz der staatlichen Verfolgung, trotz der schmerzlichen Vereinsamungen und leidenschaftlichen Selbstverbrennung. Aber was in Baudelaire's Leben nacheinander geschah als dynamischer Ablauf einer Resultante aus Herkommen, Konstitution, Erziehung, übernommener, erkämpfter und erlittener Weltanschauung, gewolltem und ungewolltem Schicksal, das liegt nun nach der Lektüre Rhodes auf einer und derselben Fläche, ist nebeneinander projeziert auf eine Ebene, Bild geworden, statisch, ja Statue. Als ob Baudelaire immer und je und je schon Künstler war — obschon er es doch auch einmal erst geworden ist. Dieses Werden — was dem modernen Leser noch die einzige Spannung gibt — dieses versinkt bei Rhodes, weil er es nur in kleinen Episoden in die verschiedenen Kapitel verwirkt, um deren stoffliche Einheit nicht zu sprengen. So gab der erste Band zwar den Künstler Baudelaire, sein Wesen, aber der zweite hätte sein Werden geben sollen, und gab nun noch einmal, wenn auch vielseitiger, sein Wesen. Damit erscheint Baudelaire groß, aber ohne Geschichte, zeitlos — vergöttlicht. Wäre nicht das letzte Kapitel (The Loves of a Poet), das notgedrungen stark im Biographischen bleiben muß, er wäre zu groß!

Eine Reproduktion der Maske Baudelaire's von Zacharie Astruc eröffnet den Text von „The Cult of Beauty". Bibliographien der Drucke von und über Baudelaire beschließen das Werk. Leider fehlt ein Namensregister zum Text.

Zuoz. M. Allenspach.

Wollmann, P. und **Schwedtke, K.,** *Le Génie français.* Ein Lesebuch f. d. Oberstufe. Bielefeld und Leipzig 1930; bei Velhagen u. Klasing. VII. u. 265 S.

Unter den kulturkundlichen Lesebüchern der letzten Jahre ist dieses eine der erfreulichsten Erscheinungen. Die Textauswahl scheint mir sehr gelungen, besonders auch darum, weil sie viele gute Stücke bringt, die der Schullektüre bisher nur selten oder gar nicht zugänglich waren (L. Romier, Explication de notre temps; R. Rolland, Colas Breugnon; G. Pierredon, L'Esprit de Clémenceau; M. u. A. Fischer, L'Opinion de Prosper Mariolle, u. a.). Indem sich die Herausgeber mit nur sechs kulturkundlichen Kapiteln begnügen und dabei alle theoretische Unterweisung wie detaillierte Schematisierung vermeiden, beweisen sie eine vermutlich gewollte Vorsicht auf einem Gebiete, das noch vor wenigen Jahren als bequem parzellierbar galt. Lehrern und Schülern willkommen werden die richtig dosierten Anmerkungen in Fußnoten sein. Ein Anhang bringt knappe Charakteristiken der ausgewählten Schriftsteller; hier würde man allerdings da und dort einen gewissen konventionellen

Digitized by Google

Aufzählton, den man aus Literaturgeschichten in usum delphini kennt, vermieden wissen wollen. Demgegenüber ist wieder anderes — auch für die Oberstufe — wohl zu schwierig in der gegebenen Darstellung. — Druck und Bilderausstattung sind über alles Lob erhaben.

Wien. GUSTAV RIEDER.

Des Hons, Gabriel, «*Anatole France et Jean Racine ou La Clé de l'Art Francien.*» Paris 1927.

Des Hons entdeckt ein Phänomen: unter der Verschiedenheit ihrer Erscheinungen eine starke und bleibende innere Beziehung France's zu Racine, so daß sich auch im France'schen Werk geschenktes Racine'sches Gut allenthalben greifen läßt, erhalten oder verändert. Und zwar sei dieser Einfluß so gründlich und vollkommen, daß er den Schlüssel zu France'schem Wesen und seiner Kunst überhaupt gäbe, und daß man daraus auf die Wesensverwandtschaft beider Dichter schließen müsse.

Aus einer Fülle von Bekenntnissen, die wie begeisterte Flammen ein Leben lang in dem Herzen des Bewunderers zu dem großen Meister aufsteigen, Gefühle, die sich aus zarter Ahnung des Ideals beim Jüngling, aus der Empfindlichkeit persönlichen Besitzes vertiefen zu heiliger Ehrfurcht beim todesnahen Greis, wählt Des Hons eines, das er, weil es weiterhin auf ein aktives, nehmendes Verhältnis bewußt hindeutet, zum literarischen Manifest stempelt: „... Moi, qui l'aime de mon cœur et de mon âme, peut-être même de ma chair et de mon sang, ... moi qui, le sachant par cœur et le relisant encore, lui demande presque chaque jour le secret des justes pensées et des paroles limpides, moi qui le tiens pour divin ..." (La vie littéraire III, p. 361).

Durch genaue und gründliche Textvergleichung findet Des Hons eine Bestätigung: in Anatole France singen und klingen die geliebten Racine'schen Verse, sie drängen sich unwillkürlich seinem Text als einzig mögliche Formeln auf, wo er einen Zustand beschreiben will, für dessen Erfassung und Schilderung ihm Racine ernstes, bewundertes Vorbild ist, so im meisterhaften Beobachten und Schildern der psycho-physischen Wirkungen des Eros, im Malen der leidenschaftlichen, erotischen Frau. Z. B. die Wirkungen des berühmten coup de foudre beim ersten Anblick des Geliebten, in Phèdre I, 3:

„je le vis, je rougis, je pâlis à sa vue;
un trouble s'éleva dans mon âme éperdue,
mes yeux ne voyaient plus, je ne pouvais parler ...",

dazu die deutlichste Reminiszenz bei France (La révolte des anges, p. 117): „... les mouvements de cette créature me jetèrent

Digitized by Google

dans un trouble inconnu. Je pâlis, je rougis, mes yeux se voilèrent, ma langue sécha dans ma bouche, je ne pouvais me mouvoir." — Aber auch ohne diese besondere, innere Erregung, die aus einem gleichartigen, erotischen Interesse hervorbrennt, kommen Racine'sche Ausdrucksformen herüber: Bilder aus der Natur, biblisch-poetische Vergleiche; die France'sche Prosa bringt Racine'sche Rhythmen: die eindringliche Stimme eines einzigen Verses erweckt ein vierfaches Echo (vier neue Alexandriner entstehen). Besondere Wendungen und Wortverbindungen, als Reiz im Wissen haften geblieben, tauchen wieder auf. Auffällige Beispiele und auch übernommene Kleinigkeiten beweisen deutlich die France'sche Sprachbesessenheit von seinem Racine.

Doch auch an solchen Stellen, die im Inhalt einen sichtbaren Gegensatz zu Racine zeigen, wo ein geistiger Abstand des zu Schildernden in die Augen springt, vollzieht sich übermächtig die Assoziation. Racine wird nicht ernst genommen und zu komischem Effekt wiederholt: es sind die ironischen Umbiegungen durch humorvolle Anwendung hoheitsvollen, klassischen Tons und Ausdruckes an prosaischer oder nicht ernst gemeinter Stelle: prosaische Spießbürgerinnen stoßen in ihren kleinlichen Situationen höchst pathetische, affektvolle Racine'sche Seufzer aus, komisch und reizvoll. — Je größer der Abstand, je unerwarteter der Vergleich ist, um so größer der Effekt, um so stärker die Ironie gegenüber Racine: Hippolyte zieht alle Herzen nach sich: „charmant, jeune, traînant tous les cœurs après soi"; M. Paléologue in „Le Salon de Madame Armande Caillavet", auch jung und schön, kann nicht Herzen nach sich ziehen, denn es bewegen ihn nur Frauen von einst, also muß er, da sich die Assoziation zwischen ihm und Hippolyte schon lustvoll im Gehirn Anatole France's vollzogen hat, etwas anderes nach sich ziehen, und zwar wird das ein — Hündchen sein (obwohl er nie eins im Leben gehabt hat!). — So wird, mit Eigenem unwillkürlich assoziiert, Racine für France eine Quelle heiteren Lachens und innerer Ergötzung, und gerne betrachtet er als humorvolle Liebesäußerung die „Unehrerbietigkeit", die aber keinen verletzenden Stachel haben soll. Er dämpft und streicht nur, wenn es zuviel wird.

Und beides, Ironie und ernsthafte Liebe in ihren mannigfachen Ausstrahlungen, Spiegelungen und Brechungen, Änderungen und Übernahmen ist nur möglich auf dem Grund dauernden, geistigen Verständnisses und labiler Allgegenwart des Racine'schen Verses im Gehirn des Schaffenden.

Welche Schlüsse zieht Des Hons? Die volle Verwandtschaft des Menschen und des Künstlers; Seelenfreunde der Form und der Götter seien beide, mit gleichen Auswahlprinzipien,

Digitized by Google

Neigungen dem Leben gegenüber, gleicher Auffassung der Frau. Racine, der „Dieu-Plasmateur", der innig befruchtet und bindet, für France Notwendigkeit und gewolltes Schicksal, geliebt und gepflegt in eigener, dichterischer Freiheit. Herrliche Erfüllung des alten, französischen Ideals in dem Träger lebendiger Tradition, Wechselwirkung mit dem großen Vorbild der Vergangenheit. Kann man dann nicht beide mit Charles Maurras „Brüder" nennen?

Wesensverwandt? Um aber einen solch betäubenden Schluß zu ziehen, der die allgemeinsten, höchsten Zusammenhänge herstellt, muß man die Lebens- und Weltanschauung beider „Brüder" in sich betrachten, wie sie sich in den Menschen ihrer Werke äußert, das Schicksal ihrer Personen unabhängig voneinander begreifen und formulieren, dann vergleichen. Wir sind nicht der Ansicht, daß vielen einzelnen Racine-Reminiszenzen e i n großes Ganzes Racine'schen Geistes bei France entsprechen müsse, auf das Des Hons gläubig und stillschweigend hinweist.

1. Da wo France noch am meisten für Racine empfänglich ist, entfernt er sich zugleich von ihm: zwar ist die liebende Frau für beider Werk zentral, aber die Frau im Roman Anatole France's bewegt sich nur teilweise zu Racine hin. Abgesehen von der viel urwüchsigeren Kraft und Ungebrochenheit der Frau im Drama, hat die Frau bei Racine sensibilité, Leidenschaft, Erotik u n d das Gesetz der Vernunft und des stolzen Ehrgefühls, den Willen zu klarer Bewußtheit und Erkenntnis der eigenen Person, Kräfte, die in ihr widerstreiten in ewigem Dualismus; sie ist tragisch, weil sich die sinnliche Leidenschaft mit dem geistigen Prinzip in ihr nicht vereinen kann. Bei France ist nur dies: die erotische Leidenschaft, die sich bis zum Tode verzehrt. Die Frau muß und darf lieben, denn es steht keine geistige Macht bewußt über ihr; sie empfindet nur ihre Bestimmung zur Liebe als Schicksal, das sie erleidet, das sie genießt und unter dem sie sich gehen läßt. Wie diese nackten Leidenschaften als farbige Flammen vital und wahr aufflackern, darin ist Racine bewundertes Vorbild. Doch wenn Hélène in „Jokaste" tragisch ist, so liegt der Grund dafür in keinem unvereinigten Gegensatz zweier Lebensmächte, sondern einfach darin, daß sie ihre primitive, erotische Befriedigung nicht findet. Im Grunde sind die Frauen bei Anatole France mit ihren verführerischen Reizen und erotischen Raffinements, ihrer lockend parfümierten Kleidung, ihrer sinnlichen Einseitigkeit viel mehr Tier als ihre Vorbilder. Wenn man bei France von der großen Unterordnung unter den Gedanken spricht, so existiert sie nur in seinen Dialogen, Gesprächen, philosophica, aber nicht im Schicksal seiner Gestalten. Hier

Digitized by Google

möchte er sich, kraft seiner großen Begabung als geistreicher und gebildeter Denker, mit viel Dialektik zur Freiheit über das Ganze des Lebens erheben. Die Lebensmächte, die bei Anatole France lokal verschieden aufgeteilt sind, stoßen in jeder Racine'schen tragischen Figur dynamisch aufeinander. Racine enthält eben in seinem Dualismus mehr Totalität, seine Personen werden vollständiger ergriffen und geschüttelt von zwei ewig widerstreitenden Kräften. Heiß und kalt zu gleicher Zeit, lebhaft erregt und entladen, erleben sie in einem einfachen Gegensatz ein Ganzes, Gültiges. Ohne eine harmonische Lösung in sich zu entfalten, sind sie doch kraftvoller Ausdruck und deshalb groß. France hat kein ursprüngliches Gegenprinzip gegen die Krankheit der Liebe, seine Personen wollen nicht kühle Erkenntnis und das Bewußtsein ihrer Freiheit, das sie im Gefühl ihrer Individualität als Wert stolz machen könnte, sie unterliegen zuletzt dumpf der Fatalität, dem Geheimnis, vor dem sich die Racine'schen schrecken. Sie unterliegen ohne einen hellen Kampf, der die Möglichkeit des Sieges in sich trägt, Atalide könnte frei sein, Thérèse nie, sie ist und bleibt ein schönes Opfer.

2. Die häufige Erscheinung der ironischen Brechung beweist, wenn nicht eine ernsthafte Unehrerbietigkeit und Arroganz, so doch eine grundlegende Andersartigkeit. Sie befestigt in uns die Überzeugung, daß France keine gründliche Anstrengung zu dem geliebten Gott hin tat. Den stürmischen Überfall Racine'scher Verse und ihr plötzliches Zusammentreffen mit eigenen, ganz anderen Absichten und Einfällen empfindet France als komischen Reiz wegen des unerwarteten Aufeinanderpralls zweier verschiedener Gefühlswelten. Subtil genug in seiner Aufnahmefähigkeit, genießt er mit Wollust, raffiniert diesen Einfluß und macht aus gegebenem Mißverhältnis, das nach France's Definition der Humor überwindet, ein originelles Kunstwerk. Anatole France bleibt immer noch harmonisch, zieht seinen Vorteil und ist glücklich in relativer Freiheit. Wo sich die Ironie an Racine sichtbar entzündet, da ist lebendigste, vollzogene Wechselwirkung, da lebt Racine, wenn auch umgeformt und in seinem Wert vermindert, weiter, und die Umformung ist zugleich das beste Bekenntnis der Verschiedenheit.

Sollte eine große Brüderschaft nicht unmittelbar zu spüren sein? Doch spürt man vergebens in der France'schen Gesamtatmosphäre nach Racine'schem Wesenshauch. Beide schöpfen nicht aus der gleichen Quelle, sie sind keine „Brüder", France verhält sich zu Racine nicht wie zu seinem Ideal, und die meisten kühnen, hehren und schmückenden Vergleiche und Schlüsse Des Hons' sind Illusion, so gediegen und überzeugend sein Belegmaterial im Einzelnen ist. Wohl aber sind alle Geschenke des

Digitized by Google

Gastes Racine lebendige Reize und ein Schmuck im Haushalt der kostbaren, kunstgeschmückten Villa Anatole France's, die anzuschauen und zu genießen Des Hons uns einen gutgearbeiteten Schlüssel gab.

Die ganze Aufdeckung des Racine'schen Hintergrundes gestattet dem Kritiker und Sprachforscher einen wichtigen Einblick in die Psychologie des Schaffens, in das Werden dieser Kunst: sie verarbeitet das Vorbild so geschickt und unauffällig, daß nichts an der lächelnden Oberfläche die nährende Quelle, das Bildungsmaterial verrät: France ist ein Bildungsdichter. Aus der völligen Beherrschung eines fremden, bewunderten Werkes fließen Zitate und Formen organisch herüber, doch wird der Text oft nur anspielend wiederholt. Nur wer den Racine-Text genau auswendig weiß wie Anatole France selbst, kommt hinter den Reiz so ironischer Anspielung. — Nicht eine innere Bindung bestimmt das France'sche Schaffen, sondern, wie schon aus der Art der Beispiele deutlich wird, das starke Spracherlebnis ist das Band, das ihn zur Wiedergabe und ironischen Umformung zwingt. Bei dieser Einsicht verliert Ironie ihren beleidigenden Stachel, da sie ja nur von der starken Sprachbesessenheit und Verliebtheit eines zugleich gemütsbewegten und intelligenten Bewunderers zeugt. — Wenn France Freude daran hat, den geliebten Text Racine's ironisch lachen zu machen, wenn er mit Lust unverschämt ist wie ein Kind und dem geliebten Meister hinter seinem Rücken eine lange Nase macht, so erkennen wir darin denselben Zug von Vertraulichkeit und Intimität, mit der man oft im Volk die Namen von angebeteten Heiligen gebraucht: im täglichen, gewöhnlichen Leben, scherzend und im Spiel, mit Spott und Frechheit. Und was wie Majestätsverbrechen und Pietätlosigkeit anmutet, ist ein Zeugnis dafür, wie bekannt man mit seinem Gott ist und wie man mit ihm umzugehen weiß, Zeugnis für den Grad der Anpassung. Eine gewisse Weltfreudigkeit, naive und glückliche Beweglichkeit äußert sich darin, wenn man den Gott, den man sonst als Abstraktum ohne Bild und Vorstellung im strengen Gottesdienst anbetet, vor dessen ferner, unfaßbarer Majestät man erschauert, einfach in die eigene Menschlichkeit hineinbezieht, ihn mit irdischen, menschlichen Zügen lachend erfüllt. Man muß den andersartigen Gott in einem lebendigen Bild voll Farben lieben und besitzen können. Der Mensch macht seinen Gott im ungezwungenen Leben harmloser, um sich das Herz zu erleichtern — eine unbekümmerte, innere Beweglichkeit, die vielleicht dem romanisch-katholischen Süden stärker als natürlicher Elan innewohnt als dem schwerfälligeren, gewissenhafteren, germanisch-protestantischen Norden. — Ironie und Emotion bei großer sprachlicher Beein-

Digitized by Google

flussung, aber ohne streng fordernde, innere Bindung, zeigen sowohl die Unabhängigkeit der bewußten, organisierten Kunst Anatole France's als auch die überraschende Elastizität im Gewinnen und Angleichen, seine Begrenzung als Bildungsdichter.

Nirgends im Leben ist Anatole France durch ein Geschehnis, ein Erlebnis total und bis ins Letzte erschüttert, nie eindeutig in seiner Richtung bestimmt und göttlich bezwungen, auch nicht durch Jean Racine. Und doch bedeutet Racine einen dauernden Höhepunkt im Erleben Anatole France's, wenn wir seinen leidenschaftlichen, fast religiösen, echten Bekenntnissen Glauben schenken.

In seiner sprachlichen Beeinflussung steht France als bezeichnendes Beispiel vor uns für das Gesetz einer allgemein französischen Tradition: die Sprache als stärkstes, traditionsbildendes Band. Die Erneuerung der französischen Literatur auf sprachlichem Weg bleibt dem deutschen Gefühl oft unverständlich, weil es andere Forderungen stellt. Den französischen Dichter treibt die wechselseitige Anziehung der Motive und der persönliche Affekt der Liebe und Bewunderung dahin, daß er die vor ihm formulierte Sprache in seiner eigenen Schöpfung verarbeite und bewahre. So überliefert er der Zukunft eine einheitliche Sprache, deren Existenz von vergangener und neuer Leistung immer neu bestimmt wird. Setzt er sein Leben für das eigene Werk ein, so kämpft er zugleich für sein literarisches Vorbild. In einem natürlichen, geregelten Verhältnis kann sich französische literarische Tradition vollziehen. — Einer entsprechenden, sicheren Tradition stehen in Deutschland immer innere Hemmungen im Wege, sie kommt auf andere Art zustande: wir fordern zu allererst die Auseinandersetzung mit dem dichterischen Grunderlebnis, wir wollen deuten und wir fragen am meisten nach dem Sinn, dem weltanschaulichen Gehalt; die unumstrittene Sprache genügt nicht mehr. Alles wird uns zum Problem, zur Aufgabe, über die uns die Sprache allein nicht hinwegsetzen kann. — Wir stoßen zuletzt auf Unterschiede, deren Gründe in der Verschiedenartigkeit der Sprache und des Wesens beider Nationen liegen.

Köln. TRAUGOTT FUCHS.

Müller, H. F., *A chronology of Vulgar Latin.* Halle, Niemeyer, 1929. — Beihefte zur Zeitschrift für rom. Phil., Heft 78.

Im ersten Teil dieses Buchs sucht Muller zu beweisen, daß das Volkslatein bis ins 8. Jahrhundert einheitlich blieb, daß die Veränderungen, die daraus die einzelnen rom. Sprachen mach-

Digitized by Google

ten, erst nach dieser Zeit eintraten. Im zweiten Teil sucht er die Entwicklung des Volkslateins in den drei rom. Hauptländern, Frankreich, Italien und Spanien, in großen Zügen darzulegen, nimmt eine verschiedene Stärke der vulgären Entwicklung in den drei Ländern an (in Frankreich die stärkste, in Italien die schwächste, in Spanien eine mittelstarke) und erklärt dies aus der verschiedenen Stärke der aristokratisch-gelehrten Einwirkung, die in Frankreich schwach, in Italien stark, in Spanien mittel gewesen sei. Die im ersten Teil dargelegte Ansicht enthält, was das Datum mancher altrom., besonders einzelrom., Veränderungen betrifft, wohl etwas Richtiges, ist aber in ihrer Allgemeinheit höchstwahrscheinlich unrichtig. Der Darlegung im zweiten Teil liegt die Annahme einer gewaltigen Einwirkung des Lateins der Gebildeten auf die Volkssprache, auch der unteren Stände, zugrunde; eine solche Einwirkung ist ganz unwahrscheinlich. Die Beweisführung von M. ist jedenfalls völlig unzureichend. Statt die zahlreichen Veränderungen, die den Übergang vom Volkslatein zu den einzelnen rom. Sprachen darstellen, einzeln herzunehmen, vor allem die durch Schreibungen in Inschriften und Urkunden leicht datierbaren lautlichen Veränderungen, und dann für jede Veränderung den späten Eintritt wahrscheinlich zu machen, greift M. nur wenige Neuerungen, besonders des Formenbaues, heraus und sucht deren späte Durchführung zu erweisen. Auch unterscheidet er nicht zwischen den über die ganze oder fast ganze Romania verbreiteten Veränderungen, von denen er überhaupt fast gar nicht spricht, einerseits, den nur über ein rom. Hauptland wie Frankreich, Italien, Pyrenäenhalbinsel verbreiteten oder gar nur eine einzige rom. Sprache kennzeichnenden Veränderungen andererseits. Überhaupt spricht M. wenig von den sprachlichen Veränderungen, dafür viel von den in Frankreich, Italien, Spanien im frühen Mittelalter herrschenden geistigen Strömungen, denen er große Bedeutung für das rein sprachliche Geschehen beimißt, beziehungsweise von den sozialen Verhältnissen. M. hat wohl bekannte Gedanken Voßlers, auf dessen Buch „Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung" er sich auf S. 141 Mitte beruft, von der frz. Sprachentwicklung, auf die Voßler sie anwandte, auf die allgemein rom. Entwicklung übertragen. Bei einer solchen Übertragung kommt es nicht nur darauf an, ob die übernommenen Gedanken richtig sind oder nicht, sondern auch darauf, ob sie in richtiger oder unrichtiger Weise auf den neuen Stoff angewendet sind. Auch zu einem an sich guten Grundgedanken muß eine gute Durchführung treten. Die Durchführung ist nun bei M., wie gesagt, ganz unzureichend. Das Buch von M. ist reich an zweifelhaften, ja unwahrscheinlichen, ja unmöglichen Behauptungen und verrät eine un-

Digitized by Google

genügende Bekanntschaft mit den Einzelheiten der rom. Sprach-, besonders Lautgeschichte. Dabei zeigt M. eine große Belesenheit, besonders in der die Kulturgeschichte Frankreichs, Italiens und Spaniens im frühen Mittelalter betreffenden wissenschaftlichen Literatur, und die Fähigkeit, viele neue Gedanken zu fassen und sie in einer auf den ersten Blick oft bestechenden Weise vorzubringen. Dies legt die Gefahr nahe, daß seine Abhandlung manchen blendet. Es ist schade, daß ein solcher Aufwand kulturhistorischer Kenntnisse und neuer Gedanken kein besseres Ergebnis gehabt hat. Der Grundriß des hier aufgerichteten Gebäudes ist großartig; aber die dazu im einzelnen verwendeten Bausteine sind oft von minderer Qualität. Die Vielheit und Wichtigkeit der hier behandelten Fragen, die Gefahr der Blendung mancher, das ablehnende Urteil des Referenten über das objektive Ergebnis bei Anerkennung mancher subjektiver Qualitäten nötigen zu einer ausführlichen Besprechung und rechtfertigen sie wohl. Die an Mullers Erstlingsschrift „Origine et histoire de la préposition à dans les locutions du type *faire faire qch. à qn.*" von Rübel, ZrP. 38, 373 Mitte getadelten „Digressionen, die den klaren Gedankengang beeinträchtigen" stören auch in dieser Schrift von M. S. VII vergleicht M. die Merowingerzeit, die nach seiner Ansicht eine Periode großer sprachlicher Veränderungen war, mit dem 16. Jahrhundert, in dem ebenso starke Veränderungen vor sich gingen; der Vergleich fördert das Verständnis der Veränderungen der Merowingerzeit wenig. Gleich hier, auf Seite VII, sagt M.: all the phenomena contributory to the transformation of Latin into Romance appear in the Merovingian documents: formation of the oblique case, periphrastic future of various kinds, undermining of the Latin passive and creation of an analytic form, of new personal pronouns and articles out of the demonstrative, new Romance syntax. Er betont dann, daß die Häufigkeit des Vorkommens der neuen rom. Züge in chronologischer Ordnung zunimmt und schließt daraus, daß dieses Vorkommen die wirkliche Sprache wiedergebe; had these features existed before, they would not have appeared in such a logical order; their manner of appearance is a sure sign of their close connection with life (Seite IX). Hier ist erstens die Beschränkung auf Erscheinungen des Formenbaus und der Syntax zu bemängeln; diese Erscheinungen sind gewiß von großer Bedeutung, aber eben nicht „all the phenomena", welche zur Veränderung des Lateins ins Rom. beitrugen. Zweitens kommen die rom. Neuerungen zwar in ausgedehntem Umfang in Frankreich zuerst in den Urkunden der Merowingerzeit vor; aber manche, besonders lautliche, kommen schon viel früher, in Inschriften der Kaiserzeit, vor. Drittens muß das Zunehmen des Vorkommens rom. Eigentümlichkeiten in chrono-

Digitized by Google

logischer Ordnung nicht mit dem Zunehmen der Neuerungen in der wirklich gesprochenen Sprache zusammenhängen; es kann und wird vielmehr mit dem Zunehmen der Bildungslosigkeit und der Unkenntnis des klassischen Lateins zusammenhängen. Je weniger man das klassische Latein kannte, umsomehr schrieb man Vulgarismen, d. i. Romanismen. Muller betont selbst die Zunahme der vulgären Formen und Wendungen „up to 770". Von da an nahmen sie wieder ab, weil die Kenntnis des klassischen Lateins infolge der bekannten Förderung dieser Kenntnis durch Karl den Großen wieder zunahm. Jedenfalls hätte Muller diesen naheliegenden Einwand gegen seine Auffassung besprechen und, wenn möglich, entkräften sollen.

In der Einleitung S. 1 unten bezeichnet M. es als möglich, daß „some features of the pre-Roman dialects survive in the Romance languages (*tuber = tufer = truffe*), but in general they do so through having been incorporated in the common Latin language. At any rate they are isolated, scattered expressions of the nature of idiomatic words or locutions, not far-reaching morphological or syntactic features. Selbstverständlich konnten Eigentümlichkeiten vorrömischer Sprachen nur nach Aufnahme in das Volkslatein der betreffenden Gegenden in die späteren rom. Sprachen oder Mundarten dieser Gebiete gelangen; aber diese Aufnahme ins Volkslatein spricht an sich noch nicht gegen das Vorhandensein solcher Eigentümlichkeiten vorrömischen Ursprungs. Im weiteren zeigt sich die Vernachlässigung der neben den einzelnen Wörtern, den morphologischen und syntaktischen Erscheinungen vorhandenen lautlichen Eigentümlichkeiten; gerade zu diesen gehören *t* für *ct*; *nd, ng* für *nt, nc*; *nn* für *nd*, die von einem so sachkundigen und dabei in diesen Annahmen so zurückhaltenden Forscher wie Meyer-Lübke in der Einf. 232 bzw. 237 auf gall. bzw. umbrisch-oskische Einwirkung zurückgeführt werden. Wenn dies zutrifft, liegt eine wichtige Differenzierung des Volkslateins gewisser Gegenden durch die dort vor dem Latein gesprochenen Sprachen vor; M. spricht davon überhaupt nicht. Seite 3 bespricht M. den Labdacismus der Afrikaner zur Römerzeit und bringt dann den Satz: labdacism (pronunciation of two *l*'s) would easily characterize everyday French of Paris (*jel l'ai vu*) although it did not characterize Latin in Northern Gaul. Der Satz ist für jeden, der auf dem historischen Standpunkt steht, zweck- und sinnlos. Auf der nächsten Seite erwähnt M., daß nach Pieske, De titulorum Africae latinorum sermone quaestiones morphologicae, 74 *macri* statt *matri* das afrikanische Latein charakterisiere, und fährt fort: but what of *tremere-craindre* in French and childrens pronunciation of *drapeau-crapeau*? Was hat das durch individuelle Kreuzung mit einem gall. Wort aus *tremere* entstandene

Digitized by Google

**cremere* mit afrikanisch lat. *macri* „matri" und mit der unbeholfenen Kinderaussprache *crapeau* für *drapeau* zu tun? Wieder wie bei *ll* sind absolut nicht zusammengehörige Dinge mechanisch in Zusammenhang gebracht.

Seite 5 unten bestreitet M. die Ansicht, daß die Auflösung des römischen Reichs in mehrere Staaten eine Differenzierung des Volkslateins in mehrere Dialekte nach sich gezogen habe, und hält diese Ansicht für nicht gestützt durch die Texte. Die Schriften der merowingischen Zeit, fährt er Seite 6 fort, bieten allerdings barbarisches Latein; aber the barbarisms with which they teem are practically the same over the whole western Romania. Ist dies richtig? Die Lauterscheinungen des späteren Altfranz. darf man allerdings in den Texten der Merowingerzeit nicht suchen, weil die betreffenden Lautveränderungen tatsächlich erst nach jener Zeit eintraten; aber für den von M. gerade in den Vordergrund gerückten Formenbau trifft seine Angabe nicht ganz zu. Kommen *illui, illorum* als Possessiv, Partizipia auf *-utum* von allen möglichen Verben, die in spätlat. Texten Frankreichs häufig sind, wirklich in der ganzen westlichen Romania, auch in Texten Kastiliens und Lusitaniens vor?

Im Kapitel „Verkehr zwischen Gegenden und Städten während der Merowingerzeit" hebt M. hervor, daß die sozialen und rechtlichen Verhältnisse des späten weströmischen Reichs auch im Frankenreich der Merowinger blieben (was mit der Einheitlichkeit der Sprache dieses Reichs gar nicht zusammenhängt), daß die privaten Rechtsstreitigkeiten den Gebrauch der geschriebenen Sprache durch viele erforderte (was nur das Mittellatein der Juristen, nicht die Volkssprache der großen Masse betraf), daß zu Orleans im 6. Jahrhundert Syrer und Juden lebten (was wieder mit der Volkssprache Frankreichs in jener Zeit wenig zu tun hat), daß Bischöfe gewisser Orte Frankreichs in jener Zeit in einigen Fällen aus anderen Ländern stammten und Eligius von Limoges nach Tours ging (was nichts besagt, da e i n z e l n e, aus einem anderen rom. Lande nach Frankreich kommende Personen die Einheitlichkeit der Volkssprache ihres Heimatlandes und Frankreichs nicht bewirken konnten), daß England Glasmacher aus Frankreich und Deutschland kommen ließ, im Frankreich des 7. Jahrhunderts Schulen bestanden und das „Bewußtsein der Sündigkeit" im 7. Jahrhundert energischer und lebhafter war als im vorhergehenden (was alles nicht hieher gehört), daß Beziehungen von Geistlichen zwischen Clermont einerseits, Langres, Dijon, Autun andererseits, zwischen Poitiers einerseits, Paris, Tours, Bordeaux, Autun, Agen andererseits, zwischen Paris und Albi, Orléans und Nevers sowie Troyes bestanden (was höchstens den Zusammenhang der Teile Frankreichs miteinander, nicht den Frankreichs mit Italien und

Digitized by Google

Spanien beweist), daß man zur Zeit einer Seuche in Rodez 650 von Cahors nicht nach Rodez wandern durfte (was mit der „Chronologie des Vulgärlateins", soweit ich sehe, nicht einmal indirekt zusammenhängt). Sapienti sat!

Ebenso unwesentlich für das behandelte Thema ist das nächste Kapitel, das den Handelsverkehr Frankreichs im 7. und 8. Jahrhundert darstellen soll.

Im folgenden Kapitel „Colonisation of Romania by Barbarians" bespricht M. die fränk. Siedlungen in Nordfrankreich und findet den Grund ihrer Romanisierung in der Einheitlichkeit des Lateins Galliens, vgl. Seite 23 Mitte. Wenn dieses Argument richtig wäre, so wäre damit nur die sprachliche Einheit Nordfrankreichs, nicht die ganz Frankreichs und noch weniger die der ganzen Romania wahrscheinlich gemacht; die sprachliche Einheit Nordfrankreichs kann übrigens im 7. Jahrhundert noch bestanden haben, ohne daß sie eine dialektische Spaltung des Volkslateins in Gallorom., Iberorom., Italorom. im 5. Jahrhundert ausschlösse. Zweitens ist das Argument nicht richtig. Die fränk. Ansiedler Nordfrankreichs wurden deshalb romanisiert, weil sie viel weniger zahlreich als die rom. Bewohner waren. Die nach Nordgallien gekommenen Franken waren nur ein Teilstamm der Niederfranken, zu denen außer diesem Teilstamm, den Saliern, noch andere Teilstämme wie die Chamavi, die Marsaci, die Canenefates, die Falchovarii und die Chattuarii gehörten (Bremer, Pauls Grundriß III², 885 ff.); alle diese Niederfranken waren wieder nur ein Teilstamm der Franken. Die nach Nordgallien gekommenen Niederfranken, an sich wenig zahlreich, mußten dann, nachdem sie das Land infolge ihrer kriegerischen Überlegenheit erobert hatten, sich über ganz Nord- und Mittelfrankreich ausbreiten, um das Gebiet militärisch zu sichern. Wenig zahlreich und über ein weites Gebiet verstreut, gingen sie später unter den Romanen unter, nachdem das zunächst wohl bestehende feindliche Verhältnis und die absichtliche Abschließung von den Romanen freundlichen Beziehungen gewichen waren. Dies erklärt die Romanisierung der fränk. Ansiedler Nordfrankreichs völlig ausreichend. Es ist daher auch nicht nötig, mit Seybold, GGr. I², 517 (nicht 327, wie bei M., 23, Anm. 1 infolge Druckfehlers steht) die kulturelle Überlegenheit der Romanen als Ursache ihrer sprachlichen Überlegenheit anzusehen, was nach M., 23 „bis zu einem gewissen Grade richtig sein kann"; es wäre vielmehr unrichtig, da z. B. die Araber Andalusiens ihre kulturelle Überlegenheit nicht mit sprachlicher verbanden. Die von M., 22 unten hervorgehobene Behauptung des Griech. der Sprachinseln Kalabriens gegen die einen Dialekt sprechenden Nachbarn erklärt sich nicht etwa durch größere Widerstandsfähigkeit einer

Digitized by Google

Sprache gegen fremdsprachige Mundarten, hinter denen ja doch die it. Schriftsprache steht, sondern durch die Isolierung jener Sprachinseln infolge der schwierigen Verkehrsverhältnisse im zerklüfteten Südkalabrien (Rohlfs, Rev. d. l. rom. 4, 121 unten). Durch geringen Verkehr mit Andersprachigen behüteten wohl, was M. noch hervorhebt, Einwanderer Alaskas und Kaliforniens ihr Albanes., dem doch das mundartlich wenig differenzierte, machtvolle Englisch Nordamerikas gegenübersteht. Kurz, das Latein Nordgalliens verdrängte das dortige Niederfränk., weil es im Lande von mehr Menschen gesprochen wurde, nicht weil es noch einheitlich war. Auch wenn es schon mundartlich gespalten gewesen sein sollte, konnte es das Niederfränk. verdrängen. Die Argumentation von M. ist auch deshalb unrichtig, weil die Romanisierung des fränk. Ansiedlers doch nur von seiner nächsten Umgebung rom. Zunge ausgehen konnte und er sich nicht darum kümmerte, ob die Sprachform dieser nächsten Umgebung mit der des ganzen Landes und des ganzen früher bestandenen Reiches übereinstimmte oder nicht. Was von der Romanisierung der Franken in Nordgallien eben gesagt wurde, gilt auch für die von M., 25 noch erwähnte Romanisierung der Gothen und Langobarden in Spanien und Italien.

Im nächsten Kapitel bespricht M. die Christianisierung des weströmischen Reichs gut, trotz einzelner überflüssiger Abschweifungen. Die durch das Christentum geschaffene geistige Einheit der rom. Länder war nach ihm „the real foundation of the linguistic unity in Romania" (S. 26 oben). Da sich das Christentum schon ausbreitete, als noch das römische Reich mit seinem einheitlichen Latein bestand, konnte es höchstens eine Bewahrung der sprachlichen Einheit bewirken, nicht eine „Gründung" derselben. Gegen die Auffassung, daß die durch das Christentum geschaffene religiöse, allenfalls geistige Einheit der rom. Länder ihre sprachliche Einheit garantierte, erhebt sich folgender Einwand. Warum schützte die religiöse Einheit nicht auch im 9., 10., 11. Jahrhundert, in denen sie ebenso vorhanden war, die sprachliche? Gegen die Beförderung der sprachlichen Einheit der Romania durch die religiöse Einheit speziell in der Merowingerzeit spricht die von M., 30 selbst hervorgehobene große Selbständigkeit der Kirche Frankreichs in jener Zeit. M. führt aus Haucks Kirchengeschichte 1, 381 die Sätze an: Rom hat kein Verdienst und keine Schuld an dem, was im fränk. Reich in kirchlicher Hinsicht geschah. Die religiöse Anschauung wie die kirchliche Verfassung gestaltete sich im fränk. Reiche ohne jede Einwirkung von außen. Der Verkehr der Bischöfe Galliens miteinander (M., 28 oben) konnte höchstens der sprachlichen Einheit Galliens dienen, aber nicht der der ganzen Romania. Die Ausbreitung des Benediktinerordens von

Digitized by Google

Unteritalien über Frankreich und Spanien förderte gewiß die Verbreitung des in religiösen und wissenschaftlichen Schriften gebrauchten Mittellateins, aber kaum die Erhaltung der Einheit der Volkssprache dieser Länder. Nachdem einige wenige aus Italien gekommene Mönche den Orden in Frankreich und Spanien eingeführt hatten, wurden die Klöster in diesen Ländern von Kindern dieser Länder gegründet und bevölkert; das weitere Leben spielte sich im betreffenden Lande ab. Die Errichtung zahlreicher Klöster, an die sich dann Ansiedlungen von Laien anschlossen, in Frankreich durch Franzosen, in Spanien durch Spanier darf nicht, wie dies M., 33 Mitte tut, als Kolonisation bezeichnet werden, die fremde Elemente ins Land bringt. Die im nächsten Kapitel behandelten Pilgerzüge aus Frankreich und Spanien nach Rom konnten an sich den Ausgleich aufkommender sprachlicher Unterschiede fördern. Aber die Zahl der Personen, die eine so weite, damals Monate dauernde Reise hin und zurück unternehmen und so lange ihren Geschäften in der Heimat fern bleiben konnten, kann nicht allzu groß gewesen sein, besonders im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung; auch weilten die Pilger aus Frankreich und Spanien in Italien nicht lange genug, um eine nachhaltige Einwirkung auf ihre Sprache erfahren zu können. Auch ist zu beachten, daß diese Pilgerzüge auch in den späteren Jahrhunderten des Mittelalters unternommen wurden und doch die sprachliche Differenzierung nicht hinderten. So ist die Behauptung von M., 38, daß the pilgrimages contributed their share to the maintenance of the spiritual unity of Romania and of the Koinê, its linguistic expression, im zweiten Teil kaum zutreffend.

Im nächsten Kapitel spricht M. nach einer unnötigen Abschweifung über die Verbreitung der altfrz. Chansons de geste nach Italien und über die Verständlichkeit des Frankoit. in Italien von den Kriegszügen, die die Menschen zusammen brachten und „ein neues Element der Unifizierung der Sprache hinzufügten" (S. 42), stellt nebenbei die kühne Behauptung auf, daß die Beziehungen zwischen den germ. Völkern und den Römern „had already tended to produce a sort of European language" (S. 43 oben), betont das Ansehen der Stadt Rom auch nach dem Verlust seiner militärischen Macht und führt Äußerungen eines westgot.-span., engl. und gall.-fränk. Nationalstolzes an. Er sagt dann S. 45: may grow the sentiment of nationalities and therefore of frontiers and effective separation between nations, but this will not take place until many centuries have elapsed. Diese Behauptung wird durch die vorher angeführten Äußerungen widerlegt.

Im nächsten Kapitel bespricht M. den Ersatz der zentralen Gewalt des Königs durch die lokalen Gewalten der Lehensherrn,

Digitized by Google

den Ersatz der Freizügigkeit der Personen der mittleren und unteren Stände durch die Bindung an das Lehen und seinen Herrn, die Zerstückelung der großen Staaten in die Gebiete der zahlreichen Lehensherrn. Darin sieht er die Ursache der dialektischen Spaltung. Seite 50 unten sagt er: we do not find before the IXth century the background apparently necessary for the dialectalization that effectively took place in the Romance Languages. Der Gedanke, daß die Zerstücklung der großen zentral regierten Staaten in die vielen Gebiete der auf ihren Territorien selbständigen großen und kleinen Herrn die Spaltung der einzelnen rom. Sprachen in Mundarten förderte, ist gut. Aber man darf die Spaltung der einzelnen rom. Sprachen in ihre Mundarten nicht verwechseln mit der Spaltung des Volkslateins in Gallorom., Iberorom., Italorom., Dakorom. Die Differenzierung des Frz. z. B. in seine Mundarten kann erst im 8., 9. Jahrhundert eingetreten sein, womit ich nicht sage, daß sie in dieser Zeit eingetreten ist. Die Spaltung des Volkslateins aber in Gallorom., Iberorom., Italorom. fand gewiß viel früher statt, und der „Hintergrund" dieser Spaltung war das Bestehen der selbständigen Reiche der Franken, Westgoten, Ostgoten und Langobarden in Frankreich, auf der Pyrenäenhalbinsel und der Apenninenhalbinsel. Da nur die letztere Spaltung in eine „chronology of the Vulgar Latin" gehört, so ist Mullers Auffassung in der Hauptsache verfehlt.

Mit dem eben besprochenen siebenten Kapitel schließt, ohne daß dies irgendwie kenntlich gemacht wird, der erste Teil der Abhandlung, der rein kulturhistorisch ist und die kulturhistorischen Bedingungen der sprachlichen Einheit bis ins 8. Jahrhundert, der sprachlichen Spaltung hernach darzulegen sucht. Es beginnt der zweite Teil, der linguistisch ist.

Gleich am Beginn des nächsten Kapitels nimmt M. Seite 53 an „a general unitiy of speech with a few regional characteristics which do not by any means interfere with the unity of language but are perfectly compatible with it. These regional features never went so far as to make the speech of one region, dificult to understand for the people of another region. Damit gibt M. zum Teil seine eigene Ansicht auf, indem er „regional features" neben der "unity of speech" zugibt. Auch die Vertreter der Auffassung, daß die Volkssprache Galliens schon bald nach 500 von der Spaniens und Italiens verschieden gewesen sei, nehmen keine gewaltigen Unterschiede an, keine solche Verschiedenheit, daß die Volkssprache Frankreichs schon damals den Bewohnern Spaniens und Italiens unverständlich gewesen wäre. Aber regional features waren schon da und damit die Keime der später immer weiter auseinander gehenden Entwicklungen. Allerdings fährt M. fort, daß these regional charac-

Digitized by Google

teristics have in general little or nothing to do with the ulterior evolution of the various Romance languages. Diese Behauptung ist direkt unrichtig. Die von M. selbst angeführten regional characteristics wie *-ānus* der Hofnamen in Italien und Südfrankreich, *-ācus* in Nordfrankreich, *-ārius* der Baumnamen in Gallien — M. übersieht das anderswo in Baumnamen gebrauchte *-āria* —, *leuga* in Nordgallien gegenüber sonstigem *milia passuum*, *calva sorix* „Fledermaus" und **belletta* „Wiesel" in Gallien, *mūrem caecum* und *commātercula* dafür in Spanien, Plurale wie *campora, lectora, tectora, portora, rivora* in Italien, die übrigens keineswegs „of a more or less semi-learned nature" waren (S. 54 Mitte), *ab* und *apud* für *cum* in Gallien kehren doch alle in der späteren Entwicklung der betreffenden rom. Sprachen wieder. Am Schluß dieses Kapitels verteidigt M. die Herleitung des altprov. *ab* „mit", altfrz. *ab* dass. (*ab Ludher nul plaid nunquam prindrai*, Straßburger Eid) von lat. *ab* und belegt die entsprechenden Bedeutungen bei *ab* im klassischen und späten Latein sowie *apud* „mit" in gallorom. Texten, Fredgar und Urkunden. Zu dieser ausführlichen und nützlichen Erörterung über *ab, apud* „mit" wurde M. durch seine frühere Arbeit „Origine et histoire de la préposition *à* dans les locutions du type de *faire faire quelquechose à quelqu'un*" (Poitiers 1912) veranlaßt.

Im nächsten Kapitel „Linguistic features evolved in common in the West" bespricht M. zunächst die Änderung der alten Quantitäten und läßt sie Seite 67 Mitte „ein Jahrhundert bevor Aurelian Dacien aufgab" beginnen, die völlige Durchführung allerdings bis ins 6. Jahrhundert dauern. Dabei bemerkt er, daß die lat. Lehnwörter im Altenglischen „still preserved the distinction between a short stressed *i* and a long one"; die Bemerkung ist zumindest unklar, da doch die rom. Sprachen bis jetzt den Unterschied zwischen kurzem *i*, das *e* wurde, und langem *i*, das blieb, bewahrt haben. Meine Ausführungen über die Frage in der ZrPh. 41, 574 f. sind ihm unbekannt geblieben. Seite 68 bespricht M. die Möglichkeit selbständiger Entstehung paralleler Entwicklungen in selbständigen Sprachen und gibt als Beispiele *b* = *v* in the Romance languages and in the Germanic; *a* = *e* in both these groups of languages; da sowohl der Wandel von *b* zu *v* wie der von *a* zu *e* in den germ. Sprachen unter ganz anderen Bedingungen eintrat als in den rom. Sprachen, ist der Vergleich ganz äußerlich und mechanisch.

Im folgenden bespricht M. ausführlich die drei Erscheinungen *cantare habeo* für *cantabo*, das neue Passiv und den Typus *faire faire qch. à qn.*, belegt „the reflexion of all these phenomena in the writings of the Merovingian period" und hält „their gradual appearance therein" für „more or less contempo-

Digitized by Google

raneous with their actual creation in the language of the people". Auf die Unrichtigkeit dieses Schlusses habe ich schon hingewiesen.

Im nächsten Kapitel „Recent origin of important linguistic features characterizing French, Italian and Spanish" bespricht M. 87 unten die Synkope, die im Volkslatein überall gleichmäßig eingetreten sei; der Unterschied in der Behandlung der Wörter sei später als die lat. Periode. Dies ist richtig, insofern man eben nur die in allen oder fast allen rom. Sprachen erscheinenden Synkopen dem Volkslatein, die nur in einzelnen Sprachen auftretenden dagegen der Einzelentwicklung dieser Sprachen zuschreibt. M. gibt dann aus Diehls Inschriftensammlung Beispiele der Synkope, darunter neben Formen, die tatsächlich durch Synkope entstanden sind, andere die damit nichts zu tun hatten, durch ganz andere Vorgänge entstanden wie *quicant* für *quiescunt*, *mesoleus* für *mausoleus*, *fustis* für *fuistis*, wo doch nicht Synkope des betonten *i* vorliegen kann, *vinti* für viginti.

S. 88 unten heißt es von it. *-evole: evole* is a dactylic reconstruction with an epenthetic *o*, *evle* = *evole*. Selbstverständlich entstand *o* von *-évole* nicht durch Epenthese, sondern aus lat. *i* bzw. vulgärem *e* in labialer Umgebung.

S. 89 Mitte nimmt M. „a marked return to the dactylic rhythm which Vulgar Latin tended ... to eliminate" an und führt als proofs of the fact die afrz. daktylischen Wörter *angele*, *aneme* an. Da sie Lehnwörter aus dem Kirchenlatein sind, beweisen sie keine volkstümliche Entwicklung, um die es sich in diesem Zusammenhang nur handeln könnte.

S. 90 oben spricht er von „curious metatheses of the type of *spatula* = *espalda*, *multo* = *mucho*. Mit der tatsächlichen Metathese in **espadla* = *espalda*, einem Lehnwort aus dem Latein der Ärzte, hat die Entwicklung *multum* = *mucho* nicht das Geringste zu tun. M. scheint *mucho* aus **mutlo* zu erklären und beweist damit, daß er von einem wichtigen Punkt der span. Lautgeschichte nichts versteht.

Auf derselben Seite unten sagt er von altsp. *ende:* the full form *ende* may indicate that *inde* had no deep root in the language of the people, that its use was due to the international Church and University Latin which had preserved it. Altsp. *end*, S. Domingo 386a in V, S. Millam 382a, *en* Loores 27d (*ovo en pavura*), Apolonio 12d, 500d, einerseits, astur. *ende* „desde, desde aquí" andererseits widerlegen die Ansicht von M., die nach Form, Bedeutung und Gebrauchssphäre des Wörtchens *ende* von vornherein höchst unwahrscheinlich ist.

M. belegt dann noch *habet* „es hat da, es gibt" im Spätlatein und weist auf frz. *il y a*, it. *ha*, sp. *hay* hin. Die Fest-

Digitized by Google

stellung, daß frz. *en, y, on* „man", *il y a* Entsprechungen in den anderen altrom. Sprachen haben und ins späte Latein zurückgehen, ist für den Fachmann nicht neu. Die Bewahrung des Plusquamperfekts im ältesten Frz., im Ait., Span. ist es auch nicht und gehört nicht in das Kapitel vom „recent origin of important linguistic features characterizing French, Italian and Spanish.", das von spätlat. Belegen für *villa* „Stadt", *jumentum* „Stute", *sentire* „hören", *tenere* „haben", *necare* „ertränken" beschlossen wird.

S. 97 belegt M. den Schwund des auslautenden *t* in Italien, Frankreich und Spanien, erklärt ein häufigeres Vorkommen in Urkunden Italiens aus späterer Zeit durch geringere Bildung der dortigen Schreiber und meint schließlich unten, in Frankreich habe man „the final *t* not only preserved but restored in order to fulfill a morphological purpose", dies in „the rebuilding age of the French language which begins with the Carolingian Renaissance". Die Annahme, daß man das bereits geschwundene *t* des Auslauts wiederhergestellt habe zu morphologischem Zweck, d. i. zur Scheidung der Formen, widerspricht dem, was man im späteren Frz. beobachtet, in dem man bei *chant, chantes, chante, chantent* der Lautentwicklung ihren Lauf ließ, ohne sich um morphologische Rücksichten zu kümmern. Was soll man dann unter dem „Wiederaufbau der frz. Sprache" in der karolingischen Renaissance verstehen? Ein Wiederaufbau der Kenntnis des klassischen Lateins bei höheren Klerikern berührte doch die Entwicklung der von der großen Masse gesprochenen Volkssprache nicht.

Unter der Rubrik „*e* for *a*" vereinigt M. ganz verschieden geartete Formen wie *preda* „prata" Liber hist. Francorum 265, 33, das betontes freies *a* schon in *e* gewandelt hat und das M. 98 durch Anlehnung an *praeda* erklärt (!), *Tulbiecum* Liber hist. Fr. 315, 6, das unbetontes *a* zu *e* abgeschwächt hat (oder anders entstand, Ref., ZfSL. 48, 362 unten), *adjecentiae* Bresslau, Handbuch der Urkundenlehre II, 333, das sich ebenso erklärt, mit *cathedrebus* CIL. VIII, 828 (Afrika), das für *cathedrabus* einfach verschrieben ist, *stetim*, das nach Consentius Gram. lat. V, 386 in Rom für *statim* gesagt wurde und wohl durch volksetymologische Anlehnung an *steti* entstand. Auf derselben Seite 98 erwähnt M. die Meinung anderer, daß *genuarius* statt *januarius* in Nordfrankreich fehlte, denn „French has *janvier* while Italian has *gennaio*". M. verweist dann zwar auf *genariuk* CIL. XIII, 3516 (Amiens, lies *genarius* mit eigentümlichem *s*), erwähnt aber nicht, daß *janvier* altfrz., besonders altnorm. *jenver* selbst aus *jenuarium* entstanden ist. Am Schluß heißt es auf S. 98: the regular Provençal word is *janvié* (Mistral Dict.). Neuprov. *janvié* ist gegenüber altprov. *genier, genoier, genovier,*

Digitized by Google

gervier, gembei, die alle *e* zeigen und die M. nicht erwähnt, sicher frz. Lehnwort.

S. 101 behauptet M., daß auslautendes *s* des Nominativs in Urkunden der Merowingerzeit in Frankreich ebenso zuweilen fehle wie in Italien, führt aus Tardif drei urkundliche Belege dafür an, die Personennamen enthalten und die man ohne Kenntnis des vollen Wortlautes der Urkunden nicht beurteilen kann, und findet dann dieselbe Erscheinung bei Ortsnamen: *in loco qui dicitur Textrico*, Fredegars contin. 171, 19; *in loco qui dicitur Colomna vico* Liber hist. Franc. 276, 14, *in loco quae dicitur Sarodo*, Tardif 59 (Jahr 766). Hier liegen in Wahrheit Ablative vor, die als Lokative viel gebraucht und deshalb auch in der Funktion des Nominativs verwendet wurden; andere Beispiele dieses Gebrauchs gibt Meyer-Lübke, Einf. 256.

S. 102 nimmt M. an „that this movement towards a simplification of the two-case system was, up to 770, practically as advanced in Gaul as in Italy and evidently in Spain" und unten „that this simplification of the two-case declension into the modern onecase form is arrested in France by a movement in the opposite direction, not only stopped but a peculiarly French system, ... It is not therefore a question of survival only but of new creation (Meyer-Lübke, Gram. II, 20)". Natürlich sagt Meyer-Lübke im angeführten Paragraphen seiner Formenlehre auf S. 27 f. nicht das geringste von dem, was M. hier behauptet und wofür er M.-L. scheinbar als Gewährsmann anführt; die betreffenden Annahmen sind vielmehr erst von M. aufgestellt worden. Um die Einheitlichkeit des Volkslateins bis 770 n. Chr. zu retten, nimmt M. zunächst ein Streben nach Vereinfachung der Zweikasusflexion in eine Einkasusflexion für Frankreich der Merowingerzeit ebenso wie für Italien an, wozu die paar Belege aus Frankreich noch lange nicht berechtigen, und nimmt dann für Frankreich nicht nur einen Abbruch dieser Vereinfachung, sondern geradezu eine „new creation" der Zweikasusflexion an. Diese Phantasien bedürfen keiner Widerlegung. Die früheren Darlegungen zusammenfassend, verkündet dann M. auf S. 103 das Scheitern der Versuche, „irgendeinen Unterschied zwischen den verschiedenen Gebieten der westlichen Romania in bezug auf Synkope und Deklinationssystem vor dem 9. Jahrhundert zu erweisen" und fährt fort: whatever other local characteristics have been ascertained are only secondary or .. unimportant regionalisms. M. leugnet also einen Unterschied der Volkssprachen, z. B. Frankreichs und Italiens in der Deklination vor dem 9. Jahrhundert. Ist es glaublich, daß die Deklination in Frankreich bis in die Zeit der Eide und des Eulalialiedes dieselbe gewesen sei wie in Italien? Oder ist die Entwicklung von *factum* zu *fattu* in Mittelitalien, zu *fat'u* in Oberitalien, Frankreich und

Digitized by Google

Spanien, sind der Dativ *illī* und die Partizipia auf *-ītu* in Spanien, *illui* und Partizipia auf *-ūtu* in Italien und Frankreich „unimportant regionalisms"?

Im nächsten Kapitel „Professor Menéndez Pidal's theory" bespricht M. die bekannte Annahme iberobask. Ursprungs des Wandels *f-h* durch den span. Gelehrten, und zwar in ziemlich verworrener Erörterung, die sich sehr unvorteilhaft von der kristallklaren Darlegung Pidals unterscheidet, erörtert nebenbei den Wechsel von *f* und *v* und erklärt kastil.-gask. *h* für *f* für „at best inspired by the Basque aspiration" (S. 116 unten). Von der ausgezeichneten Umgestaltung der alten Theorie durch W. v. Wartburg, ZrP. 42, 375 (*h* aus bilabialem *f* und dieses für labiodentales *f* in iber. Munde) weiß M. nichts. Selber das *h* durch bask. „aspiration", also aus *fh* erklärend, meint M. S. 116 oben, in *fuego, fuerte* sei der Wandel zu *h* unterblieben, „because the energy spent on the diphthongization *o* = *ue* reduced that necessary for the production of *fh* and the *f* remained intact. The transformation took place in Gascon *huek*, but in exchange Gascon dropped the final vowel." Solche Bemerkungen zeigen, daß M. von der rom. Lautgeschichte wenig versteht.

S. 117 unten bzw. 118 oben bespricht M. den Wandel *mb-m, nd-n* in Frankreich und bemerkt dabei: „*b* of *cambra* falls out in the Marne, Aisne, Somme and French South West", drei Zeilen später: in the Somme, Oise, Aisne, Nord, the *b* either did not develop or dropped out, bzw. „*ponere* either did not develop a *d* or dropped it in..." Der Einschub bzw. Nichteinschub des *b, d* in die Gruppen *mr, nr* hängt in Wirklichkeit mit den Übergängen *mb-mm-m, nd-nn-n* nicht zusammen, ist davon völlig verschieden. Auch das bei dieser Gelegenheit S. 117 unten erwähnte afrz. *tumer* neben *tomber* gehört nicht in diesen Zusammenhang; Gamillscheg, dessen Artikel „*tomber*" M. hätte benützen können, leitet *tumer* von fränk. **tûmôn, tomber* von lat. **tumbāre* her.

S. 119 unten bezeichnet er den span. Wandel von *omne* zu *hombre* im Anschluß an Menéndez Pidal mit Recht als „a new departure in Spanish phonetics"; aber diese neue Richtung in der span. Lautentwicklung ist nach M. „quite in keeping with the new social life and spirit of the group". Span. *mr* aus *mn* „in Übereinstimmung mit dem neuen sozialen Leben und Geiste"!

Gleich darauf sagt M.: Provençal which has *anar*, has *molre, ponre tolre*... Er erwähnt mit keinem Wort, daß intervokales *nd* außer in *anar* im Altprov. geblieben ist (*esponda, onda, mandar, mondar*) und daß *anar* durch ganz besondere Umstände, durch flüchtige Aussprache des viel gebrauchten Verbs, entstanden ist.

Digitized by Google

S. 120 oben: „span. *ld-ll* (*Ermegildus = Armillo*) ... is a sort of parallel to *lt-ch* (*multo = mucho*)". M. hat offenbar keine Kenntnis von arag. und westleones., port. *muito*, in dem *t* blieb, nicht wie *d* in *ll* aus *ld* assimiliert wurde.

Im nächsten Kapitel „Statement of the problem of Romance linguistics and social reasons underlying it", besonders auf S. 125 führt M. den nicht schlechten Gedanken aus, daß das Emporkommen des vulgären Lateins eine Folge des Emporkommens der unteren Schichten und deren Hebung durch das Christentum war. Auch hier finden sich aber anfechtbare Behauptungen.

S. 124 heißt es: „the main factor in the evolution of Latin (nämlich ins Rom.) was the constantly increasing force of the stress at the expense of quantity." In Wirklichkeit erklärt der starke Akzent zwar einen beträchtlichen Teil der Entwicklung der Vokale, aber auch diese Entwicklung nicht zur Gänze und die der Konsonanten gar nicht. Eher könnte man energische Artikulation überhaupt als Ursache der rom. Lautentwicklung ausgeben und sie, wie M. a. a. O. die starke Betonung, durch die größere Lebhaftigkeit des nunmehr maßgebend werdenden niederen Volks erklären.

Im zweiten Teil des Kapitels betont M. den demokratischen Zug der sozialen Verhältnisse und der Kultur Frankreichs.

Nachdem M. am Schluß dieses Kapitels die von Klerikern, angeblich für öffentliche Vorlesung, geschriebenen Heiligenleben besprochen hat, behauptet er im nächsten Kapitel S. 132, daß diese „mündliche" Literatur in den Händen des Klerus die Zweikasusflexion gestärkt habe, weil es die Beibehaltung der lat. Wortstellung bei sklavischer Übersetzung erlaubte. Das Zweikasussystem „must have received at once a new life from its being consciously and systematically made the pivot of a fluent translation of Latin into Romance". S. 134 oben heißt es: the two-case system which was already merging into a onecase kind was ... rebuilt into the new language. We have before us ... a leaning of the new language on the mother tongue. In dieser Ansicht liegt offenbar eine gewaltige Überschätzung des Einflusses des Kirchenlateins auf die Volkssprache. Wenn dieser Einfluß wirklich die Volkssprache Frankreichs an das Latein anzulehnen, ihm anzupassen vermocht hätte, so hätte sich die Volkssprache auch in den folgenden Jahrhunderten, in denen der kirchliche Einfluß ebenfalls bestand, nicht so weit vom Latein entfernen können.

Im weiteren führt dann M. aus, daß „the triumph of the democratic condition of the Gallo-Franks resulted ... in the continuance of the phonetic movements originated in Vulgar Latin: syncopation and diphthongization. Man fragt hier, ob denn die Diphthongierung schon im Vulgärlatein eingetreten sei,

Digitized by Google

begonnen habe. „Latin *pira* became *pēra* in Italian and Spanish and stopped here, while the movement continued in France to *peire, poire* (S. 135). Die Bewegung ging aber in Frankreich und nur dort deshalb weiter, weil in Frankreich und nur dort die Volkssprache in der Predigt gebraucht und dadurch als eigene Sprache anerkannt wurde. „Only for France ... preaching in the vulgar tongue was imposed. Therefore only in France was there recognized the existence of a Romance language as different from Latin." Ob diese Angabe richtig ist, sei dahingestellt. Aber die ganze Auffassung steht in Widerspruch mit der eben erwähnten Erklärung. Der kirchliche Einfluß in Frankreich soll einerseits die Volkssprache an das Latein angelehnt und ihr das Zweikasussystem wieder aufgebaut, andererseits die selbständige Stellung und die freie Entwicklung der Volkssprache gefördert haben. An sich ist die Annahme, daß der Gebrauch des Urfrz. in der Predigt die urfrz. Diphthongierung ermöglicht habe, grotesk.

S. 136 liest man: for the reason given above only in France was the morphological evolution delayed, while it continued uninterruptedly in Italy and Spain. Während der geistliche Einfluß die auf das Einkasussystem zielende Bewegung in Frankreich gehemmt hätte, wäre sie in Italien und Spanien ununterbrochen weiter gegangen. Warum, sagt der Verfasser nicht. Doch muß man im Sinne seiner Auffassung annehmen, es sei deshalb geschehen, weil der kirchliche Einfluß in Italien und Spanien nicht so stark war. Ist das wahrscheinlich? Für Italien, wo Rom und Monte Cassino und sehr viele Bischofssitze waren, für Spanien, wo (*dies*)*dominicus* und *episcopus*, zwei wichtige Wörter der Kirche, im Gegensatz zu Frankreich und Italien *i* unter dem Einfluß des kirchlichen Lateins bewahrten? Das ist doch wenig wahrscheinlich.

Am Beginn des nächsten Kapitels, Seite 137, heißt es: the victory of the vulgar tongue was the victory of the democratic principle in France. In its first conflict with an aristocratic idiom, it had insured to the mass of the people in France ... a voice, an expression. During the difficult life of the IXth century, this expression was confined to the oral expression of the Christian doctrine and lives of the saints, with occasionally an important political statement like the Oaths of Strasburg. Da hier die „Expression" der mass of the people dem vulgar tongue gleich gesetzt ist, wird behauptet, daß die Volkssprache während des 9. Jahrhunderts auf den mündlichen Ausdruck christlicher Lehre und Heiligenlehre mit gelegentlicher politischer Darlegung beschränkt war. Da muß man fragen, in welcher Sprache denn das Volk Frankreichs im 9. Jahrhundert die zahlreichen Gegenstände, Zustände und Vorgänge des täg-

Digitized by Google

lichen Lebens ausgedrückt habe. Gleich darauf heißt es: the creation of Remance poetry, the Sequence of Sainte Eulalie (ca. 880) must have marked the first step in the shaping of the new consciousness of the people: its crystallization into a growing religious fervor. Das Eulalialied war kaum the creation of the Romance poetry, auch wenn man dabei nur die rom. Dichtung Nordfrankreichs versteht. Die von Voretzsch, Afrz. Literatur[3], 60 f. gesammelten Zeugnisse für volkstümliche Dichtungen in Nordfrankreich gehen bis ins 6. Jahrhundert zurück; wer freilich mit Muller das Rom. erst vom 9. Jahrhundert bestehen läßt, muß wenigstens die Zeugnisse aus diesem Jahrhundert, nämlich aus den Jahren 813, 829, 858, also vor dem Eulalialied, gelten lassen. Selbst in der religiösen Dichtung muß das Eulalialied nicht „der erste Schritt" gewesen sein; ältere frz. Heiligenleben in Versen können vorhanden gewesen und verloren gegangen sein.

S. 138 oben bezeichnet M. das in Frankreich im 8. Jahrhundert erfolgte Auftreten eines von ihm merkwürdigerweise nicht genannten Häresiarchen, der von Offenbarungen Gottes und der Engel an ihn sprach und Teile seiner Haare und Nägel als Reliquien verteilte, zwar mit Recht als „a pure humbug", aber dies und ähnliche Erscheinungen doch auch als „the first direct entrance of the mass of the newly and thoroughly Christianized Gallo-Franks into the active life of the Church". Bemerkungen sind überflüssig.

S. 139 legt M. den starken religiösen Fanatismus der Massen in Frankreich im 11. Jahrhundert dar, sieht darin, ohne den Einfluß der geistlichen Führer auf die Massen irgendwie zu beachten, the growth of the religious feeling among the people, the active part taken by them in the creation of the Christian spirit und meint schließlich unten: the triumph of this spirit of the masses in the early Middle Ages is marked by the democratic character of their literature. Auf der folgenden Seite bezeichnet M. die Bemerkung Schürrs, Das afrz. Epos 157, daß nur die Aristokraten „Geschmack und Freude an der epischen Darstellung der Taten von Angehörigen ihres Standes hatten" einfach als „incorrect". Am Schluß des Kapitels kommt M. endlich wieder zum Sprachlichen, dem seine Abhandlung nach ihrem Titel hauptsächlich gewidmet sein sollte, und bemerkt S. 141 Mitte: linguistically, this spirit — nämlich der demokratische Geist — expressed itself in the language of the Roland, in its parataxic, antithetic construction, simple building of sentences and in the evergrowing diphthongization and tendency for the accented syllable to absorbe the whole vocalism and consonantism of the word. Hier fällt auf, daß der parataktische, überhaupt einfache Satzbau des Rolandslieds und die frz. Diphthongierung nebst Synkope auf eine Stufe gestellt sind. Gewiß

Digitized by Google

ist ein parataktischer, ein einfacher Satzbau eine Eigentümlichkeit volkstümlicher Rede; gewiß traten Diphthongierung und Synkope in der Volkssprache, nicht etwa im Mittellatein der Geistlichen ein. Aber der einfache, Hauptsätze aneinander reihende Bau eignet der volkstümlichen Rede so gut wie aller Zeiten und Länder; Diphthongierung und Synkope traten nicht in allen Volkssprachen zu allen Zeiten ein. Stilistische Eigenheiten des Rolandslieds (nach 1100) auf einer Stufe mit den frz. Diphthongierungen, die schon im Eulalialied durchgeführt sind!

Unmittelbar darauf sagt M.: dialectalization subsequent to the disappearance of the Latin Koinê ... receives then a setback, ... simply affected the phonetics of the language and did not prevent in France the effects of the cultural use of the dialects on the morphology (S. 141 unten). Die Dialektisierung des gemeinsamen Volkslateins betraf also den Formenbau gar nicht, der durch den „kulturellen" Gebrauch der Dialekte, wenigstens in Frankreich, davor geschützt war. Es gibt also keine frz. Eigentümlichkeiten des Formenbaues? M. fährt dann fort: „in other words, this dialectalization was mainly an increase of local differences of pronunciation, of local accent" und führt als Beweis des Vorhandenseins lokaler Unterschiede die bekannte Klage Conons von Béthune über den Tadel seiner Sprache durch die Königin an. Nach M. ist also die Spaltung der vlat. Koinê in Frz., Prov., It. usw. nur eine Vermehrung der zwischen dem Pikard., Franzischen, Wallon. usw. bestehenden lokalen Unterschiede, die darnach älter als jene Spaltung sind. Sapienti sat. Nebenbei bemerkt, lag der Klage Conons durchaus kein „fun made by Queen Alix of his Picard accent" zugrunde, wie M. sagt. Erstens war es kein Scherz, sondern ein ernster Tadel (mon langage ont blasmé li François; la roine Qui me reprist), und zweitens bezog er sich, wenigstens nach den Worten Conons, nicht auf seinen Akzent, sondern auf seine *parole*, seine *moz d'Artois*, also auf pikard. Wörter und Wortformen, auf lexikographische und allenfalls morphologische Eigenheiten. Der Schluß dieses an unhaltbaren Behauptungen überreichen Kapitels lautet: in this entire question, the social causes are so clear and evident that it is surprising they have not been perceived before. Die arme Sprachwissenschaft Europas mußte allerdings warten, bis der Amerikaner Muller diese klaren und evidenten sozialen Ursachen erkannt hat.

Im nächsten Kapitel, dem 16., betont M. das Vorhandensein einer gebildeten Aristokratie und damit eines gebildeten Laientums in Italien im Gegensatz zu Frankreich und sieht darin die Ursache der von Comparetti bemerkten Kärglichkeit phantastischer Elemente in der it. Literatur (S. 147 unten). Die

Digitized by Google

Massen, fährt er S. 148 fort, seien in Italien ebenso wie anderswo geneigt gewesen, to see nature through the prism of the supernatural. Only, in France for instance, the absence of a lay intellectual élite gave a free field to this conception and allowed it to become potent for literary production. Auch diese Bemerkungen fordern zum Widerspruch heraus. Erstens kann man der Neigung des niederen Volkes zum Übernatürlichen den stark realistischen Sinn desselben niederen Volkes gegenüberstellen. Zweitens ist die Erklärung der phantastischen Elemente der afrz. Literatur historisch unrichtig. Die geistliche Literatur enthält so gut wie keine phantastischen Elemente; die im Brendan stammen aus der lat. Quelle und kamen in diese aus irischer Phantasie. Die chansons de geste bieten auch keine phantastischen Elemente; die im Alexanderroman stammen wieder aus den Quellen und kamen in diese aus orientalischer Phantasie. Erst die Ritterromane der matière de Bretagne bringen zahlreiche phantastische Elemente in die afrz. Literatur; aber sie stammen von der feinen, gebildeten ritterlichen Gesellschaft. Nicht the absence of a lay intellectual élite, sondern im Gegenteil das Vorhandensein eines gebildeten Laientums ermöglichte das Emporkommen der phantastischen Elemente in der afrz. Literatur. Die geringe Entfernung Frankreichs, besonders seines Westens, vom Land der mit Phantasie besonders begabten Inselkelten war der Grund des reichen Vorkommens solcher Elemente in der afrz. Literatur, während die Italiener von jenen Inselkelten eben weit entfernt waren. Ethnographische Ursachen liegen vor, nicht soziale, die M. überall finden will.

S. 149 betont er die Rückkehr der geistigen Elite Italiens zum Latein und meint, die Erhebung desselben zur offiziellen Kirchensprache „is certainly due in great part to this new consciousness of the aristocratic spirit. Im Auftrage des Papstes Johanns VIII. an den Slavenapostel Method, die Messe nicht in slav. Sprache zu lesen, sondern vel in Latina vel in Graeca lingua, sicut Ecclesia Dei toto terrarum orbe diffusa et in omnibus gentibus dilatata cantat", in this passage, the pope, to my mind, shows the new aristocratic spirit of Italy, rather tan the old catholic spirit of Gregor the Great (149 Mitte). Für jeden Unvoreingenommenen beweist der mit *sicut* beginnende Nebensatz, was man auch sonst weiß, daß die Erhebung des Lateins zur Sprache der Kirche nur aus Rücksicht auf die Internationalität der ecclesia catholica geschah. Mit dem aristocratic spirit of Italy hatte sie nichts zu tun. Eine förmliche Besessenheit, überall soziale Ursachen zu sehen, macht M. blind für alle offenkundigen Gegenargumente.

S. 151 bemerkt M., daß die Volkssprache in Italien wenigstens 150 Jahre später als in Frankreich erwähnt wird und

Digitized by Google

meint: nothing is ... more illustrative of the relatively recent and slow extension of the linguistic phenomena creative of Romance. Jene Tatsache erklärt sich dadurch, daß das älteste It. vom Latein weniger verschieden war als das älteste Frz. und deshalb später als eigenes Idiom erkannt wurde, und hängt nicht mit einer recent extension der sprachlichen Vorgänge zusammen. Hätte das Rom. seit dem 6. Jahrhundert bestanden, fährt M. fort, how absolutely mysterious this silence concerning it, a silence of four hundred years in Italy! Nun, das Schweigen der Schriftsteller Italiens über die selbständige Existenz einer it. Sprache vom 6. zum 10. Jahrhundert ist nicht so geheimnisvoll, wie M. meint. Jene Schriftsteller waren damit beschäftigt, die kriegerischen, politischen, kirchlichen, religiösen Vorgänge ihrer Zeit darzustellen und fanden es nicht der Mühe wert, von den an sich nicht großen Unterschieden zwischen dem Urit. und dem Latein zu sprechen. Auch aus dem späteren Mittelalter haben wir äußerst wenige direkte Angaben über rom. Sprachen und Mundarten; selbst Dante, ein geistiger Ausnahmemensch, schrieb über die it. Sprache und deren Mundarten nicht um deren selbst willen, sondern wegen der Möglichkeit dichterischer Verwendung derselben. Noch in der Gegenwart beachten die meisten Gebildeten, die nicht direkt Philologen sind, sprachliche Dinge nicht oder fast nicht, während sie sich für alle möglichen anderen Dinge lebhaft interessieren. Kurz, der Schluß ex silentio autorum auf das Nichtbestehen eines selbständigen Urit. ist unstatthaft.

Nachdem M. vom Gebrauch des Lateins im Italien des frühen Mittelalters gesprochen hat, fährt er S. 152 Mitte fort: this conscious return to Latinity ... stopped the evolution of the vulgar tongue. Dabei the Italian lower classes had transformed their language, wie M. 153 oben selber sagt, ebenso wie ihre westlichen Nachbarn und verstanden Latein nicht mehr; but the presence of a powerfull élite prevented their language from being recognized. Offenbar läuft die Frage, von wann das It. als eigene Sprache bestanden habe, auf die Frage hinaus, wann die unteren Klassen Italiens die einheitliche lat. Volkssprache in eigentümlicher Weise verändert haben, zu verändern begonnen haben; dagegen ist es für die rein linguistische Frage von geringer Bedeutung, wann die it. Volkssprache von den des Lateins kundigen Gebildeten als eigene Sprache anerkannt wurde. M. hat hier, ohne es zu merken, dem gegenteiligen Standpunkt ein Zugeständnis gemacht. Wenn die unteren Klassen nach der eigenen Annahme von M. sogar unfähig waren, das korrekte Latein zu verstehen, muß die Veränderung ziemlich stark gewesen sein. Die vorhergehende Annahme, daß „die Rückkehr zum Latein die Entwicklung der Volkssprache auf-

Digitized by Google

gehalten habe", ist ganz unwahrscheinlich. Zum Latein kehrten doch nur die Gebildeten zurück, auch diese wohl nur im schriftlichen Verkehr, kaum im mündlichen Umgang. Aber auch wenn man einen Gebrauch des Lateins durch die Gebildeten Italiens in jener Zeit sogar für den mündlichen Verkehr zugibt, das Latein für „the living language of the élite" mit M. 155 hält, bleibt ein solcher Einfluß der Sprache der doch wenig zahlreichen Gebildeten auf die Sprache der unteren Massen unwahrscheinlich. In Frankreich hat in der Gegenwart die Sprache der Gebildeten, die Schriftsprache, begonnen, die Sprache der unteren Stände, die Mundarten, zu verdrängen, ist aber noch sehr weit entfernt davon, sie verdrängt zu haben. Was in Frankreich vielleicht in einem Jahrhundert dank der allgemeinen Schulpflicht und der straffen Zentralisation des ganzen Landes gegen die die Schriftsprache sprechende Hauptstadt hin gelingen kann, wäre in Italien im 8., 9. Jahrhundert so ohne weiteres möglich gewesen, in einem Lande, in dem die unteren Klassen wie noch lange nachher ohne jede Bildung waren? Das ist nicht glaublich. So ist ein Phantasieprodukt, was M. 154 Mitte sagt: the evolution of the popular language of Italy was thus checked, diphthongization and syncopation became null or erratic in the various dialects, due to the intellectual, spiritual and social inferiority of those who used them. Dabei führen die Dialekte in Italien noch jetzt ein viel kräftigeres und eigenartiges Leben als in Frankreich.

Worin das Aufhalten der Entwicklung der Volkssprache Italiens durch das Latein nach seiner Ansicht bestand, sagt uns M. S. 157 unten. Während das Latein in Frankreich nach M., 134 oben, die Zweikasusflexion wieder aufrichtete (*rebuilt*), überließ es sie in Italien ihrem Schicksal. In Italy, the morphological elements, especially the two-case declension, already tending towards the on-case system by the end of the VIIIth century, were allowed to disintegrate more and more, since the volgare was not used for a long time for any cultural, intellectual, and spiritual purposes. The action of Latin on the volgare was phonetic, esthetic. Hier ist zunächst der Gegensatz zwischen den angeblichen Wirkungen desselben Lateins auf dieselbe Zweikasusflexion in Frankreich und Italien hervorzuheben. Wenn ferner die Volkssprache Italiens durch lange Zeit für kulturelle Zwecke nicht gebraucht wurde und daher mit dem Latein eigentlich keine direkte Berührung hatte, eben deshalb auch vom Latein in seiner Nominalflexion nicht beeinflußt wurde, warum wurde es dann im Lautstand vom Latein beeinflußt? Das Umgekehrte, eine Einwirkung des Lateins auf die Deklination ohne Einfluß auf den Lautstand, wäre von vornherein begreiflicher. Übrigens war auch nach M. der lat. Einfluß auf den it. Lautstand gering.

Digitized by Google

Denn, the whole language could not thus be brought back to purely Latin phonology. Synkope und *ié, uó* waren zu tief eingewurzelt und blieben. But further changes like *a* = *e* (*kanter* = *cantare*, Arezzo, Meyer-Lübke Gram. 255, 273 etc.) ... the dropping of endings like *nof* = *novem*, *vif* = *vivo* (Treviso, vulg. Eloqu. 14, quod quidem barbarissimum reprobamus) ... implied such a violent change of rhythm that these developments remained local and without effect on the common language. Bei *e* für *a* in Arezzo handelt es sich, von den Abruzzen abgesehen, hauptsächlich um einen über die Emilia und die nördlichsten Marche verbreiteten, von hier aus noch in die östlichste Toscana, in das Gebiet von Arezzo hinüberreichenden Lautwandel (Meyer-Lübke, Rom. Gram. 1, 204), der bis in die Gegend von Florenz nicht vordrang. Deshalb blieb er der toskan. Schriftsprache, dem common language, fremd, nicht wegen irgendeiner Zurückdrängung durch das Latein. Er war und blieb in Italien lokal ohne lat. Einwirkung. Wie übrigens *e* für betontes *a*, also z. B. *preto* für *prato*, „such a violent change of rhythm", ja überhaupt eine Änderung des Rhythmus in sich geschlossen hätte, ist nicht einzusehen. Diese Bemerkung von M. ist leer. *Nof* „neun", *vif* „lebendig" in Treviso, am Westrand Friauls, sind friaul., überhaupt keine it. Formen; M. hätte piem., lombard., emil. Formen mit geschwundenen Auslautsvokalen anführen sollen. Deren Bewahrung in den übrigen it. Mundarten hatte natürlich ihren Grund nicht in einem Einfluß des Lateins.

Nach 158 oben stellte das Latein im Urit. den daktylischen Rhythmus wieder her, den das alte Latein besessen und das Vulgärlatein mehr und mehr verworfen hatte. In Wirklichkeit blieb er in gewissen Worttypen in Mittel- und Unteritalien vom Altertum bis zur Gegenwart, ohne daß eine „restoration of the Latin form of the words" nötig gewesen wäre. „Out of *biasmo*, *spasmo*, Italian made *spasimo*, *biasimo*, in the same way as out of Etruscan *Tanchwil*, Latin had made *Tanaquil*." Der Vergleich hinkt stark, weil *biásimo*, *spásimo* eine andere Akzentlage haben als lat. *Tanaquil*, das gar keinen daktylischen Rhythmus besaß. Da ferner *biásimo* nicht einmal eine „formazione indigena posteriore" ist, für die sie Bezzola, Abbozzo di una storia dei gallicismi it. nei primi secoli, 236 Anm. 2 ausgibt, sondern von afrz. oder altprov. *blasme* ebenso entlehnt (so Meyer-Lübke, REW. 1155) wie *biasimare* von *blasmer* oder *blasmar* (so für *biasimare* auch Bezzola), dies schon wegen des stimmhaften *s* für *st* (vgl. *bestemmia*), so hätte M. *biasimo* als Beleg einer Lautveränderung des Urit. überhaupt nicht anführen sollen. Im übrigen zeigen *biásimo*, *spásimo* einfach den Einschub zur Erleichterung der schwierigen Konsonantengruppe *sm*, und die daktylische Betonung ergab sich erst sekundär nach dem Einschub.

Digitized by Google

Auch das Verhältnis zwischen etrusk. *Tanchwil*, genauer *θanχvīl*, und lat. *Tanaquīl* war vielleicht ganz anders als M, glaubt. Meyer-Lübke, GGr. I², 443 Mitte spricht von einer Synkope der tonlosen Vokale im Etrusk., wohl gemerkt im Etrusk., belegt sie gut und führt als eines der Beispiele „*θanχvīl* neben dem auf älterer Lautstufe übernommenen lat. *Tanaquil*" an. Er leitet also lat. *Tanaquil* von einem etrusk. *θanaχvil* her, aus dem erst später im Etrusk. *θanχvil* entstanden wäre.

Auf derselben Seite 158 zitiert M. noch die Bemerkung Dantes „Sardos ... eiciamus, quoniam soli sine proprio vulgari esse videntur, gramaticam (= linguam Latinam) tanquam simiae homines imitantes", bezeichnet den Vergleich der Sardinier mit Affen als deep remark und fährt fort: it characterizes the vegetative state of a language which because of the isolated and dormant life of the people who speak it, remains strangely tenacious of the most obsolete features. Natürlich ist Dantes Vergleich nichts weniger als eine tiefe Bemerkung. Diese Feststellung ist nicht im geringsten kränkend für Dante, von dem man nicht eine sprachwissenschaftliche Auffassung verlangen darf, zu der sich erst die moderne Sprachwissenschaft durchgearbeitet hat, ist aber unangenehm für M., der in der Beurteilung der Stellung des Sard. innerhalb der rom. Sprachen noch nicht über die Auffassung des 14. Jahrhunderts hinausgekommen ist. Die Bewahrung so vielen lat. Sprachguts durch die in den abgeschiedenen Tälern ihrer Insel lebenden Naturmenschen soll eine Nachäffung des Lateins sein! Die Bemerkung vom vegetative state der sard. Mundarten, die the most obsolete features zähe festhalten, verrät eine Auffassung von Mundarten, die man bei einem Philologen des 20. Jahrhunderts nicht für möglich halten sollte.

Im letzten Kapitel betont M. die hohe Bildung des höheren span. Klerus und erklärt aus dem Einfluß von dessen Latein manche Bewahrung des lat. Lautstands in Sprachen und Mundarten der Pyrenäenhalbinsel. Seite 161 Mitte schließt er an die Worte Pidals, Orígenes 473 oben: en Toledo es de suponer que al lado del diptongo vacilante *uo, ua, ue*, usado por el vulgo, las gentes mas cortesanas impusieran muchas formas sin diptongo, die Bemerkung an: the cultured forms were maintained both in the west and in the east of the Peninsula. Da Menéndez Pidal, Orígenes 146 unten im Kapitel „diptongo de *o*" ausdrücklich sagt: en Toledo debía de ser usual la diptongación", nimmt er für das dortige Altspan. Formen mit Diphthong aus *o* an; nur in den schriftlichen und vielleicht auch mündlichen Äußerungen der Gebildeten kamen Formen ohne den Diphthong vor. M. aber nimmt die Einführung diphthongloser „gelehrter" Formen

Digitized by Google

offenbar für die Volkssprache an, da er von der Erhaltung solcher Formen im Westen und Osten der Halbinsel, also im Port. und Kat. spricht. Mit anderen Worten, M. hält die Nichtdiphthongierung der offenen *o* im Port. und Kat., natürlich auch der untersten Stände, für eine Folge des Einflusses des Lateins der Gebildeten. Alle port., kat. Wörter mit bewahrtem freiem *o* wären „cultured forms". Ein so gewaltiger Einfluß des Lateins der Gebildeten auf die Volkssprache auch der untersten Stände, ein so durchgehender Ersatz der diphthongierten Formen durch nichtdiphthongierte, auch bei Wörtern niedriger Gebrauchssphäre, ist nicht glaublich.

S. 163 oben sagt M.: the clergy must have introduced or kept alive such grammatical and bookish (almost useless?) forms as some of the past tenses v. g. *haberem, habuero, habueram.* Die Bewahrung des lat. Konjunktivs Imperf. im Logudor. und einst auch in anderen sard. Mundarten (Gamillscheg, Wiener Sb. 172, 6, 52 f.), des lat. Futurum exactum im Rum. (Gamillscheg, 99 f.) spricht gegen gelehrt-geistlichen Ursprung des Konj. Imp. im Altspan. (den Gamillscheg 263 belegt), des Futurums exactum ebendort (Gam., 280); die Gebirgsbauern des in alter Zeit wenig kultivierten Sardiniens, erst recht die rum. Hirten der Balkanhalbinsel empfingen die Formen *cantare(m), canta(ve)ro* gewiß nicht vom Klerus. Die Erhaltung des Konj. Imperf. auf Sardinien, im alten Spanien und Portugal, einst auch in Gallien, Rätien und Italien (Gam., 263) weist auf Erhaltung im späten Volkslatein, aus dem ihn das Altspan. ohne Zutun des Klerus übernehmen konnte. Dasselbe gilt vom Fut. exactum, das das Altrum. doch nur aus dem Volkslatein übernehmen konnte und das Altspan. ebendaher übernahm. Das Plusquamperf. Ind. endlich, bekanntlich im Afrz., Altprov., Altit. und neueren Unterit. ebenso wie im Sp., Port. bewahrt, gehörte danach ebenfalls dem späteren Volkslatein an und kam aus diesem ins Altsp., wieder ohne Zutun des Klerus. Jedenfalls ist es nach dem Gesagten ganz unmöglich, *haberem, habuero, habueram* für die spätlat. Zeit als bookish, almost useless forms zu bezeichnen. In Zeile 6 der S. 163 ist im Zitat „Pidal, Or. p. 29" richtig p. 383 zu lesen.

S. 163 unten erklärt M. die lange übliche Trennung des Infinitivs von der Form des Verbs *haber* im Futurum durch ein Personalpronomen im Sp. aus dem Einfluß des Klerus und der ihn umgebenden Gebildeten, während nach Spitzer an einer von M. falsch zitierten Stelle diese Erscheinung des Sp. „an seinem Konservativismus oder, was dasselbe ist, an den hemmenden Einflüssen seiner latinisierenden Schulen liegen mag". Warum der Klerus an sich *darlo hé* dem *lo daré* vorgezogen und durch seine Förderung gehalten haben soll, ist schwer einzusehen. Dagegen kann man das Streben, das aus älterer Zeit vorhandene

Digitized by Google

darlo hé beizubehalten, und das Widerstreben, das jüngere *lo daré* anzunehmen, als Äußerung des im sp. Volke, nicht nur unter den „cultured groups", vorhandenen Konservativismus betrachten; wie weit dieser konservative Zug des Volkes durch die Einwirkung des konservativen Klerus, wie weit er aus anderen Ursachen sich ergab, etwa vom iber., d. i. afrikan. Element des Volkes herstammt, ist eine andere Frage. Weiter spricht die Tatsache, daß die Trennung der beiden Bestandteile des Futurs durch ein Personalpronomen im Port. länger als im Sp., nämlich bis jetzt, beibehalten wurde, eigentlich gegen die Herleitung dieser sprachlichen Eigentümlichkeit vom Einfluß der Geistlichkeit; denn diese spielte in Portugal nicht etwa einen noch größeren Einfluß als in Spanien, wie man danach erwarten sollte, sondern einen geringeren. Schließlich bezeichnet M. selbst den gelehrten Einfluß auf den sp. Formenbau als „essentially desultory".

S. 165 oben spricht M. von den Palatalisierungen und fährt fort: these the learned or aristocratic influence could not restrain in the purely Spanish groups, although it did so partially in the West and in the East; they went ahead and so completely that they were not checked, as in French and Italian, by groups of consonants. Ich weiß nicht, welche sprachliche Erscheinungen M. hier im Auge hat.

S. 166 Mitte sagt M: the Vulgar Latin evolution of vowels ... had been arrested by the Carolingian Renaissance in Spain as well as in Italy, except in the case of open *o* and *e* whose diphthongization was already started, und unten, vom „learned influence" sprechend: a feature of this influence, analogous to that which was exercised on Italian, was the preservation of the characteristic Vulgar Latin endings *-o*, *-a*, endlich 167 Mitte, von Formen wie *naf*, *of* für *nave*, *ove* sprechend: they are ... extreme developments of vulgar pronunciation which were checked in time by the learned influence. M. erklärt also die im It. und Sp. zu beobachtende Bewahrung der betonten Vokale (außer den offenen *e*, *o*) und der auslautenden Vokale *-a*, *-o*, *-e* aus dem durch die karolingische Renaissance nach Italien und Spanien gekommenen „gelehrtem Einfluß". Eine so gewaltige Einwirkung des Lateins der doch wenig zahlreichen Gebildeten auf die Volkssprache auch der unteren Stände ist ganz unwahrscheinlich. Der Auffassung liegt die Annahme zugrunde, daß das It. und Sp., sich selbst überlassen, die betonten Vokale (und zwar nicht nur *e*, *o*) diphthongiert, die auslautenden Vokale abgeschwächt oder ganz aufgegeben hätten; tatsächlich sagt M. 167 oben „Spanish, which might otherwise have followed a parallel road to that of French and finally become a language generally stressed on the last syllable". Aber dies ist eine durch nichts gestützte Annahme a priori. Da im Latein die betonten

Digitized by Google

Vokale nicht diphthongierten und die unbetonten im Auslaut nicht schwanden, sondern beide blieben, so war vielmehr bei ungestörtem Weiterleben dieses Lateins ein Bleiben auch späterhin zu erwarten; denn was in einem bestimmten Zustand da ist, bleibt in diesem, wenn nicht neu hinzutretende Ursachen eine Veränderung bewirken. So ist nicht die Bewahrung der Vokale im It. und Sp. zu erklären und schon gar nicht durch einen so unwahrscheinlichen Einfluß; vielmehr sind die Veränderungen im Frz. und sonst zu rechtfertigen, ihre besonderen Ursachen anzugeben. Für das Sp., Port., Mittel- und Südit. kann man höchstens eine Fortdauer der lat. Betonung im großen und ganzen konstatieren.

In einer conclusion faßt M. am Schluß seine Ansichten zusammen: Bewahrung der Koinê bis ins 9. Jahrhundert und dann verschiedene Entwicklung in Frankreich, Italien, Spanien je nach den verschiedenen sozialen Verhältnissen, je nach der Stärke der volkstümlichen Kräfte einerseits, der aristokratisch-gelehrten Kräfte andererseits. In Frankreich überwiegen der vulgären Kräfte und daher starke Veränderung der Sprache. In Italien überwiegen der aristokratisch-gebildeten Kreise und daher nur sehr geringe Veränderung der Sprache. In Spanien zwar überwiegen der aristokratischen Elite, aber Zusammenwirken dieser mit dem niederen Volk zur Abwehr der Araber und daher gemischte Entwicklung, halb Bewahrung, halb Veränderung des Lateins. Eben wurde gesagt, daß diese Auffassung dem It. und Span. Entwicklungstendenzen zuschreibt, die diese Sprachen wahrscheinlich nie gehabt haben und die daher auch nicht durch gelehrte Kreise, durch aristokratische Elite unterdrückt bzw. beschränkt zu werden brauchten. Ob die zugrundeliegende Ansicht von der aristokratischen Elite, ihrer Bildung und Lateinkenntnis mit den wirklichen Verhältnissen übereinstimmt, ist dabei auch noch fraglich.

Im Vorhergehenden glaube ich gezeigt zu haben, daß die von M. im ersten Teil seiner Abhandlung vorgebrachten Gründe für eine Fortdauer des einheitlichen Volkslateins bis ins 9. Jahrhundert eine so lange Erhaltung dieser Einheitlichkeit nicht beweisen und daß die von M. im zweiten Teil der Abhandlung über die sprachliche Entwicklung Frankreichs, Italiens und Spaniens aufgestellten Behauptungen vielfach unwahrscheinlich, ja manche unmöglich sind. Auf Grund dessen glaube ich sagen zu können, daß die Abhandlung von M. trotz der vielen Bemühungen des Verfassers v e r f e h l t ist.

Innsbruck. Josef Brüch.

Digitized by Google

Kurze Anzeigen.

Mary Jerome Keeler, Etude sur la poésie et sur le vocabulaire de Loys Papon, poète Forézien du XVI^e siècle. Diss. Washington, 1930 (Université catholique d'Amérique).

Loys Papon (1535-1599) ist ein Nachfolger Ronsards, von dunkler Schreibart, der sich in seiner engeren Heimat zunächst großen Ansehens erfreute, dann in Vergessenheit geriet, kaum zum Nachteil der literarhistorischen Forschung, und bis 1857 verschollen blieb. Die Verfasserin schildert sein Leben, seine Werke, seine Metrik und endlich auch seinen Wortschatz, in dem uns besonders die regionalen Ausdrücke wie *chardil* „Distelfink" u. ä. interessieren. Leider reichen die Kenntnisse der Verfasserin auf dem Gebiet der Sprachgeschichte nicht aus. *Aysseau* „Axt" wird wohl nur deshalb angeführt, weil der Verfasserin nfrz. *aisseau* unbekannt war; *alteres* wird mit *„soif"* glossiert und zu lat. *alterare* gestellt (*et que pour arrozer mes alteres arides*), offenbar weil Wendungen wie La Fontaine, Fables, 8, 25 „Buvons toute cette eaue; notre gorge altérée en viendra bien à bout" vorschweben, wo natürlich die auch bei Godefroy bezeugte Nebenform *altere* für *artère* vorliegt; *surtirer* ist nicht „tirer sur", sondern „überspannen" (s. jetzt Jean Marion, Une mode nouvelle en linguistique: le „super langage", RPFL. 41, 170 ff.); *d'espargne* soll *„heureusement"* bedeuten, statt „in der Reserve". So bekommt man den Eindruck, daß die Verfasserin den Text vielfach nicht oder falsch verstanden hat, und so wird wohl noch manches sprachgeschichtlich Interessante in dem Text stehen, von dem uns die Verfasserin nichts berichtet. Immerhin findet sich in dem Kapitel über Wortzusammensetzung manches für die Stilgeschichte der Zeit Bemerkenswerte.

Ernst G. Wahlgren, Un problème de phonétique romane. Le développement *d* > *r*. Uppsala-Leipzig, 1930. Skrifter utgivna av K. Humanistiska-Samfundet i Uppsala, 26, 4.

Der durch sein Buch: Etude sur les actions analogiques réciproques du parfait et du participe passé dans les langues romanes, Uppsala 1920 bekannt gewordene Verfasser faßt das Problem der Lautentwicklung *medicus* > *mire* bei der Wurzel an, verfolgt den entsprechenden lautgesetzlichen Übergang eines Dentals zu *-r-* im Germanischen und Italienischen, die sporadischen Fälle (*arfuisse* = *adfuisse*) im Lateinischen, Iberoromanischen usf. und stellt endgültig fest, daß die entsprechenden Belege des Galloromanischen nur ursprünglich unvolkstümliche Ausdrücke umfassen. Er scheidet von der Betrachtung auch durchaus mit Recht die Fälle aus, in denen *-r-* auf einem älteren *-z-* beruht. Weniger glücklich scheint mir die Behandlung der galloromanischen Einzelfälle zu sein. *A estuire* im Rosenroman 3463 „absichtlich" wird von *studium* getrennt, trotzdem afrz. *esturie* bezeugt ist, und dafür ein *a estruire* zu lat. *instruere* „instruire en fine amour" eingesetzt, was syntaktisch und begrifflich bedenklich ist (dagegen hat W. zweifellos recht, wenn er *tout a esture* bei Christine de Pisan von diesem *a estuire* trennt und es mit *a cette heure* zusammenstellt); *navire* würde ein **navilium* sein, das man als neuen Singular zu einem

Digitized by Google

nicht bezeugten **navilia* gebildet hätte; dieses selbst wäre Ableitung von *navem*, wie klassisch lat. *navale, navalia*. Es müßte also eine auf Grund volkstümlicher Bildung entstandene Form sekundär wieder gelehrt entwickelt worden sein. Die Erklärung von Michaëlsson, der von **navidium* als Hyperurbanismus für *navijum* = *navigium* ausgeht und sich auf Schreibungen wie *Remidium* = *Remigium, corridiae* = *corrigiae* bei Fredegar beruft (Studier i Modern Sprakvetenskap 9, 267), scheint mir da der Wirklichkeit doch bedeutend näher zu kommen. *Firie* < **fiticum* und *envirie* < *invidia* hätten sich auf den Stufen **fidie* und *envidie* an Wörter wie *martirie, empirie* angeschlossen; *mire* < *medicus* zeigte den Einfluß von *sire; remire* stände zum Teil unter dem Einfluß von *mire; grammatica* und *dalmatica* wären über *gramadie, dalmadie* an die Bildungen auf *-arie* angeschlossen worden. Im Ortsnamen *Saint-Alure*, Puy-de-Dôme = *S. Illidius* wäre *-r-* aus älterem *-z-* entstanden, was sich nicht beweisen läßt, mit Rücksicht auf die Entwicklung von *invidia* im Provenzalischen auch nicht wahrscheinlich ist. *Gire* neben *Gilles* wäre die jüngere Form, die Endung von *Egidius* wäre an Namen wie *Basilius, Marsilius* u. ä. angeschlossen worden, was nicht unwahrscheinlich ist. So ist denn die Frage in eine Reihe von Einzelproblemen aufgelöst worden. Dabei scheint mir außer acht gelassen zu sein, daß sämtliche Belege hinter dem Dental ein *-i-* zeigen. Ich glaube nun zwar nicht mit Michaelsson, daß dieses *-i-* den vorhergehenden Dental palatalisiert hätte, aber eine Beeinflussung der Artikulationsstelle des *d*-Lautes durch das nachfolgende *i* kann wohl nicht geleugnet werden. Sämtliche Wörter gehören ferner nicht in die Kategorie der Fremdwörter, sondern der eingebürgerten Lehnwörter. Hier ist nun, vermutlich in der Zeit der Spirantisierung des intervokalischen *-d-* in volkstümlichen Wörtern in Proparoxytonis vom Typus *estudie* mundartlich der spirantische *-d*-Laut zu *-r-* geworden, ein lautgesetzlicher Übergang, der nur in Lehnwörtern eintreten konnte, weil eine entsprechende Lautverbindung in rein volkstümlichen Wörtern nicht vertreten war. Wenn man also auch die Schlußfolgerungen des Buches nicht ohne weiteres annehmen kann, so bleibt doch das Verdienst bestehen, daß die Materialien zu der untersuchten Frage der Lautgeschichte in solcher Vollständigkeit behandelt sind (die bibliographischen Angaben umfassen allein 15 Seiten), daß spätere Forschung immer wieder darauf wird zurückgreifen können.

E. G.

Digitized by Google

APR 14 1931

Zeitschrift

für

französische Sprache und Literatur

begründet von

Dr. G. Koerting
weil. Professor a. d. Universität z. Kiel

und

Dr. E. Koschwitz
weil. Professor a. d. Universität z. Königsberg i. Pr.

fortgeführt von

Dr. D. Behrens
weil. Professor an der Universität zu Gießen

herausgegeben von

E. Gamillscheg
Professor an der Universität Berlin.

und

E. Winkler
Professor an der Universität Wien.

Band LIV, Heft 7. 8.

JENA UND LEIPZIG
VERLAG VON WILHELM GRONAU
INH.: W. AGRICOLA
1931

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Abhandlungen

Seite

Spanke, H., St. Martial-Studien 385

Winkler, E., Aus dem Denksystem des Französischen . . . 423

Stadtmüller, M. A., Die Marienlieder des Gautier de Coincy 481

Kurze Anzeigen (Breuer, Brunot, Nyrop, Meyer-Lübke, Walde, Rabotine) 511, 512

Digitized by Google

St. Martial-Studien.

Ein Beitrag zur frühromanischen Metrik.

Dem Andenken Friedrich Ludwigs, des Großen, Unvergeßlichen.

(Fortsetzung.)

Die sonstige Verbreitung des Martial-Repertoires.

1. Bevor wir an eine kritische Sichtung und Einteilung des mitgeteilten Bestandes unserer Hss. herangehen, mag ein Blick auf das sonstige Vorkommen der einzelnen Stücke nützlich erscheinen. Leider können die folgenden Ausführungen nicht den Anspruch darauf machen, auch nur annähernd so vollständig und abschließend ihren Zweck zu erfüllen wie ähnliche Abschnitte des großen Ludwig'schen Werkes dies für das Notre-Dame-Motetten-Repertoire getan haben. Da uns ein gründliches Durchsehen der französischen und englischen Handschriftensammlungen nicht möglich war, mußten wir uns mit gelegentlichen Funden und dem begnügen, was Chevaliers Fleiß zusammengetragen hat, der seinerseits außer den erschienenen Bänden der Analecta und andern gedruckten Ausgaben viele Handschriften benutzt hat.

Wichtig ist es zunächst festzustellen, daß im Notre-Dame-Repertoire sich keine Martialstücke vorfinden. Eigentlich ist das erstaunlich; denn es ist anzunehmen — und wird, denke ich, durch Handschins Forschungen noch genauer zutage treten, daß für das stolze musikalische Gebäude, das die Schöpfungen der ersten und der zweiten Pariser Schule darstellen, der Martialmusik die Fundamente entnommen sind. Auf die stilistische Verwandtschaft der Martial-Organa und der Kompositionen des Leoninus wies Ludwig schon 1909 in der Riemann-Festschrift hin. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die vor Leoninus in Paris tätige Musikergeneration, von der uns die gegen 1140 entstandene Pseudo-Calixtinische Sammlung (Näheres darüber unten) wenigstens den einen Namen „Magister Albertus Parisiensis" bewahrt hat, noch engere Beziehungen zu Martial aufwies; ihre Werke sind uns, wenn wir nicht etwa in dem eben genannten Codex Spuren davon vermuten wollen, leider völlig verschollen. Anderseits bildet jedoch das Bestreben, immer wieder Neues zu bringen, einen immanenten Wesensteil der, im Gegensatz zu der starr konservativen liturgischen Musik und Poesie, stürmisch

Digitized by Google

fortschrittlichen Ausschmückungskunst der Tropen, Conductus und Melismen. In Zeiten, die musikalisch nicht so fruchtbar waren wie das 12. Jahrhundert, waren es die Textdichter, die den Hunger nach Neuem stillen mußten. Das geht besonders aus den zahlreichen verschiedenen Sequenzentexten hervor, die im Laufe der Jahrhunderte zu beliebten Melodien immer wieder neu gedichtet wurden [16]). Interessant läßt sich, nebenbei bemerkt, auf zeitlich und räumlich genau umgrenzten Gebiete (Winchester, 1000-1050) dieser Vorgang innerhalb des Sequenzen-Repertoires von Winchester feststellen, — wie sich aus dem von Bannister vorzüglich bearbeiteten Bd. 40 der Analecta deutlich ergibt. — Auch scheint es, als ob die in Paris zu der entscheidenden Zeit maßgebenden Musiker mit einer gewissen Eifersucht darüber gewacht haben, daß nur die Werke ihrer Schule in die Sammlungen Aufnahme fanden, die den Grundstock zu den für uns jetzt als Notre-Dame-Sammlungen in Betracht kommenden Codices bildeten.

Ganz sporadisch finden sich Martialstücke in einigen, weniger exklusiven, mehr an der Peripherie der Notre-Dame-Überlieferung stehenden Sammlungen. So steht Per partum virginis, erhalten in dem jüngeren Zweige (BCD), auch in der Hs. Oxf. Bodl. Rawlinson C 510. Angaben und Literatur über diese Sammlung s. Ludwig, Rep. 323. — Eine weitere, ebendort (S. 326 ff.) von Ludwig ausführlich behandelte Sammlung, die nach Handschin [17]) in einem Teile ihres Bestandes musikalisch Martial nahe steht, Cambr. Un. Libr. Ff I 17, weist zu ihm auch textliche Beziehungen auf. Sie enthält ein Stück, dem durch seine Stellung im ältesten C-Fascikel ein höheres Alter gesichert ist: Cantu miro summa laude (auch D 12′); von einem andern Conductus der Cambr.-Hs. war die Zugehörigkeit zu Martial noch nicht bekannt: es ist Verbum patris humanatur, erh. 2st. C 91. Dreves (An. 20. 121) veröffentlicht das Stück nach der interessanten Mosburger Hs. (Münch. Un. Bibl. 156) vom Jahre 1360. — Von dieser Handschrift führen nach dem von Dreves (20. S. 23) mitgeteilten Inhaltsverzeichnis [18]) noch weitere Fäden nach Martial bezw. Frankreich hinüber: Nr. 3, Gregis pastor Tityrus, steht auch in D, Nr. 30 und 31, Nostri festi gaudium und Ecce novus annus est in G. Von einem weiteren Stücke der

[16]) Einen Schutz gegen Verwechslungen boten dem Musiker die alten, vielleicht schon aus der Zeit der rein melodischen (textlosen) Sequenzen stammenden, bei Notker, in Martial und Winchester auftretenden, dann bei den Cambridger Liedern und auch den afrz. Lais fortlebenden Titel der Melodien.

[17]) Bericht über den musikw. Kongreß in Basel 1924, S. 190.

[18]) Genaueres s. jetzt in meinem Aufsatz „Das Mosburger Graduale" in Zts. für roman. Phil. 1930.

Digitized by Google

Münchener Hs., In natali summi regis (Nr. 18), das auch in Cambr. vorkommt, möchte ich gleichfalls als gemeinsame (verlorene) Quelle eine Sammlung von Martialstücken annehmen. Vielleicht bringt auch hier eine Untersuchung der Melodien größere Klarheit; es sei noch bemerkt, daß Verbum patris humanatur in München u. Cambr. verschiedene Melodien hat; die Münchener Mel. s. Anal. I. 20 S. 254, die englische bei Wooldridge, Early English Harmony, 1897, pl. 29. Vielleicht ist die Münchener Melodie die ältere; denn für Gregis pastor gibt Hughes-Hughes an, daß D u. München melodisch ähnlich sind. — Besondere Bedeutung haben die Beziehungen des Martial-Repertoires zu einer weiteren deutschen Sammlung, den Carmina Burana. Es handelt sich um vier Stücke weltlichen Inhaltes: Nomen a sollemnibus (in B u. C), Sic mea fata canenda solor (in C), Clauso Cronos et serato (in A) und Iove cum Mercurio (in C). Ersteres steht in den C. B. nach einem 1168 geschriebenen Kreuzliede: Debachatur mundus pomo und vor dem 1177 in Deutschland entstandenen Stück: Anno Christi incarnationis, das zweite zwischen zwei belanglosen späten Liebesliedern und Clauso Cronos zwischen Liebesliedern frz. Herkunft. — Nur ein Martiallied hat eine ähnlich internationale Verbreitung gefunden wie mehrere zwar in unsern Quellen vertretene, aber viel früher entstandene Martial-Sequenzen: das schon gegen 1100 durch eine provenzalische Bearbeitung dem Laienpublikum besonders nahe gebrachte Weihnachtslied In hoc anni circulo; auffallend ist, daß dieses Lied auch in andern Ländern volkssprachlich bearbeitet wurde.

2. Schon die soeben mitgeteilten Belege zeigen deutlich, daß die einmal von sonst sehr kompetenter Stelle ausgesprochene Ansicht, das M-Repertoire sei über die Schwelle des Klosters kaum hinausgedrungen, den Tatsachen nicht ganz entspricht. — Besonders gehäuft war die Verwendung von M-Conductus in einem zwar erst 1552 niedergeschriebenen, aber durch seine vorzügliche Textgestaltung und die Angaben über Verwendung und Vortrag der Stücke unersetzlich wichtigen Beschneidungs-Officium von Le Puys (Prosolarium Aniciense), das Chevalier als Bd. V. 1 seiner Bibliothèque liturgique herausgegeben hat. Angaben über Gestalt und Bestimmung dieses Codex s. dort S. 3 ff. — 17 dieser Conductus stehen in A, 3 Stücke in B bezw. C. In bezug auf alle Einzelheiten verweise ich auf die oben bei der Inhaltsaufzählung gemachten Angaben. Auch die nicht in den 4 sicheren Martialhss. vertretenen Stücke des Pros. Anic. sind stilistisch der Martialpoesie so eng verwandt, daß ich von ihrer Herkunft aus Martial überzeugt bin; ein Gleiches nehme ich von mehreren Conductus der Mosburger Sammlung an. Übrigens findet sich

Digitized by Google

ein Aniciensis-Conductus auch in der sonst zum Notre-Dame-Rep. in Beziehung stehenden, von Ludwig S. 325 behandelten franz. Hs. St. Gallen Stiftsb. 383: Quae commisit femina; ein weiterer in der ebenfalls viel Französisches enthaltenden Hs. Stuttg. Handbibl. I Asc. 95 (s. Ludwig 319): Revirescit et florescit. Vielleicht werden die hier sichtbaren, wenn auch dünnen Fäden, die von einzelnen Sammlungen zum M-Rep. hinüberführen, durch genauere Feststellungen sich eines Tages derart verdichten, daß eine größere Anzahl von Stücken, die nach ihrem textlichen oder musikalischen Stil älter als die Notre-Dame-Schule sind, sich mit Limoges in Verbindung bringen lassen. — Eine ähnliche Rolle für einige andere Stücke spielen die beiden alten Officien von Sens und Beauvais. Ersteres ist mit den Melodien zugänglich in der vorzüglichen Ausgabe von Villetard, über letzteres s. Ludwig S. 229 ff., wo allerdings in erster Linie die mehrstimmigen Stücke behandelt werden. Die Redactoren der beiden im ersten Drittel des 13. Jhs. zusammengestellten Officien — beim Sens-Officium der Erzbischof Pierre de Corbeil — haben offenbar das Gute genommen, wo sie es fanden, und sich nicht auf die damals den Höhepunkt der Entwicklung darstellende Notre-Dame-Kunst beschränkt; vielleicht waren übrigens die dort festzustellenden Martial-Conductus schon vor der Neuordnung in den beiden Neujahrsofficien vorhanden. Auch hier weisen verschiedene andere, sonst nicht zu datierende Teile sprachlich, metrisch und im musikalischen Aufbau deutlich auf die alte Richtung hin. Zwei derselben, der Conductus Nostri festi gaudium und das Benedicamus Verbum patris hodie [19]), stehen auch im Pros. Aniciense. — Ganz isoliert stehen zwei unserer Lieder in einem Reimser, gegen Ende des 13. Jhs. entstandenen, auch Altfranzösisches und Mischpoesie enthaltenden Codex, den Wattenbach im Neuen Archiv XVIII, 518 mit Angabe des Inhaltes beschrieben hat. Es sind: Exultantes in partu virginis (A 52′) und, unmittelbar darauf folgend: Sion Gaude, duc choreas (C 44′). Vor Exultantes findet sich der sonderbare Vers: Roma tibi subige legibus ibit amor (auf anderm Blatt die Variante ... subito motibus ...), mit dem Wattenbach nichts anzufangen weiß. Beide Male liegt eine Schreiberspielerei vor: die Zeilen sind von vorn und hinten gelesen gleich [20]).

---

[19]) Auch in Limoges Bibl. Comm. 2 (17) fol. 254′ (nach Blume aus Fontevrault) erhalten.

[20]) Erwähnung verdient schließlich noch Oxf. Bodl. Add. A 44, eine sonst dem Notre-Dame-Rep. nahestehende Hs., in der De terre gremio (C 36), O mores perditos (B 168) und Planctus ante neocia (D 25) erhalten sind.

Digitized by Google

III.

Wir sind nunmehr in der Lage, den Inhalt von A-D, wobei uns hauptsächlich A interessiert, zusammenfassend und gliedernd zu überschauen. Vorher sind jedoch hinsichtlich der vertretenen Gattungen noch einige Punkte klarzustellen. Den Hauptinhalt unserer Hss. bilden Tropen und „Versus". Während für die Tropen eine bestimmte, meist in den Überschriften, oft auch in der Textgestaltung ausgedrückte Verwendung innerhalb der Messe oder des Officiums festgelegt war, bestanden für die Versus, mochte auch die Gattung ursprünglich die Rolle von Prozessionsgesängen spielen, jedenfalls freiere Verwendungsmöglichkeiten. Lieder z. B. wie O Maria Deu maire und Jerusalem mirabilis, die ausdrücklich als Versus bezeichnet werden, waren musikalisch zwar nicht ungeeignet, zu Umzügen gesungen zu werden, wurden aber doch wohl auch sonst verwandt. Andere dagegen, wie z. B. Virgine nato (A 39′) kamen wegen ihrer reichen Melismatik dafür doch wohl kaum in Betracht. Es sei denn, daß sie von einem Chor bezw. Solisten gesungen wurden, die selbst an der Marschbewegung nicht teilnahmen. Ganz ähnlich steht es mit den Conductus. Sowohl die Wortbedeutung als die Verwendung dieses Ausdrucks führt deutlich auf den Begriff: Begleitungsgesang zu liturgischen Umzügen oder Einzügen. Der Ausdruck Conductus, der seit dem 13. Jh. bei Sammlern und Theoretikern so beliebt war und heute in der Musikwissenschaft ein fester, vielgebrauchter Begriff ist, tritt zuerst in dem schon mehrfach erwähnten Pseudo-Calixtinischen Officium von Santiago auf. Hier finden sich zunächst zwei Bearbeitungen des uralten Processionsliedes Salve, festa dies. Die erste (Anal. 17. S. 194) hat die Überschrift: Versus ... cantandi ad processionem ... Von einem Refrain erwähnt Dreves nichts; wir dürfen annehmen, daß derselbe in der üblichen Weise, durch abwechselnde Wiederholung der beiden ersten Verse nach allen Strophen, gesungen wurde. Die zweite Bearbeitung, gleichfalls in Distichen (An. 17. S. 199), hat die Überschrift: Conductum Sancti Jacobi. Sie hat nach jeder Strophe den beliebten Refrain Gaudeamus; über die Verwendung im Officium gibt Dreves leider keine Auskunft. Die übrigen „Conducta" der Hs. kennzeichnen sich selbst als Einleitungsgesänge vor den Lektionen durch den gleichen, zum Metrum der Strophe keinmal in Beziehung stehenden Abschluß: Lector, lege — et de rege, — qui regit omne, — dic: Jube domne, der anscheinend einem älteren, der gleichen Bestimmung dienenden Conductus entnommen ist. Interessant ist nun, daß mehrere in A ausdrücklich als Versus bezeichnete Stücke in den späteren Quellen die Bezeichnung Conductus haben; allerdings darf nicht übersehen werden, daß auch ein „Benedicamus" aus A, dem allerdings der typische

Digitized by Google

liturgische Abschluß fehlt (Letabundi jubilemus, fol. 58), in G als Conductus „ante cancellos" benutzt wird. Die Stellen, an denen innerhalb der Liturgie Conductus gesungen wurden, sind aus den Angaben der beiden Neujahrsofficien (E F) ersichtlich; vgl. dazu die wertvollen „Notizen über die Notre-Dame-Conductus" von J. Handschin im Bericht über den musikw. Kongreß zu Leipzig 1925, S. 209 ff. Handschin betont mit Recht, daß der Ausdruck Conductus in den Martialhss. (A-D) nicht vorkommt (doch vgl. EFG); doch er irrt in der Annahme, daß hier auch die zu den Lektionen überleitenden Formeln fehlen. Gleich das erste Stück von A (De supernis...) hat eine Überleitungsformel, allerdings nicht zum Jube Domne, sondern zum Deus in adjutorium. Ein anderes Stück (A 33′), Nunc clericorum concio, endet: Modo dicatur lectio. Ähnlich endet Plebs domini hac die (B 167′): Jam lectio legatur. Eine Schlußformel, die der oben angeführten Compostellaner sehr ähnlich ist und dieselbe vielleicht hervorgerufen hat, zeigt Homo gaude (C 19): Ergo lege-dic de rege-lector testimonia. Wenn die Verse auch, nach Art eines Envois, ein Anhängsel an das Lied bilden, so stimmen sie nach Sinn, Rhythmus und Schlußreim genau zur letzten Strophe. Auch einige der oben zum M-Rep. nur in losere Beziehung gebrachten Stücke weisen Übergänge ad lectiones auf: In natali summi regis (Cambr. u. Mosb.), Revirescit et floresçit (G u. Stuttg.), Nostri festi gaudium (G u. F) und Ecce novus annus est (G u. Mosb.; der Schluß ist in Mosb. abgeändert). Stilistisch ist der an den Lector gerichtete Conductusschluß verwandt mit dem in die liturgische Formel (Benedicamus Domino bezw. Deo gratias) auslaufenden Tropenschluß, der ja im M-Rep. recht verbreitet ist und auch in Notre-Dame-Erzeugnissen vorkommt, wo anderseits der Lector-Schluß nicht vorzukommen scheint. Die Anzahl der erhaltenen Stücke der letzteren Art ist recht klein; sie dürfte 20 kaum übersteigen. Unter den Hss., in denen sie überliefert sind, sei noch Graz (olim Seckau) 756 und Evreux 1 genannt. Andere Stellen, an denen der Ausdruck Conductus in alten Quellen noch auftritt, siehe l. c. bei Handschin. Die ganze Entwicklung deutet darauf hin, daß aus diesen beiden Gattungen, dem Conductus und dem Benedicamus-Tropus, sich das freie religiöse Lied, von Dreves (und auch vereinzelt in Hss.) Cantio genannt, entwickelt hat, indem die liturgischen Abschlüsse allmählich verschwanden. Insbesondere läßt sich feststellen, daß die Benedicamus-Klausel zunächst durch freiere Wendungen, wie „Laudes dicamus Deo" u. ä., ersetzt wurden. Die wichtige Frage, in welchem Maße auch andere Tropen zur Entstehung der nichtliturgischen Cantio mitgewirkt haben, kann hier nur gestellt werden. Die weitere Frage, als was die in A ohne Überschrift stehenden Stücke aufzufassen sind, ist

Digitized by Google

nicht von erheblicher Bedeutung. Einerseits spielt hier die Laune oder Unkenntnis des A-Schreibers, der z. B. den sicheren Ben.-Tr. Corde patris genitus als Versus bezeichnete, sicher eine große Rolle; anderseits ist bei der hohen Vollendung einzelner A-Stücke eine ihnen vorausliegende, uns allerdings unzulängliche Entwicklungsstufe anzunehmen, nach deren Ablauf schaffensfreudige Künstler es unternehmen konnten, auch für gänzlich außerliturgische Gelegenheiten ihrer Sängerschar Material zu liefern, wobei sie derselben künstlerische Aufgaben besonderer Art stellen mochten. Es sei nur an Annus novus in gaudio (A 36) erinnert, gerichtet an den Cantor egregius, veneratus, verfaßt — man beachte die grammatischen Spielereien — vielleicht von einem jugendlichen Mitglied des Chores. Bekanntlich ging die Bedeutung des Cantors weit über die eines ausübenden Musikers hinaus [21]). In dem von Chevalier im Bd. VIII der Bibl. liturgique veröffentlichten Tractatus de consuetudinibus et statutis eccl. Baiocensis (Bayeux) werden als hohe Persönlichkeiten der (allerdings hier nicht klösterlichen) kirchlichen Hierarchie aufgezählt: 1. der Episcopus, 2. der Decanus (an der Spitze des Domkapitels), 3. der Cantor, 4. der Cancellarius, 6. der Subdecanus, 5. der Thesaurarius, 7. der Succentor, 8. der Scolasticus, 9. der Custos, 10. der Archidiaconus. Die Pflichten des Cantors bestanden u. a. in der Ergänzung des Chors, der Bestimmung des Ordo Servitii (wobei ihm der Scolasticus half) und der persönlichen Leitung der Kirchenmusik an hohen Festtagen, wobei er bischöflichen Ornat und insbesondere den Baculus trug und in stallo decani seinen Platz hatte.

1. Der Teil von **A**, der Conductus und Ben.-Tropen enthält, geht von fol. 32 bis 62′; die letzte Seite ist leer. Er zerfällt in zwei Teile, von denen der erste zwei Lagen zu je 8 Blättern umfaßt, und wie ein Nachtrag in anderer größerer Schrift andeutet, wahrscheinlich ebenfalls ursprünglich am Schluß einen freien Raum aufwies (44′ Mitte bis 45′). In der Anordnung zeigen die beiden Teile eine gewisse Ähnlichkeit: sie bringen zuerst Versus bezw. als solche aufzufassende Stücke, und dann die Tropen. Fremde Bestandteile (Dramatisches) sind im ersten Teil zwischen den Versus, im zweiten zwischen den Versus und Tropen untergebracht. Wahrscheinlich bildet der eine der beiden Teile — welcher, ist unsicher — eine von dem gleichen Schreiber nachträglich vorgenommene Bereicherung des Grundstocks, wie es die praktischen Bedürfnisse (denn solchen diente offenbar das Ms.) des Besitzers erforderten.

[21]) Von einer Urkunde, die eine Aufzählung der Kirchenämter in Martial enthielt, ist leider der den Cantor betr. Teil nicht erhalten; vgl. Lasteyrie, l'Abbaye de St. Martial, 1901 S. 471 ff.

Digitized by Google

Fol. 32 beginnt mit dem Anfang der Matutin vom Feste der Unschuldigen Kinder. Zwischen die liturgischen Teile (Labia mea und Sub altare) sind ohne Überschrift eingeschoben Versus (oder soll man sie Tropi nennen?) ante (De supernis) und post (Deus in adj.) Deus in adjutorium. Auf das Responsorium Sub altare folgt die für die Geschichte des Dramas und die Musikgeschichte gleich wichtige, vielzitierte Szene zwischen der klagenden Rachel und dem tröstenden Engel, mit den Überschriften: Lamentatio Rachel und Angelus. Damit endet das Officium Innocentium. Es folgen Lieder, von denen gleich das erste, auf Johannes den Täufer bezüglich, die Verwendung zu andern Zeiten des Kirchenjahres sichert, wenngleich die meisten in den Weihnachtsfestkreis hineingehören. Die Überschrift „Versus" setzt erst bei Lux rediit (36) ein; hier wird zugleich der Name des Verfassers angegeben: Bernart, darüber Errisa, also vielleicht zu lesen: Bernart Errisa. Wenn es gelingen sollte, diesen Mann in der Literaturgeschichte zu ermitteln, wäre eine kostbare Handhabe für die Altersbestimmung der ganzen Sammlung gewonnen. Es ist zweifelhaft, ob der kunstvolle Bau oder die (in den beiden Strophen verschiedene) Melodie den Sammler bewogen hat, den Namen des Dichters, der vielleicht auch der Komponist ist, zu verewigen. Ganz erstaunlich ist die Gewandtheit, mit der die Möglichkeiten, die durch die neue, freie Strophenkunst geschaffen, schon in diesem frühen Stadium ausgenutzt werden. Ebenso unbekannt ist der einzige weitere Dichter, der kurz darauf (37′) namhaft gemacht wird: Troters. Weder dieser Name noch Errisa findet sich in der öfters erwähnten, an Eigennamen so reichen Martial-Chronik. Die Endung -ers ist öfter vertreten, z. B. Tempers, Merchaders; der Stamm Trot- findet sich in Namen wie Embert deu Trot. Ähnlich klingt Frotarius, der in einem Verzeichnis der Äbte von Sollemniacum genannt wird.

Die Benedicamus der ersten Abteilung beginnen (fol. 41, Seitenanfang) mit dem wegen seiner zweistimmigen Melodie (erster Hand) historisch so wichtigen „Ben. S. Marie" Jubilemus, exultemus. Vielleicht ist nicht ohne Bedeutung, daß die Hs. vor Vers 2 (Redemptori) die Abkürzung für „Versus" enthält. Dasselbe, mir noch rätselhafte Auftreten dieses Zeichens findet sich nach Chevaliers Abdruck noch in dem Benedicamus Letabundi jubilemus im Pros. Aniciense (in A leitet das Stück, hier ohne die Abbreviatio, die Ben. der zweiten Abteilung (fol. 58) ein). Mit Ausnahme des nun folgenden Letamini plebs, das sich jedoch durch den Wortlaut als Ben.-Tr. charakterisiert, tragen alle 9 folgenden Stücke diese Überschrift. Vor dem letzten ist ein Tropus eingeschoben, der sowohl durch seine Bestimmung als seine

Digitized by Google

Form außergewöhnlich bedeutsam ist: der provenzalische Tu autem-Tropus.

Der Beginn der 2. Abteilung von A (fol. 46) tritt auch durch die im Vergleich zur sonstigen primitiven Ausstattung der Hs. ziemlich reich ausgeführte Initiale hervor. Zweifelhaft ist, ob man das kurze Pater noster als Tropus auffassen darf; denn dieser Teil der Messe wurde sonst nicht tropiert. Ob es sich vielleicht um ein Stück aus den Officien handeln kann, mögen die Liturgiker entscheiden. Einen ursprünglich freien Raum auf fol. 47 und 47′ haben zwei Hände des 13. Jhs. mit Nachträgen gefüllt. Der erste ist eine Ostersequenz im Stile Adams von St. Victor; die Handschrift hat große Ähnlichkeit mit einer in 3719 vertretenen. Der zweite Nachtrag bringt, in kleinerer Schrift, ohne Noten, das einzige weltliche Stück der Sammlung, das Frühlingslied Clauso Cronos et serato, in einem besseren und vollständigeren Text als die Carmina Burana; vor allem tritt hier die Sequenzenform klar hervor. Nun folgen, von alter Hand, drei ausgesprochen volkstümliche Stücke: ein lat.-prov. Mischgedicht, ein prov. Marienlied nach alter bekannter Melodie und ein Kreuzlied. Die Versus-Rubrik haben nur die beiden letzteren. Alle folgenden Stücke bis 53 (Seitenmitte) sind Versus, teils mit, teils ohne diese Rubrik. — Eigenartig, wie die Überschrift: Hoc est de mulieribus — ist auch, im Vergleich zu den vielen ähnlichen kurzen Osterspielen[22]), der Text der Osterszene, die fol. 53 die dramatischen Stücke einleitet. Derselbe nimmt in folgenden Punkten eine Sonderstellung ein: 1. Die kleinen Osterfeiern ältesten Stils beginnen in der Regel mit den Worten des Engels: Quem queritis...; wenn die Frauen das Spiel eröffnen, heißt ihr Spruch: Quis revolvet nobis lapidem de sepulcro... oder ähnlich. Statt dessen hier: Ubi est Christus, meus dominus et filius excelsus? Eamus videre sepulcrum. Wahrscheinlich hat der Wunsch, die Gottesmutter eine Rolle in dem Drama spielen zu lassen, die Einführung dieses sonst nirgends vorkommenden Passus veranlaßt. Oder sollte eine fremde (vielleicht griechische?) Tradition hier vorliegen? — 2. Nach der typischen nun folgenden Frage des Engels: Quem queritis in sepulcro, o christicole? fehlt die sonst überall nun folgende Antwort der Frauen: Jesum Nazarenum crucifixum, o celicole. Im Notfalle könnte man diese Antwort als durch die Einleitungsworte vorweggenommen betrachten und ihren Ersatz durch stummes Spiel der Frauen annehmen. — 3. In der Fortsetzung der Rede des Engels muß eine Lücke angenommen werden. Sie lautet vollständig etwa: Non est hic, surrexit, sicut predixerat;

[22]) s. C. Lange, Die lat. Osterspiele, 1887, und Young, The Origin of the Easter Plays in Publ. of Modern Lang. Association XXV.

Digitized by Google

ite, nuntiate discipulis eius, quia [surrexit de sepulcro. Ecce] precedet vos in Galileam. Vere surrexit Dominus de sepulcro cum gloria, aleluia. — Nun folgt das Spiel vom Sponsus, dessen Bedeutung für die romanische Literatur- und Sprachgeschichte die Hs. A schon berühmt gemacht hatte, bevor man ihrem sonstigen Inhalte sonderliche Aufmerksamkeit schenkte. Die wichtigen noch ungelösten Fragen, die sich an dieses Stück knüpfen, können hier nicht behandelt werden. Nur das eine möchte ich erwähnen, daß mir die Ansicht von P. E. Kretzmann (The liturg. Element in the earliest Forms of the mediaeval Drama, 1916), der Sponsus hänge mit der Adventszeit zusammen, nicht einleuchtet. In den alten Ordinarien steht die Antiphon Tamquam sponsus (die sicher den Sponsus angeregt hat), in der Regel im Officium der Weihnachtswoche. Und wenn sie einmal (Ordinarium von Laon, Bibl. lit. VI. 44) in der Weihnachtsvigil auftritt, so ist nicht zu vergessen, daß die Vigil einen Teil des Festes bildet. Zudem ist die Adventszeit, ähnlich wie die Fastenzeit, in der Liturgie immer geflissentlich nüchtern und schmucklos gehalten worden. — Weniger Beachtung als der Sponsus hat bisher das Prophetenspiel gefunden, — wohl weil in ihm die provenzalischen Einlagen fehlen. Es gehört sicher (auch nach Kretzmann) in die Weihnachtszeit. Seine Metrik deutet in eine Zeit, die von der neuen Strophenkunst, die uns hier beschäftigt, noch unberührt ist, also wohl sicher ins 11. Jh. Es wäre wichtig zu erfahren, ob und wie die Musikwissenschaft die Frage nach dem Alter des Prophetenspieles beantworten kann. — Nun folgt eine Anzahl Benedicamus-Tr., unter der Überschrift: (H)ic incoant benedicamus (fol. 58, Mitte der Seite). Fast immer geht die Zugehörigkeit zu dieser Gattung aus den Schlüssen oder Einzelrubriken hervor. In dieser Abteilung ist uns, wie Gastoué entdeckt hat, die älteste Motette erhalten. Während bei den oben genannten 2st. Melodien derselbe Text von zwei Stimmen gesungen wurde, sang hier die eine Stimme den liturgischen Text: Benedicamus Domino, die andere den Tropus: Stirps Jesse florigeram (60′). Wir verdanken Handschin eine lichtvolle Darstellung des ganzen Falles und eine vorzügliche Transskription der Melodie (im Ber. üb. den musikw. Kongr. Basel 1924). Auch darin ist Handschin entschieden rechtzugeben, daß er, einen Schritt weiter rückwärts tuend, als Vorstufe dieser primitiven Motette diejenigen Tropen auffaßt, die den liturgischen Text gleichzeitig mit dem Tropus, wenn auch in Tönen singen lassen, die in der Tropusmelodie vorkommen. Ich wage nicht zu entscheiden, ob hierher zwei Tropen dieses Abschnittes gehören, bei denen ein kurzer, prosaischer Tropustext von dem liturgischen eingerahmt bezw. durchwoben wird. Der erste geht der bespr. Motette unmittelbar voraus (fol. 60′) und heißt: Benedicamus Do benigno

Digitized by Google

voto qui cuncto preside(t) mundo, celo, arvo atque ponto Domino sidereo. Der zweite, außerdem wichtig für die Geschichte des frühesten Dramas (ansch. bisher übersehen?) lautet (fol. 62): Benedicamus angelus sedens ad sepulcrum et ecce tres mulieres, qui querebant Dominum. Deo. Angelus dixit mulieribus: Quem queritis? — Jesum Nazarenum. — Surrexit, non est hic. Gratias. Dieser Tropus ist auch sonst vertreten (Früh-Martial, St. Gallen, Winchester), aber m. W. nur als Introitus-Tropus; vgl. dazu die wertvolle Einleitung Blumes zu Bd. 49 der Analecta. Ein einfaches „Benedicamus Domino", das mit Melodie in beiden Fällen dem Tropus vorangeht, hat (im ersten Fall sicher, im zweiten vielleicht) die gleiche Melodie wie der gesamte darauf folgende tropierte Text[23]). Licht über diese Fragen kann nur eine (noch fehlende) Formengeschichte des Benedicamustropus bringen, — die weit über den Rahmen dieser Arbeit hinausgeht. Der geplante Analecta-Band mit Tropi antiphonales, der wohl volle Aufklärung gebracht hätte, ist leider nicht erschienen. Und P. Wagner, der das Gebiet ebenfalls genau kennen dürfte, hat in seiner trefflichen Einführung in den gregorianischen Gesang (1911-21) zwar die Gattung unter den Tropenarten aufgezählt, aber über ihre Geschichte nichts mitgeteilt. — Soweit ich weiß, sind nach den Quellen die meisten erhaltenen tropierten Benedicamus kaum älter als 1100[23a]). Wenn man von der Geschichte anderer, z. B. der Kyrie-Tropen ausgehen dürfte, würden die ältesten Ben.-Tropen, wenn sie melismenauflösend, also selbst unmelismiert waren, in Prosa geschrieben sein; Beispiele: die eben bespr. Fälle aus 1139. Poetische Texte würden Anspruch auf ein besonders hohes Alter haben, wenn sie in Hexametern verfaßt sind. Solche sind nun tatsächlich vorhanden, aber m. W. nur in verhältnismäßig späten Handschriften. Ich führe aus Stuttg. HB I Asc. 95 fol. 73 an: Benedicamus Sanctificata deo domus hec sit omnipotenti Domino Hic ut culpa reo laxetur digna petenti gratias.

Entscheidende Antwort auf alle einschlägigen Fragen können wir nur von der Musikwissenschaft erwarten. Dieselbe wird auch eine Erklärung für einige weitere Benedicamus finden, die reich melismiert den Schluß dieses Abschnittes bilden. Eins derselben, wohl für Ostern bestimmt, endet auf zweimaliges Alleluia.

Nach einer leeren Seite (62′) beginnen dann diejenigen Teile von A, die uns hier, mag auch ihre Zusammensetzung für die

---

[23]) Im zweiten Falle steht auch Deo gratias, wozu allerdings die Musik — wohl durch ein Versehen — ausgelassen ist.

[23a]) Mit Ausnahme des Tropus „Benedicamus regnanti domino", den gegen 1000 jemand in der aus Frankreich stammenden Canones-Sammlung Vatic. 1341 fol. 189 nachtrug; vgl. Bannister, Monumenti vaticani di paleografia musicale latina (1913), S. 75 des Textbandes.

Digitized by Google

Geschichte der betr. Gattungen zuweilen von Interesse sein. nur kurz beschäftigen können. Zunächst folgen fol. 63-73′ eine Reihe von Episteltropen für verschiedene Festtage: Stephanus, Innocentes, Weihnachten, Ostern, Pfingsten, Marienfeste, Nicolaus, Germanus (wohl d. Bischof von Auxerre, 31. Juli). Bemerkenswert ist, daß volkssprachliche Stücke, Epîtres farcies, hier fehlen. Für die Überlieferung ist hier A als einzige oder älteste Quelle oft besonders wichtig.

Daran schließen sich fol. 73′-77, einige Sanctus- bezw. Hosanna-Tropen. Die letzteren haben in der Regel Sequenzenbau; darauf deutet auch bei dem einen, Hosanna salvifica, die Überschrift Prosula hin. Die Abteilung ist dem Stil und der Überlieferung nach mit der vorigen auf eine Stufe zu stellen: Martial, letzte Hälfte des 11. Jhs. Zwei Nachträge beschließen den Abschnitt: ein älterer Regnum tuum-Tropus und der Conductus Mira lege, der durch Coussemakers Veröffentlichung lange vor den übrigen zweistimmigen Teilen von A als solcher bekannt war; der auf musikalische Dinge bezügliche Inhalt („Decachordus") macht wahrscheinlich, daß der Text eigens für die Komposition gedichtet ist.

Nach zwei Agnus-Tropen, von denen der zweite wohl ebenfalls Martialmusik ist, und einem weiteren Einschiebsel folgt der ziemlich umfangreiche Sequenzenabschnitt (fol. 80-107). Es sind großenteils Prachtstücke der frühen Martialkunst (10. Jh.), geordnet nach liturgischen Prinzipien: große Kirchenfeste, Heiligenfeste. Auch die bekannte Notkersequenz Sancti Spiritus adsit, hier als Prosula bezeichnet, befindet sich darunter. Melodientitel, sonst in Martial-Prosarien öfters auftretend, fehlen hier. Als Überschrift findet sich nebeneinander Prosa, Prosula und Sequentia. Die beiden ersteren Ausdrücke dienen in frz. Handschriften ganz allgemein zur Bezeichnung von Stücken mit Parallelversikeln; der Name Sequentia dagegen ist auf die Tropi ad sequentiam (Neumenschwanz nach dem letzten Alleluia des Graduale) beschränkt.

Ebenfalls aus älteren Quellen hat der Sammler von A die Kyrie-Tropen entnommen, die den Abschluß der ganzen Sammlung bilden. Sie sind formal insofern interessant, als hier schon in früher Zeit (10. Jh.) Bauprinzipien auftreten, die von dem Sequenzenprinzip unabhängig sind und auch nicht davon abgeleitet werden können. Eine nähere Untersuchung dieses Gebietes wäre sicher lohnend.

2. Der nicht sehr umfangreiche Inhalt der Hs. **3549** ist nach musikalischen Grundsätzen geordnet. Der erste Teil, fol. 149 bis 160, enthält nur Zweistimmiges: erst Conductus, zwischen denen ein Weihnachts-Gradual-Tropus steht, dann Sequenzen. Von den

Digitized by Google

6 Conductus stehen nur zwei schon in A, beide (viell. zufällig) im 2. Abschn., ebenso nur vier von den 10 Sequenzen. Eine der hinzugekommenen Sequenzen, Rex Salomon fecit templa, stammt von Adam von St. Victor und ist daher kaum älter als etwa 1130; alle übrigen sind bedeutend älter. Zu dem anderswo erhaltenen Bestand zweistimmiger Sequenzen, soweit Ludwig, Rep. 12, darüber Auskunft gibt, bestehen keine Beziehungen; die meisten der dort angeführten Sequenzen sind wesentlich jünger.

In dem zweiten, einstimmigen Teil bilden den Anfang einige Kyrie- und Sanctus-Tropen, von denen nur einer in A steht. Von den dann folgenden 10 Conductus sind uns nur zwei schon in A begegnet: das kunstvoll gebaute Ex Ade vitio und das mit seinen Beziehungen zur Motettenform schon oben besprochene Stirps Jesse. Ihm geht unmittelbar voraus ein anderes Weihnachtslied, Cedit tempus hiemale (f. 166), das, wie Handschin (l. c. 193) entdeckt hat, ebenfalls für die Geschichte der mehrstimmigen Musik von Bedeutung ist, — allerdings mit dem Unterschiede, daß hier die (in der Überlieferung nur teilweise) zweistimmige liturgische Melodie anscheinend nicht zugleich mit, sondern n a c h den einzelnen Strophen des Tropustextes gesungen wurde. Auf die bei dieser Erklärung noch heute unklar bleibenden Punkte hat Handschin selbst hingewiesen. Es sei noch erwähnt, daß die Gattung des weltlichen Liedes, wenn man ihr nicht etwa O mores perditos zuzählen will, in B fehlt.

3. Bei einer Gliederung des Inhaltes von 3719 gehen wir aus den oben mitgeteilten Gründen am zweckmäßigsten von den einzelnen Lagen bezw. Faszikelteilen aus. — Einen geringen Umfang hat der erste Teil, der teils zweistimmige, teils unnotierte Conductus u. Benedicamus umfaßt (fol. 15-22). Der Conductus Homo gaude ist, wenn er tatsächlich vom Verfasser des Codex Pseudo-Calixtinus nachgeahmt ist, älter als 1140; Ex Ade vitio beansprucht durch sein Vorkommen in A ebenfalls ein höheres Alter. Vielleicht geben die Melodien Anhaltspunkte für die Entscheidung, wie sich das Alter dieses Faszikels zu dem der übrigen zweistimmigen Faszikel des Martial-Repert. verhält.

Der folgende, einstimmige Teil (23-32) ist entschieden der älteste der Sammlung. Allerdings dürfte er, wenigstens was die Unica betrifft, nicht an das Alter von A heranreichen, da sich darunter zwei Sequenzen von späterer Bauart befinden: Alto corde u. Virginis filium. Sie beziehen sich auf die Hll. Magdalena u. Benignus; es wäre interessant, über deren Verehrung in Martial u. andern südfranzösischen Klöstern Näheres zu erfahren. Der Inhalt ist ziemlich bunt: Weltliches, Sequenzen, Conductus und Tropen (Sanctus- u. Ben.-Tr.).

Digitized by Google

Reich an Unica ist der folgende, ebenfalls einstimmige Teil, der in seinem Bestand sonst besonders zum zweiten Teil von B nähere Beziehungen zu haben scheint (fol. 33-44). Die Einleitung bilden zwei Kyrie-Tropen, die in B ebenfalls den zweiten Teil einleiten; beide fehlen in A. Die weltlichen Stücke stehen, gleichsam völlig gleichberechtigt, zwischen den übrigen. Auch dies deutet, neben anderem, darauf hin, daß die Hs. C (wie jedenfalls auch B) niemals praktischen Zwecken innerhalb der liturgischen Musik gedient hat. Vielleicht ist erwähnenswert, daß die beiden interessantesten Liebeslieder zwischen zwei geistlichen Liedern stehen, die in ihrem einleitenden Verse ebenfalls ein recht weltliches Ansehen haben: Virginis in gremio und Uterus hodie. Bekanntlich nahmen spätere Zeiten an diesen allzu anatomischen Lobpreisungen der Gottesmutter einen (wohl berechtigten) Anstoß. Auf ein selbständiges Entstehen dieses Abschnittes deutet der Umstand, daß diese beiden Lieder auch in dem alten 2. Abschnitt auftreten. Der ältere Schreiber zeigte für ihren Bau größeres Verständnis, indem er nur die ersten Halbversikel mit Noten versah, während hier das Ganze durchnotiert ist. Ganz isoliert steht ein zweistimmiges Lied in diesem Abschnitt: Novum festum celebremus. Stilistisch fallen mehrere Lieder dieses Abschnittes dadurch auf, daß sie am Ende von musikalischen Sätzen einzelne Wörter oder Silben gelegentlich mehrfach wiederholen, wie: doleo, doleo ... oder miramur mur mur ... Man fühlt sich hier an Stellen der Carm. Bur. oder etwa den altfranzösischen Refrain: Dex, si bel œil, si bel œil ... lebhaft erinnert. — Bemerkenswert ist die Häufung von Unica am Schluß dieses Teiles.

Der nun folgende Teil (45-82′) ist zweistimmig und hat in seinem Bestande enge Beziehungen zum ersten (1st.) Teil von B. Auch die Sammlung 2st. Sequenzen kehrt, mit etwas anderm Bestande, hier wieder. Zwei Benedicamus-Tropen, Humane prolis (70) und Nube carnis (71) erscheinen in ihrer Notation teils ein-, teils zweistimmig. Über den ersteren vgl. Ludwig 147 und Handschin 192; der letztere ist anscheinend noch nicht besprochen worden. Die auch in A auftretenden Stücke sind in diesem, wie auch dem vorigen Abschnitt nicht verhältnismäßig so zahlreich wie in den beiden ersten Abschnitten, dafür sind die Beziehungen zu D enger. Wir dürfen diesem Sonderbestande wohl ein jüngeres Alter zuschreiben, ebenso den Unicis, die auch hier mehrfach auftreten. Zwei Melodien dieses Abschnittes stehen einstimmig schon im zweiten Teil von C.

Den Rest der Hs. bildet ein Conglomerat von Sanctus- und Agnus-Tropen und verschiedenen, teils weltlichen Nachträgen. Die Melodien sind meist einstimmig.

Digitized by Google

4. Aus der Zusammenstellung des englischen Katalogs ergibt sich, daß von den vier ersten, hier allein in Betracht kommenden Gruppen der **Hs. D** die erste und dritte zweistimmig, die zweite und vierte einst. sind. Die Beziehungen zu A B C sind in der ersten Abteilung am stärksten. Ganz ohne solche Bez. scheint die zweite Gr. zu sein. Es bedarf, solange nicht die Zugehörigkeit der Hs. zu Martial auch unabhängig von dem Inhalt einwandfrei festgestellt ist, wohl einer besonderen Untersuchung, ob die Unica ihrem textlichen und musikalischen Stil nach zu Martial passen. Der Sonderwert der Hs. D beruht außer auf diesen Unica auf der Erhaltung mehrstimmiger, sonst nur in A einstimmig überlieferter Melodien. Interessant ist in Gr. 1 das Auftreten des Conductus Gregis pastor Tityrus, auf das Fest des Kinderbischofs bezüglich und bisher nur durch die Mosburger Hs. bekannt; ebenso in der 4. Gr. das Auftreten des oben besprochenen Benedicamus Angelus sedens ad sepulcrum. Die Gr. 3 scheint außer der nur verstümmelt darin übl. Sequenz Decorata tribus noch weitere Sequenzen zu enthalten. Ein genaueres Eingehen auf Einzelheiten ist mir noch nicht möglich und hier auch entbehrlich.

IV.

Um das Material zur Formengeschichte des Martial-Repertoires zu vervollständigen, ist es angebracht, als weitere Quelle das schon erwähnte **Jakobofficium von Compostella** einer kurzen Untersuchung zu unterziehen. Die musikalischen Zusammenhänge dieser Quelle mit Martial hat Handschin (Zs. für Musikw. VI, 1924, 545) behandelt; auch im Textlichen bestehen, wie wir sehen werden, Beziehungen.

Das „Officium S. Jacobi, a beato papa Calixto dispositum", erhalten in einer Hs., die noch heute in dem Kapitel-Archiv von Compostela aufbewahrt wird, wurde, wie Dreves Anal. 17. S. 5 ff. nachwies, zwischen 1140 und 1143 von einem sonst unbekannten Aimericus Picaudus zusammengestellt; die Hs. ist aus derselben Zeit, denn sie wurde schon 30 Jahre später gelesen und beschrieben. Die Zuschreibung an den Papst Calixtus wurde früh als Fälschung erkannt. Ähnlich sind einzelnen Teilen des Officiums Verfasserbezeichnungen beigegeben (mit einer Ausnahme französische), die z. T. sicher apokryph sind. Aimericus scheint Franzose zu sein und zu Cluny nähere Beziehung zu haben. Die genannten Verfasser sind teils berühmte Dichter oder Literaten, teils uns sonst nicht bekannt. Aber auch von letzteren ist anzunehmen, daß der Compilator die Namen nicht erfunden hat; denn es lag ja im Zweck seiner pia fraus, bei den leichtgläubigen Wallfahrern durch Nennung bekannter Autoren falsche Vor-

Digitized by Google

stellungen zu erwecken. Wahrscheinlich hat Aimericus selbst in Anlehnung an berühmte alte und moderne Muster denjenigen Teil, der sich auf S. Jakob bezieht, geschaffen. Wie es um die einzelnen Melodien steht, muß eine Untersuchung auch der Stücke ergeben, die altes, sonst noch überliefertes Gut sind. Die Melodien sind, wie das Faksimile Anal. 17. 234 zeigt, sorgfältig, mit Schlüssel, aufgezeichnet; 15 von ihnen hat Dreves ib. publiziert. Vgl. dazu den wertvollen Aufsatz Ludwigs im Kirchenmusikalischen Jahrbuch 19 (1905). — Die Melodien sind ein-, zwei- und dreistimmig. — Die folgende Zusammenstellung stützt sich auf den Textabdruck und die Angaben von Dreves; die Numerierung ist etwas anders.

1. fol. 101′. Hymnus S. Jacobi, a domno Fulberto, Karnotensi episcopo, editus. Psallat chorus celestium. Text S. 191. Faks. S. 234. Mel. Nr. I. des Melodienanhanges. 8 a a b b (α β γ δ). Reime meist einsilbig. „Ad vesp. et noct.".

2. fol. 103. Überschrift wie 1. Sanctissime o Jacobe. Strophe und Reime wie 1. Ad laudes.

3. 104′. Hymnus S. Jacobi, a domno Guilelmo, patriarcha Jerosolymitano, editus, ad Vesperas et ad laudes cantandus. Felix per omnes Dei plebs ecclesias. S. 193. Nach Dr. hat das Lied zwei Melodien; die eine ist die des Vorbildes, eines alten Moissac-Hymnus und steht in Bd. II der Analecta (Nr. V), die andere, wohl neu geschaffene publiziert Dr. hier als Nr. II. a a a a a (Zwölfsilbner). α β γ δ ε; β und γ sind in ihrem zweiten Teil identisch. Guilelmus, 1130-45 Patriarch von Jerusalem, gest. 1185, kommt als Verfasser auch deshalb nicht in Betracht, da ihn Quellen als vir simplex, modice literatus bezeichnen. Reime stets zweisilbig.

4. 105′. Verfasserangabe wie 3. Jucundetur et letetur. (Hymnus post Venite cantandus). S. 193. Mel. III. a′ a′ a′ b c′ c′ c′ b.
8 8 8 7 8 8 8 7
α β γ δ ε ε ζ η
Das Lied stammt ebensowenig von Wilhelm wie das vorige. Seine Quelle ist das Martial-Benedicamus Gratuletur et letetur A 43′. Die Form ist dort etwas einfacher: a′ a′ bc′ c′ b; die Melodien zeigen am Anfang eine schwache Ähnlichkeit. Entscheidend aber sind folgende Textparallelen:

Martial	Compostela
Str. I: Gratuletur Et letetur Fidelium concio.	Str. I: Jucundetur Et letetur Augmentetur Fidelium concio.
Str. II: Psallat letus Noster cetus	Str. III: Psallat fretus Coeli coetus Orbis laetus.

Digitized by Google

In hoc natalitio.
Sed cantantis
Et letantis
Pura sit devotio.

Str. III: Dulcis melos
Tangat celos
Cum sonoris vocibus.
Terra sonet
Aer tonet
Et resultet laudibus.
Plaudat nostra concio.
Sed cantantis
Auscultantis
Et laetantis
Pura sit devotio.

Str. IV: Promat melos
Pandat coelos
Tangat theos
Cum sonoris vocibus.
Terra sonet,
Grates donet,
Coelum tonet,
Pura sit devotio.

Unverkennbar ist die poetische Minderwertigkeit der Zusätze, die sich auch in den übrigen, selbständigen Strophen offenbart. Allerdings fand das Stück in Spanien soviel Anklang, daß es dort in ein Brevier (14. Jh.) aufgenommen wurde.

5. 116. Versus Calixti papae, cantandi ad processionem S. Jacobi in solemnitate passionis ipsius et translationis eiusdem. Salve, festa dies, Jacobi veneranda trophaeo. S. 194. Nach dem alten Osterhymnus des Venantius Fortunatus; auch die Melodie ist nach Dr. diesem Hymnus entnommen. Strophen aus je einem Distichon; nach jeder Strophe wird abwechselnd der erste und zweite Vers der ersten Str. als Refrain wiederholt.

6. 119′. Prosa S. Jacobi, Latinis, Graecis et Hebraicis verbis a domno papa Calixto abreviata. Gratulemur et letemur summa cum letitia. S. 195. Mel. IV. Als Vorbild dieser Sequenz gibt Dr. eine S. aus Anal. Bd. VIII (140) an, der S. jüngeren Stiles enthält; über die musikalischen Beziehungen schweigt Dr. — Eigenartig wirken die griechischen und hebräischen Brocken, mit denen der Text durchsetzt ist. Beachtung verdient der Schluß des 8. Versikels: Cunctae gentes, linguae, tribus — illuc vunt clamantes: — sus eia, ultreia. Die altfr. Form vunt ist durch die Länge des andern Halbversikels (8 a) gesichert; die Rufe susee, outree kommen in der afr. Lyrik (Pastorelle, Kreuzlied) vor. Hier wird der Ruf den Jakobspilgern in den Mund gelegt. Seine Melodie ist hier zugleich der Schluß mehrerer anderer Versikel. Anscheinend ist der Ruf der Refrain eines alten, uns verlorenen Pilgerliedes; vgl. Nr. 30.

7. 123. Prosa S. Jacobi, crebro cantanda, a domno Wilhelmo, patr. Jer. edita. Clemens servulorum. S. 197. Mel. V. Die Sequenz, jüngsten Stiles, besteht aus 5 Doppelversikeln und einem einfachen Schlußv.; Form der Halbversikel: a′ a′ B′. Die Melo-
5 5 4
die des Refrains (Jacobe juva) ist in den einzelnen Versikeln verschieden. Das Ganze ist d u r c h g e r e i m t.

8. 130. Benedicamus S. Jacobi a magistro Anselmo editum.

Digitized by Google

Exsultet coeli curia. Text fehlt bei Dreves. Mel. VI. Wegen des interessanten Baues sei die Strophe hier abgedruckt.

Exsultet coeli curia
Fulget dies,
Plaudat mater ecclesia
Fulget dies,
In Jacobi victoria
Fulget dies ista.

Die Form erinnert von fern an das Rondeau, doch der musikalische Bau ist ein ganz anderer: α β γ β ε ζ. Die beiden Refrains finden sich als alternierende Einschiebsel in einem sonst selbständigen (Hymnen-) Text in folgender Strophe, die zwischen andern hybriden Formen am Ende des Rondeau-Faszikels der Notre-Dame-Handschrift Flor. Laur. Plut. XXIX. 1 (fol. 470′) steht:

Jam lucis orto sidere
Fulget dies
Deum precemur supplices
Fulget dies ista
Ut in diurnis actibus
Fulget (dies) et sic de aliis versibus.

Da Aimericus eine dreiversige Strophe interpolierte, wiederholte er den ersten Refrain zweimal. Die Melodien der beiden Stücke verdienen verglichen zu werden.

9. 131. Conductum S. Jacobi, ab antiquo episcopo Boneventino editum. Jacobe sancte, tuum repetito tempore festum. S. 197. Mel. VII. Die Strophe hat folgenden (ganz singulären) Bau: Hexameter—Refrain („Fac preclues coelo colentes") Hex.—Refrain. Die Melodie erstreckt sich nur über zwei Verse, aber die Str. umfaßt aus syntaktischen Gründen vier Verse, also Bau: α β α β 2st. Das Stück konnte, ohne vielleicht ursprünglich dafür bestimmt zu sein, sowohl ante Benedicamus als auch ante lectionem („Conductum") gesungen werden, wie aus den beiden Anhängseln hervorgeht, die beide zur Strophe formal und inhaltlich ohne Verbindung sind. Dreves hält, m. E. ohne Grund, das erste (Benedicamus-)Anhängsel für Interpolation und läßt es im Texte aus. Die beiden Überleitungen heißen:

Quapropter regi regum
Benedicamus Domino.

und: Lector, lege,
Et de rege
Qui regit omne
Dic: Jube, Domne.

Der Schluß ad lectorem ist, wie oben erwähnt, wahrscheinlich einem Martial-Conductus entlehnt; von dem andern Schluß vermute ich das gleiche, — ohne es nachweisen zu können. Mel. 2st.

Digitized by Google

10. 131′. Conductum S. J., a domno Fulberto... In hac die laudes cum gaudio. S. 198. Mel. VIII. 10 a a B B B B.
10 7 4 7 4
α β γ γ
Nach der letzten Strophe wieder die Überleitung: Lector, lege etc., die auch hier formal von der Str. absticht. Die Verfasserschaft Fulberts kommt, wie Dr. bemerkt, auch aus metrischen Gründen nicht in Betracht. Das Stück ist das dritte von drei aufeinanderfolgenden Refrainliedern.

11. 132. Conductum S. J., a magistro Roberto, cardinali Romano, editum. Resonet nostra Domino caterva. S. 199. Mel. IX. Das Vorbild bestand, wie nach Str. I zu vermuten ist, aus abwechselnden Sapphici und Adoniern; Aimericus machte daraus die Strophe:

Resonet nostra
Domino caterva
Corde Jucundo,
Jacobi festa
Celebret devota
Corpore mundo.

Man beachte die schwachen Reime. Der mus. Bau ist: α β γ δ ε γ. Nach dem Stück auch hier: Lector lege etc. Über den Kardinal Robert ist, nach Dr., nichts Näheres bekannt.

12. 132. Cond. S. J., a Sancto Fortunato, Pictaviensi episcopo, editum. Salve, festa dies, veneranda per omnia fies. S. 199. Strophe: ein Distichon mit dem Refrain: Gaudeamus. Über die Melodie und ihr Verhältnis zu Nr. 5 teilt Dr. leider nichts mit.

13. 132. Farsa officii Missae S. J., a domno Fulberto etc. Ecce adest nunc Jacobus. S. 200. Hier beginnen Tropen, die zur musikalischen Ausschmückung der Messe dienen. Die Überschrift gehört nur zu dem ersten der Stücke (Officium = Introitus), einer Introductio ad Introitum in verschieden langen Abschnitten aus Achtsilbnern, besonders feierlich von den Sängern unter Teilnahme des Cantors — hier Praesul — in Teilchören gesungen. Die Melodie (Nr. X) hat gelegentliche, aber untypische Repetitionen. Der Introitus selbst (Jesus vocavit) ist reich mit hochpoetischer Prosa tropiert.

14. 134. Ein wieder Fulbert zugeschriebener Kyrie-Tropus: Rex immense, pater pie, eleison. S. 201. Er hat den Stil der Martial-K's und besteht aus 9 ungereimten weibl. Siebensilbnern, eingeschoben in das Liturgische. Auf Jacobus bezieht sich nur ein (wohl zurechtgemachter) Vers des letzten Abschnitts.

15. 135. Nach einem rein liturgischen Gloria folgt ein Tropus post Gloria mit der (üblichen) Überschrift V e r s u s (angebl. von Fulbert). S. 202. Form: n′ n′ n′ n′ etc.; gesungen von 2 Sängern.
7 6 7 6

Digitized by Google

16. 135′. Farsa lectionis... („Fulbert"). Cantemus Domino. S. 203. Ein Conductus ad Lectionem fehlt; doch dafür ist die Epistel selbst reich tropiert. Cantor und Lector singen zusammen die Einleitung; von der Epistel singt der Lector den Text, der Cantor die Einschiebsel, vom Tropus post Lectionem singt der Lector die Verse, der Cantor nach jedem Vers: Amen. Genaueres ließe sich vielleicht an Hand der Melodie feststellen.

17. (ohne fol.-Ausgabe). Das Sanctus ist nicht tropiert; doch ihm folgt der im 11. Jh. in Südfrankreich entstandene Hosanna-Tropus: Hosanna salvifica tuum plasma (vgl. oben S. 301). Bemerkenswert ist, daß hier kein Verfasser angegeben ist. Der Lector singt das Sanctus, die Cantores den Tr. und der Chorus nach jedem Halbversikel Amen. Form: Sequenzenbau.

18. 138′. Agnus Fulberti etc. Ein Agnus-Tropus, bestehend aus drei eingeschobenen leoninisch gereimten Hexametern. Anf.: Qui pius ac mitis.

19. 139. Benedicamus S. J., a quodam doctore Gallaeciano editum. Regi perennis gloriae. S. 206. Mel. XI. Je drei Hymnenstrophen (a a a a) vor dem Ben. Dom. u. dem Deo gratias. 8
Auffallend ist das Stück durch seine Form, — denn die Ben. haben in der Regel freieren Strophenbau — und seine Verwendung in der Messe, während die sonst erhaltenen Ben. meist dem Officium anzugehören scheinen. Nach Dr. steht es noch ein zweites Mal fol. 187 mit 2st. Melodie, deren „discantum Magister Gauterius de Castello Rainardi fecit". Der melod. Bau ist: α β γ β.

20. 185. (Die nun folgenden Lieder bilden einen Nachtrag, der aber ebenso alt ist wie das Vorige.) Ato, episcopus Trecensis. (Hatto von Troyes.) Nostra phalanx plaudat laeta. S. 207. Mel. XII. a′ a′ a′ b b (Siebens.). 2st.

α β γ δ ε

21. 185. Magister Albertus Parisiensis. Congaudeant catholici. S. 208. Mel. XIII. Strophe: 2 männl. Achtsilbner + Refrain (Die ista). — α β γ (sehr melismatisch). Ob das Lied wirklich von dem nach Dr. sonst unbekannten Verfasser stammt. ist reichlich unsicher. Aber für die Existenz eines damals als Musiker berühmten Magister Albertus von Paris ist m. E. die Stelle doch wohl beweiskräftig. Mel. 3st. Nach Text ein Ben.-Tropus.

22. 185′. Magister Goslenus, episcopus Suessionensis (Joscelin de Vierzy, genannt le Roux). Gratulantes celebremus festum. S. 208. Mel. XIV. Ebenfalls ein Ben.-Tropus. Strophe: a′ a′; am Schluß: Domino. Die vier Strophen sind 2st. durch- 9
komponiert; interessant ist in der Unterstimme das Verhältnis

Digitized by Google

der (liturgischen?) Melodie des Domino zu der einiger Textzeilen.

23. 185′. Magister Albericus, archiepiscopus Bituricensis (gest. 1152). Ad superni regis decus. S. 208. n′ a n′ a. Benedicamus. 2st.
7 7

24. 186′. Magister Airardus Viciliacensis (Vezelay; unbekannte Persönlichkeit). Annua — gaudia — Jacobe debita — Sunt tibi danda. Refr.: Organa — dulcia — Convenientia — Sunt resonanda. 2st. Conductus. S. 209.

25. 187′. Magister Johannes Legalis (unbekannt). Vox nostra intonet. S. 209. a a b′. 2st. Benedicamus.
6 6 5

26. Nach einigen Prosa-Responsorien, angeblich von Ato (vgl. Nr. 20) folgt 188′: Item Ato prosa. Portum in ultimo. Die aus 2 Kurzversen bestehenden Halbversikel sind paarweise zwar nach Silbenzahl, aber nicht immer im Rhythmus kongruent. 2st.

27. 189. Fulbertus. Rex immense pater. Oben Nr. 14. Hier 2st.

28. 190. Cunctipotens genitor. Von Dr. nur in der Einleitung (S. 8) erwähnt. Ist wohl der Martial-Kyrie-Tr. A fol. 112.

Von den noch folgenden weiteren Nachträgen verdient nur noch Erwähnung:

29. 190′. Aimericus Picaudus, presbyter de Partiniaco. Ad honorem regis summi. S. 210. Mel. XV. Strophe aus je vier 15 Silbnern, die a a a a oder a a b b reimen. — αβγδ. — Lied auf S. Jakob. 1st.

30. 193. Hand vom Ende des 12. Jhs.: Dum pater familias. S. 213. Die Strophe besteht aus drei Vagantenzeilen: a b′ a b′
7 5
a b′ und dem Refrain C C D D. Interessant ist die zweite
7 7
Strophe mit einem eingeschobenen Pilgerlied.

Jacobi Gallaecia
Opem rogat piam,
Glebae cuius gloria
Dat insignem viam,
Ut precum frequentia
Cantet melodiam:
Herru Sanctiagu,
Grot Sanctiagu,
E ultreia, e suseia,
Deus aia nos.

Der erste Teil des Einschiebsels ist offenbar niederdeutsch: die Friesen werden in Nr. 1 ausdrücklich als Besucher des Wallfahrtsortes genannt. Zum zweiten, provenzalischen Teil vgl. oben

Digitized by Google

Nr. 6. Dreves liest statt grot : got, — was aber des Sinnes wegen unmöglich ist. — Weitere Literatur s. bei Anglés, Estudis Univ. Catalans XI S. 2.

V. Abälard.

Zweck unserer Untersuchung ist die Ausschöpfung von ml. Quellen, die geeignet sind, für die Erklärung und Herleitung romanischer Vers- und Strophenkunst benutzt zu werden, ohne im Verdacht zu stehen, ihrerseits von derselben Einflüsse empfangen zu haben. Die reichste und wichtigste Quelle sind die Martial-Schöpfungen. Aber neben ihnen bestehen andere Komplexe, die, ihnen an Selbständigkeit und Neuheit ebenbürtig, nach Entstehung, Verwendung und Art ihr eigenes Gepräge tragen.

Auf die Bedeutung der Schöpfungen Abälards für die Geschichte der ml. Metrik hat schon W. Meyer-Speyer hingewiesen und auch seine in Sequenzenform geschriebenen Planctus behandelt und ediert. Für uns kommen hier in erster Linie seine Hymnen in Betracht, die bisher auf ihre formalen Eigenschaften hin noch nicht näher untersucht worden sind, — was eigentlich auffällig ist. Alle dichterischen Werke Abälards sind uns bequem zugänglich gemacht durch die Ausgabe von Dreves in Bd. 48 (1905) der Analecta hymnica; dieselbe ist den folgenden Untersuchungen zugrunde gelegt.

Die Planctus schrieb der Dichter zu einer Zeit schwerer seelischer Depression; man vergleiche folgenden Schluß des Planctus David super Saul et Jonatha:

Do quietem fidibus
Vellem, ut et planctibus
Sic possem et fletibus...

— Töne, die offenbar aus dem Herzen des Dichters kommen. Es liegt nahe, an die Zeit kurz nach seiner gewaltsamen Trennung von der Geliebten (etwa 1118) zu denken. Die drei Bücher Hymnen schrieb Abälard für seine Heloise, „in seculo quondam cara, nunc in Christo carissima", als sie Äbtissin des Klosters Paraklet war, also (wohl kurz) nach 1129. Über die Entstehung und Bestimmung dieser Hymnen verbreitet er sich selbst in den drei Prefationes, auf die wir hier nur verweisen können. Wir sehen, daß es sich um echte Hymnen handelt, die ihren genau vorgeschriebenen Platz in den Officien haben, nicht um schmückende Einschiebsel beliebiger Verwendung, wie die bisher behandelten Tropen und Conductus.

Abälard hat die große Tat gewagt, mit dem Brauche zu brechen, Hymnen nur in den wenigen, durch uralte Tradition geheiligten Formen: klassische Strophen, Fünfzehnsilbner,

Digitized by Google

„Hymnenstrophe" (: a a a a oder a a b b) zu schreiben; wir
8 8 8
dürfen annehmen, daß sein Entschluß, sich in neuen, selbsterfundenen Strophen zu versuchen, ihm erleichtert bezw. nahegebracht wurde durch die kühne, vielseitige Strophenkunst der Martial-Conductus und Tropen. — Heloisens Nonnen waren wohl nicht in der Lage, musikalische Aufgaben von größerer Kompliziertheit zu lösen. Das veranlaßte Abälard, verhältnismäßig einfache Formen zu wählen und diese für ganze Abschnitte zu verwenden; eine weitere Bindung dieser Abschnitte ließ er durch auch textliche Identität der Doxologie in diesen Abschnitten eintreten. So kommt es, daß den zahlreichen Hymnen (133) eine weit geringere Anzahl Formen entspricht. Höchstwahrscheinlich waren für die Hymnen gleichen Baus auch die Melodien gleich. Aus vielen Gründen ist aufs äußerste zu bedauern, daß uns diese Melodien nicht erhalten sind. Ich möchte annehmen, daß Abälard sie selbst komponiert hat.

In der nun folgenden Aufstellung der Formen des Hymnarius Paraklitensis bezeichnet die erste Zahl die Nr. der Form, die zweite die Nr. der Stücke, in denen sie verwandt ist. Eine Angabe der Seite bei Dreves erübrigt sich, da dort alle Hymnen gedruckt sind. Als Ersatz für die hier entbehrlichen Incipits gebe ich die der Gruppe gemeinsame ganze Doxologie.

1. 1-9. Doxologie:
Sit perpes Deo gloria,
Ex quo sunt, que sunt, omnia,
Ipsum cuncta, per quem sunt, predicent,
Ipsi semper, in quo sunt, jubilent.
Bau: a a b b.
8 10

2. 10-29.
Perenni Domino perpes sit gloria
Ex quo sunt, per quem sunt, in quo sunt omnia:
Ex quo sunt, pater est; per quem sunt, filius.
In quo sunt, patris et filii spiritus.
Bau: a a b b oder n a n a n b n b.
12 12 12 12 6 6 6 6 6 6 6 6

3. 30-33.
In excelsis sit Deo gloria,
Pacis nobis in terra foedera,
Quam super his voces angelice
Decantasse noscuntur hodie.
Bau: a a b b.
10 10 10 10

4. 34-37.
Pax in terris,
In excelsis
Sit gloria, sit summa
Regi summo,
Patri, verbo,
Spiritui per secla.
Bau: a′ a′ b′ c′ c′ b′.
8 8 6 8 8 6
[(Reime schwach.)

5. 38-41.
Deo patri cum filio
Cum spiritu paraclito,
Ut est una substantia,
Sic et una sit gloria.
Hymnenstrophe.

Digitized by Google

6. 42-57. Tu tibi compati sic fac nos, domine, a a a a.
Tue participes ut simus glorie, 12 12 12 12
Sic presens triduum in luctu ducere bzw. n a n a n a n a.
Ut risum tribuas paschalis gratie. 6 6

7. 58-61. Deo patri gloria,
Resurrexit dominus,
Salus et victoria
Christo domini, a B a c a c.
Par honor per secula 7 7 7 5 7 5
Sit spiritui.

Der Binnenrefrain Resurrexit Dominus kehrt in allen Strophen aller Hymnen des Abschnitts wieder.

8. 62-65. Wie Nr. 1, doch mit neuer Doxologie.

9. 66-68. Keine Doxologie; 66, I lautet:
Salve, celestis,
Vexillum regis,
Salve, crux sancta.
Bau: a′ a′ b′; Reime schwach, b′ in allen Strophen gleich.
4 4 4

10. 69-72. Apostolorum precibus
Quos hac in die consecras
Isdem nos charismatibus
Confirma, quos regeneras.
Summa summo regi Deo sit gloria
Cuius cuncta subsistunt gratia.
Ex quo, per quem, in quo sunt omnia.
a b a b C C C. Der Refrain nur in 70-72 (in allen Str.). In 69
8 8 8 8 12 10 10
die Verse 1-4 der letzten Str. wie oben, 5-7 anders, gleich denen in Str. I.

11. 73-76. Deo patri gloria,
Par sit honor filio,
Compar sit spiritui
Gratiarum actio.
a b a b; in der Doxologie und in allen Str. von 75-76 ist a ver-
7 7 7 7
nachlässigt, also: n b n b (7).

12. 77-80 (Marienfeste). Uni sit et trino
Perpes honor Deo,
Ex quo, per quem cuncta,
In quo sunt creata.
a′ a′ b′ b′, Reime schwach. Strophe (auch Melodie?) wie Ave
5 5 5 5
maris stella.

13. 81-84. Ex quo, per quem, in quo cuncta, perpes ipsi gloria,
Cuius regnum sine fine regna regit omnia,
Ad adventum cuncta suum disponuntur secula.
a a a; bzw. n′ a n′ a n′ a. (Die bekannte alte 15 Silbner-Strophe.)
15 15 15 7 7 7 7 7 7

Digitized by Google

14. 85-92. Perpes gloria regi perpeti, a a a.
Exercituum Christo principi, 10 10 10
Patri pariter et Spiritui. (Cäsur nach 5. Silbe.)

15. 93-96. Gloria patri et filio
Spirituique paraclito, a a a a.
Uni tum Deo quam Domino, 9 9 9 9
Cum sint persone tres numero.

16. 97-100. Multa sunt, magna sunt
In sanctis proelia,
Pauca vel parva sunt,
Quantum ad premia;
Cuius hec dona sunt,
Regi sit gloria.

Diesen Bau, a b a b a b, hat nur die Doxologie; sie folgt
6 6 6 6 6 6
in allen Stücken auf zwei Strophen anderen Baues: a a a a b
7 7 7 7 7
b b b c′ c′ d d d d. In 97 und 98 hat d die Einteilung:
7 7 7 7 7 11 11 11 11 11
e′ e′ d.
8 3 8

17. 101-104. (Innocentes.) Keine Doxologie; 101, I lautet:
Ad celestis
Ortum regis
Rex terrenus a′ a′ b′ c′ c′ b′ (schw. R.)
Jus auferri 8 8 8 8 8 8
Timet sibi (überl. Sibi timet)
Principatus.

18. 105/106. wie Nr. 5.

19. 107-109. wie Nr. 2, mit anderer Doxologie, die in 107 fehlt.

20. 110-113. In sanctis mirabili Deo gloria
Ex quo, per quem, in quo sunt, que sunt, omnia;
Cuius agit, quidquid vult, potentia,
Optimeque disponit prudentia.
Quem et velle
Geri bene
Disponique singula,
Dubitari
Non permittit
Eius summa bonitas;
Per quem sunt
Justi quicumque sunt,
Per quem sunt
Beati quique sunt.

a a a a b′ b′ c d′ d′ c D D D D; der Refrain steht in allen
12 12 11 11 8 8 7 8 8 7 8 6 8 6
15 15 9 9
Strophen aller Stücke. — a = n + a.
12 7 5

21. 114-117. Wie Nr. 11; Doxologie ähnlich. Der Reim a ist fast immer vernachlässigt.

Digitized by Google

22. 118. Erste Str.: Victimam nostre tibi, Christe, laudis
Sanctitas eius faciat placentem, [Sapphische Str.
Cuius hanc lucem facit esse lucis
Lucida vita.

23. 119. Erste Str.: Lucerna posita
Super candelabrum
Gilde prudentia
Viteque speculum
Verbis nos instruunt, a b a b c d c d;
Exemplis provocant, 6 6 6 6 6 6 6 6
Errantes corrigunt, a und c sind teils
Torpentes excitant. vernachlässigt.

24. 120-129. Eine Doxologie fehlt; die erste Str. von 120 lautet:

Sponsa Christi tam virgo quam martyr est,
Cuius palma celebris hec dies est;
Palma duplex festum presens germinat, a a b b c c.
Virgo carnem, martyr hostem superat. 11 11 11 11 9 9
Hinc igitur psalmi resonent,
Lectiones inde concrepent.

Einen Ersatz für die Doxologie bilden zwei Neunsilbner, die am Ende der meisten dieser Lieder stehen:

Ipsi decus, ipsi gloria.
Super eius tanta gratia.

25. 130-133. Tue sunt potentie
Subdita,
Tue sapientie
Pervia, a b a b a b.
Tue cuncta gratie 7 8 7 8 7 8
Gloria.

Der besondere Wert der Abälard'schen Strophenformen für die Geschichte der ml. Metrik liegt 1. in ihrer Verwendung für Hymnen, 2. in ihrer durch das vielfache Auftreten bedingten größeren Geschlossenheit, 3. in ihrer wahrscheinlichen Zugehörigkeit zu festen oder loseren Typen; auf diesem Gebiete wird der Verlust der Melodien am schmerzlichsten entbehrt; 4. in ihrer historischen Datierbarkeit; 5. in den Beziehungen ihres Verfassers zur weltlichen Lyrik, — wobei leider nicht sicher ist, ob die von ihm gedichteten Liebeslieder französisch oder lateinisch waren. Vgl. über diesen Punkt meine Studie über das lateinische Rondeau, diese Zs. LIII. 138. Ich halte nach wie vor die von Gastoué formulierte These, Abälard sei der älteste Trouvère gewesen, für richtig, — wenn auch direkte Beweise fehlen.

Digitized by Google

VI. **Hilarius.**

Sicher hat Abälard, auch wenn seine Liebeslieder, die auf allen Straßen und Plätzen erklangen, in der Volkssprache gedichtet waren, neben diesen auch lateinische weltliche Lyrik verfaßt[23b]). Von dieser können wir uns eine Vorstellung machen, wenn wir die Lieder seines Schülers Hilarius, die derselbe wohl gegen 1120-1130 geschrieben hat, einer kurzen Betrachtung unterziehen. Eins dieser Gedichte ist sicher älter als die Hymnen Abälards; denn es entstand, als dem berühmten Lehrer eine große Schar von Schülern nach Paraklet gefolgt war (circa 1125). Eine weit entwickeltere Sprach- und Strophenkunst zeigen die erhaltenen Dramen des Hilarius, denen wir deshalb ein späteres Entstehen zuschreiben müssen, vielleicht 1130-40.

Von den poetischen Werken des Abälard-Schülers existiert eine (mittelmäßige) Ausgabe von Champollion-Figeac (Hilarii Versus et Ludi, Paris 1838), der wir uns in der folgenden Aufzählung anschließen.

1. Veni dator omnis boni, veni sancte Spiritus. Preislied auf die Nonne Eva. a a a a. 40 Strophen, wohl nicht zum Gesang bestimmt. (15 15 15 15)

2. Ave, Bona, bona quidem et bonarum optima. An eine Nonne namens Bona. a a b b. In der letzten Strophe wird Antwort erbeten: „Sive prosa, sive rhithmo, sive velis metrice". (15 15 15 15)

3. (O) Superba, nec superba. An die Nonne Superba —, mit der Bitte: „Mitte zonam — cum tuis carminibus". a′ b a′ b c′ d c′ d. (7 7 7 7 / 7 7 7 7)

4. Omnis expers criminis. Adressatin ist Abatissa magni gregis. Ihre besungenen Eigenschaften: nobilis (cortoise), prudens (sage), affabilis (de bone acointance), mens provida (son bel entendement), lingua lepida (son biau parler), modestum alloquium (son douç accueil). — a a b c c b (7).

5. Ave, sidus occidentis. („susmitto ... me tuo servitio; ... mea sis protectio".) An Rosea. a′ b a′ b a′ b a′ b (7).

6. Lingua servi, lingua perfidie. Beschwichtigungslied an Abälard, der die Schüler wegen ihres Lebenswandels von sich weg verbannt hatte (1125). a a a a B′. Refrain: Tort a (10 6)

23b) Vielleicht stammt von Abälard die formal seinen Planctus eng verwandte, in Florenz Laur. Aed. 197 erhaltene Liebesklage Parce continuis; näheres s. W. Meyer in Studj ded. Pio Rajna 151.

Digitized by Google

vers nos li mestres. Vgl. dazu: „Tort a vers mei (ma) dame. (Carm. Bur. Nr. 80).

7. Puer pulcher et puer unice. Liebeslied an einen Knaben aus Anjou. a a a a. Verfasser bezeichnet sich als clericus.
10

8. Fama mendax et fama perfida. Preis der Stadt Caliastrum (nach Hsgbr. Chalantre-la-Petite, Diöcese Sens). Form wie Nr. 7.

9. Ave puer speciose, qui non queris pretium. (ad puerum Anglicum). Inhalt wie Nr. 7, Form wie Nr. 1.

10. Ave splendor telluris Anglice. (ad Guilelmum de Anfonia). Inhalt wie Nr. 7, ebenso die Form.

11. Suscitatio Lazari. (Drama).

12. Ludus super iconia S. Nicolai. (Drama).

13. Puer decens, decor floris. (ad puerum Anglicum). a′ a′ a′ a′.
7 7 7 7

14. Papa summus, paparum gloria. (de papa scolastico), mit folgenden charakteristischen Versen:

Pape vox est dulcis et unica,
Papa novit jocunda carmina ...
Papam tremit Gallus et Anglicus ...
Pape nummi dentur et reliqua,
Papa nichil excludit mentula.
Pape puer atque puellula,
Pape senex placet et vetula.

Form wie Nr. 6; Refrain hier: Tort a qui ne li dune.

15. Historia de Daniel representanda. (Drama).

Im Vergleich mit den Hymnen seines großen Lehrers und erst recht mit der Martial-Lyrik zeigen die Produkte des Scholaren eine auffallende Armut an Formen. Seine Strophenkunst steht ungefähr auf der Stufe des Sponsus. Da wir über die Entstehungszeit der Hilariuslieder unterrichtet sind, dürfen wir hier den Grund der Primitivität wenigstens teilweise auf anderm als chronologischem Gebiete suchen; vielleicht war hier das Bestreben leitend, möglichst einfache, leicht singbare Weisen zu schaffen. Schon jetzt sei erwähnt, daß zur Formenkunst der Troubadours von Hilarius kaum Fäden hinüberlaufen, — mögen auch für das Inhaltliche (vgl. oben) unverkennbare Parallelen vorhanden sein. Es ist sehr zu bedauern, daß für die interessanten Strophen Nr. 6 und 14 (wie überhaupt für alle Werke des Hilarius) keine Melodien erhalten sind. Doch wir dürfen annehmen, daß ihr Bau dem einiger im folgenden Abschnitt nachgewiesenen Stücke ähnlicher Bauart entspricht.

Digitized by Google

VII. Das religiöse Drama.

Die in den lateinischen Dramen der früheren Periode auftretenden Strophen- und Kompositionsformen sind von solcher Bedeutung für den Zweck unserer Untersuchung, daß es rätlich erschien, ihre Anführung aus mehreren der obigen Abschnitte (1139 u. Hilarius) herauszunehmen und für ein besonderes Kapitel aufzusparen. Wenn auch nur die ältesten der erhaltenen liturgischen Dramen, streng genommen, hierher gehören, so werden einige kurze Angaben auch über weitere Stücke vielleicht nicht unerwünscht sein; denn bisher hat sich, soviel ich weiß, noch niemand der naheliegenden und dankbaren Aufgabe unterzogen, die kunstvolle Architektonik, die sich in den Teilen und dem Gesamtbau der einzelnen Dramen offenbart, einer Betrachtung zu unterziehen. — Der Leser, der sich näher unterrichten will, sei auf die monumentale Ausgabe E. de Coussemaker's (Drames liturgiques du Moyen-Age, Paris 1861) verwiesen, die dem folgenden zugrunde gelegt ist. Sie genügt für unsere Zwecke, — mag auch für detaillierte Bearbeitungen eine erneute Untersuchung der Handschriften (die mir bisher unmöglich war) unerläßlich sein.

A. Die einzige unserer Martial-Hss., die Dramatisches (und Volkssprachliches) enthält, ist 1139. Sie bietet sogar die Möglichkeit, mehrere Entwicklungsstufen des liturgischen Dramas zu verfolgen. Eine (nicht weiter ausgebildete) Vorstufe bietet fol. 32′ der rein liturgische Passus: Sub altare audivi voces etc. Einen zum Tropus verarbeiteten, höchst primitiven Osterdialog haben wir in dem Benedicamus Angelus sedens fol. 62; vgl. oben S. 395. Eine gleichfalls primitive, in ihrer Art ganz isolierte Erweiterung des Osterdialogs, als rein dramatisch charakterisiert durch das Fehlen der Einkleidung, die unmittelbare Nachbarschaft mit dem Sponsus und die Überschrift (Hoc est de mulieribus) finden wir fol. 53. — Einen Teil des Officiums-Fragmentes vom Fest der unschuldigen Kinder am Anfang der Hs. bildet die in Versen geschriebene (das vorige war Prosa) Lamentatio Rachel mit der Antwort des Engels. Wenn, was ich nicht für ausgeschlossen halte, mehrere Komplexe unabhängig voneinander zur Entwicklung des Dramas geführt haben, gehört das Rachelspiel in dieselbe Reihe wie Victime paschalis und die allerdings monologischen Marienklagen [24]). In der Klage der Mutter wird ein dramatisch bewegtes, über zwei Verse sich erstreckendes Thema neunmal wiederholt, eine Kompositionsform, die — man denke nur an die Litanei — nichts Auffälliges hat. Interessanter

[24]) Über eine geschickte Dramatisierung einer Marienklage (Flete fideles) wird später zu sprechen sein.

Digitized by Google

ist der musikalische Bau der Antwort des Engels: hier folgt auf ein viermal wiederholtes feierlich-ruhiges Thema ein Kurzrefrain mit reicher Melismatik („Ergo gaude"). Auf die Bedeutung dieser Form, deren primitivste Fassung hier (und anscheinend nur hier) vorliegt, werden wir noch näher eingehen.

Eine der vom formalen Standpunkt aus möglichen Einteilungsarten für alle liturgischen Dramen ist die: 1. Stücke mit strengem Strophenbau, 2. solche loseren Baues; — wobei Nuancen und Zwischenformen nicht fehlen. — Von den beiden größeren Dramen der Hs. A gehört das eine, der Sponsus, der ersten, das andere, das Prophetenspiel, der zweiten Gattung an. Letzteres bietet daher für unsere Zwecke keine rechte Ausbeute. Wegen seiner primitiveren Metrik (schwache Reime, Assonanzen, wie inque : firme, vatem : date) halte ich es für älter als den Sponsus. Daß jedoch sein Verfasser von der neuen Martial-Kunst schon irgendwie befruchtet ist, scheint aus der Vielfältigkeit der benutzten Versarten hervorzugehen. Es finden sich: a, a, a, a, a, a′, a′ und Hexameter. Der musikalische Gesamtbau ist bei Coussemaker schwer zu übersehen; vielleicht lohnt sich eine nähere Untersuchung, da anscheinend Repetitionen vorhanden sind.

Betrachten wir den metrischen und musikalischen Bau des Sponsus, so ergeben sich folgende Abschnitte:

1. Adest sponsus, qui est Christus. n′ a n′ a. $\alpha\beta\alpha\gamma$. 5 Strophen mit gleicher Melodie. a-Reime zweisilbig. Mel. A.

2. Oiét virgines aiso que vos dirum. a a a R (Gaire non dormét). $\alpha\alpha\beta\gamma$. 4 Strophen; die zweite: $\alpha\alpha\beta\beta'\gamma$, sonst gl. Mel. — a-Reim einsilbig. Mel. B.

3. Nos virgines, que ad vos venimus. a a a a R (Dolentas, chaitivas, trop i avem dormit). $\alpha\alpha\alpha\beta\gamma$. 3 Str.; a-Reim zweis. — Mel. C.

4. Nos precari, precamur, amplius. a a a a R (Dolentas, chaitivas, trop i avét dormit). $\alpha\alpha'\beta\gamma\delta$. 2 Str. Neue Melodie: D, nur Refrain (fast) = C.

5. Ah misere, nos hic quid facimus? — Form u. Mel. wie 3): C.

6. De nostr'oli querét nos a doner. Form u. Mel. wie 4): D.

7. Domnas gentils, no vos covent ester. Form u. Mel. wie 3): C; nur fehlt der Refrain. — 2 Str.

Digitized by Google

8. Ah misere, nos ad quid venimus? — Form u. Mel. wie 3): C. 1 Str.

9. Audi, sponse, voces plangentium. a a a (10), ohne Mel., vielleicht gesprochen?

10. Amen dico, vos ignosco. Form (nach Ludwig auch die fehl. Mel.) = 1): A.

11. Alét chaitivas, alét malaüreas. Form (nach L. auch fehl. Mel.) = 2): B.

Was die einzelnen Strophen angeht, ist bemerkenswert, daß in den Refrainstrophen die melodische Gleichheit sich nicht über alle Verse des Strophengrundstocks erstreckt, sondern im letzten, teils den letzten Versen vor dem Refrain eine neue Melodie auftritt. — Als Ganzes genommen, weist die Melodie des Sponsus den Bau auf: A B C D C D C C [? A B]. Eine entfernte Ähnlichkeit mit dem Sequenzenbau, auf jeden Fall eine das Ganze architektonisch umfassende künstlerische Absicht läßt sich nicht verkennen. Allerdings gab den nächsten Anstoß zur Entstehung des Gesamtbaues die Verteilung der Melodien auf die Personen: Prudentes: C; Fatuae: D; Mercatores: C.

B. Eine wertvolle Ausbeute beziehungsreicher Strophenformen liefern die Dramen des als Lyriker schon besprochenen Hilarius. Wir schließen uns der Ausgabe derselben in Du Méril, Origines lat. du Théâtre moderne, Paris 1849, an und beginnen mit dem

1. Lazarusspiel. Dasselbe kann man, in formaler Hinsicht, mit vollem Rechte als ein Drama in Strophen bezeichnen. Das heißt: Die Reden der einzelnen Personen sind durchweg in Versgruppen gefaßt, die sich teils durch mehrfache Wiederholung als Strophen kennzeichnen. Auch hier beobachten wir das allerdings nicht konsequent durchgeführte Bestreben, gleiche Strophen (und wohl auch Melodien) gleichen Personen in den Mund zu legen. So singt Jesus mehrfach die Strophe 7 a′ a′ b′ b′, ebenso die Juden die Str.: 7 a a b c c b. So entsteht auch hier eine Art Gesamtarchitektur, von der ein genaueres Bild zu erhalten uns das Fehlen der Melodien verhindert. Eine besondere Anführung verdienen folgende Fälle:

a) Martha: Te Christum dei filium. (Du M. S. 230). a a a b′; b′: Ergo credo. 8 8 8 8

b) Jesus: Pater, verbum tuum clarifica. a a a b′. 2 Str. 10 5

Digitized by Google

c) Maria cantabit:

Ex culpa veteri
Damnantur posteri
Mortales fieri. a a a B B B. (S. 226)
Hor ai dolor, 6 6 6 4 6 4 4 Str.
Hor est mis frere morz; [α α β β]
Por que gei plor.

Dieselbe Strophe, nur mit weiblichem B′ nochmals, gesungen von Martha: 4

Mors execrabilis ...; Refr.: Lasse, chaitive,
Des que mis frere est morz,
Por que sui vive? (S. 227) 4 Str.

d) Martha:

Si venisses primitus,
Dol en ai,
Non esset hic gemitus: a B a B. 3 Str.
Biaus frere, perdu vos ai. 7 3 7 7

2. Das Nicolausspiel (Du M. S. 262 ff.) zeigt in seinem gesamten Bau und den einzelnen Strophen große Ähnlichkeit mit dem Lazarusspiel. Formen wie die dort unter a) und b) angeführten seien nur erwähnt. Der Strophe Lazarus c) entspricht hier

a) Barbarus: Gravis sors et dura. a′ a′ a′ B′ C′ B′. Der 5 5 5 4 6 4
Refrain lautet: Dés, quel damage, — Qui pert la sue chose, — Pur que n'enrage? In andern Strophen mit männl. B: Ha, Nicolax, — Se ne me renz ma chose, — Tu'l comparras.

b) Auch für Lazarus d) findet sich hier eine Parallele:

Barbarus: Nisi visus fallitur,
Jo(ie) en ai, a B a B.
Thesaurus hic cernitur. 7 3 7 7
De si grant merveille en ai.

Von einer Verteilung der Weisen auf die Personen ist hier nichts zu bemerken. Hinsichtlich des Verhältnisses der Melodien der beiden Dramen zueinander wäre es, bei dem gänzlichen Fehlen von Material, anmaßend, auch nur eine Vermutung zu äußern. Sollte man jedoch zur Annahme von musikalischen Beziehungen gelangen, so würden aus der Identität von Versen wie Ex culpa veteri und Gravis sors et dura sich für die Rhythmik der lit. Dramen Folgerungen ergeben, die den (von mir nicht geteilten) Anschauungen Coussemakers entsprächen.

3. Das Danielspiel des Hilarius (Du M. S. 241 ff.) fügt zu dem Bilde von der metrischen Kunst des Verfassers neue, wichtige Züge hinzu. Sein größerer Formenreichtum läßt vielleicht auf eine spätere Entstehungszeit schließen. Zunächst

Digitized by Google

findet sich der Typ Lazarus b) in mehreren Fassungen. Besonders bemerkenswert sind ferner:

a) Milites cantabunt: Jubilemus hodie. a a a a B B C C.
7 8 8
4 Str.

b) Rex dicet: Cognoscat ergo regio. 8 a a a a b b. 1 Str.

c) Milites cantabunt: O conjunx, ave, regia. a a a a a a
8 8 8 8 11 11
a a B′ B′ A. 2 Str.
11 11 8 8 7

d) Mil. cant.: Omnis absit... a a a b b b c c c c. 2 Str.
11 11 11 7 7 7 8 8 8 8

e) Cantabitur hec laus:

Ad honorem tuum, Dari,	
Quia decet (nos) letari,	
Omnes ergo mente pari	a′ a′ a′ B′ C B′.
Gaudeamus,	7 7 7 8 7 8
Laudes tibi debitas	[α α β β]
Referamus.	

f) Mil. dicent: Audiant principes. a a a.
12 12 12

Französische Einschiebsel finden sich im Hilarius-Daniel nicht. Über die Überschriften Hilarius, Simon, Jordanus vgl. meine Studie über das lt. Rondeau, diese Zs. LIII. 140. Die Beziehungen zum Beauvais-Daniel s. im folg. Abschnitt.

C. Während bei den bisher besprochenen Dramen Anhaltspunkte für ihre Entstehungszeit vorhanden waren, befinden wir uns hinsichtlich einiger anderer jetzt noch zu behandelnden Stücke auf weniger sicherem Boden. Man könnte deshalb vielleicht sogar ihre Verwendung an dieser Stelle beanstanden; aber 1. setzen sie die in den älteren Dramen beginnende Entwicklung in formaler Hinsicht geradlinig fort, 2. erleichtern sie mit ihrer erhaltenen Notation das Verständnis einiger bisher besprochener Formen, 3. sind sie, ihrer ganzen Art nach sicher eigene Tradition verkörpernd, reich an Beziehungen zu den Bauformen der weltlichen Lyrik, und 4. ist dies bisher noch nicht behandelte Gebiet an sich so interessant, daß einige kurze Angaben nicht unwillkommen sein mögen.

Das von der studierenden Jugend in Beauvais verfaßte Danielspiel, erhalten als ältester Teil der berühmten Hs. des Beauvais-Officiums (Lond. Brit. Mus. Egerton 2615), nimmt hier in jeder Hinsicht die erste Stelle ein. Es gehört, mag auch die Ansicht Meyer-Speyer's, es habe Hilarius als Vorbild gedient, zum mindesten unbewiesen sein, so eng mit dessen Daniel zusammen, daß man an der von dem großen Forscher angenommenen Entstehungszeit, zirka 1140, wohl ruhig festhalten darf; höchstens sagt man vielleicht besser: 1140-50. Zur Überlieferung und Literatur vgl. man Ludwigs Repertorium S. 229 ff. Die Be-

Digitized by Google

ziehungen des an gleichem Orte entstandenen Officiums der gleichen Hs. zu Martial wurden oben besprochen. Das Folgende stützt sich auf die Ausgabe Coussemakers S. 49. Man wird bemerken, daß die Metrik dieses Spieles reicher und entwickelter ist als die des Hilarius-Daniels. Bemerkenswert sind folgende Abschnitte, — auf die der Ausdruck Strophe teils kaum noch paßt.

a) Principes cantabunt hanc prosam: Astra tenenti. a′ a′ b′ b′ c′. Das Folgende zeigt teilweise Zusammenfassung von je 2 bezw. 3 Gliedern zu a′ bezw. a′; aber die den obigen Abschnitt umfassende Melodie wird weiter durchgeführt.

b) Rex dicens: Vos, qui paretis meis vocibus. a a b b; α β γ β. 1 Str.

c) Satrape vasa deferentes cantabunt hanc prosam: Jubilemus regi nostro magno ac potenti. 20 Langverse von der Struktur n a′ oder n′ a′. Der Ausdruck Prosa wird durch sequenzenartigen Bau der Melodie gerechtfertigt: α β α β γ δ ε ε etc.

d) Rex clamabit: Vocate mathematicos. a a b b. 1 Str. α β α′ γ

e) Rex: Qui scripturam hanc legerit. a a b b c c. α β γ δ ε ζ. 1 Str.

f) Magi: Nescimus persolvere. n a n a. α α′ α α′. 1 Str.

g) Conductus regine venientis ad regem. Cum doctorum — Et magorum — Omnis adsit contio. a′ a′ b c′ c′ b. α β γ δ ε γ. 4 Str.

h) Regina dicat: Cum Judee captivis populis. 10 a a b b c c c c. 1 Str. α β α β α β′ α′ β″

i) Principes dicant: Vir propheta Dei, — Daniel, vien al roi. Auf 6 Kurzverse folgen abwechselnd die Binnenrefrains: Daniel, vien al roi und Savoir par toi (bezw. Parler a toi). Melodisch zerfällt die Periode in drei ähnliche Abschnitte; vgl. diese Zs. LIII. 135.

k) Conductus Danielis venientis ad regem: Hic verus Dei famulus. a a b b C D C. 3 Str. C und C sind französisch; D C wird von Daniel gesungen (Antwort an Principes).

Digitized by Google

l) Rex: Tune Daniel nomine diceris. a a b b c c. α β
γ β α β. 11 11 11

m) Daniel: Rex, tua nolo munera. 30[25]) Achtsilbner; melodisch gegliedert in 15 gleiche oder ähnliche Sätze.

n) Conductus regine (discedentis): Solvitur in libro Salomonis. a′ a′. α β. 9 Str.
9 9

o) Conductus referentium vasa:

Regis vasa referentes,
Quem Judee tremunt gentes,
Danieli applaudentes
Gaudeamus.
Laudes sibi debitas
Referamus.

Form und Refrain wie in der entsprechenden Laus Darei im Hilarius-Daniel; genauer genommen, umfaßt die Komposition (in beiden Fällen) zwei Strophen: a′ a′ a′
7 7 7
α α β

B C B — a′ a′ a′ a′ B C B. 2 solche Doppelstrophen
4 7 4 7 7 7 7 4 7 4
γ β γ δ δ α′ β γ β γ
(auch bei Hilarius).

p) Cytariste et principes psallentes: Ecce rex Darius. 30 Verse verschiedenen Baues. Am Anfang zwei gleiche Glieder: a a a b b b; auch sonst noch Responsionen,
6 7 7 6 7 7
α α
sequenzenartig.

q) Duo ... dicent: Audite principes regalis curie. 12 a a b b c c d d e e. 1 Str.
α α α α α β

r) Legati dicunt: Ex regali venit imperio. 10 a a. αβ. 6 Str.

s) Conductus Danielis: Congaudentes celebremus natalis sollempnia. a a a a a a b b b c c c c c c. einmal.
15 7 15
α α α α α α γ γ γ α α β β α α

t) Consiliarii: Decreverunt in tua curia. 10 a a b b c c B
α β α β γ δ ε
(= O rex), 2 Str.

---

[25]) Bezw. 32, wenn man (der Mel. entsprechend) zwei Antwortverse des Königs hinzuzieht.

Digitized by Google

u) Emuli: Numquid Dari observari. a′ a′ b c′ c′ b d′ d′ b
8 8 7 8 8 7 8 8 7
α α β
e′ e′ b; 1 Str.
8 8 7
γ

v) Daniel: Ecce venit sanctus ille. a a b b. (15 S.) 1 Str.
α β α β

w) Angelus: Nuncium vobis fero de supernis. Erste Str. eines Hymnus des Fulbert de Chartres; sapph. Str. αβγδ.

D. Von den übrigen durch Coussemaker veröffentlichten liturgischen Dramen französischer Herkunft ist eins der ältesten das in der Hs. Tours 927 erhaltene Officium Resurrectionis. (Couss. 21.) Formal verkörpert es den vom Drama in Strophen am weitesten entfernten Typ; es enthält, bei unübersichtlichem Bau, auch Prosateile. Für uns ist daraus von Interesse nur ein auch anderswo (Osterfeiern von Prag u. Narbonne; s. Lange S. 64) erhaltener Conductus:

Omnipotens pater altissime,	Peres trestout puissans, hautismes rois,
Angelorum rector mitissime,	Des angles gouverneres tres pitous,
Quid faciant iste miserrime?	Nostre cuer que feront madeürous?
Heu, quantus est noster dolor?	Heulas nostre dolour con grans il est!

Die französische Version stammt aus einem Spiel der drei Marien in Strophenform (Couss. 256), erhalten in einem Cod. des 14. Jhs. aus Origny-Ste. Bénoite. Die Melodien (Bau: αα βγ) zeigen große Ähnlichkeit. In der französischen Bearbeitung haben die mit den Strophen der Marien alternierenden Strophen des Kaufmanns einen etwas andern Bau: αα β, wobei der Refrain fehlt. Erwähnung verdient ferner die Wiedergabe des Strophenanfangs: Venite, si complacet emere durch den sicher von Tanzlyrik beeinflußten Vers: Ça approchiés vous qui tant fort amés; ferner das Strophenpaar: Li angle dient: Douce dame, qui si plourés a a b b + a a a B′ B′ (Couss. 265), wo-
8 8 2 8
α α β α α α β γ δ
bei zwischen α, β und δ Ähnlichkeit besteht. Der Refrain lautet hier: Dolante, — Ta mors au cuer grant duel me plante.

Ausgesprochene Strophendramen sind ferner einige der 10 von Couss. (Nr. V bis XIV) nach einer Hs. von Orléans (13. Jh., aus St. Bénoit-sur-Loire) publizierten Stücke. — Aus dem ersten der drei Nikolausspiele (Les filles dotées, Couss. 83) sei erwähnt die 35 mal auftretende Form a a a a B, αβαβγ (Erste
10 4
Str.: Cara michi pignora filie), die auffallenderweise auch in der Verkürzung a a a B (αββγ) und a a B (αβγ) auftritt: es sei daran erinnert, daß schon der Sponsus Schwankungen der

Digitized by Google

Verszahl unter Beibehaltung der Melodie aufweist. — Das zweite Nikolausspiel, Les trois Clercs (Couss. 100), besteht ganz aus Strophen a a b b in Zehnsilbnern mit gleicher Melodie $\alpha\,\alpha\,\beta\,\gamma$ (ausg. die letzte Str.). — Strophen aus gleich gereimten Langversen mit einem Kurzvers bezw. Refrain anderen Reims am Schluß hat auch das dritte dieser Nikolausspiele, Le Juif volé (Couss. 109); der Refr. lautet einmal: Gaudeamus. — Originell ist in dem Spiel vom Sohne Gedrons (Couss. 123), das ganz aus vierzeiligen Zehnsilbnerstrophen besteht, die Verteilung der Melodien auf die einzelnen Personen, was vor allem den Vorzug leichterer Einübung gewährte. Die Verteilung ist: Mel. I: Ministri, II: Rex, III: Puer, IV: Euphrosina, V: Getron, VI: Civis, VII: nur einmal, als Lobgesang (Art Tedeum) am Schluß. Nur singt einmal der Puer die Weise der Euphrosina, wahrscheinlich weil der Anfang dieser Strophe mit dem der ersten Euphrosina-Strophe identisch ist. Melodische Bauarten: $\alpha\,\alpha\,\beta\,\gamma$ und $\alpha\,\beta\,\gamma\,\delta$ — Gleichen Strophenbau hat das Mysterium conversionis S. Pauli (Couss. XIII); auch hier liegen wenige, abwechselnd benutzte Melodien vor, die jedoch nicht auf die Personen konsequent verteilt sind. — Den extremsten Fall dieser Richtung verkörpert das letzte der Orléans-Spiele, das Mysterium B. Lazari. Es ist ganz aus gleichen Strophen (a a b c c b) gebaut, die alle dieselbe Melodie haben. Am Schluß, wie oft, das Tedeum. — Die hier nicht besprochenen Spiele der Hs. Orléans sind freie Kompositionen; sie bestehen teils aus Prosa und Hexametern [26]).

Als letzter, hier noch nicht behandelter Typ sei schließlich noch die Klage der drei Marien der Handschrift von Cividale (Couss. XX) erwähnt. Hier sind, ähnlich wie in dem Osterspiel der Carmina Burana, Teile der schönen Marienklage Flete fideles anime von dem Dramendichter verwandt worden, und zwar höchst geschickt und in einem Umfange, daß daneben nicht viel neuer Text gedichtet zu werden brauchte. Das Drama stammt nach Coussemaker zwar aus Italien, aber die zugrunde gelegte Sequenz wahrscheinlich aus Frankreich; vgl. darüber meine Ausführungen in dieser Zs. LIII. 113. Es wird sich lohnen, die Melodie (bei Couss.) mit der in Hs. Stuttg. Hb. 95 zu vergleichen. Wo Cividale zueinander gehörende (freilich als solche nicht erkennbare) Halbversikel enthält, haben dieselben gleiche Melodie. Die hinzugedichteten Teile sind, nebenbei bemerkt, ohne Beziehung zu denen der Carmina Burana. Die Schwierigkeiten, die sich der Übernahme eines eigentlich un-

[26]) Es verdient Erwähnung, daß mehrere der besprochenen liturgischen Dramen mit einer Sequenz schließen, von der die Hs. nur das Initium angibt. Es dürfte sich verlohnen, diese Sequenzen zu identifizieren.

Digitized by Google

dramatischen Textes ergaben, versuchte der Bearbeiter durch reichliche szenarische Anweisungen zu überbrücken.

Formal der Liturgie nahestehend, also für uns keine Quelle ersten Ranges sind endlich die drei kleinen Spiele des berühmten Graduale von Rouen, erhalten in Paris BN. lat. 904, bequem zu studieren in der (anonymen) Ausgabe mit Faksimile: „Le Graduel ... de Rouen (1907)". Aber eins von ihnen, das Hirtenspiel, Couss. XV, enthält ein hübsches Beispiel der alten, uns wohlbekannten Form: $\alpha\,\alpha\,\beta\,\gamma\,\beta\,\gamma$, dessen Wiedergabe diesen Teil abschließen möge.

I. Salve, virgo singularis,
Virgo manens Deum paris
Ante secla generatum
Corde patris.
Adoremus nunc creatum
Carne matris.

II. Nos, Maria, tua prece
A peccati purga fece;
Nostri cursum incolatus
Sic dispone,
Ut det sua frui natus
Visione.

* * *

Der erste, hiermit abgeschlossene Teil der Martialstudien sollte, im Dienste des in der Einleitung aufgestellten Zieles, geeignetes Material, nach Quellen geordnet, doch möglichst gebrauchfertig, vereinigen. — Die Aufgabe des zweiten, bald folgenden Teiles wird darin bestehen, dieses Material systematisch zu ordnen und mit der Geschichte der romanischen Formen zusammenzubringen.

Digitized by Google

Aus dem Denksystem des Französischen.

(Zu Eugen Lerchs „Hauptproblemen der französischen Sprache", Braunschweig, Westermann, 1930.)

An Adolf Zauner. Wien, im Herbst 1930. Die nachstehenden Ausführungen wollen ein bescheidener Nachtrag zu der Ihnen im Mai dieses Jahres überreichten Geburtstagsschrift sein, an der mitzuarbeiten ich durch einen widrigen Zufall verhindert war. Meine Abhandlung ist eigentlich bloß eine Buchbesprechung. Doch weiß ich, welche hohe Meinung Sie, aller persönlichen Polemik und billigem Besserwissen abgeneigt, von sachlich-klärendem Meinungsaustausch haben. Und so darf ich Ihnen diese Blätter wohl widmen. Wo mir Werturteile unterlaufen sein mögen, dienen sie hoffentlich nur der Sache, um die wir alle uns mühen. E. W.

Eugen Lerch vereinigt in einem eben herausgekommenen Bande acht Aufsätze, die, abgesehen vom letzten, bisher unveröffentlichten, von 1913 bis 1928 an verschiedenen Stellen erschienen sind. Einzelzeugen fünfzehnjähriger gelehrter Arbeit des Verfassers, geben sie über seine wissenschaftlichen Anschauungen vielleicht noch besser Aufschluß als das große Werk seiner Syntax, wo die Materialfülle den Blick vom Grundsätzlichen mitunter ablenkt. Sie seien der Anlaß zu einigen Beobachtungen an bestimmten Grenzfällen zwischen Grammatik und Sprachkunst.

Der 1. Aufsatz, „Die Aufgaben der romanischen Syntax", gipfelt in der Feststellung, die syntaktische Forschung habe für jede einzelne Erscheinung zu untersuchen: „1. ihr erstes Auftreten (oder mindestens ihr erstes Auftauchen in der schriftlichen Überlieferung); 2. den Grund für ihre Entstehung; 3. den Grund für ihre Erhaltung und Ausbreitung: a) durch Beantwortung der Frage, inwieweit die Neuerung einem seelischen Bedürfnisse der Zeit entgegenkam; b) durch Beantwortung der Frage, in welcher sozialen Schicht sie entstanden und durch welche sozialen Schichten sie gewandert ist, bis sie zu einer 'Regel' wurde" (S. 31). Wer wollte widersprechen, wenn einer Wissenschaft ein so umfassender und klug umschriebener Aufgabenkreis vorgezeichnet wird? Allerdings ist es der Aufgabenkreis nicht nur der romanischen Syntax, nicht einmal der Syntax überhaupt, sondern der Sprachwissenschaft (Wortkunde, Lautlehre usw.), ja jeder historisch gerichteten Kulturwissen-

Digitized by Google

schaft schlechthin: der Kunstgeschichte, der Musikgeschichte, der Geschichte z. B. des Automobils (man braucht dabei bloß den Begriff „seelisch" durch den Begriff „materiell" zu ersetzen oder zu ergänzen) usf. usf. Selbstverständlich geht Lerch in seinem Aufsatze auf speziellere Probleme ein. Es bleibt aber doch bedauerlich, daß eine methodologische Untersuchung über syntaktische Forschung es „dahingestellt sein" läßt, „was unter 'Syntax' und 'syntaktisch' zu verstehen" sei (S. 7). „Praktische" Meinungsübereinstimmung darüber „im Groben" ist keine feste Grundlage für einen wissenschaftlichen Neubau. Gerade auf einem Gebiete, wo schon so viel geleistet wurde, sind neue Fortschritte nur von stetiger Präzisierung und Verfeinerung der Methode zu erwarten. Daran fehlt es in Lerchs Abhandlung einigermaßen. Die Vorstellungen des Verfassers von Geschichte, Logik, Psychologie und ihrem gegenseitigen Verhältnis, von „richtig" und „falsch" sind verschwommen. Dementsprechend gebricht es der Argumentation vielfach an der letzten Klarheit, Durchsichtigkeit und Folgerichtigkeit. Zwar wird man Lerch, wenn er dem System der syntaktischen Erscheinungen einer Sprache „logische" Gesetzmäßigkeit abspricht, nur zustimmen können. Wo er aber gegen die „Psychologie" in der syntaktischen Forschung polemisiert, überzeugt er nicht. An der früher zitierten Stelle z. B. heißt es, die Forschung habe „den Grund für Erhaltung und Ausbreitung" neuer syntaktischer Fügungen festzustellen durch Beantwortung der Frage, inwieweit „die Neuerung einem seelischen Bedürfnisse der Zeit entgegenkam". Kann man eine solche, auf S e e l i s c h e s gerichtete Arbeit (die doch wissenschaftliche „Erklärungs"arbeit im besten Sinne wäre) ohne Seelenbeobachtung leisten? Trotzdem schreibt Lerch auf S. 32 mit Hervorhebung: „Die psychologische Methode kann eben nur b e s c h r e i b e n, nicht aber e r k l ä r e n." Erfreulicherweise wird der Wert der Psychologie für die syntaktische Forschung an andern Stellen gelegentlich zugestanden. Lerch hält (S. 33) „die Feststellung des psychologischen Tatbestandes für ebenso wichtig wie De Boer"; und was einige Zeilen tiefer unten aus Anlaß der Ausdrucksweise „Il tomba, pour ne plus se relever" gerühmt wird, bleibt reinste p s y c h o l o g i s c h e Deutung, auch wenn Lerch darin eine „B e r i c h t i g u n g der psychologischen Konstatierung" durch die „h i s t o r i s c h e Erklärung" erblickt. Im Aufsatz VI (S. 261) geht die Polemik übrigens nur mehr gegen die „r e i n - psychologische", „r e i n - phänomenologische" Deutung der Sprecherscheinungen.

Der Wortkampf gegen die Psychologie rächt sich aber am Verfasser. Einige von Lerchs Aufstellungen — wir bleiben gleich beim ersten Aufsatze — sehen am Wesen der sprachlichen

Digitized by Google

Erscheinungen glatt vorbei. Auf S. 16 z. B. heißt es: „... wenn der Unterschied, der zwischen *il donnait* und *il donna* besteht, denknotwendig ist (wer hat das je so behauptet?) — warum hat er dann für das Präsens zwar im Englischen Ausdruck gefunden (*he gives* und *he is giving*), nicht aber in anderen Sprachen? Warum sind die Ansätze des Altfranzösischen (mit *il est donnans* und *il va donnant* usw.) bloße Ansätze geblieben? Warum hat sich zu diesen beiden Vergangenheitsformen noch eine dritte ausgebildet, warum ist sie erhalten geblieben und warum hat sie immer größeres Gebiet erobert? Lauter Fragen, auf die, wenn überhaupt, wohl die Untersuchung der kulturellen Verhältnisse, also die Sprachgeschichte Auskunft geben kann (z. B. Vorherrschaft der Umgangssprache für die Ausbreitung von *il a donné*; Mißbrauch durch die Dichter — bequemer Reim! — für den Untergang von *il est donnans* usw.), nicht aber die abstrakte Logik oder 'Psychologie'." — So überzeugt das alles vorgebracht ist, hält es näherem Zusehen doch nicht stand. Der Unterschied zwischen *he gives* und *he is giving* hat nichts zu tun mit dem Unterschied zwischen *il donnait* und *il donna*. Ein wenig „psychologisches" Beobachten, und man erkennt dies sofort. „Kulturelle" Verhältnisse und „Sprachgeschichte" freilich erklären hier nichts. „Vorherrschaft der Umgangssprache" als Ursache für die „Ausbreitung von *il a donné*" angesehen — d. h. Herleitung von Umgangssprachlichem aus der Umgangssprache — aber erinnert ein wenig an Erklärung etwa des Regentropfens aus dem Regen oder des Sandkornes aus dem Sandhaufen. Sinnvoller müßte man wohl fragen: welche seelischen Werte mögen dem zusammengesetzten Perfektum seine umgangssprachliche Beliebtheit verleihen? — und die richtige Antwort käme wieder nur von seiten psychologischer Beobachtung. Diese zeigt, daß das Passé indéfini das Vergangene in lebendiger, unreflektierter, sozusagen naiver Gegenwartsbezogenheit sieht. Jede „historische" Untersuchung muß von hier ausgehen. — Für den Untergang von *il est donnans* schließlich ist der „Mißbrauch durch die Dichter" auch kaum der zureichende Grund. Warum sind im Deutschen nicht Wörter wie Herz und Schmerz untergegangen, die doch ebenso „bequem reimen"? Man wird vermuten müssen, daß bei den Franzosen eben kein „seelisches Bedürfnis" nach der Form bestand. Warum dieses aber fehlte, das kann nur im großen Zusammenhange mit dem System der französischen Tempora, der Eigenart des französischen Geistes überhaupt untersucht werden, genau so wie das Vorhandensein der Form im Englischen nur in ähnlich weitgespanntem Rahmen verständlich werden dürfte.

Daß psychologische Beobachtung meist zum Ziele führt, wo

Digitized by Google

jede andere Erklärung versagt, erkennt man aber noch deutlicher an einem andern Beispiele. Lerch findet, daß im System unserer Sprachen „Nachzukunft" und „Nachvergangenheit" fehlen. „Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind denknotwendige Tempora, weil die Ereignisse sich eben, vom Standpunkte des Sprechenden aus, bald vor, bald in, bald nach dem Zeitpunkte abspielen, in dem er sich gerade befindet (z. B. ‚nachdem er mich erblickt hat, kommt er jetzt auf mich zu, und sicher wird er mich anpumpen'). Nun kann der Sprechende die Aussage aber auch von einem bestimmten Punkte der Zukunft aus machen: logischerweise (!) müßten dafür 2 neue Tempora vorhanden sein, nämlich Vorzukunft und Nachzukunft — vorhanden ist aber nur die Vorzukunft: ‚nachdem er mich erblickt haben wird, wird er auf mich zukommen ...'; für die Nachzukunft ist dagegen kein eigenes Tempus vorhanden, und wir müssen uns behelfen durch einfache Zukunft + temporales Adverb (‚und dann wird er mich sicher anpumpen'). Oder aber der Sprechende macht seine Aussage von einem Punkte der Vergangenheit aus: erforderlich wären dazu Vorvergangenheit und Nachvergangenheit, vorhanden ist aber nur erstere. Das macht sich zwar nicht immer fühlbar, weil wir eben in der Vergangenheit weiterzurücken pflegen — wohl aber dann, wenn wir ein Ereignis erzählen wollen, das erst nach anderen, gleichfalls zu berichtenden folgt (z. B. in einer Literaturgeschichte: ‚Damit sprach Jean de Meung eine Auffassung aus, die erst, Jahrhunderte später, von Rousseau wieder aufgenommen werden sollte' -- im Frz.: Futurum oder Konditionale, vgl. Tobler II, Nr. 17; ... Dieses Manko, auf das schon Fritz Mauthner hingewiesen hat, ist umso auffälliger, als für die gewöhnliche Vergangenheit in vielen Sprachen der Luxus von 2-3 Tempora zur Verfügung steht (z. B. *il donnait, il donna, il a donné*)." (S. 15/16.) — Die Verhältnisse erscheinen in dieser Darlegung rätselhafter, als sie es wirklich sind. Lerch operiert mit dem Begriffe „Logik", wo allein Denkpsychologie in ihre Rechte treten müßte. In welchem Sinne kann es eine „Nachzukunft" (Zukunft in der Zukunft) und eine „Nachvergangenheit" (Zukunft in der Vergangenheit) denkpsychologisch überhaupt geben? Das ist die Frage, die vorerst geprüft werden muß. Lerch hat natürlich recht mit seiner Auffassung, daß ein Geschehen nur von einem „bestimmten Punkte aus" als vergangen oder zukünftig erkannt werden kann. Er hat aber den Gedanken nicht zu Ende gedacht. Beginnen wir mit der postulierten Nachvergangenheit (Zukunft in der Vergangenheit): A. erwachte (Zeitpunkt 1), erhob sich (Zeitpunkt 2), las die Zeitung (Zeitpunkt 3). Betrachte ich die Ereignisse streng von der Gegenwart aus, dann sind sie für mich allesamt

Digitized by Google

vergangen, und ich kann sie bloß innerhalb des Vergangenen reihen (zuerst..., dann..., zuletzt...; nachdem..., dann...), nicht aber eines der Ereignisse in der Zeitstufe des Zukünftigen denken. Ein als vergangen Gesehenes vermag nicht gleichzeitig als zukünftig erkannt zu werden. Das wäre ein Widerspruch in sich. Darum wohl sagt Lerch, der Sprechende müsse seine Aussage „von einem Punkte der Vergangenheit aus" machen. Tue ich aber wirklich so, versetze ich mich in einen bestimmten Punkt der Vergangenheit (z. B. in Zeitpunkt 2 unseres Beispieles), dann wird das „Nachvergangene" für mich zur Zukunft schlechtweg: er erwachte und erhob sich...: nun wird er die Zeitung lesen (sc. war in dem Augenblicke, in den ich mich nun zurückversetzt habe, mein Gedanke). Damit es eine „Nachvergangenheit" im Sinne Lerchs geben könnte, müßten wir unser Bewußtsein spalten, das „Nachvergangene" (3) gleichzeitig (von der Gegenwart aus) als vergangen und (von der Vergangenheit, Zeitpunkt 2 aus) als zukünftig erkennen können. Wieder eine psychologische Unmöglichkeit. So ist denn das Fehlen einer „Nachvergangenheit" (wie Lerch sie sich denkt) hinreichend begründet, auch ohne „Sprachgeschichte". Es gibt aber sogar etwas wie eine „Nachvergangenheit", nur freilich in besonderer seelischer Prägung. Können wir ein einmal als vergangen Erkanntes (3), selbst wenn es im Verhältnis zu einem andern Vergangenen (2), das wir als Fixpunkt im Auge haben, ein Späteres ist, auch nicht schlechtweg als „Zukünftiges" denken (weil es eben faktisch vergangen ist), so können wir es doch als ein im vergangenen Zeitpunkt, den wir im Auge haben (2), Gewolltes, Intendiertes, schicksalsmäßig Vorherbestimmtes, virtuell Gegebenes, sich Entwickelndes erfassen. Dies geschieht so, daß das Intendiert-, Gewollt-, Vorherbestimmtsein begrifflich (z. B. im Verbalbegriffe „sollen", in den Finalkonstruktionen „um zu..." und dgl.; im part. futuri, *amaturus*), die Zeitstufe der Vergangenheit aber, wenn sie nicht aus dem Zusammenhang erhellt (implicite gegeben ist), durch das Vergangenheitstempus (er sollte, *amaturus erat*) zum Ausdruck gelangt: er erhob sich, um gleich darauf die Zeitung zu lesen; „Jean de Meung sprach eine Auffassung aus, die erst Jahrhunderte später ... wieder aufgenommen werden sollte..." Die so geprägte Nachvergangenheit fällt prinzipiell nicht einmal aus dem System der übrigen Futura heraus. Lebendiges sprachliches Denken vermag ein künftiges Geschehen ja zunächst überhaupt nicht abstrakt-erkenntnismäßig als „zukünftig" schlechtweg zu erfassen. Die rein denkmäßige Erkenntnis eines Ereignisses als

Digitized by Google

eines zukünftigen (*amabo*) setzt eine bereits geschulte Abstraktivkraft voraus. Das Zukünftige wird, wie längst bekannt, primär stets als ein in der Gegenwart Gewolltes, Intendiertes, virtuell Gegebenes (*amare habeo*) oder sich Entwickelndes (*ich werde singen*) usw. gesehen. In dem Maße freilich, als die Verba (*habere, werden* und dgl.), die in unseren Sprachen normalerweise zur Futurbildung verwendet werden, die Tendenz zeigen, in dieser Funktion zu erstarren, Formalelemente zur Bildung eines rein erkenntnismäßigen Futurums zu werden (*amare habeo* = ich habe es in mir zu lieben, wird zu *j'aimerai* = *amabo*), büßen sie natürlich die Fähigkeit ein, den Gedanken des Wollens, Vorherbestimmtseins, Intendierens zu symbolisieren. Damit werden sie eo ipso zur Bildung des „Futurums in der Vergangenheit" ungeeignet. Nur unter Bedingungen, die im Einzelnen zu untersuchen wären, bleiben sie hier verwendbar: *er versprach, daß er geben würde* (*wolle*), *il promit qu'il donnerait* (*donare habebat*). Die in der Funktion der Futurbildung noch nicht zu Formalelementen erstarrten Verba (z. B. *aller*) haben dagegen die entsprechende Kraft uneingeschränkt bewahrt (wodurch die Probe auf die Richtigkeit unserer Erörterungen gemacht erscheint): *il se leva: il allait lire son journal.* „*Il allait*" entspricht (für die Vergangenheitsstufe) durchaus dem „Futurum" *il va lire.*

Das Problem des „Fehlens" einer „Nachvergangenheit" im Sinne Lerchs erweist sich also bei näherem Zusehen als bloßes Scheinproblem. Psychologische Betrachtung löst das Problem in nichts auf.

Noch einfacher liegen die Dinge für die „Nachzukunft". „A. wird erwachen (Zeitpunkt 1), sich erheben (Zeitpunkt 2), die Zeitung lesen (Zeitpunkt 3)." Dem künftigen Ereignisverlauf gegenüber gibt es für den Sprechenden wieder 3 Möglichkeiten. Entweder lasse ich die künftigen Ereignisse an meinem inneren Auge sozusagen vorbeirollen, dann ergibt sich von selbst die eben angenommene sprachliche Gestaltung. Von einem bloßen „Behelf" kann da nicht die Rede sein. Oder ich versetze mich in einen bestimmten Zeitpunkt des Verlaufs (z. B. den Zeitpunkt 2), dann ist das auf ihn folgende Geschehen (3) mit Bezug auf ihn (2) einfach Zukunft. Es ist nicht einzusehen, warum diese Zukunft sprachlich anders ausgedrückt werden sollte als durch das geläufige „Futurum". In der Tat können Sätze wie „*Er wird aufstehen: er wird die Zeitung lesen*"; „*Il se lèvera: il lira son journal*" auch so gemeint sein, daß der jeweils 2. Satz als „Erlebte Rede" aus dem Geiste des 1., d. h. bereits aus der Zukunft heraus gesprochen ist. — Als 3. bleibt die Möglichkeit, das „Nachzukünftige" (3) als ein in der Zukunft (2) Gewolltes, Beabsichtigtes, in Angriff Genommenes

Digitized by Google

usw. zu erfassen: *er wird aufstehen, um dann die Zeitung zu lesen; amaturus erit;* sogar ein: *il se lèvera, il ira lire son journal* wäre nicht undenkbar. Die Tatsache, daß es sich um ein in der Zukunft Gewolltes, Beabsichtigtes usw. handelt, kommt entsprechend dem für die „Nachvergangenheit" Ausgeführten implicite durch den Zusammenhang oder durch das Futurum (*erit, ira*) zu Ausdruck.

Selbstverständlich darf bei keinem sprachpsychologischen Erklärungsversuch, wenn er Erfolg haben soll, übersehen werden, daß die sprachlichen Gebilde sich einerseits unter dem Gesichtspunkte ihrer „inneren Form", ihrer eigentümlichen gedanklichen Prägung, andererseits unter dem Gesichtspunkte ihrer „Bedeutung" präsentieren. *Amabo, ich werde lieben, amare habeo, j'aimerai, je vais aimer* weisen praktisch wohl alle auf eine und dieselbe künftige Tatsache hin, meinen, „bedeuten" dasselbe. Gleichwohl spiegelt sich in jedem dieser „Futura" ursprünglich, oft aber auch noch nach jahrhundertelangem Gebrauch eine andere Erfassungsweise, eine andere seelische Haltung gegenüber dem Zukünftigen. Die „innere Form" der Ausdrucksweisen ist verschieden. Da aber gerade sie das seelisch Konstitutive aller sprachlichen Gebilde ist („Bedeutung" dagegen ist wesentlich okkasionelle Funktion, virtuelle Funktionskraft der Sprachzeichen), begründet sie auch den Zusammenschluß gewisser Gebilde (identischer oder verwandter „innerer Form") zu Gruppen innerhalb des einzelnen Sprachsystems. Wenn „Nachzukunft" und „Nachvergangenheit" unseren Sprachen zu fehlen scheinen, so nur deswegen, weil ihre „inneren Formen" wegen ihrer Besonderheit einer Einreihung in das System der übrigen Tempora zunächst widerstreben.

Lerch hält Bedeutung und innere Form nicht auseinander; die seelische Besonderheit, die eigenartige gedankliche Prägung der sprachlichen Gebilde wird von ihm im Dunkel gelassen. Er begnügt sich (im Anschluß an eine Stelle bei Haas) mit dem verschwommenen Begriff „psychischer Erfahrungsinhalt" und kommt daher nirgends zu einer endgültigen Klärung. Dafür noch ein Beispiel.

Unter dem Gesichtspunkte des „psychischen Erfahrungsinhaltes", genauer: der „Bedeutung", sind etwa die beiden Sätze „*Quoiqu'il soit malade, il viendra*" und „*Quoiqu'il est malade, il viendra*" bestimmt gleichwertig. Sie „meinen" dasselbe. Höchstens, daß der eine ein wenig „korrekter", ein wenig „feiner" ist als der andere. So denn auch wörtlich die „Erklärung" Lerchs: „Warum verbleiben (die Franzosen) in ihrer großen Mehrzahl beim Konjunktiv? — Dafür gibt es nur eine Erklärung: weil sie den Indikativ als vulgär, als häßlich empfinden. Sie übertragen (und das ist allgemein menschlich)

Digitized by Google

ihr ästhetisches Urteil über den Sprechenden auf das von ihm Gesprochene. Sie empfinden (ohne sich darüber irgendwie Rechenschaft zu geben) *quoique* mit dem Konjunktiv als „feiner" denn *quoique* mit dem Indikativ, und da die große Mehrzahl der Menschen das Bestreben hat, möglichst „gebildet", möglichst „fein" zu sprechen, so erhält sich nach *quoique* der Konjunktiv. Diese Erklärung aber, die den heutigen Konjunktiv nach *quoique* erst recht verstehen lehrt, ist nun keine historische mehr, sondern eine ästhetische oder soziale." (S. 21/22). Diese „soziale" oder „ästhetische" Erklärung unterbaut Lerch jedoch durch eine „historische": „Der Konjunktiv in dem Satze: *Quoiqu'il soit malade, il viendra* kann zunächst nicht anders erklärt werden als historisch. Wer ihn etwa aus dem Gefühl heraus erklären wollte, das die heutigen Franzosen vom Konjunktiv haben, würde fehlgehen: denn 1. haben sie vermutlich gar kein einheitliches Gefühl für den Sinn des Konjunktivs, 2. befragen sie, wenn sie hier den Konjunktiv setzen, gar nicht ihr Gefühl, sondern folgen einfach der Überlieferung, und 3. setzen sie nicht alle den Konjunktiv (die weniger Gebildeten brauchen vielmehr den Indikativ). Der Konjunktiv nach *quoique* kann also nicht aus dem Sprachgefühl von *heute* erklärt werden, sondern nur aus dem Sprachgefühl einer Zeit, welche die ursprüngliche Bedeutung von *quoique* noch empfand (*quoique* = *quoi que*, also *quoi qu'il soit malade* = ‚was er auch krank sein mag', wie *quoi qu'il fasse* = ‚was er auch tun mag'), d. h. er kann nur historisch erklärt werden. Somit ist die historische Erklärung in der Tat die wichtigste. ... Da die heutigen Franzosen ... ein Gefühl für die ursprüngliche Bedeutung von *quoique* nicht mehr haben, so müßte man, wenn sie einfach ihrem Sprachgefühl folgten, erwarten, daß sie danach den Indikativ setzten (denn daß er krank ist, ist ja doch eine Tatsache!)..." (S. 20/21). — Da Lerch im Vorworte zu seinem Buche sehr nachdrücklich hervorhebt, keiner der Aufsätze sei von ihm unverändert neu gedruckt worden, erstaunt der Leser, nach Regulas grundlegenden, ja nach Lerchs eigenen Untersuchungen über den französischen Konjunktiv noch die Behauptung zu finden, die Franzosen hätten „vermutlich gar kein einheitliches Gefühl für den Sinn des Konjunktivs" und man erwarte „nach *quoique*" den Indikativ, weil „doch eine Tatsache" bezeichnet werde! Was werden die „jüngeren Fachgenossen", an die das Buch sich wendet, nun von dem Werte der Lerch'schen Konjunktiv-Aufsätze denken, wenn der Verfasser selbst sie (mit Unrecht) so gering schätzt, daß er sie gar nicht berücksichtigt? Unerfindlich ist auch, was die Grundbedeutung von *quoique* für Gebrauch und Wesen des Konjunktivs lehren soll. — Lerchs ganze Fragestellung führt,

Digitized by Google

da sie jeder denkpsychologischen Fundierung entbehrt, offenbar in die Irre. Wir wissen von Regula, daß der Indikativ der Modus des g e urteilten, der Konjunktiv der Modus des b e urteilten Tatbestandes ist. Da der Konzessivgedanke aber einen besonders typischen Fall von B e urteilung darstellt, ist der Konjunktiv hier von vornherein zu erwarten. Erklärungsbedürftig ist, daß er im Indikativ einen Konkurrenten finden konnte. Zweifellos bedeutet das Zurückweichen des Konjunktivs einen Verlust an eigenartiger seelischer Nüancierung. An Stelle der B e urteilung tritt U r t e i l u n g. Ob dieser Verlust (im Zusammenhang etwa mit anderen ähnlichen) einfach als Vergröberung des französischen Durchschnittsdenkens zu bewerten ist oder ob das „Setzen" des Tatbestandes (Indikativ) dem französischen Denken aus einem b e s o n d e r e n Grunde plötzlich besser entsprochen hat (bzw. entspricht) als das „Ergreifen" des Tatbestandes, ob schließlich der Indikativ als der sprachlich ö k o n o m i s c h e r e vordringt (er ist der „bequemere" und erfüllt den Zweck der Verständigung immerhin auch im Konzessivsatze) — wer freilich wollte das beim heutigen Stande unseres Wissens entscheiden? Die denkpsychologische Beobachtung verhilft aber wenigstens zu richtiger Fragestellung. —

Das englische *he was offered a seat* (Lerch, S. 14 ff.) sei den Anglisten überantwortet. Ob s i e ohne „Psychologie" auskommen werden? Der Zusammenfall des Dativs mit dem Nominativ (etwa in der Form *the king*) ist jedenfalls kaum der letzte Grund für die Konstruktion. Vielmehr sprechen aus der Konstruktion tiefgehende Änderungen im englischen Verbalempfinden, was die Kategorien t r a n s i t i v, i n t r a n s i t i v, p a s s i v anlangt. Der Verlust des Dativs ist vielleicht bloß eine F o l g e solcher Veränderung in den Denkformen.

Alles in allem erscheint Lerchs Gegeneinanderstellung von „historischer" und „psychologischer" Methode in der syntaktischen Forschung überspitzt. Syntagmen sind Ausdruckserscheinungen der Seele; wer sie deutet, leistet seelenkundliche Arbeit. Aber diese Ausdruckserscheinungen sind verschieden nach Individuen, Gruppen, Völkern (darin hat Lerch, S. 18, durchaus recht). Sie wechseln, neue tauchen auf, alte verschwinden oder verändern sich. Syntagmen können daher Gegenstand h i s t o r i s c h e r Forschung werden, genau so wie andere Ausdruckserscheinungen der Seele, Kunstleistungen, Gebete oder dgl. A l l e s, was die Schicksale und Wandlungen, Entstehen und Außerbrauchkommen der Syntagmata als seelischer Ausdruckserscheinungen erklären kann, Inneres und Äußeres, ästhetische Gefühle und Mode, soziale Verhältnisse, Geistesträgheit oder Neuerungssucht, innerer Trieb oder Autoritätszwang usf. usf. ist bei der Erforschung der Syntagmengeschichte natürlich zu

Digitized by Google

berücksichtigen. Aber dies ändert an der Tatsache nichts: historische Syntaxforschung ist historische Forschung an seelischen Objekten. Die dringlichste Aufgabe ist dabei heute noch immer die seelische Untersuchung und Bestimmung der Syntagmata (aller Epochen der betreffenden Sprache), damit sodann die historische Forschung mehr als es vielleicht immer der Fall war, vom Wesen ihrer Objekte ausgehen und so zu den letzten erreichbaren Erkenntnissen gelangen könne. —

Zwei Kleinigkeiten: angesichts der „oft ziemlich einschneidenden" Änderungen, die Lerch an seinen Aufsätzen gegenüber ihrer ersten Gestalt vorgenommen haben will, müßte es von dem inzwischen verstorbenen Haas auch nicht mehr heißen: „... eine prinzipielle Darstellung seiner Ansichten hat (Haas) meines Wissens bis heute (!) nicht gegeben." (S. 10/11). — Soll in volkstümlichem *Quoi que tu dis?* (= *Que dis-tu?*), *Qui qui vient* (= *Qui vient?*), *Qui qui t'esscuse* (J. Rictus) wirklich „die lateinische Verdoppelung des Fragepronomens" noch leben? (S. 32). Da liegt es denn doch näher, an Herkunft aus *Qui est-ce qui vient*, *Qui est-ce qui t'esscuse?* zu denken. Bei *Quoi que tu dis?* wird diese Herkunft (aus *Qu'est-ce que tu dis?*) schon durch die Wortstellung erwiesen.

Lerchs 2. Aufsatz, „Satzglieder ohne den Ausdruck irgendeiner logischen Beziehung" (S. 36 ff.), schlägt in das Gebiet der Sprachphilosophie ein. Seine Wiedergeburt nach fast 20 Jahren — er erschien 1913 in der GRM. — wird ihm kaum zum Vorteile gereichen. Denn in diesen 2 Jahrzehnten hat sich das sprachphilosophische Verständnis immerhin allenthalben vertieft, und vor diesem Forum vermag die Abhandlung nicht recht zu bestehen. Sie gibt (z. T. ausgezeichnet gewählte) Beispiele dafür, daß Logik und Sprache zweierlei sind — was keine ganz neue Erkenntnis mehr ist —, aber kaum andeutungsweise bringt Lerch zum Ausdruck, daß er an ein Grundproblem aller Sprachwissenschaft, an das Verhältnis von Sprache und Denken, von „innerer Form" und „Bedeutung" rührt. (Denn mit dem Worte S. 36, daß die Sprache dazu da sei, die Gedanken zu verbergen, ist hier nichts anzufangen.) Da in dem Aufsatze so viel von „logischen Beziehungen" die Rede ist, erwartet man eine gründliche Aufklärung darüber, was denn eine „logische Beziehung" überhaupt sei; vergebens. Man merkt, wie sehr Lerch der „psychologischen" (denkpsychologischen) Methode mißtraut. Da erfährt man z. B., daß die Grammatiker „sich entschließen sollten, eine logische Nullkategorie anzuerkennen" (S. 39). Weil aus dem Satze: *la maladie empirant, on fit venir le médecin* nicht ohne weiteres hervorgeht, ob der

Digitized by Google

Sprecher damit ein kausales oder ein temporales oder ein sonstiges Verhältnis ausdrücken will, scheint Lerch anzunehmen, daß zwischen *la maladie empirant* und *on fit venir le médecin* eine gedankliche Beziehung zunächst überhaupt nicht besteht, die Kategorie eine „logische Nullkategorie" ist und der Satz deshalb „prinzipiell in jede logische Kategorie eintreten kann" (S. 39). Wenn ich recht verstehe, ist die O-Kategorie ein „logisch" leerer Sack, in den man nach Bedarf Kartoffeln, Rüben oder Sand „einfüllen" kann. Der obige Satz aber ist für Lerch „korrelatlos", womit gemeint zu sein scheint, daß die beiden Satzteile durch kein Bindewort miteinander verbunden sind. Nun gibt es aber der Ausdrucksweisen, die Lerch „korrelatlose", „logische Nullkategorien" nennen müßte, zahllose. Lerch selbst deutet dieses an (S. 45/46). Die Folgerung aber, daß die ganze Fragestellung offenbar unfruchtbar ist, daß sie für das Wesen der einzelnen sprachlichen Erscheinung gar nichts lehrt, zieht er nirgends. Welchen sprachwissenschaftlichen Erkenntniswert hat es, was „erklärt" es, wenn man nach der hier eingeschlagenen Methode zwei sprachlich so verschiedene Gebilde wie: *la maladie empirant, on fit venir le médecin* und: *La maladie empira; on fit venir le médecin* unter eine Kategorie, noch dazu eine Nullkategorie subsumieren und sich damit zufrieden geben muß? Gewiß meint Lerch (S. 40) mit Recht: „Deshalb verzichtet eine Grammatik wohl am besten überhaupt auf ... Angabe des logischen Wertes (der ‚korrelatlosen' Konstruktionen)". Aber soll sie bei diesem Verzicht stehen bleiben? Irgendetwas wird sie, wenn sie Wissenschaft sein will, zur syntaktischen (d. h. zur psychologischen) Charakteristik der Konstruktion doch beibringen müssen. Lerch lehrt bloß (S. 47): „Die Sprache hat ihre guten Gründe (die ‚logischen Beziehungen') nicht auszudrücken: die logischen Korrelate dafür, Präpositionen, Konjunktionen, Adverbien (*falls, daher, obgleich, trotzdem, nichtsdestoweniger* ...) sind schwerfällig, pedantisch, plump, grob, sie stoßen den Leser mit der Nase auf Dinge, die man ihn besser erraten läßt, sie sind unkünstlerisch, sie haben keinen sinnlichen Inhalt, lassen die Anschauung leer, der Deklamator muß sie halb unterschlagen, der Komponist weiß nichts damit anzufangen." Das alles mag richtig sein, klärt aber das Wesen der einzelnen „korrelatlosen" Konstruktion nicht positiv. Solche positive Prüfung würde ergeben, daß z. B. im Partizipium *empirant* des Satzteiles *la maladie empirant* ein Prädikationsakt vorliegt (siehe weiter unten, S. 464), freilich nicht ein selbständiger (wie in *la maladie empire*), sondern ein einem Gedankenkomplex sich einordnender, und daß eben in dieser

Digitized by Google

(durch das Partizipium ausgedrückten) Einordnung die gedankliche Beziehung liegt, die auch vom Hörer ohne weiteres als solche erfaßt und je nach der Situation mit größerer oder geringerer Klarheit als kausale, temporale usw. gedeutet werden kann. Ebenso in dem Prädikationsakt (*étant*) *remarquable cavalier, il était aussi un excellent escrimeur* (Lerch, S. 53). Nicht anders in Heines „doch hab ich Weib und Kind zu Haus, die ohne mich verderben" (Lerch, S. 49). Nicht die „Betonung" ist es, die den Satz „in ein konditionales Gefüge verwandelt". „Ohne mich" trägt einen dem Gefüge eingeordneten Prädikationsakt (etwa wie *étant sans moi*), und er erst findet in der Betonung seine Symbolisierung (vgl. Verf. Grundlegung der Stilistik, § 40).

Lerch aber geht auf seinem Wege weiter: „(die syntaktischen Konstruktionen) können natürlich im Einzelfall auch einmal wirklich ohne jede logische Beziehung sein, d. h. es kann vorkommen, daß diese nicht bloß nicht ausgedrückt, sondern überhaupt nicht vorhanden ist, z. B. sagt J. Boitel in *Les meilleurs Auteurs français* (*Paris, Delagrave*) p. 109 von Prévost-Paradol: *Rédacteur au Journal des Débats ... Prévost-Paradol a écrit notamment des Études sur des moralistes français et son fameux livre «La France nouvelle»*." (S. 40/41.) Um Mißverständnissen vorzubeugen — denn „beziehungsloses" Aneinanderreihen von Wörtern bewies bisher Störungen im zerebralen Sprachzentrum — fügt zwar Lerch gleich hinzu: „'Logisch beziehungslos' ist ... gewiß nicht so zu verstehen, als ob diese Sätze und Satzglieder nun überhaupt keinen Sinn und Zusammenhang hätten; es will sagen: sie sind nicht durch die Logik, sondern lediglich durch die Anschauung mit dem Hauptsatze verbunden, und daher können sie wohl hier und da logischen Wert annehmen, aber sie brauchen es nicht, und mit solchen Fällen wissen dann jene Grammatiker, die ja keine O-Kategorie kennen, nichts anzufangen." (S. 41.) Aber es ist kaum richtig, daß zwei Denkgebilde, von denen das eine (*Redacteur au Journal des Débats*) das andere (die Vorstellung *Prévost-Paradol*) näher bestimmt, „lediglich durch die Anschauung" (also nicht durch Denken!) miteinander verbunden sind. Das in bestimmter Weise erfolgende Aneinanderreihen der Denkgebilde schon erweist die im Denken des Sprechers hergestellte Beziehung: *Rédacteur ..., P.-P. a écrit* eine andere als etwa *P.-P., rédacteur au Journal ..., a écrit*. Diesen Beziehungsmechanismus zu untersuchen, ist Aufgabe der Sprachwissenschaft. — Noch verwunderlicher ist es, die gedankliche „Beziehung" dort zu übersehen, wo sie sprachlich sogar explicite symbolisiert ist. Zu einem Satze wie „*Er schlief ein, um nicht mehr zu erwachen*" schreibt Lerch (S. 52): „Man

Digitized by Google

kann wirklich nicht meinen, daß es die Absicht des Mannes gewesen sei, nicht mehr aufzuwachen... Es ist klar, was zu (dieser Ausdrucksweise) geführt hat: das Bestreben, die monotone Folge von Hauptsätzen zu unterbrechen und um jeden Preis eine grammatische Unterordnung herzustellen, wo nicht die geringste logische Unterordnung besteht." (von Lerch gesperrt!) Diese Behauptung, erstaunlich in ihrer Äußerlichkeit, wird zwar durch eine nachträglich hinzugefügte Fußnote abgeschwächt (nach dem Vorworte hätte man eine „einschneidendere Veränderung" der Behauptung erwarten dürfen), doch werden für die „logische Nullkategorie" noch Beispiele wie die folgenden angeführt: *Er leistete das Menschenmögliche, ohne den geringsten Erfolg zu haben* („Hier hat man zwischen den beiden Tatsachen wohl eine grammatische Beziehung hergestellt — aber eine logische hat man darum nicht hineingebracht: es handelt sich eben lediglich um zwei nebeneinander apperzipierte Tatsachen", S. 55); *Devant le pavillon desçant, Que nus ne fu a son desçandre; On le régala que rien n'y manquait* (S. 55/56). Zur Erklärung solcher Ausdrucksweisen werden der Sprache arge Launen zugeschrieben. Um ein gedankliches Nichts zu einem sprachlichen Etwas aufzublähen, ist ihr kein Mittel zu schlecht. Sie mordet sogar ihre eigenen Kinder, die Worte, nimmt ihnen ihre „Bedeutung". Sie zahlt wirklich „jeden Preis". Wörtlich mit Lerch gesprochen: „Will ... die Sprache diese Beziehung O durch ein Korrelat ausdrücken, so muß sie dazu notgedrungen ein Korrelat von irgendwelcher (!) Bedeutung, sei es lokaler oder temporaler oder sonstiger, zu Hilfe nehmen und es dieser Bedeutung entkleiden ... Sie muß ... notwendig degradieren..." (S. 51). Durch eine solche Auffassung wird die Sprache denn doch allzusehr zu leerem Wortgeklapper erniedrigt, der Weg zu einer sinnvollen Erklärung der Erscheinungen von vornherein versperrt. —

Folgt eine Abhandlung (III) über „Typen der Wortstellung". Lerch unterscheidet ihrer sieben: die logische Wortstellung, die Kontaktstellung, Anordnung nach der Konkretheit, die rhythmische Wortstellung, die impulsive und die auf den Hörer eingestellte Wortstellung. Jeder der Typen läßt sich rechtfertigen und beruht auf Beobachtung irgendeines Merkmales der jeweils untersuchten Beispiele. Natürlich könnte man aber (und Lerch scheint es nicht auszuschließen) mit gleichem Recht noch andere Typen erkennen. Die Aufstellung wirkt nicht zwingend — vor allem wohl auch deshalb, weil ihr kein klares und festes Einteilungsprinzip zugrunde liegt. Es ist etwa so, als würde man die Menschen einteilen in blonde, musikalische,

Digitized by Google

langbeinige, Deutsche, kriegerische, Antialkoholiker und Professoren. Gewiß, auch das wären Menschheitstypen — und Lerch will bloß „Typen" beschreiben. Aber die Typisierung gewänne durch ein sicheres Einteilungsprinzip an Überzeugungskraft. Sind wir uns übrigens (Lerch eingeschlossen) recht klar darüber, was „konkret", „Rhythmus" usw. genau genommen sind oder inwiefern es „Impressionismus" usw. in der Sprache überhaupt geben kann? (Was z. B. S. 88 zu dem Beispiele *Dans sa sombre coiffure luisait le diadème* gesagt wird, ist ganz willkürlich.) Welchen bestimmten Rhythmus meint Lerch, wenn er von „rhythmischer" Wortstellung spricht? Er muß doch einen bestimmten im Auge haben, weil es Rhythmuslosigkeit in der Sprache streng genommen gar nicht gibt. — Das alles ist von der Kritik schon nach dem ersten Erscheinen von Lerchs Aufsatz (in der Vossler-Festschrift) hervorgehoben worden. Wiederholung erübrigt sich. Wirklich neue Einsichten in die Dinge der Wortstellung dürften — besonders nach dem klugen Büchlein von Max Kuttner, das in vielem wegweisend ist — nur von einer neuen Sprachdenklehre her zu gewinnen sein, die 1. das Wesen des im Satze erfolgenden Beziehens der Denkelemente aufeinander, 2. die psychologische Eigenart der einzelnen operativen Akte des Satzes (vgl. Grundlegung der Stilistik § 39 ff.) genau erkennt und dementsprechend zu beurteilen vermag, was Sinn, Ratio, Eigenart dieser oder jener Reihung der Operationen, d. h. dieses oder jenes „Wortstellungstypus" sein dürften. Erst wenn man genau wissen wird, was Subjektion, Prädikation, Attribution usw. denkpsychologisch sind, welche denkpsychologischen Bedingungen für die Herstellung der „Beziehungen" im Satze walten, wird man eine neue Wortstellungslehre schreiben können. Dann werden sich vielleicht auch gewisse seelengeschichtliche Aufstellungen auf ihre Berechtigung nachprüfen lassen, die heute noch so gewagt klingen wie etwa die folgende: „Einer (der) Gründe (für den Übergang von der Stellung Subjekt-Objekt-Prädikat / *pater filium amat* / zur Stellung Subjekt-Prädikat-Objekt / *Le père aime son fils* /) ist vielleicht dieser: Die Voranstellung des Objektes (Anordnung nach der Konkretheit) ist zugleich eine impulsive Wortstellung, die Voranstellung des Verbums („logische" Wortstellung) ist zugleich eine mehr auf den Hörer eingestellte, eine ‚rücksichtsvollere'. Sollte nun diese Neuerung, dieser Übergang von der impulsiven zur rücksichtsvollen Wortstellung nicht mit dem Sieg des Christentums zusammenhängen, mit dem Sieg der Lehre, deren Imperativ lautete ‚Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst', und die (wie schon die Stoa, aber mit ungleich breiterer Wirkung als diese) die Überwindung der egoistischen

Digitized by Google

Triebe, der unbesonnenen Impulsivität verlangte?" (Lerch, S. 64.)

Der 4. Aufsatz, über „Ursprung und Bedeutung der sogenannten „Erlebten Rede" („Rede als Tatsache")", arbeitet durchgehends mit dem Begriffe der „Einfühlung". Daß der Begriff von anderen systematischer an die Klärung sprachlicher Erscheinungen, auch an die Klärung der „Erlebten Rede" gewendet wurde, sagt Lerch, der sonst ein feines Gefühl für wissenschaftliche Priorität hat (siehe etwa Lerch, S. 103), nirgends. Das hat nicht viel auf sich. Aber vielleicht wäre der Aufsatz bei schärferem (anderwärts bereits vorgezeichnetem) Durchdenken der gegensätzlichen Begriffe „Einfühlung" und „Abstraktion" („Kontemplation") eher zu jenen richtigen Erkenntnissen gelangt, die man hier vermißt — trotz der Fülle der Belege und guten Beobachtungen, die Lerch zweifellos bietet (siehe z. B. das zweite Selbstzitat auf S. 102, auch die Schlußbeobachtung auf S. 138). — Ein wahres Kreuz ist es bekanntlich mit der wissenschaftlichen Bezeichnung der hier erörterten Spracherscheinung. Während wir die Termini der alten Grammatik (trotz gelegentlichen Widerspruches) willig weiterschleppen, auch wenn sie uns den Weg zum richtigen Verständnis der von ihnen bezeichneten sprachlichen Erscheinungen versperren, sind wir bei der Namengebung für neubeobachtete Sprachtatsachen anspruchsvoller. Wir wollen den „zutreffenden" Terminus. Da aber jeder Forscher seinen Gegenstand von einer andern Seite sieht, folgt aus der Suche nach dem „zutreffenden" Worte eine richtige babylonische Namensverwirrung. Es ist wohl ein halbes Dutzend Bezeichnungen, das Lerch für die „Erlebte Rede" anzuführen weiß. Hält man an dem mechanischen Prinzip fest, dem die Namen „direkte" und „indirekte" Rededarstellung ihr Dasein verdanken, — d. h. an der Bezeichnung nach dem Umstande, ob eine Rede gebrochen durch das Medium des Berichterstatters („indirekt") oder aber so wiedergegeben wird, wie sie vom Sprecher gesprochen wurde („direkt") — dann ist die „Erlebte Rede" selbstverständlich „indirekte" und am besten, weil in konsequentester Äußerlichkeit, etwa Indirekte Rede II (gegenüber der geläufigen I) zu nennen. Die Äußerlichkeit des Prinzips ist unübertrefflich, eine weitere Namenkontroverse ausgeschlossen. „Style indirect libre" (gegenüber dem durch *que* gebundenen „Style indirect" schlechtweg; Bally) gibt bereits zu Einwänden Anlaß: der Terminus könnte die Meinung aufkommen lassen, als wäre II durch Wegfall der Konjunktion aus I entstanden — was historisch falsch wäre —, und müßte auch dazu führen, z. B. im Deutschen II (*er war krank, sagte er*) und konjunktionslose I (*er sagte, er sei krank*) zusammenzustellen, was der seelischen Verschiedenheit der beiden Dar-

Digitized by Google

stellungsformen zuwiderliefe[1]). „Semi-direct" (Legrand), „halb-direkt" (Leo Spitzer) besagen nicht viel. „Uneigentlich-direkte Rede" (Gertraud Lerch) weist schon deutlicher darauf hin, daß diese Darstellungsform wohl ein gewisses seelisches Etwas mit der direkten Rede gemeinsam hat (nennen wir es die seelische Suggestivität), es aber nicht in der Technik zum Ausdruck bringt, die durch die Bezeichnung „direkte" Rede eigentlich gemeint wird („direkt" meint ja die nicht durch das Medium eines Berichtenden gebrochene Rededarstellung, während in der „Erlebten Rede" diese Brechung gerade in charakteristischer Weise statthat). Der ästhetisch feinfühligste der bisher vorgeschlagenen Termini aber dürfte „Erlebte Rede" (Lorck) sein. Um es an einem Beispiele zu zeigen: „Auch der jüngeren Kinder wurde erwähnt, und der Konsul sprach mit Behagen und Wohlgefallen von ihnen ... Er selbst besaß fünf Kinder und sein Bruder Moritz deren vier: Söhne und Töchter ... ja, danke sehr, sie waren alle wohlauf" (Thomas Mann, zitiert nach Lerch, S. 92). In der Tat wird der Satzteil „ja, ..., sie waren alle wohlauf", obzwar Bericht des Erzählers, vom Leser gleichzeitig als Rede des Konsuls empfunden, durch den Bericht hindurch die Rede selbst „erlebt". Aber der Name hat seine Schwächen: er ist sprachlich mißglückt (daher auch unübersetzbar, wie Lerch S. 104 mit Recht hervorhebt); man denkt bei „Erlebte Rede" an einen Gegensatz zu (beispielsweise) gehörter Rede, während doch in Wirklichkeit etwas ganz anderes (Komplizierteres) gemeint ist: Bericht über Rede, in den die Rede selbst als Erlebnis sozusagen eingeschlossen ist; genauer (vom Standpunkt des Aufnehmenden aus betrachtet): Erleben eines Berichtes als Rede des Sprechers, von dem berichtet wird, Heraushören, Herausfühlen der Rede aus dem Bericht über die Rede. Der Name „Erlebte Rede" trifft aber auch den unterscheidenden Wesenszug der Sache nicht ganz. Er zielt mehr nach der in der Darstellungsform sozusagen latent enthaltenen Virtus (daß der Bericht als Rede erlebt, gefühlt werden kann, obzwar materiell bloß Bericht über Rede vorliegt) als nach der psychischen Wesenheit der Darstellungsform selbst. Die eigentümliche Verkapselung der „Rede" im „Bericht" — auch eine solche Verkapselung kann man nach dem Dargelegten in Indirekt II ja sehen — kommt am besten in Kalepkys Terminus

[1]) Es ist übrigens auch irreführend, mit Lerch (S. 95) *„Il protesta: son père, s'écria-t-il, la haïssait, il la tuerait ..."* als „uneigentlich indirekte Rede" bezeichnungsmäßig zur „indirekten Rede" I (*„Il protesta et s'écria que son père la haïssait, qu'il la tuerait ..."*) zu reihen, statt zur „Erlebten Rede"; der Satz ist trotz des eingeschobenen *„s'écria-t-il"* typologisch durchaus letzteres.

Digitized by Google

„Verschleierte Rede" zum Ausdruck. Was Indirekt II seinem psychologischen Charakter nach ist, erhellt aber am sichersten aus der alten, von Behaghel gebildeten Bezeichnung „Berichtende Form". Nur darf man nicht übersehen, daß Behaghel das Wort „berichtend" als Gegensatz zur direkten Rede und der indirekten I faßt, also die letztere nicht auch als Berichtsform ansehen will (was einigermaßen willkürlich ist, da diese von Rede doch ebenfalls nur „berichtet", nicht unmittelbar Rede gibt).

Die (mögliche) Mißverständlichkeit des Terminus „Berichtende Form" vermeidet Lerchs Vorschlag, „Rede als Tatsache" zu sagen. Lerch gibt manche gute Beobachtung. Leider aber zeigt sich bei seiner Darlegung wieder recht deutlich der schon hervorgehobene Mangel an Schärfe und Klarheit im begrifflichen Durchdenken der psychologischen Beobachtungen. Die Argumentation verirrt sich rasch in Sackgassen, aus denen es nur ein Entrinnen durch Gewaltsamkeit gibt (die Vernachlässigung der verschimpften „psychologischen Methode" rächt sich wieder). Am Beginne des Aufsatzes, S. 92, wird noch vollkommen zutreffend festgestellt: „(Erl. Rede) ist ... Rede in der Form, die normalerweise zu Angabe von Tatsachen dient." Ebenso noch S. 97: „bei Anwendung der ‚erlebten' Rede (besteht) ein formaler Unterschied zwischen Redewiedergabe und Tatsachenmitteilung nicht..." Noch S. 101/102: „In allen diesen Beispielen ... wird etwas, was von einem andern lediglich gesagt oder gedacht wurde, wie eine Tatsache ausgedrückt... Man könnte ... meinen, ... ‚Erlebte Rede' liege nur dann vor, wenn der Sprechende das Bewußtsein hat, daß er, in Tatsachenform, etwas von einem andern Gesagtes bzw. Gedachtes wiedergibt... (Die häufige) Ironie (der ‚Erl. Rede') beruht ... gerade darauf ..., daß man etwas den Tatsachen offenbar Zuwiderlaufendes (von Lerch gesperrt) wie eine Tatsache darstellt." Aber unversehens ist Lerch ein Gefangener des Wortes „Tatsache" geworden. Auf fast 4 Seiten (105-108) bemüht er sich ebenso eifrig wie erfolglos, gegen Lorck den Nachweis zu führen, daß in dem Beispiele aus den Buddenbrooks: „'Sie wollen keine Partie riskieren, Vater?' — Nein, Lebrecht Kröger blieb bei den Damen, aber Justus könne ja nach hinten gehen..." mit „blieb" zugleich „eine wirkliche Tatsache" („Bericht des Autors über eine Tatsache"), nicht „lediglich oder wesentlich eine Umsetzung aus direkter Rede" gegeben werde und daß „dieser Punkt für das Verständnis der ganzen Erscheinung wichtig" sei. Und gehst Du nicht willig, so brauch ich Gewalt. „(Auch) wenn Kröger sich im Folgenden hätte überreden lassen doch mitzuspielen und nicht bei den Damen zu bleiben,... würde ‚blieb' immer noch eine momentane Tatsache ausdrücken (= er wollte bleiben), die zwar durch

Digitized by Google

eine folgende verdrängt würde, aber doch für den Moment bestanden hat". (S. 106[2].) Lerchs Hartnäckigkeit in diesem Beweisenwollen ist nicht recht begreiflich. Seine reiche Beispielsammlung und sein Sprachgefühl führen ihn auf Schritt und Tritt zu Fällen von „Erlebter Rede" hin, in denen nicht „Tatsachen" mitgeteilt werden („Bald ist das [in Erlebter Rede] Berichtete durchaus irreal..., bald ist es rein subjektiv". S. 120). Da kann es doch nicht darauf ankommen, noch in einem Falle mehr oder weniger den „Beweis" der „Tatsächlichkeit" des in der „Erl. Rede" Mitgeteilten zu führen. Lerch scheint die Sackgasse zu erkennen. Dem Irrweg zu entkommen, ruft er die „Einfühlung" zu Hilfe. „(Die Erl. Rede) beruht... auf einer Einfühlung des Autors in sein Geschöpf, auf einer Identifizierung mit diesem. Der Autor empfindet das, was seine Personen sagen oder denken, wie wirkliche Tatsachen — so wie diese selbst das, was sie sagen oder denken, als tatsächlich empfinden..." (S. 107/108.) *„Rassurée, Fernande s'allongea de nouveau, d'un souple mouvement de son corps adorable, si fin et si mince. Son mari n'était qu'un esprit grossier, qu'un brutal et qu'un avare...* — Natürlich ist die durch die letzten Worte der Fernande bekundete Meinung absolut falsch, und natürlich ist sich auch der Autor dessen bewußt. Gleichwohl aber gibt er ihre Meinung in der Tatsachenform, weil diese Meinung für Fernande selber eine Tatsache ist." (S. 116.) Diese Erklärung hinkt bedenklich. Was ist es mit der Empfindung der „Tatsächlichkeit" durch den Autor, wenn er sich zufällig in ein Geschöpf „einfühlt", das in seiner Rede bewußt lügt oder heuchelt, den Inhalt der Rede also nicht als „Tatsache" empfindet? (Lerch, S. 97/98.) Wo bleibt die „Tatsächlichkeit" in der Frage? „Der Konsul stand totenblaß an der Türe, den Griff in der Hand. Das Grauen rann ihm den Rücken hinunter. Befand er sich in dieser kleinen, unruhig erleuchteten Stube allein mit einem Gauner und einem vor Bosheit tollen Affen?" (Lerch, S. 107.) „Befand er sich...?" ist Erlebte Rede. Kann man hier aber von „Tatsächlichkeit" im Sinne Lerchs reden, wo das Wesentliche der

[2]) Nicht aber hätte sie für den (doch später!) berichtenden Autor bestanden! Damit fällt das Argument in dem Sinne, in dem Lerch es verwendet, d. i. als Beweis für objektive (wirkliche) Tatsächlichkeit des „blieb". — Ein anderes Argument Lerchs: wäre „blieb" nicht „Tatsache", dann wäre ein „Grund für die Differenzierung zwischen „könne" (Konjunktiv) und „blieb" (Indikativ) kaum ersichtlich" (Lerch, S. 105). Doch! Der Grund des Übergangs aus der „erlebten" in die „indirekte Rede (I)" ist ein künstlerischer. Wenn aber der Indikativ als Beweis für (objektive) „Tatsächlichkeit" angeführt wird, was ist dann mit jenen Fällen von „Erlebter Rede", in denen der Autor keine „Tatsachen" mitteilt und doch den Indikativ setzt?

Digitized by Google

Stelle doch gerade in der angstvoll-fragenden Unsicherheit des Sprechenden liegt. Lerchs Erklärung ist mehr dialektisch als daß sie auf Beobachtung beruhte. Manchmal aber zerreißt die rauhe Wirklichkeit die Dialektik und diese klafft dann in offenen Widersprüchen. Laut S. 105 ist „blieb" (in dem Beispiele aus den Buddenbrooks) „Bericht des Autors". Laut S. 107 spricht in der Erlebten Rede „Flaubert zugleich als Autor". Ähnliche Erkenntnisse von der ausschlaggebenden Rolle des Berichterstatters in der Erlebten Rede an vielen andern Stellen in Lerchs Aufsatz. Dagegen aber S. 118: „Das Wesentliche (der Erlebten Rede) ist gerade die Abdankung, die Selbstausschaltung des Autors, ... Verzicht auf Stellungnahme"; S. 113 (ebenfalls zum Beweise der „Selbstausschaltung" des Autors in der Erlebten Rede): „Flaubert hatte gesagt, der Autor müsse in seinem Werke unsichtbar sein, wie Gott in seiner Schöpfung, und es ist daher auch kein Zufall, daß die „Erlebte Rede" eigentlich erst bei Flaubert in größerem Maße auftritt" [3]). Wie reimt sich das alles?

Lerch hätte sich keineswegs mit solchen Widersprüchen abfinden müssen. Denn mehr als einmal ist er der richtigen Lösung des Problems (die übrigens von andern schon gegeben wurde) bis auf Haaresbreite nahegekommen. Begriffe wie „Umsetzung aus direkter Rede" (S. 105), „Zusammenfassung" einer mündlichen Äußerung (S. 107), „Transponierung" (S. 124; „es ist zwar Wiedergabe von Worten, aber man wird es mit dem Tonfall des bloßen Berichtes lesen, der schon wegen der Transponierung kühler wirkt", S. 125/126), „resumierend" (S. 126) scheinen auf. Es ist unerfindlich, warum sie z. T. abgelehnt, insgesamt aber nicht weiter verfolgt werden.

Die „indirekte Rede II" beruht in ihrem Wesen nicht auf „Einfühlung", sondern auf deren seelischem Gegenteil, auf „Kontemplation" und „Abstraktion". Aus der apperzipierten Rede (dem Gedankenlauf, dem Innenleben) eines Ich abstrahiert der Berichtende deren begrifflichen Gehalt und

---

[3]) Ein paar Seiten später (S. 130) hängt die „Erlebte Rede" bei Flaubert übrigens „aufs engste ... mit ... seinem pantheistischen Einfühlungsvermögen, mit seinem ‚*mysticisme poétique*' zusammen", was doch wieder etwas anderes bedeutet als „nicht Stellung nehmende" Impassibilität. — Lerchs Vorstellungen von „Stellungnahme" sind anscheinend etwas verworren. Eine „Angabe als tatsächlich anerkennen" heißt für Lerch nicht Stellungnehmen, „Stellungnehmen" ungefähr bloß „die Verantwortung von sich abwälzen". „X erbittet Urlaub, er sagt: ich muß zur Hochzeit meiner Schwester" ist dementsprechend Stellungnahme des Berichtenden zur Aussage des X, „X erbittet Urlaub: er muß zur Hochzeit seiner Schwester" (sc. ich erkenne es an und übernehme die Verantwortung für die Richtigkeit der Aussage) nicht Stellungnahme. So Lerch, S. 118.

Digitized by Google

gibt ihn als Erkenntnis wieder (was natürlich psychologisch etwas ganz anderes ist denn Rede wiedergegeben als „Tatsache" im Sinne Lerchs). Er gestaltet seine Kenntnis von Rede oder Gedanken der Person, von der er berichtet, als Urteil, gegebenenfalls als Frage. Nicht anders als etwa in dem Satze: „Der Feldherr stand vor einem schweren Entschluß: die Schlacht zu beginnen oder den Rückzug anzutreten" der Urteilsteil „die Schlacht zu beginnen oder den Rückzug anzutreten" abstrahendo gestalteter Bericht über (vielleicht noch so komplizierte) Gedankengänge des Feldherrn ist. In der indirekten Rede II faßt der Berichtende lebendiges Reden oder Denken eines Ich in abstraktiver Darstellung zusammen, er „transponiert" jenes in diese (daher gegebenenfalls auch die Transponierung der 1. und 2. Person in die 3., des Präsens in die Vergangenheit): „Der Feldherr stand vor einem schweren Entschluß: hatte er die Schlacht zu beginnen oder den Rückzug anzutreten?" — Mit Rücksicht auf den psychischen Tatbestand müßte man statt „Erlebte Rede" (der Genauigkeit wegen auch statt „Berichtende Form") also etwa „abstraktive Rededarstellung" sagen — wenn das Fremdwort Aussicht hätte, gegen die überkommenen Namen durchzudringen.

Als Abstraktivdarstellung vermag die indirekte Rede II jede noch so vielgestaltige Äußerung eines Ich: Rede, Gedanken, selbst seine unausgesprochenen und unbewußten Empfindungen in knappen Bericht einzuschmelzen. Die von Lerch (S. 118) zitierte Stelle aus den Kranichen des Ibikus:

> Doch wo die Spur, die aus der Menge,
> Der Völker flutendem Gedränge,
> Gelocket von der Spiel Pracht,
> Den schwarzen Täter kenntlich macht?
> Sind's Räuber, der ihn feig erschlagen?
> Tat's neidisch ein verborg'ner Feind?
> Nur Helios vermag's zu sagen,
> Der alles Irdische bescheint.
> Er geht vielleicht mit frechem Schritte...

gestaltet in knapper Frage und Vermutung den ganzen Komplex dessen, was in der erregten Menge nur chaotisch — stürmisch wogt. Ähnliches gilt von der Stelle aus den Buddenbrooks (Lerch, S. 107): „Das Grauen rann ihm den Rücken hinunter. Befand er sich in dieser kleinen, unruhig erleuchteten Stube allein mit einem Gauner und einem vor Bosheit tollen Affen?" Der (hier) gesperrt gedruckte Satz faßt abstraktiv als angstvolle Frage zusammen, was die Situation: das unruhige Licht in der kleinen Stube usw. im geängstigten Konsul an (doch unaus-

Digitized by Google

gesprochenen und wohl auch gedanklich nicht klar gestalteten) Empfindungen auslöst. Damit erledigt sich auch Lerchs Diskussion ebenda.

Dadurch, daß in der abstraktiven Rededarstellung der Gehalt der Rede besonders klar in Erscheinung tritt, vermag diese Darstellungsweise einen gegebenenfalls bestehenden Gegensatz zwischen Redegehalt und Wirklichkeit deutlich und empfindlich zum Bewußtsein zu bringen. Die „Erlebte Rede" wird ein Mittel ironischer Wirkung. S. Lerch, S. 99 ff.

Trotz ihrer psychologischen Eigentümlichkeit als Abstraktivdarstellung ist die „Erlebte Rede" natürlich Rededarstellung. Der Autor (Erzähler, Berichtender) stellt Rede dar, trotz der in seinem Geiste vor sich gehenden Transposition des unmittelbaren Erlebnisses ins Abstrakt-Erkenntnismäßige. Da jedes Redeerlebnis (das „Verstehen" der Rede eines andern) aber im Kerne ein Einfühlungserlebnis ist (s. Verfasser, Das dichterische Kunstwerk, S. 20 ff.), ist es nicht verwunderlich, daß auch die Abstraktivdarstellung Einfühlungselemente (genauer: die erfolgte Einfühlung des Autors in seine Personen) erkennen lassen kann. Das Einfühlungselement kann sich z. B. in der Wortwahl verraten: „... *elle fuyait, elle se perdait dans les ténèbres de la lande inculte; et il remarqua seulement alors une autre ombre, toute petite, Nanet sûrement, qui galopait près d'elle*" (Lerch, S. 111). Das allein aus dem Geiste des „Beobachtenden, der nur vermutet, daß es sich um Nanet handelt, während der Autor es ja wissen müßte", (Lerch) verständliche *sûrement* erweist tatsächlich, daß der Autor sich mit seinem „Helden" identifiziert hat. Und ähnlicher Beispiele, wo die erfolgte „Einfühlung" des Autors sich in Wortwahl (Worte der Sprechsprache, Interjektionen usf.), in Wortstellung, Rhythmus, Tempus und hundert andern Sprachsymbolen ausdrückt, ließen sich natürlich zahllose geben. Was nicht heißt — es sei wiederholt — daß die Darstellungsform der „Erlebten Rede" ihrem unterscheidenden Merkmal nach „Einfühlung" sei. Höchstens scheint das Einfühlungserlebnis durch den Abstraktivbericht durch (viel weniger aber als es etwa durch die „direkte" oder „indirekte Rededarstellung I" durchscheint), es verleiht ihr bis zu einem gewissen Grade die Farbe.

Damit ist auch das Kriterium gegeben, an dem der Leser oder Hörer eine Abstraktivdarstellung als Rededarstellung zu agnoszieren vermag. „Es ist zuweilen überhaupt nicht zu erkennen oder zweifelhaft, ob der Autor etwas berichtet oder ob er eine seiner Personen reden (bzw. denken) läßt. So heißt es in Madame Bovary: ... *l'on causa quelque peu des événements*

Digitized by Google

ments. Madame Bovary n'en avait jamais eu. Das könnte an sich eine Tatsache sein; aber aus der Fortsetzung (— *C'est extraordinaire pour une dame! dit M. Boulanger*) ersehen wir, daß es sich um Gesprochenes handelt ..." (Lerch, S. 97). — Der Fall ist einer der ungünstigsten. Das (in abstraktiver Darstellung wiedergegebene) Gesprochene wird erst nachträglich mit voller Klarheit als Gesprochenes erkannt. In dem Satze selbst (*„Madame Bovary n'en avait jamais eu*) hat nur das Imperfektum eine gewisse lebendige Kraft. Erst von der aus der Fortsetzung der Stelle geschöpften Erkenntnis her erhält der Satz im Bewußtsein des Lesers seine besondere Färbung als Rede. Doch ist das natürlich die Ausnahme. Gewöhnlich wird die Bereitschaft des Lesers, aus der „Darstellung" die „Rede" herauszufühlen, schon durch die vorhergegangene Situation geweckt. Die Tendenz des Lesers, sich in die ihm vorgeführte Person „einzufühlen", wird lebendig und läßt sich auch durch die „berichtende" Form nicht unterdrücken. *„Il se mit à réfléchir* (die Bereitschaft des Lesers zur Einfühlung in den Überlegenden wird durch das motorische *„il se mit ..."* angeregt: sie entfaltet sich und läßt den folgenden Abstraktivbericht des Autors als Denken des Überlegenden empfinden): *Comme c'était bête, tout de même, ces choses-là ...* (Lerch, S. 93). Die Formulierung des Satzes *Comme* bis *ces choses-là* im Charakter der Sprechsprache tut das ihre. Die ästhetische Eigenart der „Erlebten Rede" ist also die: während bei „direkter" Rededarstellung das Einfühlen des Lesers, der sie liest, wegen der wörtlichen Wiedergabe der Rede glatt, ungehemmt vor sich gehen kann, während es bei „indirekter Rede I" nur unbedeutender Brechung unterliegt, muß es sich in der „indirekten Rede II" mühsam gegen eine Darstellungsform, die wesentlich Abstraktivdarstellung ist, gegen hemmenden Druck also, durchsetzen. Das gibt dem ästhetischen Erlebnis einen besonderen, durch keine andere Darstellungsform zu erzielenden Charakter, eine besondere Prägung. Siehe darüber Verfasser. Das dichterische Kunstwerk, S. 49. Seither hat auch W. Günther mit vollem Recht, nur zu wenig präzis und eindeutig, in der Erlebten Rede „Einfühlung und Kritik", Beweis stärkeren kritischen Bewußtseins, größerer epischer Kühle, höherer Intellektualität der Darstellung gesehen. Lerchs Polemik gegen ihn (S. 117) ist fehl am Platze. Lerchs Satz: „Nein, die Erlebte Rede bedeutet an sich nur Einfühlung, nicht auch Kritik" (ibd.) stellt den wirklichen Sachverhalt geradezu auf den Kopf [4]). Die Erlebte Rede „bedeutet an sich" nur abstraktiven Bericht.

[4]) Vielleicht beruht die Behauptung auf einem Mißverständnis des Wortes „Kritik". Lerch scheint es im Sinne von „kritisieren" zu verwenden, während doch Günther eher kritisches Bewußtsein damit meint.

Digitized by Google

Damit verliert auch Lerchs Erörterung darüber, ob die Erlebte Rede „stärker oder schwächer wirke" als die „direkte" (S. 124 ff.), ihren Halt. „Sie wirkt bald stärker, bald schwächer, bald gleichwertig", muß Lerch (S. 124) zugestehen. Die beiden Dinge sind eben an „Stärke" nicht vergleichbar. (Was Lerch unter „Stärke" eigentlich versteht, wird nicht klar.) „Erlebte" und „direkte" Rede sind ästhetisch verschiedene Typen. Auch hat die „direkte" Rede selbst je nach ihrer mehr oder weniger suggestiven Gestaltung geringere oder stärkere „Kraft", sie bietet also schon deswegen keinen Vergleichsmaßstab. Man kann die einzelnen Fälle der erlebten Rede bloß untereinander, nicht an „direkter" oder „indirekter Rede I" messen. — Der unpräzisen Fragestellung entsprechen einige schiefe Behauptungen. Etwa S. 127: „für (die Autoren) steht (die erlebte Rede) der direkten Rede näher. Das beweisen die Anführungszeichen, in die sie nicht selten gesetzt wird. So *Educ. sentim. 369: Le domestique revint. ‚Madame allait recevoir monsieur'; et il lui fit traverser une deuxième antichambre.* ... Auch *Duhamel, Confession de minuit,* am Schluß: *Ma mère a parle pendant plus d'une demi-heure. ‚Le moment était venu de me marier. Je ne pouvais plus tarder à trouver une situation. Maman s'en était quelque peu occupée elle-même. Le moment était venu pour moi de choisir une compagne. Et, justement, n'avais-je pas auprès de moi ...?'*" In Wirklichkeit dürften die Anführungszeichen nur ein Mittel der Verdeutlichung sein, durch das der Autor dem Leser die Erfassung der Stelle als Rede zu erleichtern trachtet. Für den „Stärkegrad" der Erlebten Rede im Bewußtsein des Autors ist damit nichts bewiesen.

Noch vieles andere berührt Lerch in seinem Aufsatze. Auch die schiefe Frage, ob der „Ursprung" der Erlebten Rede „bei den Schriftstellern" oder „in der Umgangssprache" zu suchen sei (S. 98), wird mitgeschleppt. Mit demselben Rechte könnte man aber fragen, ob das Aufschreien beim Zahnziehen seinen „Ursprung" bei den „Schriftstellern" oder den Leuten aus dem Volke habe. Die Erlebte Rede „entspringt" einzig und allein der bestimmten geistigen Haltung des eine fremde Rede Reproduzierenden. Wie will man ergründen, ob diese geistige Haltung sich zuerst bei einem „Schriftsteller" oder einer über ihren Mann schimpfenden Frau Selicke (Lerch, S. 99/100) ergab? Im besten Falle kann man statistisch untersuchen, ob die Erlebte Rede zu einer bestimmten Zeit in der Umgangssprache oder bei den Schriftstellern häufiger war. Diese Untersuchung mag ihr Interesse haben. Sie löst aber nicht die wirkliche „Ursprungs"frage der Erlebten Rede. —

Digitized by Google

Den längsten Aufsatz in Lerchs Buch, über „Das Imperfektum als Ausdruck der lebhaften Vorstellung" (S. 139 ff.), übergehe ich, da ich ihn schon bei seinem ersten Erscheinen ausführlich erörtert habe. (GRM. Bd. XII.) Irreführend ist die Art, wie Lerch das Verhältnis seiner zu meinen Gedanken darstellt: „Wesentlich zustimmend ist der Aufsatz von Emil Winkler, ... der jedoch lieber von einem „Impf. der Einfühlung" (in die Vergangenheit) sprechen möchte. Ich selbst hatte schon das Wort „einfühlend" in diesem Sinne gebraucht"[5]) (S. 234). Der wirkliche Sachverhalt ist folgender (von meinen zustimmenden Bemerkungen von seinerzeit habe ich nichts zurückzunehmen). In dem von ihm selbst zitierten § 3 erklärt Lerch, durch Imperfektum und Passé défini werde Vergangenes „vom Standpunkt der Vergangenheit aus (einfühlend; — Gegensatz: vom Seinsgefühl des Sprechenden aus = Passé composé)" dargestellt; wenn von der Vergangenheit aus „lebhaft vorgestellt" werde, setze man das Imperfektum, „andernfalls" (doch ebenfalls „von der Vergangenheit aus") das Passé défini. Zufolge dieser Stelle wäre „einfühlendes" Verhalten in gleicher Weise kennzeichnend für Imperfektum und Passé défini. Dagegen steht in meinem Aufsatz S. 236: „Das romanische Imperfektum ist nicht das Tempus der größeren Anschaulichkeit, der lebhafteren Vorstellung, sondern das Tempus der liebe- und stimmungsvollen Versenkung, der Einfühlung in die Vergangenheit (das Liebe- und Stimmungsvolle, die Affektbetonung liegt im Wesen der Einfühlung) — gegenüber dem einfachen Perfektum, dem Tempus der klaren, feststellenden Beobachtung des Vergangenen von der Gegenwart aus. ... Um so auffallender ist es, daß ... (Lorck und Lerch) den charakteristischen Unterschied zwischen einfachem Perfektum und Imperfektum geradezu verwischt haben, indem sie für beide die ‚Darstellung vergangenen Geschehens oder Seins von der Vergangenheit aus' als kennzeichnend ansahen ..." Einfühlung (wie ich den Begriff nach Lipps, Volkelt und den anderen, die ihn begründet haben, verstehe) ist für mich die seelische Grundlage des Imperfektums, nicht aber (wie für Lerch) auch die des Passé défini. Das Passé défini beruht auf dem psychischen Gegensatz von Einfühlung, auf reiner Erkenntnis des Vergangenen als Vergangenen, es sieht das Vergangene nicht „vom Standpunkte der Vergangenheit aus", sondern erkennt es im Augenblick des Sprechens als vergangen. Was Lerch für das gemeinsame Merkmal von Imp. und Passé défini erklärt, unterscheidet sie vielmehr voneinander.

[5]) Von mir gesperrt. E. W.

Digitized by Google

Lebhaftigkeit oder Nichtlebhaftigkeit der Vorstellung ist für die Tempusgebung irrelevant.

Lerchs Buch erweist eine ausgedehnte Kenntnis der französischen Sprachtatsachen. Die Beispiele sind mit wahrhaft raffinierter Belesenheit gesammelt und mit großer Geschicklichkeit vorgeführt. Dagegen zeigen die Strebepfeiler der Beweisführung oft kleine Risse und Sprünge, die der dialektischen Verklammerung zutrotz dem Ganzen gefährlich sind und auch die kulturgeschichtliche Ornamentierung, wie Lerch sie gerne anbringt, bedrohen. Das sieht man vielleicht am besten im 6. Aufsatze: „Warum *en été* (*automne*, *hiver*) — aber *au printemps?*" (S. 235 ff.)

Da kein Zweifel darüber besteht, daß *au printemps* altes *en le printemps* ist, richtet sich die Neugier des Lesers (durch die Frageform des Titels besonders angeregt) unwillkürlich darauf: warum bei *printemps* Artikel, bei *été, automne, hiver* nicht? Die Antwort, die man auf der 16. Seite der Abhandlung endlich erhält, ist mager: „warum *printemps* im Gegensatz zu seinen Kollegen den Artikel hat, ist leicht (!) ersichtlich: das Wort bedeutet ja ‚erste Zeit' ... und wegen dieses Adjektivs *prin* (*primus*), das Martial d'Auvergne noch abtrennt, mußte nach *en* der Artikel eintreten." (S. 250.) Die Ausdrucksweise, daß der Artikel hier „wegen" des Adjektivs „nach" der Präposition eintreten mußte, möchte ich nicht zu dem zählen, was von Lerchs Ausführungen „auch den Schülern mitgeteilt werden sollte." (S. 261.) Sie erinnert an äußerlichsten grammatikalischen Formalismus. Aber darüber mag nicht gerechtet werden, wenn nur hinter den Worten eine klare, scharfumrissene, vollwertige Erkenntnis steht[6]). Leider ist dies nicht der Fall. Warum sagt man z. B. trotz des Adjektivs *en plein été, en plein hiver, en première page* (ohne Artikel, Lerch S. 255), ebenso *mettre en première ligne* usw.? — Warum übrigens nicht, da *en l'* doch möglich ist (Lerch S. 235/236), der Gleichheit mit *au printemps* wegen auch *en l'été, en l'automne, en l'hiver?* Daß die präpositionale Wendung (*en* + Substantivum) an sich „dem Eindringen des Artikels Widerstand leiste", ist auch für Lerch (S. 245/246) „eine zu mechanistische Erklärung". Also blättert

[6]) Nachträglich bemerke ich, daß Lerch die Worte wörtlich meint, d. h. offenbar doch den Gedanken aussprechen will, Setzung oder Nichtsetzung des Artikels könne von der „vorhergehenden" Präposition verursacht sein. Denn es heißt S. 249/250: „... bei *dans la Grèce* und dgl. kann der Grund für die Setzung des Artikels auch in dem *dans* liegen: man will das Darinnensein oder Hineingehen in dieses ersehnte Land schärfer ausdrücken, wählt deshalb *dans* und muß nun (!) den Artikel setzen."

Digitized by Google

man zurück und liest nach, was Lerch an andern Stellen über die Rolle des Artikels überhaupt zu berichten weiß. „Artikellose Wendungen" seien „unbestimmter"; „wird mit *le, la* auf das Substantivum (z. B. *auto, wagon*) hingewiesen, so ist (die Angabe) nicht mehr unbestimmt" (S. 245); *„en France"* sei „zunächst nur eine unbestimmte (!) Ortsangabe" (ibd.); „unvermeidlich" sei der Artikel nur dann, wenn der „Ländername durch ein Attribut näher bestimmt ist" (S. 246); *Japon* verlange (nach Plattner) den Artikel, weil es einen „ziemlich unbestimmten geographischen Begriff" bezeichne (S. 247)[7]; „handelt es sich (bei den französischen Départements) um eine alte Provinz, oder ist der Name dem Sprechenden vertraut, so gebraucht er (ihn) ohne Artikel — andernfalls dagegen ... mit Artikel ... Was einem vertraut ist, was man anschaulich vor Augen sieht, bedarf des hinweisenden Artikels nicht" (S. 247/248). Daher habe zwar Lafontaine noch *à l'Amérique* gesagt; „damals war Amerika eben noch ein unbekanntes Land: heute dagegen hat es mit der Fremdheit auch den Artikel verloren, und dementsprechend ist *à* durch das gewöhnlichere *en* ersetzt worden (*en Amérique*). Ebenso wird *à la Chine* mehr und mehr durch *en Chine* ersetzt ..." (S. 249). — Sind nun *en été, en automne, en hiver* „unbestimmter" als *au printemps?* Oder sind Sommer, Herbst, Winter dem Franzosen „vertrauter", „anschaulicher vor Augen" als der Frühling und „bedürfen" sie deswegen des Artikels nicht? Lerch scheint das letztere anzunehmen. Hier springt in der Tat seine „kulturhistorische" Methode ein. Es wird (S. 251) auseinandergesetzt, daß die Franzosen, weil sie sich ohne den Begriff „Frühling" behelfen konnten, sich das lateinische Wort dafür (*ver*) „abhanden kommen" ließen und daß sie dann später in die Zwangslage gerieten, „den Frühling durch ein aus Adjektiv und Substantiv zusammengesetztes Wort auszudrücken, welches den Artikel erforderte, was wiederum den seither nur noch fühlbarer gewordenen Mangel an Parallelität mit den andern Jahreszeiten herbeiführte ..." Die „primitiven" römischen Kolonisten seien

[7]) Man sagt also *au Japon*, weil Japan (ohne Artikel) ein zu „unbestimmter geographischer Begriff" ist; bei *„en France"* dagegen begnügt man sich mit der „zunächst nur unbestimmten Ortsangabe". Man ist anspruchsvoll, wo es sich um „exotische" Länder, anspruchslos, wo es sich um das eigene handelt. Der Skeptiker wird freilich finden, daß da an der Deutung des „bestimmten" Artikels etwas nicht in Ordnung sein muß. — Wie merkwürdig auch: in *dans la France méridionale* soll der Artikel „unvermeidlich" sein, weil „der Ländername durch ein Attribut näher bestimmt ist" (S. 246) — in *au Japon*, weil „in diesem Falle der Ländername ... einen ziemlich unbestimmten geographischen Begriff bezeichnet" (S. 247). Wie reimt sich das?

Digitized by Google

wie die gallischen „Eingeborenen" mit Sommer und Winter „ausgekommen", sie hätten der „sekundären" Jahreszeiten Frühling und Herbst nicht bedurft, die denn auch erst spät ihr sprachliches Daseinsrecht wieder erobert hätten. Das erweist Lerch an der Lautform von *automne*, aus Texten, Wörterbüchern und Abhandlungen (wo es bereits steht), aus dem Atlas linguistique, mit Parallelen aus dem Italienischen, Provenzalischen, Katalanischen, Spanischen, Portugiesischen, Rumänischen, Deutschen, Englischen, Indogermanischen. Fast verliert man über soviel Kulturgeschichte die Ausgangsfrage aus dem Auge: warum hier Artikel, dort nicht? Und gerade d a bleibt ein Häkchen. Wenn den Franzosen die „sekundären" Jahrzeiten Frühling u n d Herbst nicht „vertraut" waren, sollte man da laut dem früher Dargelegten nicht auch *en* (*à*) *l'automne* erwarten, also die Gruppe *en été*, *en hiver* (ohne Artikel, weil „vertraut"), gegen eine Gruppe *au printemps*, *en* (*à*) *l'automne* (mit Artikel, weil „unvertraut")?

Der Knoten will sich nicht lösen. An Einzelheiten mag in Lerchs Aufsatz manches bestechend erscheinen — z u e i n a n d e r stehen die Einzelheiten vielfach in Widerspruch, das Ganze fügt sich nicht in eine klare Linie eindeutiger Erkenntnis. Man sieht den Grundgedanken des Aufsatzes nicht recht.

Am Beginne steht die Feststellung, nicht die Präposition *en* schlechtweg, sondern „nur das unmittelbare Zusammentreffen von *en le* und *en les* (werde) unbedingt vermieden; ... diese Tatsache lehrt uns nun, daß die Erklärung für diese Seltsamkeit des heutigen Sprachgebrauches auf dem Gebiete der L a u t l e h r e zu suchen ist und nicht eigentlich auf dem der Syntax (wie noch Diez III, 169 geglaubt hat ...)." (S. 235/236.) Folgt eine Darlegung der bekannten Kontraktion von *en le* zu *ou*, *en les* zu *ès*, des Zusammenfalls von *ou* mit *au* — Lerch findet, *ou* sei durch *au* „ersetzt" worden, während sie in Wirklichkeit wohl eher miteinander „verwechselt" wurden (M.-L., Französische Grammatik, S. 203) — und des Verlustes von *ès* infolge des Verdammungsurteiles der Grammatiker. Verstehe ich recht, dann ist nach Lerch durch das Aufgehen von *ou* (= *en le*) in *au* und den Verlust von *ès* eine Lücke im französischen Ausdruckssystem entstanden, die nach Abhilfe verlangte. Die Abhilfe sei geschaffen worden „durch jene merkwürdige Regel, daß an Stelle von *en le* je nachdem *au* oder *dans le*, an Stelle von *en les* entweder *aux* oder *dans les* zu setzen ist." (S. 238.) Die Untersuchung wendet sich dann Erwägungen darüber zu, was die Sprachgemeinschaft gegen diese Regel hätte tun können oder „sollen" (S. 242), um — etwa durch Wiedereinführung von *en le* und *en les* — „sowohl der französischen

Digitized by Google

wie der deutschen Schuljugend viel überflüssiges Kopfzerbrechen und resigniertes Auswendiglernen" zu ersparen (S. 242). Lerch spricht mit vielen Einzelheiten über *en, à, dans*, wesentlich bei geographischen Bezeichnungen. Die Erörterung wird ganz unübersichtlich. Nach einer klugen Darlegung des Wiedereindringens von *en le* und *en les* in den Sprachgebrauch etwa der letzten 60 Jahre folgt zum Schluß unvermittelt wieder „Kulturgeschichte": „Jedenfalls hat die Betrachtung der unscheinbaren Präposition *en* uns tief (?) in die Kulturgeschichte hineingeführt: wir sahen, wie primitive (?) Epochen *en le* und *en les* bis zur Undurchsichtigkeit kontrahieren und verwandeln, wie dann aber mit steigender Kultur die Zahl und der Einfluß der Gebildeten, der über die Sprache Reflektierenden zunimmt, wie diese an jener Undurchsichtigkeit Anstoß nehmen und die kontrahierten Formen verpönen, wie aber doch wieder die Macht des Sprachgebrauches zu groß ist, als daß man die unkontrahierten Formen sogleich hätte einführen können ..." (S. 260). — Die eigentliche Ratio im Gebrauchssystem von *en* während der Jahrhunderte ist in Lerchs Aufsatz nirgends klar zutage getreten. Und die Frage, die den Titel der Abhandlung bildet, bleibt in Wahrheit un beantwortet.

Lerch hat sich seinen Weg von allem Anfange selbst versperrt durch den unglücklichen Einfall, die Diez'sche „syntaktische" Erklärung durch eine „lautliche" ersetzen zu wollen. Damit war ein unmögliches Ziel gesteckt. In Wirklichkeit konnte es auch nicht konsequent verfolgt werden (neun Zehntel von Lerchs Erörterungen sind reine Syntax oder Funktionslehre); aber die rechte Erkenntnisquelle blieb durch die vorgefaßte Meinung doch verschüttet. Diez schreibt a. a. O. (III, 169): „(*en*) braucht der Franzose, wenn der Gegenstand allgemein, (*dans*), wenn er speziell aufgefaßt wird; *en* steht daher nicht leicht vor einem mit dem Artikel versehenen Nomen." Das ist im Wesen vollkommen richtig. Es braucht denkpsychologisch nur präzisiert und vertieft zu werden, und die Linien der geschichtlichen Entwicklung zeichnen sich auf einmal klar ab. Zwei voneinander zunächst unabhängige Tatsachen (die besondere Funktion des Artikels und eine bestimmte Entwicklung des Denkinhalts der Präposition *en*) führen im Laufe der Zeit den Zustand herbei, daß „*en* nicht leicht vor einem mit dem Artikel versehenen Nomen" stehen kann.

Was zunächst den „bestimmten" Artikel anlangt, so bedeutet er — leider kann man noch immer nicht „bekanntlich" sagen — „im Grunde nichts anderes als die Aufforderung, sich eine Sache, d. h. ihren Vorstellungsinhalt ... gegenwärtig zu machen" (Vossler; vgl. Verfasser, Grundlegung der Stilistik, S. 111 ff.).

Digitized by Google

Er regt, mag seine ursprüngliche deiktische Kraft auch noch so abgeschwächt sein, zu innerem Anschauen, zu phantasiemäßigem Vorstellen der Sache an, auf die er „hinweist". Dabei ist es nicht so, daß „Anschaulichkeit" etwa das Wesentliche des sprachlichen Denkens, der Artikel sozusagen Stimulans für verlorengehende Anschaulichkeit wäre; es ist auch nicht so, daß einem „Vertrautes" eo ipso „anschaulich vor Augen" stehe und deswegen des Artikels nicht „bedürfe" (Lerch, S. 248). Die Dinge liegen anders. Das sprachliche Denken vollzieht sich im Grunde durchaus in abstrakten Begriffen. Begriff und innere Anschauung (Phantasievorstellung) aber liegen auf verschiedenen seelischen Ebenen (Grundlegung der Stilistik, S. 15 ff.; S. 111). Ob das begriffliche Denken im (produktiven oder rezeptiven) Sprachakt von „Anschauung" begleitet wird, hängt durchaus von der individuellen Veranlagung des Sprechers oder Hörers (Lesers) ab. Nur haben gewisse Sprachen eben Mittel ausgebildet (Demonstrativum, Artikel, vielleicht auch andere), in denen besondere Anschauungsvorgänge ihre besonderen Ausdruckssymbole gefunden haben und durch die die Aufmerksamkeit auch des Hörers in bestimmte Richtung (die des phantasiemäßigen Vorstellens) gelenkt werden kann. Die „abgrenzend-definierende" Rolle des „bestimmten" Artikels ergibt sich aus seiner deiktischen Funktion erst sekundär (Grundlegung der Stilistik, S. 42) und kann hier ganz vernachlässigt werden. Gar nichts hat die Setzung oder Nichtsetzung des Artikels damit zu tun, ob der Nominalbegriff schon (an sich oder durch ein Attribut) „bestimmt" ist oder nicht (Lerch, S. 246, 247). Auch verliert ein Ländername nicht „mit der Fremdheit" seinen Artikel (Lerch, S. 249) usw. Man kann vielmehr grundsätzlich feststellen: rein begriffliches Denken bedient sich des Nominalbegriffs in seiner Abstraktheit (ohne Artikel); anschauliches Denken stattet ihn mit konkreter Bildhaftigkeit aus (sprachliches Symbol dafür der Artikel). Der Artikel läßt den Nominalbegriff für den Hörer anschauungsmäßig, Artikellosigkeit läßt ihn als Begriff schlechtweg hervortreten. So sehr der Artikel im Französischen auch grammatikalisiert ist, so zeigen die strittigen Fälle doch durchwegs noch das Wirken dieses Prinzips. *Aller en auto, en voiture, en chemin de fer* bestimmen die betreffende Art des Fahrens begrifflich, stellen sie implicite andern Arten der Fortbewegung gegenüber. *Dans l'auto, dans la voiture* fassen die Erscheinung dagegen konkret-anschauungsmäßig. Vgl. noch *agir en père; être en prison* — gegen das mehr konkret-anschauungsmäßige *dans la prison;*

Digitized by Google

en chaire, en promenade, en voyage (nach Plattner „oft weniger den Ort als die Tätigkeit bezeichnend", Lerch S. 241; man erkennt auch an dieser Beobachtung den abstrakt-begrifflichen, nicht konkret-anschaulichen Charakter der Ausdrücke), *en ville* usw. In den Ausdrücken *en France, en Savoie, en Vendée, en Amérique, en Chine* usw. denkt halbwegs ausgebildetes Sprachgefühl — nur ein solches natürlich ist den Feinheiten sprachlicher Ausdrucksweisen überhaupt zugänglich — Frankreich, Savoyen, China, die Vendée, Amerika begrifflich als politische Wesenheiten, in den Ausdrücken *au Japon, dans la Vendée, dans la France méridionale, au Canada, aux Etats-unis, dans la Grande-Bretagne, dans l'Allier, dans l'Eure* usw. sieht es die Länder, Gegenden, Départements in der Phantasie sozusagen in ihrer Erscheinung, wenn man will: ausgebreitet im Raume oder auf der Landkarte. Es hat etwas Richtiges, wenn Lerch in *dans la Grèce* das Bild des „ersehnten Landes schärfer ausgedrückt" findet als in *en Grèce* (nur ist die grammatische Erklärung anfechtbar; vgl. hier Fußnote S. 447). Daß einmal die eine (*en France*), das andere Mal die andere Ausdrucksweise (*au Canada*) normiert, grammatikalisiert wird, ist eine Sache für sich, die für jeden einzelnen Fall besonders zu untersuchen ist. Vielleicht, daß „exotische" Länder (Lerch, S. 247) der anschauenden Phantasie mehr Stoff geben und deswegen zumeist den Artikel haben. — *Dieu* (*croire en Dieu*) ist der Begriff des dreieinigen Gottes (Vater, Sohn, heiliger Geist in einer Person, dem Wesen nach unanschaulich, s. Dantes Paradiso XXXIII, 137 ff.), *le Christ* (*croire au Christ*) der am Kreuze hängende geschaute Gott-Sohn, *le diable* (*croire au diable*) der Teufel in seiner Erscheinung. *Jesus est mort en croix* gibt eine Begriffsbestimmung von Christi Tod als Kreuzestod. *La guerre* ist der Krieg, konkret-anschauungsmäßig als Ereignis, als Ereignisreihe gesehen: dementsprechend *la génération d'avant la guerre, d'après la guerre* die Generation, die vor (nach) der großen Begebenheit herangewachsen ist. Vgl. *Les Allemands se trouvent partagés entre leur désir de voir renaître chez eux une prospérité comparable à celle d'avant la guerre, et la crainte. Guerre* ohne Artikel erfaßt den Krieg abstrakt-begriffsmäßig (als Gegensatz zum „Frieden"): daher *homme de guerre,* Kriegsmann, *en temps de guerre,* zu Kriegszeiten; *l'avant-guerre,* die Zeit, die dadurch bestimmt ist, daß in ihr Elemente wirkten, die auf den Weltkrieg als geistige Gegebenheit (als „Begriff") positiv oder negativ bezogen werden können; ähnlich: *la grande Bretagne, qui produit moins, vit mieux qu'avant guerre;* auch: *les avions d'avant guerre.* Ebenso ist *l'Esprit d'après guerre* nicht so sehr

Digitized by Google

der Geist der Zeit, die nach dem Ereignis des Krieges liegt, als der Geist einer Epoche, die durch den Begriff „Krieg" irgendwie mitbestimmt ist. Vgl. K. Lewent, Die neueren Sprachen, 1929 (dort die Beispiele für *guerre*). — ***En plein soleil, en pleine mer, en plein vent, nager en pleine eau, des arbustes en pleine terre, frapper quelqu'un en plein visage*** usw. (Dict. gén. s. v. *plein*) erfassen Sonne, Meer, Wasser, Wind, Erde, Gesicht begrifflich (durch *plein* gewissermaßen potenziert), — *au grand soleil* dagegen die Erscheinung der herabstrahlenden Sonne. Nur insofern können Artikelsetzung und Determination eines Nomens durch ein Adjektivum also in Beziehung stehen, als die Determination unter Umständen Elemente der Dingerscheinung erfassen, d. h. demselben „anschauenden" Denken des Sprechers entspringen mag wie der Artikel. Vgl. etwa *au premier plan* mit *en premier lieu*.

Und nun *en été* gegen *en le* (*ou, au*) *printemps*. Es trifft kaum zu, daß „primitive Menschen" mit zwei Jahreszeiten, dem Sommer und dem Winter, „auskommen". Frühling und Herbst, Zeiten der Saat und der Ernte, sollen „sekundäre" Jahreszeiten sein? Ungefähr das Gegenteil ist richtig. „Primitive" Menschen „kommen" in Wirklichkeit so wenig mit zwei Jahreszeiten „aus", daß ihnen auch die vier nicht genügen. Ihre „Jahreszeiten" sind die Zeiten der zahlreichen und verschiedenen Arbeiten: Ackern, Saat, Heumahd, Getreideschnitt („mitten im Schnitt ist der Krieg ausgebrochen"), Kartoffelernte, Weinlese („der Franz heiratet zur Weinlese"), Hühnerjagd und hundert andere, je nach Gegend und Berufskreis (Berufskreis der Bauern, Winzer, Jäger usw.). Daneben, doch schon in anderem Denken, die Zeiten und Feste des Kirchenjahres („zu Mariae Geburt fliegen die Schwalben furt"). Hinter den konkreten „Vorstellungen" von Heumahd, Kartoffelernte usf. müssen die abstrakten Begriffe der mathematisch-astronomisch errechneten „vier" Jahreszeiten verblassen; umsomehr verblassen (das sei zugegeben), je weniger scharf die betreffende Jahreszeit durch Wetter und Temperaturverhältnisse charakterisiert ist; umsomehr aber vor allem, je mehr sie für das Bewußtsein in vielfältige Arbeitsabschnitte zerfällt. Nicht weil Frühling und Herbst „sekundäre" Jahreszeiten sind, sondern weil tausendfältige Arbeit (Bodenbearbeitung, Saat, Ernte) die abstrakten Begriffe von „Frühling" und „Herbst" praktisch sprengte und aus dem Bewußtsein drängte, mögen die Wörter *ver* und *autumnus* den Franzosen zunächst verloren gegangen sein, während *aetas* und *hibernum tempus* im Alltag weniger bedroht waren und sich so zu halten ver-

Digitized by Google

mochten. Erst ein halb sentimentales Verhältnis zur Natur, die aus dem Winterschlaf erwacht, zeitigte wieder „Frühlings"-begriffe: *renouveau, nouveau temps, prin-temps, bon temps* (Lerch, a. a. O.), ein halb-resigniertes Verhältnis zur sterbenden Natur die „Herbst"begriffe *après-août, arrière-saison* usw. (ibd.). Gelehrsamkeit erneuerte *autumnus*. Wir haben — und das ist der Kern des Problems — zwei Schichten des Denkens vor uns: theoretisch-abstraktes, rein begriffliches Denken, das das Jahr säuberlich in vier Teile teilt: *ver, aestas, autumnus, hibernum tempus* — und konkret-praktisch-anschauliches, für das das Ackern, das Ernten, die Weinlese, die Jagd, *le renouveau; le printemps, le nouveau temps, l'arrière-saison* usw. die Zeiten des Jahres sind. Die Ausdrücke der ersteren Denkschicht haben den Artikel nicht, die der zweiten haben ihn. In der Entwickelung der französischen Schriftsprache nun hat (unter den eben dargelegten Bedingungen) die anschauliche Schicht die abstrakte an einer Stelle durchbrochen: das konkrete *printemps* (mit Artikel) ist an die Stelle gerückt, die frei war, weil (das abstrakte) *ver* sie nicht zu halten vermochte — während *autumnus* seine gleichfalls gefährdete Position wenigstens in der Schriftsprache zurückzuerobern vermochte. Damit ist *au* (= *en le*) *printemps* gegen *en été, en automne, en hiver* hinreichend erklärt — ohne „Kulturgeschichte", durch einfache denkpsychologische Beobachtung: *été, automne, hiver* werden als Zeitbestimmungen artikellos gebraucht (*en été* usw.), weil sie aus abstrakter Denksphäre herkommen, *printemps* mit Artikel gesetzt, weil es aus konkretanschaulicher Denksphäre stammt.

Bleibt die Angelegenheit des *en*, obgleich sie die Fragestellung „warum *en été* — aber *au printemps* (= *en le printemps*)?" eigentlich nicht berührt. Weil man sagen kann (oder konnte): *ascendere in montem, lur helmes clers sunt en lor chiefs, Jesus est mort en croix*, was „auf (nicht in) den Berg steigen", „auf (nicht in) den Köpfen haben", „am (nicht im) Kreuze gestorben sein" heißt, gelangt Lerch zunächst (S. 239) zur Feststellung, *en* stehe „in der Mitte zwischen *à*, das lediglich die örtliche Nähe bezeichnet (*à Paris* = zu Paris), und *dans*, das das völlige Darinnensein (Umschlossensein) ausdrückt". Das ist eine etwas materielle Auffassung vom Wesen und den Funktionsmöglichkeiten sprachlicher Denkmittel. Und bedeutet *en* in dem Satze *donné en la bonne ville de Paris* (Lerch, S. 235) kein „Darinnensein"? — Heißt *en deux jours* nicht „innerhalb" von zwei Tagen, dagegen *dans deux jours* gerade: nach Ablauf von zwei Tagen? Schon auf S. 241 räumt denn Lerch ein, daß *en* auch „innen drin" oder „innen hinein" bedeuten kann. — Statt des

Digitized by Google

halben Zugeständnisses hätte der eindeutige Satz genügt, daß *en* im Altfranzösischen durchaus die Bedeutungen des lateinischen *in* hat oder sich an sie „anlehnt" (Lerch, S. 241). Siehe Georges s. v. *in*. *En* ist im Altfranzösischen durchaus lebendig; ohne weiteres verbindet es sich auch mit Substantiven, die vom Artikel begleitet sind: *ledit bracelet fut ou bras* (*en le bras*) *de Madame Alienor mis* (S. 239); *sus en la piedre li angeles siet* (S. 240); *encores vous commande que fermement vous croyez les sept sacremens, c'est assavoir: au sainct batesme, en la saincte confirmation, en la vraye penitence, au sainct sacrement de l'autel, aux sainctes ordres, au sainct ordre de mariage et en la saincte unction* (S. 237). In keinem der Beispiele macht die Verwendungsweise des *en* gegenüber der von lat. *in* ernstliche Schwierigkeiten. Aber auf einmal, seit dem 16. Jahrhundert, beginnt *en* im Gebrauche merkwürdig zurückzugehen. Es ist in eine Krise geraten. Siehe die lehrreiche Liste bei Lerch, S. 244. Lerch scheint sich den Vorgang so zu erklären: *en le* war (über *ou*) in *au* aufgegangen, *en les* zu *ès* geworden und so aus dem System herausgefallen (womit es bald dem Verdammungsurteil der Grammatiker anheimgegeben war), z. T. auch in *aux* aufgegangen. Das alles habe die Stellung von *en* geschwächt: „daß ... *en* mit *le* oder *les* nicht mehr vorkam (weder kontrahiert, noch nicht kontrahiert), hat *en la* und *en l'* (und weiterhin *en un*, *en une* usw.) einigermaßen in Mitleidenschaft gezogen" (S. 243/244). Um 1600 finde sich *en la*, *en un* (*une*), *en mon* (*ma*) usw. nur mehr in überkommenen juristischen, administrativen und kirchlichen Formeln, „zu denen kaum viel neue getreten sind" (S. 244). — Die von Lerch angenommene Wirkung des Aufgehens von *en le* in *au* (über *ou*), von *en les* in *aux* (bei Verlust des *ès* = *en les*) auf die Gebrauchsweise des *en* selbst wäre, wenn sie zugetroffen wäre, recht auffallend. *À* und *de* waren doch in ganz ähnlicher Lage; warum haben sie es nicht mit dem Leben gebüßt, daß *à le* zu *au*, *à les* zu *aux*, *de le* zu *du*, *de les* zu *des* wurden? *À la*, *à l'*, *à un*, *à mon*, *de la*, *de l'*, *d'un*, *de mon* usw. bleiben lebendig wie je. Es ist auch nicht einzusehen, warum etwa der Zusammenfall von *en le* (*en les*) mit *a le* (*a les*) in der Einheit *au* (*aux*) dem *en* hätte gefährlich werden sollen: wenn *du*, *des* einmal „von her" heißt (*je viens du pays de mon père*), das andere Mal eine unbestimmte Menge bezeichnet (*je vous apporte du vin*), warum sollte dann nicht auch *au* (*aux*) verschiedene Bedeutungsnüancen haben können (entsprechend *en le* einerseits, *a le* andererseits)? Das Merkwürdigste aber ist: „*en* mit artikellosem Substantiv ist (auch um 1600) durchaus nicht veraltet, sondern ... noch

Digitized by Google

heute produktiv." (S. 245.) Welche Laune der Sprachentwicklung, daß das lautliche Schicksal von *en le* (*en les*) nur *en la*, *en mon*, *en un* usw., nicht aber *en* schlechtweg mit in den Abgrund riß? Das Unheil, das der Gruppe *en le* und in der Folge den Gruppen *en la*, *en mon* usw. widerfuhr, hatte freilich auch sein Gutes. Es wirkte schöpferisch. Man führte *dans* ins Französische ein: „Die Einführung des *dans* ist eine Eigentümlichkeit des Französischen und hängt sicherlich mit der Abneigung gegen kontrahiertes *enl* (*eu*, *ou*) einerseits und nicht kontrahiertes *en le* andererseits zusammen..." (S. 238, Fußnote). Wahrhaftig, ein großes sprachliches Schicksal brach an, als *en le* mit *au* zusammenfiel — wenn nämlich Lerchs Aufstellung berechtigt ist.

Es ist unverkennbar, daß ein Zusammenhang zwischen dem Aufkommen von *dans* und dem Zurückweichen des *en* besteht. Aber es handelt sich nicht um eine Abneigung des Französischen gegen kontrahiertes *enl* (*ou*) und nichtkontrahiertes *en le*, also nicht um ein phonetisches Phänomen, sondern um das eigentümliche gedankliche Verhältnis, in dem *en* und *dans* sichtlich zueinander stehen. Hier lag sogar der Kern des ganzen, auch des „historischen" Problems. Es wäre klarzustellen gewesen, ob die funktionelle Schrumpfung des *en* die neue Präposition (*dans*) auf den Plan rief oder ob umgekehrt die Neuschöpfung (*dans*) erst die Schrumpfung des *en* auslöste. Vielleicht war auf diese historische Frage heute noch keine eindeutige Antwort zu geben. Die Tatsache selbst, die eigentümliche Rollenverteilung zwischen *dans* und *en* vom Augenblicke des Aufkommens des ersteren an, zeigt sich denkpsychologischer Betrachtung sofort. *Dans* erscheint als Präposition des anschaulichen Denkens, *en* dagegen eingeengt aufs Begrifflich-Abstrakte (was es bis dahin nicht war). Der Denkinhalt des *en* hat sich verändert, gewissermaßen entmaterialisiert. Durch *dans* wird geschautes, durch *en* gedachtes Darinnensein sprachlich symbolisiert. Vgl. *en auto: dans une auto; en ville: dans la ville; en Grèce: dans la Grèce; le prédicateur monte en chaire: le prédicateur monte dans sa chaire; il est mort en prison: Felix, dans la prison, j'ai triomphé de toi* (Corneille) usf. Lerch drückt sich zumindest unglücklich aus, wenn ihm *en* „den Ort bloß unbestimmt bezeichnet" (S. 242, 245). Davon kann keine Rede sein: *monter en chaire* ist um nichts „unbestimmter" als *monter dans la chaire*. Es ist nur begrifflicher, weniger konkret. *En* steht auch nicht „in der Mitte zwischen *à* ... und *dans*" (S. 239, siehe oben), sondern eher, wenn man schon eine Rangordnung aufstellen will, ganz am Flügel in der Reihe

Digitized by Google

Konkretheit-Abstraktheit. Einmal trifft Lerch übrigens das richtige Wort: *en Italie* sei „rein sachliche Angabe" gegenüber *dans la belle Italie*. Wie ist das aber mit der angeblichen „Unbestimmtheit" des *en* vereinbar? Vgl. noch *des montres en or*, *il s'epuise en efforts* usw., Lerch, S. 254. Am ausgeprägtesten erweist sich der abstrakte Charakter der Präposition *en* in Ausdrücken wie *agir en père*, *parler en ambassadeur*, wo von der Bedeutung des alten *in* nichts mehr übrig ist, vielmehr bloß eine „rein sachliche", eine rein gedankliche Beziehung zwischen dem Tun und der Eigenschaft seines Urhebers (*agir en qualité de* ...) hergestellt wird.

Da man nun eine bestimmte Gegebenheit (hier: das in etwas sein) nicht zugleich rein begrifflich und doch konkret anschaulich denken kann, verbindet sich das in seinem Denkinhalt nunmehr aufs rein Begriffliche eingeengte *en* selbstverständlich „nicht leicht" mit einer vom Artikel ins Anschauliche gerückten Vorstellung. Das ist, bloß präzisiert und denkpsychologisch untermauert, die Beobachtung Diezens. Sie hat sich natürlich stellenweise auch Lerch aufgedrängt (S. 242, 245). Warum dann aber so herabblicken auf das, was „noch Diez geglaubt hat"?

Die innere Schrumpfung der Präposition *en* seit dem 16. Jahrhundert machte die Möglichkeit, es mit einem artikelbegleiteten Nomen zu verbinden, natürlich nicht mit einem Schlage und vollkommen zunichte. So starr ist der Mechanismus der Sprache nicht. Ältere Formeln mochten überleben: *en la bonne ville*, *en la paroisse de*, *en l'Eglise* usw. (Lerch, S. 235); wenn *en le* und *en les* am seltensten vorkommen, so wohl bloß deswegen, weil ihre Rolle eben von *au*, *aux* (nach dem Verlust von *ès*) übernommen worden war und diese als Äquivalente für jene empfunden werden konnten. (Äquivalent für *en le* ist *au* auch in *au Japon* usw.; die von Lerch S. 249 gegebene Erklärung bedient sich allzu primitiver „Kulturgeschichte"). Es darf bei der Beurteilung der *en*-Verwendung auch nicht übersehen werden, daß einerseits der Artikel in seiner deiktischen (anschauungsweckenden) Funktion sicher geschwächt ist, andererseits bestimmte abstrakte Begriffe der Anschaulichkeit überhaupt nicht fähig sind. Solche Begriffe können dann trotz des Artikels — zumal eines funktionsgeschwächten und grammatikalisierten Artikels — mit *en* verbunden werden, weil es hier zu einem Konflikt zwischen dem (unanschaulichen) *en* und dem (trotz Artikels nicht zur Anschaulichkeit erhobenen) Nominalbegriff eben nicht kommen kann. Vielleicht darf man hieher rechnen: *laisser les choses en l'état*, *tirer en l'air*, *en l'absence de*, *en l'espèce* und dgl. (Lerch, S. 235).

Digitized by Google

Wie Lerch S. 254 ff. darlegt, erlebt *en* seit Neuerem eine sichtliche Renaissance. Es findet wieder Verwendung, wo es früher vermieden worden wäre. Daß diese Renaissance mit der Vorliebe der Symbolisten für das Vage, für Verwischen der Konturen zusammenhänge (S. 254), wird man Lerch allerdings kaum zugestehen. *En* ist nicht „vage", höchstens ist es gegenüber *dans* durch seine lange Schonzeit unverbrauchter in seinen Stilwerten.

Nicht zwingender als der *en* : *au*-Aufsatz ist der über „Partizipium präsentis und Gerundium im Französischen" (S. 263 ff.). Es fehlt wieder die begriffliche Klarheit und Schärfe. Zwar läßt auch er an Gelehrsamkeit nichts zu wünschen übrig: Sprachvergleichung, „Phonetisch-Flexivisches" (S. 280), Erwägungen über Volks- und Gebildetensprache, Feststellung von Bibeleinflüssen, Tabellen usw., alles ist da. Über dem Ganzen ein kaum verhaltener Vorwurf des „Historikers" wegen „künstlich" erfolgter Sprachregelung: Grammatiker des 17. Jahrhunderts und eine „irrige" Entscheidung der franz. Akademie (1679) haben verdorben und verwirrt, was ungestörte Entwicklung zu Nutz und Frommen der Sprachlernenden vereinfacht hätte. Um Lerch subjektiv gerecht zu werden, müßte man seine Darlegungen im Zusammenhang mit der übrigen Literatur zur Partizipium-Gerundium-Frage betrachten — angefangen zumindest von Tobler, Kalepky (gegen den Lerch sich wendet) und Lerchs eigenem großem Buche über „... Ursprung und Konsequenzen eines alten Irrtums" (1913). Da aber nicht sicher ist, ob daraus großer objektiver Nutzen entstünde, sollen hier nur die Resultate des vorliegenden Aufsatzes ins Auge gefaßt werden:

Dreierlei ist nach Lerch (S. 284) zu unterscheiden: Partizipium ohne Ergänzung: *une femme aimante* (veränderlich) — Partizipium mit Ergänzung: *une femme aimant ses enfants* (unveränderlich) — Gerundium (lat. auf *-do*): (*en*) *aimant* (unveränderlich).

Daß das „Partizipium mit Ergänzung" unveränderlich bleibe, sei die Folge eben eines „Irrtums": Grammatiker des 17. Jahrhunderts hätten in der Konstruktion ein Gerundium gesehen und auf Grund dieser (falschen) Annahme die Unveränderlichkeit der Form dekretiert (S. 280/81 und an anderen Stellen; es ist, wie bekannt, auch der Grundgedanke von Lerchs Buch von 1913).

Wir müssen prüfen: 1. ist vom Standpunkt des heutigen Sprachgefühls aus die auch von Lerch (wenngleich mit

Digitized by Google

Grenzverschiebung) aufrechterhaltene grammatische Scheidung zwischen Partizipium und Gerundium berechtigt? 2. beruht die Nichtübereinstimmung des von einer Ergänzung gefolgten Partizipiums tatsächlich auf einem „Irrtum"?

Im lateinischen Gerundium erscheint, wie im Infinitiv, den es im Genetiv, Dativ, Ablativ denn auch vertritt (*amare, amandi* usw.), der Verbalbegriff absolut („infinite"), d. h. nicht als an einen Urheber gebunden gedacht (vgl. Grundlegung der Stilistik, S. 47; Lerchs Auffassung S. 271, die „betreffende Handlung (habe) ... ein allgemeines Subjekt", ist psychologisch unhaltbar). Dieser Wesenszug unterscheidet das Gerundium von den Personalformen des Verbums, aber auch von den Partizipien. An dem Satze *docendo discimus* kann nur logische Interpretation dem Gerundium *docendo* einen „Urheber" (*nos*) konstruieren („indem wir lehren, lernen wir"); in der unmittelbaren Denkwirklichkeit ist *docendo* nicht als an ein Ich gebunden erfaßt, es ist absolut, genau wie etwa „durch Fleiß" in dem Satze „Durch Fleiß lernen wir" (wo logische Analyse ebenso zu dem Schluß kommen mag, daß der Fleiß an ein Ich gebunden sein muß). Anders beim Partizipium *docentes discimus*. In *docentes* ist das Ich, das das Lehren betätigt, mitgedacht, die Tätigkeit als an ein Ich gebunden erfaßt. Hier liegt der denkpsychologische Wesensunterschied zwischen Partizipium und Gerundium.

Auch wo das Gerundium sich, wie im Italienischen, dem Partizipium Präsentis in der gedanklichen Eigenart zweifellos genähert hat, hat es seinen ursprünglichen Charakter doch nicht vollkommen verloren: *Et reversi sunt pastores glorificantes et laudantes Deum* ist seiner Denkform nach nicht identisch mit *i pastori se ne ritornarono, glorificando e lodando Iddio* (Lerch, S. 288); das erstere sieht das Rühmen und Lobpreisen mehr an das Ich der Hirten gebunden, das letztere sieht mehr die Tätigkeit an sich, losgelöst vom tätigen Ich (vgl. „rühmend und lobpreisend" mit „unter Rühmen und Lobpreisen"). Die Nüancen sind unverkennbar.

Im Französischen nun ist das Gerundium seit den ältesten Zeiten „eine absterbende (von mir gesperrt), nur noch in mehr oder weniger fest überlieferten Gebrauchsweisen auftretende Form ..." (M.-L., Rom. Gram. III, S. 532). Gewiß sind einige Fälle klare Gerundia: *il le fist cancheler, et en che canchelant Trouva deriere lui une piere pesant; à l'entrant de mai* (ibd.); andere stellen historisch unzweifelhafte Gerundia dar: *j'ai mort celui sor mon cors deffendant* (ibd.). Aber die Form ist in ihrer gedanklichen Eigenart nicht mehr recht lebendig; sie

Digitized by Google

geht, ihrem seelischen Gehalt nach, als Denkform, im Partizipium auf, vermischt sich mit ihm: *a prime sonnant, devant midi sonnant, après le nofme duc regnant, asez est mielz que murium combatant* usw. (M.-L., ibd.) werden trotz ihres Ursprungs als Gerundien doch als Partizipia empfunden worden sein. Die Gründe (oder zumindest die bestimmenden Zusammenhänge) der Erscheinung liegen auf der Hand. Die grammatische Funktion des lat. Gerundiums, den absolut gefaßten Verbalbegriff (Infinitiv) in den obliquierten Formen (Genetiv, Dativ, Ablativ; s. Grundlegung der Stilistik, S. 74/75) zu vertreten, ist seit früher Zeit vom (präpositionalen) Infinitiv selbst übernommen worden: *soleient faire festival al tundre de lur brebiz* (M.-L. III, S. 532); *vous m'en avez fet confort ... en parler* (ibd. S. 535). Damit verlor das Gerundium immer mehr sein Daseinsrecht, es verkümmerte als besondere Denkform, wie ein Organ, das nicht beschäftigt wird. Eine weitere Bedrohung seiner Eigenart erwies sich, seit es (gleich dem Infinitiv) mit einem Subjekte konstruiert werden konnte: *après l'aube aparant luisoit la lune clere* (M.-L. III, 532). In solchen Fällen war es vielfach von einem attributiv ein Substantiv begleitenden Partizipium überhaupt nicht mehr zu sondern; „diese Formeln berühren sich auf das Engste mit dem alten *-nt*-Partizipium, ja es ist ... formal (oft) unmöglich zu entscheiden, was ursprünglich in dem *-nt* liege ..." (M.-L. III, 533). Die funktionelle Aushöhlung des Gerundiums konnte in der Tat nur im Schatten des lautlichen Zusammenfalls von *-ando* und *-ante* vor sich gehen ... Als vollends die Kasusflexion unterging, war der Funktionstod des Gerundiums besiegelt. Siegreich überlebte das Partizipium: in einem Satz wie altfranz. *vous m'en avez fet confort et en parler et en chantant* (M.-L. III, S. 535) wurde *en chantant* sicher schon früh als Partizipium empfunden. *En* bedeutet in *en chantant* usf. natürlich nicht, wie Lerch. S. 306/307, zu lehren scheint, ein „Darinnensein", nicht *in cantando*, dem es historisch entsprechen mag; vielmehr ist es heute durchaus so zu verstehen wie in *agir en père, en roi* usw.: es heißt „als singend(er) habt Ihr mir ..." (Auch der *Dict. gén.* stellt *en chantant* und *en père* selbstverständlich auf dieselbe Stufe.) Es ist widersinnig, *en aimant* für das heutige Sprachgefühl als „im Lieben" deuten zu wollen (Lerch, S. 265). Vgl. oben über die Präposition *en*. *En* bindet das Partizipium bloß enger an sein Beziehungswort. Vgl. *En voulant embrasser trop, on n'étreint rien* mit *Se contentant de ce qu'on a, on n'a besoin de rien* (Engwer-Lerch, Französische Sprachlehre, S. 205). Das Verhältnis ist genau dasselbe wie etwa zwischen *ambassadeur de son pays, il a fait son devoir* und *il a agi en ambassadeur*. Es

Digitized by Google

handelt sich um Nüancen des gedanklichen Beziehens (Grundlegung der Stilistik, § 45); welche Beziehung das Denken jeweils herstellt, ist nur von Fall zu Fall auf seine Ursachen zu prüfen.

Im 15. und 16. Jahrhundert erfolgt dann ein gewaltiger Zustrom von lateinischen Partizipialkonstruktionen nach Frankreich (*je ne sçay quel plaisir vous avez prins voyans les lyons*, Rabelais; M.-L. III, § 500), und verstärkt die Position der partizipialen Denkform im Französischen neuerdings.

Erst gelehrte Grammatikerspekulation und überlegender Vergleich mit Ausdrucksweisen des Lateinischen (Italienischen und Spanischen) hat im 17. Jahrhundert gewissen Gebrauchsweisen des Partizipiums — die in der lebendigen Sprache zweifellos als partizipiale empfunden wurden — von außen her den Namen *gérondif* aufoktroyiert. Der Beweis dafür ist leicht zu führen. Noch beim Grammatiker Maupas (1607) heißt es, das von *en* begleitete „Partizipium" „drücke" das lateinische Gerundium „aus": „...*ce participe* (sic!) *exprime* (sic!) *le gérondif en -do latin*..." (vgl. Beiheft zur Zeitschrift f. rom. Philologie 38, S. 186); ebenso noch bei Oudin (1632, ibd. S. 185): „...*ce participe* (sic!) *exprimant* (sic!) *le gérondif*...". Daraus geht deutlich hervor, daß es für Maupas und Oudin im Französischen nur das Partizipium gibt, nicht ein „Gerundium". Das Partizipium spielt in gewissen Fällen bloß die Rolle des lateinischen Gerundiums, entspricht ihm — genau so, wie etwa *je vais aimer* lateinischem *amaturus sum* entsprechen kann. Soviel ich sehe, hat erst Vaugelas aus dem — von Maupas und Oudin vergleichsweise festgestellten — Funktionsparallelismus zwischen lateinischem Gerundium und gewissen französischen Partizialwendungen eine Identität der beiden Sprachgebilde gemacht; aus einem — durchaus okkasionell gebrauchten — Namen eine (imaginäre) Wirklichkeit konstruiert. Vaugelas' geschraubte Formulierungen zeigen deutlich, daß ihm selbst nicht behaglich zu Mute ist, er fühlt die Verstrickung, aus der es für ihn keinen Ausweg gibt: „...il faudroit dire *aillent croissant* et non pas *aillent croissans*, à cause qu'il faut (!) nécessairement (!) que ce soit un gérondif..." (im Artikel *va croissant, va faisant* usw.).

Man muß also über Lerchs Ausführungen, die den Partizipialcharakter von *une femme aimant ses enfants* verteidigen, weit hinausgehen und feststellen, daß es für das französische Sprachempfinden seit langem ein Gerundium überhaupt nicht mehr gibt. Es ist bedauerlich, daß Lerch den richtigen

Digitized by Google

Gedanken S. 264 — über die Existenz des Partizipiums im Französischen — nicht klar zu Ende gedacht hat. Natürlich tut der Name „Gerundium" (wenn man ihn für das Partizipium mit *en* aus irgendwelchen Gründen beibehalten will) nichts zur Sache. Wesentlich ist, daß die *ant*-Form heute in allen ihren Verwendungen, auch in Verbindung mit *en*, eine identische Denkeinheit ist, der das charakteristische Merkmal des wirklichen (lateinischen) „Gerundiums", das Nichtbezogensein des Verbalbegriffs, jedenfalls fehlt. Höchstens einige wenige Gerundialkonstruktionen mögen sich als Fossilien erhalten haben: *l'appétit vient en mangeant, de son vivant* usw. Aber es ist kaum zweifelhaft, daß selbst in einem Ausdruck wie *à son corps défendant* das Wort *défendant* heute als Partizipium empfunden wird. Solche überlieferten Formeln werden eben vom Sprachempfinden umgedeutet, von den lebendigen Kategorien (in unserem Falle von der Kategorie „Partizipium") aufgesaugt — oder sie bleiben abseits als tote Fremdkörper im lebendigen System der Sprache.

Den Begriff eines „französischen Gerundiums" sogar der Schule erhalten zu wollen, kann nach dem eben Dargelegten keinen Nutzen stiften. Lerchs dahin abzielende Ausführungen (alles S. 263 ff.) sind geeignet, das Sprachgefühl (das zu wecken doch die vornehmste Aufgabe des Sprachunterrichts sein dürfte) eher zu verwirren als zu festigen. Die Franzosen, denen man so gerne Formalismus vorwirft, scheinen den Begriff in der Praxis schon über Bord geworfen zu haben. Am 28. September 1910 gab das französische Unterrichtsministerium auf Grund einer Enquête einen (von Gaston Doumergue gezeichneten) Erlaß heraus, der eine gewisse, gar nicht revolutionäre Vereinfachung der grammatischen Terminologie im französischen Schulunterricht anordnet. Der Erlaß kritisiert la confusion et le désordre d'une terminologie flottante; ... Puis, les définitions les plus variées, d'ailleurs toujours insuffisantes, d'où l'on essaie de tirer, par voie de déduction, certaines conclusions trop souvent peu exactes, des classifications interminables; des systèmes compliqués, subtils, plus ou moins ingénieux, mais precaires...; un verbalisme vieillot, sans valeur éducative... Il y a donc lieu ... d'adopter une nomenclature plus simple, de substituer franchement la grammaire d'observation à la grammaire de règles, de définitions et de déductions; ... enfin de remplaçer maint arrangement artificiel par un ordre mieux en rapport avec la réalite des faits...". In der darauf gegebenen Nomenclature grammaticale nun, mit der auch das „enseignement secondaire ... jusqu'au baccalaureat ou au diplôme de fin d'études inclusivement" das Auslangen finden

Digitized by Google

müsse, fehlt die Unterscheidung zwischen Partizipium und Gerundium bereits. Bloß der Begriff „Participe" kommt in der Liste vor. Sollten die Franzosen (auch die gelehrte Kommission, auf die der Erlaß sich beruft) ihre Sprache so wenig verstehen, daß sie leichtfertig ganze sprachliche Kategorien aufgeben? der Fall etwa einer von denen sein, wo „ein Ausländer die fremde Sprache besser versteht als der Inländer, so daß er diesen in bestimmten Punkten über seine eigene Muttersprache belehren kann" (Lerch, S. 261)? Ich möchte es nicht glauben.

Wir kommen zur zweiten Frage: warum stimmt das Partizipium präsentis, nach Untergang des Gerundiums allein lebendig, mit dem Nomen, dem es zugeordnet ist, bald überein, bald nicht? Die Antwort steht schon in der Grammatik des Maupas (1607): „... Vous connoistrez le pur participe, quand il attribue une action ou effect sortant du substantif, le pur adjectif (das adjektivisch gebrauchte Partizipium), quand il attribue une qualité adhérente ... Retenant la nature de pur participe, (celui-ci) ne semble guères obligé à suivre le genre du substantif, ains semble plus coulant sous forme masculine, comme estant de commun genre. Quant au nombre, il est meilleur qu'il l'ensuive: *la rosee tombant du ciel enféconde la terre; les sujets asseurent leur repos, obéïssans à leur prince: les femmes se fardans rendent suspecte leur pudicité;* bien qu'en plurier féminin on s'y peut accomoder: *les vertus reiglantes la vie humaine sont bien séantes, et les voluptez corrompantes les bonnes mœurs sont tresnuisantes.* Toutesfois, en ces termes pluriers, quand le participe regit un cas après soy, je trouverois bon d'user de circonlocution par le relatif et le verbe fini: *les vertus qui reiglent* et *les voluptez qui corrompent* ... Si le participe ne sert que d'adjectif, il est tenu de concorder en tout avec son substantif: *c'est une vertu bienséante que la modestie; voilà une fort luisante lame et bien tranchante.* Où vous noterez d'abondant que, si le participe adjectif devance son substantif, il est tant plus obligé à l'ensuivre de genre ..." (Beiheft 38 zur Zeitschrift für romanische Philologie, S. 184-186). Man kann das Wesen der Sache nicht besser treffen als es Maupas hier (in dem erstzitierten Satze) trifft, wenn er, trotz einiger Unbeholfenheit in der Formulierung, einen rein qualifikativen Denkakt (*une femme attrayante*) und einen sozusagen appositiv-prädikativen unterscheidet, der einem Seienden (Substantiv) ein Handeln oder Geschehen prädiziert, d. h. dem Partizipium die Verbalkraft beläßt (Grundlegung der Stilistik, § 39; was dort vom Verbum finitum gesagt ist, gilt bis zu einem gewissen Grade auch vom Partizipium). Durch die Formulierung Une femme aimant ses

Digitized by Google

enfants wird die Frau nicht als kinderliebende qualifiziert, sondern ihr in einer Art appositioneller (Grundlegung, S. 74) Prädikation zugesprochen, daß sie ihre Kinder liebe. Maupas' Beobachtung ist denkpsychologisch glücklicher als die (von Lerch, S. 300, wohl allzu schroff abgelehnte) Unterscheidung von Handlung und Zustand.

Das Partizipium vereinigt — das weiß natürlich auch Lerch — seinem Wesen nach verbale mit adjektivischer Kraft (Grundlegung der Stilistik, § 25). Je nach der Art des Denkaktes nun kann bald die verbale, bald die adjektivisch-qualifikative Kraft des Partizipiums lebendiger aktualisiert werden, eine stilistisch außerordentlich wichtige Freiheit (Grundlegung der Stilistik, § 33). Gerade sie aber war im Französischen bedroht, als die Sprache auch an den Adjektiven, die bisher nur eine Form (*grant*) für beide Geschlechter hatten, die Genusunterscheidung vorzunehmen und damit auch das Partizipium (*aimant*) in die Strömung mitzuziehen begann. Es war ein kritischer Augenblick für das französische Partizipium. Genusunterscheidung ist im System der französischen Sprache ein wesentliches Merkmal des Qualifikativ-(Adjektiv-)begriffs: *bon-bonne*, nicht aber auch des Verbalbegriffs. In den Personalformen des französischen Verbums kommt keinerlei Genusbestimmung (Maskulinum, Femininum, Neutrum) zum Ausdruck. Hätte die französische Sprache die Geschlechtsunterscheidung, die nun für alle Adjektiva durchdrang (*grand* : *grande*), mechanisch auf die Partizipialformen ohne Unterschied ausgedehnt, so wäre das Partizipium damit immer ausschließlicher in adjektivische Funktion hinübergeglitten, es hätte seine Verbalkraft nach und nach so gut wie eingebüßt, ähnlich dem Partizipium perfecti (Grundlegung der Stilistik, § 33). Damit hätte es eine bedeutungsvolle Nüance verloren. Daß es sich in bestimmter Funktion unveränderlich erhielt, heißt, daß es seine Rolle als Ausdruck eines appositionell-prädikativen Denkaktes gegen Mechanisierung, die es in ausschließlich qualifikative Funktion drängen wollte, behauptete. Man vergleiche, um sich der Nüance des betreffenden Denkaktes bewußt zu werden, *les femmes vindrent charolantes e juantes e chantantes* (Lerch, S. 289) mit *les femmes vindrent, charolant e juant et chantant;* oder *une maison portante le numéro* 40 mit *une maison, portant le numéro 40; on la trouvait pleurante* mit *on la trouvait, pleurant* (Lerch, S. 302); *une femme aimante ses enfants* mit *une femme, aimant ses enfants. Aimante* hat den lebendigeren Qualifikativ-, *aimant* den lebendigeren Verbal-(Prädikations-)charakter. — Viel geringere Gefahr drohte dem

Digitized by Google

Verbalwert des Partizipiums von einer Übereinstimmung im Numerus: die Numerusunterscheidung ist ja dem ganzen französischen Verbalsystem durchaus geläufig. Und so erklärt es sich, daß der Widerstand der Grammatiker gegen die Numeruskonkordanz, wofern sie sich ohne gleichzeitige Genuskonkordanz machen ließ — d. h. für die Maskulina, wo die Sache überdies bloß eine graphische war —, in der Tat wesentlich schwächer war als der Widerstand derselben Grammatiker gegen die Genusübereinstimmung (s. oben Maupas und vgl. Lerch, S. 278/279, besonders die Fußnote S. 279).

Noch ein weiterer Grund mag beim Kampf des französischen Sprachgefühls gegen die Konkordanz des nicht rein adjektivischen Partizipiums allerdings mitgespielt haben. Konkordanz bedeutet feste innere Bindung, bedeutet ein psychisches Engschalten der konkordierten Denkelemente: *une‿femme‿aimante‿ses‿enfants* gegenüber *une‿femme / aimant‿ses‿enfants* (Grundlegung der Stilistik, § 43). Konkordanz des Partizipiums hätte also einen etwas langatmigen seelisch-rhythmischen Satzcharakter mit sich gebracht, wenn das Partizipium von einem Objekte gefolgt war: *les‿vertus‿règlantes‿la‿vie‿humaine.* Er widerstrebte wohl dem französischen Sprachgefühl, das dagegen *les‿vertus / règlant‿la‿vie‿humaine* oder *une‿vertu‿attrayante* (ohne Objekt) ohne weiteres akzeptieren konnte.

Jedenfalls bedeutet die Regelung der Übereinstimmung des Partizipiums, wie sie im 17. Jahrhundert erfolgte, einen Sieg des Geistes über die mechanischen Kräfte der Analogie, die daran waren das Partizipium durchaus dem System der Adjektiva (*attrayant-attrayante* in allen Verwendungen wie *grand-grande*) einzubauen und es dadurch in seiner Besonderheit zu schwächen. Die französische Sprache hätte vielleicht an leichter Erlernbarkeit gewonnen, jedenfalls aber an Relief verloren, wenn die Entscheidung der „Sprachmeister" damals anders ausgefallen wäre. Daß man eine zeitlang geschwankt hat, ist begreiflich. Die letzte Entscheidung aber: bei reinem Qualifikationsakt (Grundlegung der Stilistik, S. 73) Übereinstimmung (*une femme attrayante*), bei appositionell-prädikativem Denkakt Nichtübereinstimmung, ist durchaus sinnvoll. So kann man denn stilistisch auch auseinanderhalten: *la jeune femme, rougissant, poussa la porte* (der jungen Frau wird appositionell prädiziert, daß sie errötete), und *la jeune femme rougissante poussa la porte* (die junge Frau wird als errötende qualifiziert). Vgl. Lerch, S. 302. Doch mögen das Subtilitäten sein und als solche nicht jedermanns Sache.

Digitized by Google

Eines steht augenscheinlich fest: nicht, weil die Grammatiker des 17. Jahrhunderts gewisse Partizipien „irrtümlich" für „Gerundia" hielten, dekretierten sie deren Unveränderlichkeit. Eher umgekehrt: weil ihr Sprachgefühl sie ihnen als unveränderlich erwies, hielten sie sie für „Gerundia". Historisch genauer: sie bedienten sich des Hinweises auf das lateinische Gerundium zunächst nur, um durch die (schiefe) Analogie in gelehrter Argumentation plausibel zu machen, was ihr Sprachgefühl ihnen als charakteristischen Wert zeigte und was sie deshalb gegen sprachliche Laxheit retten wollten. Der wirkliche „Irrtum" beginnt erst mit der (nomenklatorischen) Gleichsetzung des französischen invariablen Partizipiums mit dem lateinischen Gerundium — es ist der Irrtum eines gewaltsamen Philologenhistorismus, der das Suchen von Vorfahren der Spracherscheinungen für wichtiger hält, als gründliche Beobachtung der Tatsachen selbst. Sollte es dergleichen auch heute noch geben?

In dem „Besprechungsvorschlag", mit dem die Verlagsbuchhandlung die Versendung der Rezensionsexemplare des Lerch'schen Buches begleitet (ist die „Rationalisierung" auch in der wissenschaftlichen Kritik im Anzuge?), heißt es: „Überzeugend verteidigt Lerch August (sic!) Toblers historische Methode gegen neuere „phänomenologische" Erklärungsversuche ..." Aus dem Dargelegten aber dürfte sich ergeben, daß auch im Falle Partizipium-Gerundium erst gesunde „Phänomenologie" (zu deutsch: seelische Beobachtung der Sprachtatsachen) die Grundlage für alles weitere schafft. Und da Th. Kalepky, dessen Tod wir heute beklagen, ganz wie Tobler, den man bei all seinem historischen Forschen gegen die „Phänomenologie" nicht ausspielen sollte, Lerch an Schärfe der psychologischen Beobachtung übertrifft, kommt er mit seiner Auffassung dem Wesen der Erscheinungen zweifellos näher als Lerch, wenngleich er in der Terminologie vom alten Begriffe „Gerundium" allzu stark beeinflußt bleibt.

Es folgt die letzte (8.) Abhandlung des Bandes: „Der französische Infinitiv mit und ohne Präposition" (S. 308 ff.). Höchst erfreulich die Erkenntnis, mit der das Buch schließt. Wie hieß es doch im 1. Aufsatze (S. 32)?: „Die psychologische Methode kann eben nur beschreiben, nicht aber erklären." Und nun auf einmal zu froher Überraschung (S. 350): „... (man kann) auch die unscheinbarste sprachliche Tatsache nicht verstehen ..., ohne auf die seelische Einstellung der sprechenden Menschen (und ihre Wandlungen) Bedacht zu nehmen. Und so halten wir uns

Digitized by Google

an die Worte Vosslers in seinem Hamburger Vortrag ‚Der Kampf gegen den Abstraktismus der heutigen Sprachwissenschaft' (N. Spr. 1928, S. 329): Dem Ursprachlichen im Grammatischen, dem Dichterischen im Kategorialen, der verborgenen Poesie in den Artikeln, Partikeln und Präpositionen, dem Beweglichen, Aktuellen und Neuen im uralt Versteinerten werden wir nachspüren — auf die Gefahr hin, daß man uns verlacht".

Noch S. 337, 339 hatte man eine scharfe Polemik gegen „logizistische Grammatiker" gelesen, die dem Grundgehalt der Präpositionen *à* und *de* nachgingen und auf diesem Wege zur Klärung der Frage vordringen wollten, warum man z. B. bald *tâcher à faire*, bald *tâcher de faire* sagt oder sagte. Es ist wieder nicht klar, was Lerch unter „logisch" und „logizistisch" versteht. Ich wüßte aber nicht, was man in der besagten Tätigkeit der „logizistischen" Grammatiker sehen soll, wenn nicht ein höchst rühmenswertes Bemühen, noch im „uralt Versteinerten" das „Aktuelle und Bewegliche" zu finden. Umso verdienstlicheres Bemühen, als es, trotz noch unvollkommener psychologischer Methode, so prächtige Erfolge gezeitigt hat, wie etwa die von Lerch als „logische Unterscheidung" in die Fußnote (S. 337) verbannte Beobachtung der *Grammaire des grammaires*, man sage *tâcher à ...*, „*quand le sens* (von *tâcher*) *a plus de rapport au but qu'aux efforts*" — dagegen *tâcher de ...*, „*quand* (*tâcher*) *exprime les efforts que l'on fait pour venir à bout de quelque chose, ou en d'autres termes, lorsqu'il indique plus particulièrement les efforts mêmes que le but auquel ils tendent*". Wozu die Polemik gegen „Logizisten" und Vertreter der „Lokaltheorie" (das sind für Lerch diejenigen Sprachwissenschaftler, die in allen Verwendungen von *de* und *à* historisch oder denkpsychologisch irgendwie noch die Grundbedeutung der beiden Präpositionen erkennen wollen), wenn auch Dichter und Schriftsteller, Symbolisten und andere an der ursprünglichen Bedeutung der beiden Präpositionen nicht vorbeigegangen sind? Soll man wirklich annehmen, daß alle die Rodenbach, Régnier, Verhaeren „bewußt (von Lerch gesperrt) auf die ursprüngliche Bedeutung zurückgegriffen" (S. 345), als gelehrte Restauratoren Totes neu belebt haben? Mir scheint die Übereinstimmung zwischen den Dichtern und den „logizistischen Grammatikern" nicht so auffällig (S. 346) und „paradox" (S. 345) wie dem Verfasser der Abhandlung. Der Sprachwissenschaftler deckt begrifflich-verstandesmäßig auf, was der Dichter erfühlt und, wenn es versunken oder eingeschlummert war, neu über die Schwelle der künstlerischen Wirkung hebt. Der Künstler aktualisiert potentielle stilistische Wertmöglichkeiten, die dem Alltagssprecher entgehen (Grundlegung der Stilistik,

Digitized by Google

S. 97), — der Forscher legt sie anatomisch bloß. Müssen sie nicht latent vorhanden sein, um vom Dichter aktualisiert werden zu können? Und ist ihre Bloßlegung durch den Forscher nicht gerade das, was Vossler an der von Lerch zitierten Stelle meint?

Das Problem des französischen Infinitivs mit und ohne Präposition ist ein denkpsychologisches. Erst nach genauer denkpsychologischer Bestimmung der drei Typen (bloßer Infinitiv, Infinitiv mit *à*, Infinitiv mit *de*) kann man auch die geschichtliche Abfolge der Erscheinungen bewerten. Die denkpsychologische Klarstellung der ausgeprägteren Fälle wirft dabei wie von selbst Licht auf die weniger ausgeprägten, die erstarrten und „grammatikalisierten". Wo Lerch selbst zu einleuchtenden Feststellungen gelangt, wie in der Bestimmung des Typus *la fille me plaist à reguarder* als „persönlichen" (S. 313/314) ist es immer denkpsychologischer Beobachtung zu verdanken. —

Der Infinitiv ist das Sprachzeichen des absolut (infinite) gefaßten Verbalbegriffs, s. oben S. 459; er ist die „Nennform" des Verbums. Wie jede andere „Nennform" (z. B. der „Nominativ" des Substantivums; vgl. Grundlegung der Stilistik, § 30), kann er autonom gebraucht, in einem selbständigen, sich selbst genügenden (zumeist gefühlsbetonten) Denkakt „gesetzt" werden. Seine Kraft wird dadurch intensiviert, dem Gefühl Spielraum zur Entfaltung am Verbalbegriff gegeben. *Respecter la république, la justice et les lois: nul devoir plus grand dans sa simplicité* (M. Kuttner, Jahrbuch für Philologie III, S. 241); *Me calmer, lorsque je te perds!* (Kuttner ibd. S. 239); *Tout comprendre, c'est tout pardonner* (Lerch, S. 341), — genau so wie etwa: „Muttersprache! gibt es ein trauteres Wort?" Es besteht hier kein Anlaß, den Infinitiv etwa mit einer Präposition einzuleiten. Seine Rolle ist ja in solchen Fällen die einer „Nennform" im wörtlichsten Sinne. Der Infinitiv erscheint als Denkeinheit für sich.

Doch kann der infinite gefaßte Verbalbegriff natürlich auch innerhalb eines komplexeren Denkaktes seinen Platz haben, also eingesetzt sein in eine bestimmte operative („syntaktische") Funktion im „Satze" (Grundlegung der Stilistik, S. 21 ff.):

a) Der Infinitiv kann „Subjekt" sein. Und da im grammatischen „Subjekt" ein Begriff „nominiert" wird (um einer Prädikation unterworfen zu werden, Grundlegung der Stilistik, S. 70), versteht es sich leicht, daß der Infinitiv auch hier als Nennform schlechtweg, d. h. ohne Präposition erscheint:

Digitized by Google

Protéger une méchanceté et la commettre, sont actions qui partent presque d'une même source" (Lerch, S. 341).

b) Auch die nominale Prädikation (pater bonus [est]) ist gleichzeitig Nominationsakt (Grundlegung der Stilistik, S. 69); daher *être brave, est montrer sa force*, ebenfalls präpositionslos.

c) Bleiben die determinativen Begriffsoperationen (Grundlegung der Stilistik, § 42), von denen hier nur die kompletive in Frage kommt. Da in Sprachen ohne Kasusflexion (wie der französischen) die nominale Ergänzung — abgesehen vom Akkusativ-Objekt — nicht anders als mit Hilfe von präpositionalen Verbindungen erfolgen kann (*la maison du père, donner à l'enfant* usf.), ist hier die Verbindung des Infinitivs mit Präposition von vornherein zu erwarten: *l'art d'aimer* (entsprechend lateinischem *ars amandi*), *bon à tirer* usf.

Gegenüber dem bisher Dargelegten, das fast als selbstverständlich scheint, ist das Verhalten des Infinitivs in der Rolle eines „Akkusativobjektes" zunächst auffallend. Während der Bestandbegriff (das Substantivum) in der Akkusativfunktion präpositionslos auftritt, erscheint der Infinitiv nur in einigen Fällen ohne Präposition, sonst bald mit *à*, bald mit *de*. Man vgl.

savoir sa leçon : *savoir écrire*
aimer le jeu : *aimer à jouer*
commencer un travail : *commencer de* (*à*) *travailler*.

Aber der Vergleich zwischen Substantiv- und Infinitivkonstruktionen ist gewalttätig, nur eine schematisierende Grammatik könnte sich mit ihm abfinden. Denkpsychologisch ist die Welt der Verbalbegriffe eine durchaus andere als die der Bestandbegriffe (Substantiva), man kann sie nicht auf eine und dieselbe Linie stellen. Beide müssen in ihrer Besonderheit erfaßt werden, will man ihr Verhalten im komplexeren Denkakte verstehen.

Der Bestandbegriff (Substantivum) ist psychologisch einfacher konstituiert als der Verbalbegriff, es fehlt bei ihm die Eigenmotorik (Grundlegung, § 25), die bewegliche Beziehungsfähigkeit des Verbums auf ein Ich (die in den Personalformen aktuell in Erscheinung tritt); er ist, bildlich gesprochen, weniger eigenwillig in der Verwendung. Bei wie verschiedenem gedanklichen „Beziehen" ist er doch, z. B. gerade in der Akkusativobliquation (Grundlegung der Stilistik, S. 74/75), willfährig, freilich etwas mechanisch und steif verwendbar (Grundlegung der Stilistik,

Digitized by Google

S. 19/20): „ich schlage den Hund" — der Hund ist das Objekt des Schlagens; „ich empfinde Schmerz" — der Schmerz ist der Inhalt des Empfindens; „pater Romam proficiscitur" — Rom ist das Ziel der Reise usw. usw.

Nicht so der Verbalbegriff. Er hat, wieder bildlich gesprochen, mehr Temperament, mehr Eigenbeweglichkeit, mehr innere Aktivität, er läßt sich nicht so leicht, selbst nicht absolut gefaßt (im Infinitiv), als willens- und farblose Schachfigur des Denkens zu einem andern (dem „finitiven") Verbalbegriff stellen. Er verlangt organische, präzise, sinnvolle (wenn man will: liebevolle) Eingliederung in den Denkakt unter Rücksichtnahme auf seine Eigenheit. Entgegen einem *je cherche une aiguille, un remède* usw. wäre ein *je cherche remédier* denkpsychologisch nicht leicht möglich. Man kann nur ein als tote „Sache" (Nadel, Heilmittel), nicht ein als lebendiges „Tun" oder „Verlauf" (Abhilfe schaffen) Gedachtes als „Gegenstand" („Objekt") des Suchens denken. Das „Abhilfe schaffen" ist ja in der Tat das Ziel des im Suchen liegenden Bemühens, nicht sein „Gegenstand". („Gegenstand" kann, streng genommen, nur etwas bereits „Vorhandenes" sein. Das Abhilfeschaffen ist aber für das Suchen nicht „vorhanden", vielmehr eben erst das erstrebte Ergebnis des Bemühens.) Ein als aktiv, als Verlauf Erfaßtes (Abhilfe schaffen) kann sich dem Denken nicht leicht als „Objekt", sondern höchstens als Absicht und Ziel eines anderen Tuns (des Suchens) präsentieren. Daher also: *je cherche à remédier*. — Natürlich gibt es Nüancen: *j'enseigne parler français*, ‚ich lehre französisch sprechen', wäre zur Not denkbar, hätte aber einen etwas andern Sinn als das allein „korrekte" *j'enseigne à parler français*. Das Französischsprechen wäre als (sozusagen gegenständliches) „Objekt" des Unterrichts gedacht, wie die Mathematik, die Physik usw. — wogegen es in *j'enseigne à parler* eben als Ziel, Zweck, Absicht des Unterrichtsbemühens erfaßt ist. (Mein Unterricht zielt auf etwas ab.) Daß *j'enseigne parler* nicht zustandegekommen ist, wird daran liegen, daß die Motorik des Tätigkeitsbegriffes *parler* der Erfassung als „gegenständlich" widerstrebte.

Nicht die präpositionale, sondern die präpositionslose Verwendung des Infinitivs in der Abhängigkeit von einem „regierenden" Verbum ist also denkpsychologisch eigentlich auffallend. Sie scheint sich dann aufzudrängen, wenn im „regierenden" Verbum die Blickrichtung auf ein anderes Tun (Geschehen) implicite mitgedacht wird, d. h. wenn der im Infinitiv erfaßte Vorgang sich für das Denken eo ipso im Blickpunkt der durch das Verbum finitum bezeichneten Seelen-

Digitized by Google

tätigkeit befindet, also nicht erst durch „Präpositionen" gewissermaßen in den (richtigen) Blickpunkt gerückt werden muß. Besonders ist dies natürlich bei Verben der Fall, die Seelenregungen bezeichnen, die sich in ihrem Wesen auf ein Tun beziehen, auf ein Tun gerichtet sind, wie Wollen, Können usw. (Modalverba). „Regierendes" Verbum und Infinitiv „gehören eng zusammen" (vgl. Lerch, S. 331). — Lehrreich ist das Verhalten des Infinitivs in Abhängigkeit etwa von *penser* und einigen andern Verben, je nachdem in diesen die Blickrichtung auf ein anderes Tun mitgedacht ist oder nicht. *Mon tailleur m'a envoyé des bas de soie que j'ai pensé ne mettre jamais* (Molière, s. Dict. gén. s. v. *penser*) — in *j'ai pensé* ist hier die Blickrichtung auf *mettre* implicite enthalten, *ne mettre jamais* steht von vornherein im Blickpunkt der durch das Verbum finitum gemeinten Seelentätigkeit. „Die bringe ich nie über den Fuß" war der Inhalt des Denkens des Sprechenden. Man hätte daher zu übersetzen: ‚Seidenstrümpfe, die ich glaubte nie anziehen zu können.' Man vgl. damit: *Un homme de cœur pense à remplir ses devoirs* (La Bruyère, s. Dict. gén. ibd.), wo in *pense* die Richtung, die Einstellung auf *remplir* zunächst nicht mitgedacht ist; *pense* meint das Denken hier mehr als Tätigkeit an sich (*je pense, donc je suis*), als allgemeine Strebung (vgl. Grundlegung der Stilistik, S. 101 ff., über die Aktualisierung der Stilwerte); *remplir ses devoirs* ist weniger „Inhalt" der Strebung als (äußeres, von außen gesetztes) Ziel der Seelentätigkeit und wird deswegen durch eine „Präposition" eingeführt. „Ein tüchtiger Mann denkt daran, seine Pflichten zu erfüllen." Der Satz *je pense ne jamais mettre mes bas* ist denkmäßig homogener, mehr aus einem Guß als der andere. Er erfaßt eine Gegebenheit (den Gedanken des Nicht-anziehenkönnens) als Einheit, — während in *je pense à faire mes devoirs* die Aufmerksamkeit sozusagen gestückelt ist, von einem Punkte (meinem Denken) überspringt zum zweiten (dem Ziel meines Denkens): ich betätige mein Denken — nämlich in der Richtung meine Pflicht zu tun. Vgl. noch *j'aime mieux mourir* mit *j'aime / à jouer*. In *j'aime mieux* ist wiederum von vornherein der Blickpunkt der Strebung (das Sterben) mitgedacht — in *j'aime / à jouer* bezeichnet *jouer* eher das (einen Augenblick später ins Bewußtsein getretene) Ziel, nach dem die Neigung geht[8]). Es versteht sich von selbst, daß solche denkpsychologische Nüancen sich im Alltagsgebrauche der

[8]) Es ergeben sich also 3 (oder gar 4) denkpsychologisch verschiedene Ausdruckstypen:

Digitized by Google

betreffenden Redewendungen verwischen, in der „Grammatikalisierung" der Ausdrucksweisen ersterben können; daß also die „Bedeutungsfunktion" nach und nach die „innere Form" der Wendungen aus dem Bewußtsein des Sprechers und Hörers drängen kann. Empfindliches Sprachgefühl dürfte die Eigenheit der präpositionslosen Infinitivkonstruktion gleichwohl sogar noch in ganz erstarrten Gebrauchsweisen, in der Verbindung mit *vouloir, pouvoir, devoir, savoir, compter, oser, daigner, espérer, il faut* usw. erspüren. Das jeweilige Tun steht für das Denken unmittelbar im Blickpunkt des Wollens, Könnens, Müssens, Rechnens, Wagens, Hoffens, Wissens, Geruhens. Entsprechend auch in Konstruktionen wie *j'irai visiter* usw. Bei Verben der Wahrnehmung (*j'entends chanter, je vois passer*) aber erscheint das Geschehen, wie selbstverständlich, als Inhalt eben der Wahrnehmung.

Doch kehren wir zum Infinitiv mit *à* und *de* zurück. In dem den Infinitiv einführenden *à* lebt durchaus noch die Vorstellung einer Richtung auf das Tun hin: *je suis à lire deux livres, Tous ses sens étaient à écouter, travaillons à bien penser, ...* — die Aufmerksamkeit ist dem Lesen, dem Horchen, dem Denken zugewendet (die zwei ersten Beispiele nach Kuttner, Jahrbuch für Philologie III). *Avoir à faire:* das Tun ist sichtlich etwas, dem das Denken zugewendet wird. Ähnlich *la pucele me plaist à reguarder* (Lerch, S. 317), *la maison est difficile à vendre, appartement à louer* usw.: das Mädchen gefällt mir „zum anschauen", das Haus ist schwer „zum verkaufen", die Wohnung ist „zu vermieten". Es besteht nicht der geringste Grund, diese Konstruktionen als „passivische" zu deuten, also etwa: *cette maison est difficile à vendre*, „dieses Haus ist schwer 'als zu Verkaufendes'" (Lerch, S. 318 und an vielen andern Stellen). Eine derartige Deutung wäre eine unerträglich „logizistische", da sie aus einer lebendigen Denkform ein Schattenbild, noch dazu ein mißgeborenes, konstruiert, — so wie es mechanistischer Historismus ist zu lehren, „*j'apprends à parler le français*" sei „entstanden aus" „*j'apprends le français, à parler*", „ich erlerne das Französische.

---

j'aime mieux jouer — die Tätigkeit des Spielens steht von vornherein im Blickpunkt der Strebung „lieberwollen";

j'aime à jouer — die Tätigkeit des Spielens erscheint im Gedankenverlauf als Ziel, dem die Neigung (nicht so sehr als „Strebung" gedacht) sich zuwendet;

j'aime le jeu — das „Spiel" ist als „Gegenstand", als „Objekt" der Liebe gedacht.

Die Möglichkeit eines *elle n'aimait pas de refuser* (Lerch, S. 349) ergibt sich aus dem im Folgenden über den Infinitiv mit *de* Gesagten.

Digitized by Google

als zu Sprechendes" (sic! Lerch, S. 318 und anderwärts), wo doch die erste Ausdrucksweise psychologisch ebenso unmittelbar verständlich ist wie die zweite.

Auch der Infinitiv mit *de* läßt trotz aller (hier noch stärker als beim Infintiv mit *à* vorgeschrittener) Grammatikalisierung den ursprünglichen Begriffswert der Präposition (die Richtung von ... her) zumindest durchscheinen, *je suis charmé de vous voir, un jour est plus beau de n'avoir pas de suite* — das Entzücken, die Beurteilung des Tages als schöner kommt vom „Sehen", vom „Nichtnachfolgen eines ebenso schönen Tages" her. Wo *de* seine Begrifflichkeit eingebüßt hat, hat es gleichwohl seinen Stilwert bewahrt; und dieser trägt deutlich den Stempel des verlorenen Begriffs (Grundlegung der Stilistik, S. 37). Einst begriffliches Symbol der Trennung, der Loslösung, ist *de* heute, wenn in vielen Gebrauchsweisen auch begrifflich ausgehöhlt, wenigstens noch stilistisches, wenn man will: motorisches Trennungsmittel (vgl. M. Kuttner, Jahrbuch für Philologie III, S. 241). Es hebt den Verbalbegriff innerhalb einer größeren Denkeinheit (Satz) über die umgebenden Begriffe hinaus, isoliert ihn (vgl. Tobler, V. B. I, S. 5 ff.). Damit aber ist die Voraussetzung geschaffen, daß das sprachliche Denken ihn nun in verschiedenster Weise auf umgebende Denkelemente beziehen (vgl. Grundlegung der Stilistik, § 45), in den verschiedensten „Funktionen" in den Satz einbauen kann. Das erklärt seine (des Infinitivs mit *de*) wuchernde Ausbreitung. Während der (in Abhängigkeit gebrachte) reine Infinitiv in einer begrenzten (nicht allzu großen) Rollenzahl in enger Bezogenzeit auf das „regierende" Verbum sich fixiert, die Verwendungsweise des Infinitivs mit *à* durch die Bedeutung der Präposition bestimmt wird, erweist sich der Infinitiv mit *de* in seiner stilistischen Losgelöstheit als höchst bewegliches Element und kann dadurch den andern Infinitiv-Konstruktionen (auch dem Infinitiv in Subjektsfunktion) lebhafte Konkurrenz machen. Er ist wie ein Baustein, der sich aufs leichteste wo immer einbauen läßt. Während der reine Infinitiv als „Nennform" leicht den Charakter einer gewissen „Monumentalität" erlangt, wird der Infinitiv mit *de* immer mehr die Alltagsmünze. Vgl. *mon intencion Est vos servir et amer* (Charles d'Orléans) mit ... *mon intention est de vous servir*. Die Deutung Lerchs (S. 333) ist ansprechend. Nicht in allen Fällen selbstverständlich ist die stilistische Wirkung des Infinitivs mit *de* die gleiche. Aber immer läßt sie sich auf dieselbe Wurzel zurückführen; die Nüancen hängen vom Zusammenhange ab.

Digitized by Google

Pourquoi s'est-il accusé faussement devant moi? Parce qu'il a eu peur que de savoir ta faute me fit trop mal; — savoir ta faute ist durch das *de* wie auf ein Piedestal gestellt, innerhalb des Satzes ins Licht gerückt, hervorgehoben, isoliert. Zahlreiche andere Beispiele bei Lerch. Ähnlich: *De baisier ma pucele me semble bon.* Vgl. Kuttner, a. a. O. S. 241, Lerch, S. 343.

Ein besonders kennzeichnender Fall von Isolierung innerhalb der Denkeinheit des Satzes ist der „historische" Infinitiv: *et grenouilles de sauter. De* gibt dem Infinitiv das Relief, auf das es ankommt. (Vgl. A. Schulze, Zs. f. rom. Phil. XV, S. 510.) — Der Infinitiv mit *de* rückt auch das „logische" Subjekt innerhalb des Satzes ins Licht: *C'est une honte que de mentir; il* (grammatisches Subjekt) *est nécessaire de faire cela; de le rapporter à la foi, il* (grammatisches Subjekt) *ne se peut* (Lerch, S. 342) usf. usf.; *il* (grammatisches Subjekt) *fait bon de vivre; il me plait de regarder.*

Es bleibt dem Denken des Hörers überlassen, die jeweils „gemeinte" Beziehung zwischen dem durch *de* herausgestellten isolierten Infinitiv und den umgebenden Elementen der Denkeinheit selbsttätig zu erfassen; dadurch empfängt die Konstruktion mit *de* den Charakter größerer gedanklicher Abstraktheit gegenüber der mit *à*, die konkreter wirkt, dem Denken ausdrücklicher den Weg weist. (Etwas anders Lerch, S. 349): *il m'apprend d'estimer la vie; je vous permets d'aller; la priant luy vouloir ayder d'avoir souvent de ses nouvelles* (Lerch, S. 335); *et grenouilles de sauter* usw. usw. In dem einen oder dem andern Falle mag eine andere Konstruktion (reiner Infinitiv oder Infinitiv mit *à*) ebenfalls denkbar erscheinen. Dann ist es eben Aufgabe der Einzeluntersuchung, festzustellen, wieso gerade die bestimmte Ausdrucksweise vor den andern die Vorhand gewann (für *il faut partir* gegenüber *il est nécessaire de partir*, s. Lerch, S. 332). Auch hier wird denkpsychologische Beobachtung wertvolle Dienste leisten. Sie wird z. B. auch die feinen Unterschiede zwischen gewissen *à*- und *de*-Konstruktionen verstehen helfen. Ich nehme den Satz Molières: *Envers mon frère on tâche à me noircir* (Molière, s. Dict. gén. s. v. *tâcher*). Die Aufmerksamkeit ist auf *noircir* als auf das Ziel der Anstrengung gestellt, man kann wirklich sagen, der Satz habe „plus de rapport au but qu'aux efforts" (siehe oben). Damit steht in einem gewissen Gegensatze *Et sur ses pieds en vain tâchant de se hausser* (Boileau, s. Dict. gén.), wo das Interesse sich auf den Begriff der Anstrengung konzentriert und der Infinitiv *de se hausser* die Anspannung bloß näher bestimmt: das „Sich auf den Füßen strecken" bezeichnet mehr die Art als das Ziel der

Digitized by Google

Anstrengung. Es ist also auch die Beobachtung richtig, *tâcher* werde mit *de* konstruiert, „quand il exprime les efforts (von mir gesperrt) que l'on fait pour venir à bout de quelque chose, ou en d'autres termes, lorsqu'il indique plus particulièrement les efforts mêmes que le but auquel ils tendent". Vgl. die Bemerkung über *commencer de* und *commencer à*, die Lerch S. 336, Fußnote, reproduziert.

Nachtrag. Während der vorstehende Aufsatz schon im Drucke war, erschien ein zweiter Band von Lerchs „Hauptproblemen" (Braunschweig, 1931). Warum er zum Unterschiede vom ersten, der sich als „Allgemeineres" bezeichnete, den Untertitel „Besonderes" trägt, bleibt im Dunkel. Niemand wird z. B. die Frage „Warum *en été-*, aber *au printemps?*" (Bd. I) allgemeiner finden als das Thema „Nationenkunde durch Stilistik" (Bd. II), niemand das Thema „Oberschicht und Unterschicht in der Sprache (mit besonderer Berücksichtigung der Lautgesetzfrage)" (Bd. II) besonderer als das Problem „Participium praesentis und Gerundium im Französischen" (Bd. I). Eher möchte man in den beiden Bänden eine erste und eine zweite Sichtung von Lerchs Arbeiten sehen. Die zweite Sichtung bringt, was die erste noch beiseitestellte. Im zweiten Bande fehlt es noch öfter als im ersten an der letzten Tiefe und zwingenden Überzeugungskraft der Aufstellungen.

Der Aufsatz über „Nationenkunde durch Stilistik" (S. 5 ff.) enthält einige allgemeine Gedanken über Sprache als Ausdruck seelischer Eigenart, denen man — in dieser Allgemeinheit — gerne zustimmen wird. Man wundert sich nur von neuem, warum Lerch, überzeugt vom seelischen (geistigen) Charakter der Sprache, denn immer wieder (auch im zweiten Bande) dagegen Stellung nimmt, das Seelische mit den Mitteln der Seelenkunde, also der Psychologie, ergründen zu wollen. Da scheint mir ein Widerspruch zu liegen. — Was Lerch über „Stil" sagt, ist einigermaßen rückständig. Es geht heute kaum noch an, „Stil" einfach als das zu definieren, was die Sprache eines Individuums oder einer Gemeinschaft von der Sprache anderer Individuen und Gemeinschaften unterscheidet. Die Argumente Lerchs gegen Bally sind nicht durchschlagend; mit anderen Stildefinitionen sich auseinanderzusetzen, aber hält Lerch überhaupt nicht für notwendig. Das Wesentliche jeder ernsten Stilistik ist und bleibt die seelische Wertbestimmung der Sprachgebilde. Ehe wir freilich so weit sein werden, um von da aus zu einer

Digitized by Google

„Nationenkunde" vorzustoßen — was in der Tat ein höchst erstrebenswertes Ziel wäre — wird noch einige Zeit vergehen. Auf dem von Lerch vorgezeichneten Wege aber wird das Ziel, wenn überhaupt, so nur sehr unvollkommen erreicht werden.

Die Abhandlung über „Die 'halbe' Negation" (S. 16 ff.) halte auch ich methodisch und in den Ergebnissen für die beste des Bandes.

Dagegen hätten die aus verschiedenen Zeiten stammenden Abhandlungen über den Konjunktiv gründlich überarbeitet, von Polemik entlastet und straffer zusammengefaßt werden müssen, ehe sie neu gedruckt wurden. Sogar in der Terminologie sind schlecht verhüllte Diskrepanzen zwischen den einzelnen Aufsätzen stehen geblieben (s. S. 81, Fußnote). Der Bezeichnung „Konjunktiv des psychologischen Subjektes" (Lerch) sind die Kennzeichnungen als „Konjunktiv der Beurteilung" (Regula) oder „Konjunktiv der Bewertung" (Clédat, s. Lerch S. 107, 133) entschieden vorzuziehen; sie sind wohl auch „für Schüler" nicht „zu schwer". — Die „Ableitung des Konjunktivs des psychologischen Subjekts aus dem Konjunktiv des Begehrens" aber erscheint mir unmöglich. Die „beiden" Konjunktive haben wohl einfach einen gemeinsamen seelischen Untergrund. (Vgl. die Andeutungen in meiner „Grundlegung der Stilistik", S. 56/57.)

Ein Schulbeispiel für Lerchs methodische Voreingenommenheit und die Folgen, die sich daraus ergeben, ist die Abhandlung „Qu'est-il arrivé?" (S. 194 ff.). Ein scharf zugespitzter Untertitel „Spekulation oder historische Forschung?" soll dem Aufsatze sichtlich prinzipielle Bedeutung verleihen. Wie aber wäre es, wenn es ein Drittes gäbe, nämlich sorgsame sprachpsychologische Beobachtung, und wenn diese erst die historische Forschung richtig orientierte? Für Lerch gibt es dieses Dritte leider kaum. Das sieht man auch hier. — S. 197 z. B. steht: „... soll man *Je ne sais ce qu'il veut* bei den Relativsätzen, *Je ne sais que faire* dagegen bei den indirekten Fragesätzen behandeln, — d. h. in verschiedenen Kapiteln? — Ich für meinen Teil bin froh, daß wir (?) diesen Formalismus, der Sachlich-Zusammengehöriges zerreißt, glücklich überwunden haben." Was wohl Tobler, von dem Lerch „historische Arbeitsweise" privilegiert geerbt haben will (s. z. B. S. 214), zu diesem Bekenntnis gesagt hätte? Ich für meinen Teil hielte es für weniger „formalistisch", die beiden Sätze sehr genau auf die Verschiedenheit ihrer inneren Form, d. h. ihrer gedanklichen Prägung zu prüfen, als etwa mit Lerch (S. 207 ff.) der Verstummung des *l* in *il* eine so große Bedeutung für gewisse syntaktische Erscheinungen zuzuerkennen. Irgendeine Rolle

Digitized by Google

wird das Lautliche bei den betreffenden Entwicklungen wohl gespielt haben, die wirklich entscheidenden Gründe für die von Lerch erörterte Spracherscheinung aber liegen zweifellos tiefer.

Es handelt sich um Ausdrucksweisen wie *A ce qu'il paraît* (S. 196), *A ce qu'il me semble* (S. 207), *Qu'importe-t-il aux morts de savoir* (D'Alembert, Lerch S. 205, Fußnote), in denen eine „eigentlich unlogische Verdoppelung des Subjekts" (*que-il*) stattfinde. So nämlich die Auffassung Lerchs (S. 194, S. 207 und an andern Stellen). Irrig, wie sie zweifellos ist, führt sie natürlich auch zu keiner Klärung. Und es ist sehr kennzeichnend für Lerchs Forschungswege, daß er die wirkliche syntaktische Frage, von deren Beantwortung alles andere abhängt, die Frage nach der syntaktischen Funktion des *que*, in eine Fußnote (S. 204) verbannt, — obzwar er selbst (ebendort) die jüngste Literatur zur Frage verzeichnet.

Lerchs Erörterungen stecken in der Zwangsjacke einer überkommenen logizistisch-grammatikalischen Terminologie, die er, abgeneigt gegen psychologische Beobachtung, nicht zu zerreißen weiß, ja an einigen Stellen geradezu unrichtig anwendet, so daß sie dann besonders drückt. Welche grammatische Funktion erfüllt z. B. *beau* in dem Satze *„Que vous me semblez beau!"* — Nach Lerch offenbar die Funktion eines „Subjekts" (!), denn man liest bei Lerch ausdrücklich (S. 207, vgl. S. 196), daß in *A ce qu'il semble* das Pronomen *que* „doch zweifellos Subjekt (von Lerch gesperrt) ist". Auch *peu* in *Peu m'importe* ist nach Lerch (S. 205, Fußnote) „für das heutige französische Sprachgefühl (!) ... zweifellos (!) Nominativ" (von Lerch gesperrt; aus dem Zusammenhang geht hervor, daß Lerch Subjektsnominativ, nicht Nominativ schlechtweg meint). Ich schlage ein beliebiges Buch auf, z. B. *Le Breton, Le théâtre romantique*, S. 73: *Peu m'importe, après cela, qu'il y ait des extravagances dans Hernani.* Wer, außer Lerch, empfindet dieses *peu* als „Nominativ" (Subjekt)? — Aber auch das *que* in *Arrivé qu'il fut* und *Malheureux que nous sommes* ist für Lerch anscheinend Subjekt (S. 199) — ebenso, nach der beigegebenen Übersetzung zu schließen, beide (oder wenigstens das zweite) *que* in *Que pensez-vous qu'il arriva?* (S. 197); gewiß auch, obzwar Lerch es nicht ausdrücklich sagt, weil er die Beispiele nicht gibt, das zweite bzw. auch das dritte *que* in *Qu'est-ce que c'est?* und *Qu'est-ce que c'est que cela?* (vgl. auch S. 204).

Es sei zugegeben, daß die psychologische Bestimmung der Begriffe „Subjekt", „Prädikat" usw. usw. noch sehr im argen liegt. Einige vorläufige Andeutungen s. Grund-

Digitized by Google

legung der Stilistik, S. 68 ff. Schwer läßt sich besonders der psychologische Charakter der Ergänzungen gewisser unpersönlicher Verba fassen: *es regnet Steine*, *il me faut un certificat* usw. usw. Kein unvoreingenommenes, von logisch-grammatikalischer Spekulation unberührtes Sprachgefühl aber wird in *un certificat* und *Steine* wirklich und wesentlich etwa „Subjekte" sehen. „Subjectio" ist ja Setzung, Nennung eines Begriffes durch einen Sprechenden mit dem Zwecke, dem also gesetzten Seienden etwas zu prädizieren. Davon kann bei *un certificat* und *Steine* aber nicht die Rede sein. Eher sind es (nominale) Prädikationen (Grundlegung der Stilistik, § 40), vielleicht noch besser: „prädizierende Determinationen". In andern Fällen (*es gibt Kuchen*, *peu m'importe*, *il y a des gens*) ist die nähere Bestimmung des Impersonale (*peu*, *Kuchen*, *des gens*) „logisch" Objekt. Aber schon das Nebeneinander paralleler Ausdrucksweisen wie *il y a des personnes* (wo „*des personnes*" ursprünglich Objekt war, im unmittelbaren Sprechen heute aber wohl eher als prädizierende Determination empfunden wird) und *il est des personnes* (wo es nie Objekt war) muß das Sprachdenken unsicher machen. Andere Beispiele werden noch schwieriger zu deuten sein. Läßt sich in dem Satze *il arrive un malheur* „*un malheur*" ohne weiteres als „Subjekt" (im Sinne der obigen Definition) erklären? (Auf die psychologische Beschreibung kommt es hier natürlich an. Daher wäre uns mit der bloßen Unterscheidung zwischen „grammatischem" und „logischem" Subjekt nicht weiter geholfen.)

Der zumeist prädikative Charakter der Ergänzungen unpersönlicher Verba wohl bringt es mit sich, daß jene Ergänzungen sich im Relativsatze durchwegs auf die Prädikatsform des Relativums, das unbestimmte Allerwelts-*que* zurückziehen (zumal dieses ja auch die Objektsform ist). Der Relativsatz ist in solchen Fällen locker gefügt. Streng logisch gebaute Relativsätze scheinen ja überhaupt lebendigem Sprachgeist zuwiderzulaufen; man vgl. nicht nur vulgäres „*die Frau, was gekommen ist*", wo das Relativum sich dem Genuszwang entzieht, sondern besonders mundartliches „*die Frau, wo gekommen ist*"; die Relation ist hier nur mehr ganz lose geknüpft. Ein derart lockeres relatives *que* ist nun natürlich im sprachlichen Denken auf dem Wege mit der Konjunktion *que* zusammenzufließen. Der Weg, den *quid* (*quod*) vom Lateinischen zum Französischen gegangen ist, wiederholt sich also mit Einschränkungen innerhalb des Französischen. (Welch ein weites Feld für wirklich „historische" Be-

Digitized by Google

trachtung wäre da gegeben!) In Voltaires *Que pensez-vous qu'il arriva?* erscheint der Weg bis ans Ende zurückgelegt. Hier noch von „pronominalem" *que* (in *qu'il arriva*) zu sprechen, ist reinster „Formalismus". Man kann ohne weiteres übersetzen: *„Was glaubt Ihr, daß es geschah?"* Andere Fälle zeigen *que* vielleicht weniger weit vorgeschritten auf dem Wege, also noch als Prädikatsform des Pronomens, doch sichtlich bereits nach der Konjunktionsrolle hin tendierend. So etwa *Qu'est-ce que c'est?* „Was ist es, daß (so) dieses ist?" Wäre *que* (in *que c'est*) klar als Pronomen (Prädikat) gedacht, dann wäre die Wortstellung wohl (*Qu'est-ce*) *qu'est ce(la)*?, d. h.: Prädikat (*que*) — Verbum — Subjekt. Vgl. *Qu'est-ce que deviendra mon ami?* Die Frage geht ja nach dem Was bzw. dem Freund, nicht nach dem Sein bzw. dem Werden. In diesem Falle reicht die Fragemotorik bis zum letzten Wort (*ami, cela*), im andern (*Qu'est-ce que c'est?*) umfaßt sie, hört man genau hin, bloß den Satzteil *Qu'est-ce?;* das darauffolgende *que c'est* ist angefügte Erklärung, Deutung durch einen Konjunktionalsatz. — Andere Beispiele wären noch: *Tout ce qu'il dépend* „Alles, so es abhängt"; *En arrive tout ce qu'il pourra,* „komme alles, so es kann"; *Je ne sais ce qu'il est arrivé* (S. 197), „Ich kenne nicht jenes, so es zugestoßen ist"; *Qu'est-ce qu'il arrive?; Tout ce qu'il est resté de socialiste...* (S. 202), „Alles, so es von Sozialistischem geblieben ist...". Das *que* dieser und ähnlicher Sätze als „Subjekt" anzusehen und nun von „Verdoppelung des Subjektes" oder dgl. zu reden, bedeutet eine volle Verkennung der gedanklichen Prägung der betreffenden sprachlichen Gebilde. (Vgl. nun auch: *A l'heure qu'il est; arrivé qu'il fut; malheureux que nous sommes,* „unglücklich so wir sind"; übrigens auch: *Quelle joie que de vivre! Si j'étais que de vous...*)

Anders liegen die Verhältnisse natürlich bei den „persönlichen" Konstruktionen, in denen das Relativpronomen wirklich Subjekt ist: vgl. Clédat laut Lerch, S. 212.

Soviel zu den „Relativ"sätzen[9]). Die Lösung des im Titel angekündigten Problems, wie sich die Fragekonstruktion *„Qu'est-il arrivé?, Que vous faut-il?* erklärt, ist Lerch eigentlich schuldig geblieben. Denn die Antwort auf S. 204: „In der Verdoppelung des Subjekts (von Lerch gesperrt) haben

[9]) Vgl. übrigens G. Reichenkron, Zur Geschichte des Neutrums des Relativpronomens, in Philologisch-philosophische Studien (Wechssler-Festschrift), S. 375 ff. Reichenkron gibt Beispiele wie *la personne que je lui ai donné votre lettre, la femme que son mari est mort* usw., und spricht von „Relativadverb". Die Bezeichnung „Relativkonjunktion" schiene mir angezeigter.

Digitized by Google

wir ... den Entstehungsgrund für *Qu'est-il arrivé?*" ist natürlich keine, und die mechanische Erklärung S. 205 trifft kaum die wirklichen Wurzeln der Erscheinung. *Que* ist psychologisch auch hier nicht „Subjekt". Vgl. die Literatur bei Lerch. S. 204, Fußnote.

Den Abschluß des Bandes bilden zwei nicht sehr schwerwiegende Miszellen [Jouer du Beethoven — Je ne sais (pas) quoi dire], eine lange Abhandlung über „Oberschicht und Unterschicht in der Sprache", die aber aus unserem Rahmen fällt, endlich Nachträge, Berichtigungen und drei sorgfältige Register.

Wien. E. Winkler.

Digitized by Google

Die Marienlieder des Gautier de Coincy.*)

Einleitung.

Der Name des mittelalterlichen Mariendichters Gautier de Coincy wurde im 18. Jahrhundert der Vergessenheit entrissen — zunächst nur um in den Staub getreten zu werden. Der räsonierende Geist der Aufklärung übte seine vernichtende Kritik an der kindlich-frommen Dichtung — weil er zu weit entfernt war von der naiven Frömmigkeit des Mittelalters, um sie verstehen zu können. Erst unserer Zeit war es vorbehalten, dem verkannten Dichtermönch das gebührende Verständnis entgegenzubringen. Dafür sprechen die Arbeiten von Poquet, Reinsch, Lommatzsch, Ott, Långfors.

Wer war der Dichter, was hat er der Literaturgeschichte hinterlassen?

Die Chronique de Saint-Médard de Soissons berichtet uns von ihm: „Anno 1193 Galterus de Coinssiaco monachus factus est, tempore Bertranni abbatis, et erat XV vel sexdecim annorum." Später erfahren wir, daß er im August 1214 Prior von Vic-sur-Aisne, am 19. Juni 1233 Groß-Prior von Saint-Médard de Soissons wurde. Endlich berichtet uns der Chronist seinen Tod am 25. September 1236. Seine Geburt fällt somit etwa in das Jahr 1177. Außer diesem Chronisten-Bericht wissen wir wenig Sicheres. Nicht einmal sein Geburtsort ist unumstritten festgestellt. A. C. Ott sagt: „Die Ansichten, wo Gautier heimatgenössig ist, sind nicht einheitlich. Poquet sagt in seiner Ausgabe der Miracles de la Sainte Vierge, S. XXXV, er neige zu der Ansicht, daß Gautier aus Coincy, im Kanton Fère-en-Tardenois, zwischen Soissons und Château-Thierry, stamme. Poquet erwähnt (ib. S. XXXIV unten bis XXXV oben) unter anderem auch die Ansichten von Corblet und Lebas, wonach er in Amiens (Gloss. du patois Picard. S. 59) oder in Saint-Amand (Dict. encyclop. Bd. VIII) geboren worden wäre. Hermann Haase in seiner Dissertation „Das Verhalten der pikardischen und wallonischen Denkmäler des Mittelalters in Bezug auf a und e vor gedecktem n", Halle 1880, nimmt die Stadt Coincy im Arrondissement Douai als seine Heimat an, was wohl von Haases Lehrer Hermann Suchier gewesen sein dürfte, der Gautier in seiner „Geschichte der franz. Literatur" I. Bd. in Amiens 1177

*) Die folgende Abhandlung faßt die Ergebnisse einer Untersuchung zusammen, die der Münchener Philosophischen Fakultät im Manuskript als Doktordissertation (Referent Prof. Vossler) vorlag.

Digitized by Google

geboren sein läßt“ [1]). Aus seinen Werken läßt sich so viel mit Sicherheit schließen, daß das Pikardische seine Muttersprache gewesen sein muß.

Die Literaturgeschichte verdankt ihm die Miracles de Notre-Dame, die bedeutendste Sammlung der bis dahin bestehenden Marienwunder, die er in seiner Volkssprache dichterisch aufgezeichnet hat [2]). Sie sind in zahlreichen Handschriften überliefert. Nach Lommatzsch ist Gautier „der überschwenglichste Mariensänger romanischer Zunge“ [3]). Es genügt ihm nicht, in epischen Erzählungen Maria zu verherrlichen, in Prologen und Epilogen seine Begeisterung kundzutun, er muß seine Marienliebe in lyrischen Liedern aussingen, ehe er mit seiner eigentlichen Arbeit beginnen kann. Diese Marienlieder sind Gegenstand der vorliegenden literarischen Arbeit.

Gautier de Coincy gehört zur 2. Generation der altfranzösischen Trouvères; als religiöser Dichter in Nordfrankreich ist er nach Järnström [4]) „le plus ancien de ces poètes que nous connaissions“, und nach Långfors [5]) ist er „peut-être même le plus ancien, car l'attribution de celles qu'on pourrait croire antérieures aux siennes est incertaine“. Als Ältester möge er uns einführen in das Verständnis der Mariendichtung des französischen Mittelalters.

Die viel umstrittene Authentizität steht nun fest für folgende Lieder, die ich der Ordnung und Klarheit halber nach Incipit und Nummer im Zusammenhang hier anführen will unter Anlehnung an A. Långfors: Romania 53, 1927, S. 474 ff.:

1. Amours, qui set bien enchanter, L. XIII.
2. Qui que face rotruenge nouvele, L. XIV.
3. Royne celestre, Raynaud 956 [6]).
4. Talenz m'est pris orendroit, L. XV.
5. Esforcier m'estuet ma voiz, L. XVI.
6. Quant ces floretes flourir voi, L. XVII.
7. Pour conforter men cuer et men courage, L. XVIII [7]).
8. Pour la pucele en chantant me deport, L. XXII.

---

[1]) A. C. Ott, Gautier de Coincy's Christinnenleben, Erlangen 1922. S. CXXXVI.

[2]) L'Abbé Poquet, Miracles de la Vierge, traduits et mis en vers par Gautier de Coincy, Paris 1857.

[3]) E. Lommatzsch, Gautier de Coincy als Satiriker, Halle 1913, Einleitung.

[4]) Järnström a. a. O. Ier vol. 1910, Einleitung p. 13, unten.

[5]) A. Långfors a. a. O. Rom. LIII, p. 474 ff., Einleitung.

[6]) Bei L. nicht gedruckt — ich zitiere nach der Ausgabe von A. Jeanroy und P. Aubry: Lais et Descorts français du XIIIe siècle. Paris 1901, p. 27.

[7]) Bei Poquet hier Schluß des 1. Zyklus.

Digitized by Google

9. Mere Dieu, virge senee, L. XXIII [8]).
10. Ma viele vieler vieut un biau son, L. XXIV.
11. L'amours dont sui espris, L. XXV.
12. Hui matin, a l'ajournee, L. XXVI.
13. D'une amor coie et serie, L. XXVII.
14. Ja pour iver, pour noif ne pour jalee, L. XXVIII [9]).
15. Hui enfantés, Raynaud 924 a [10]).
16. Entendez tuit ensamble, et li clerc et lai, L. XXIX [11]).
17. Por mon chief reconforter, L. XXX.
18. Puis que voi la fleur novele, L. XXXI.

† 19. Mere de pitié, L. XXXII.
† 20. Ne flours ne glais, L. XXXIII [12]).
(† nach H. Spanke, Archiv 156, S. 215 ff. apokryphe Gautier-Lais.)

Für den modernen Leser mag es nicht leicht sein, sich in diese Dichtung einzuleben; mitunter mag er sich abgestoßen fühlen und sich kopfschüttelnd von einer solchen Art religiöser Dichtung abwenden. Man muß die französische Ideenwelt des 12. und 13. Jahrhunderts erfaßt haben, man muß vertraut sein mit der Art des Denkens und des sprachlichen Ausdruckes jener Zeit, man muß die Lieder im Spiegel ihrer Zeit sehen, um sie verstehen zu können. Deshalb will ich versuchen, die Dichtung verständlich zu machen, indem ich sie beleuchte einerseits von der lateinisch-kirchlichen Literatur, andererseits von der altfranzösisch-weltlichen Lyrik aus; daraus soll sich dann die Charakterisierung und Wertung der Dichtung ergeben.

I. Teil:

Gautiers Lieder und die lateinisch-religiöse Marienliteratur.

Wer das Mittelalter kennt, weiß, daß die Idee des Gottesreiches auf Erden die alles beherrschende Großmacht war, daß die Pflege des religiösen Lebens allgemein als das „unum necessarium" betrachtet wurde. Die Zeit Gautiers brachte im besonderen die Marienverehrung zur Blüte. E. Male [13]) sagt: „Le XIII[e] siècle est par excellence le siècle de la Vierge. Saint Dominique répand la Rosaire en son honneur. On récite tous les jours son office... Les ordres nouveaux, les Franciscains,

[8]) Fehlt bei Poquet.
[9]) Bei Poquet hier Schluß des 2. Zyklus.
[10]) Bei L. und bei Poquet nicht gedruckt, ich zitiere nach A. Jeanroy et A. Långfors: Chansons satiriques et bachiques, p. 85.
[11]) Bei Poquet col. 753.
[12]) Nr. 9, 17, 18, 19. 20 waren bisher inedita und wurden von Långfors zum 1. Male gedruckt.
[13]) L'art religieux du XIII[e] siècle en France, Paris 1893, p. 308.

Digitized by Google

les Dominicains, vrais chevaliers de la Vierge, répandent son culte dans le peuple." Auch Joseph Anglade[14]) führt die Verbreitung des Marienkultes in Frankreich besonders auf das Wirken des Ordensstifters Dominikus und seiner Schüler zurück. So wurden Marianische Gedanken bald Gemeinplätze der ganzen Christenheit. Gautiers Lieder scheinen nur ein Niederschlag zu sein jener kindlich-naiven Marien-Frömmigkeit, die bei seinem Volke gang und gäbe war. Man kann deshalb nicht von Quellen im eigentlichen Sinne des Wortes reden, aus denen er geschöpft hätte. Wohl aber liegt es sehr nahe, als Grundlage dieser Lieder das liturgische Offizium heranzuziehen, das Gautier als Benediktiner seit seinem 16. Lebensjahre tagtäglich betete, an dem auch das Volk immer regen Anteil nahm. Liturgisches Offizium und Missale erschließen uns unter den einzelnen Marienfesten die wichtigsten Stellen aus der Bibel, der patristischen Literatur und der Alten Römischen Liturgie, die auf Maria Bezug haben. Aus diesen Erwägungen heraus glaube ich mich auch der Notwendigkeit enthoben, diese Untersuchung an Hand jenes benediktinischen Offiziums durchzuführen, das Gautier selbst zu Vic-sur-Aisne und zu Saint-Médard benützte. Wohl aber müssen Chronologie, Heimat und Praxis der Marienfeste, Gebete und Lieder besonders berücksichtigt werden.

Wir fragen zunächst:

1. In welchem Verhältnis stehen die Marianischen Epitheta der Lieder Gautiers zu denen der kirchlich-lateinischen Marienliteratur?

a) Gautier preist Maria in ihrer jungfräulichen Schönheit:

sainte pucele, L. XIV, 3 — haute damoiselle, Ray. 956, 11 — Virge beneurée —, 12 — pucele emperiaus, L. XVII, 13 — vierge honorée, L. XVIII, 2 — pucele en cui toute douceurs repose, L. XVIII, 17 — pucele delitable, L. XVIII, 39 — pucele de grant pris, L. XXII, 25 — pucele bien aprise, L. XXII, 31 — virge senée, L. XXIII, 1 — monde virge, L. XXIII, 13 — la bele, la sage, la douce, la coie, L. XXVI, 62, 63 — pucele piue, L. XXIX, 81 — Maria de grace plaine, L. XXXII, 39.

In allegorischen Bildern:

la fleur de pris, L. XIII, 30 — flours des flours, L. XVII, 6 — fleurs roiaus, L. XVII, 9 — Fleurs d'esglentiers, L. XVIII, 25 — fleurs des lis, L. XVIII, 25 — fleurs de touz biens, L. XVIII, 26 — la fleur de paradis, L. XXVI, 11 — bele blanche flours, L. XXXII, 26 — la rose, L. XIII, 30 — enbasmée rose, Rayn. 956, 39 — rose fresche et clere —, 66 — Rose des

[14]) Les Troubadours, Paris 1908, p. 214.

Digitized by Google

roses, L. XVII, 6 — la rose espanie, L. XXVI, 25 — li vergiers, L. XVII, 11 — clere jame, L. XVIII, 27 — la violete, L. XXVI, 24.

Anselm Salzer hat die Marianischen Epitheta der lateinischen und deutschen Marienliteratur eingehend untersucht in seinem Werke: Die Sinnbilder und Beiworte Mariens, Linz, 1893. Ich werde mich im folgenden ziemlich an die Angaben dieses Buches halten. — Der Zusammenhang mit der Marienliteratur der Kirche zeigt sich ganz klar. „Virgo" ist in der Bibel der stehende Ausdruck für Maria, „puella" kehrt in den Marianischen Hymnen immer wieder; die Beiworte kann man zurückführen auf das „Ave, gratia plena", Luc. 1, 28, das dann in den Gebeten, Litaneien und Liedern der Kirche als sancta, beata, honorificata, munda, pulchra, pia, dulcis usw. weiter ausgeführt wird. Besondere Beachtung gebührt vielleicht dem Ausdruck „pucele emperiaus" L. XVII, 13, „kaiserliche Jungfrau", der nach Anselm Salzer [15]) nur in der deutschen Marienliteratur vorkommt als „kaiserliche maget, vil chaysserleiche mait" usw.; die imperatrix" kehrt aber auch in den lateinischen Hymnen häufig wieder [16]).

Auch die symbolischen Bezeichnungen sind in der Marianischen Kirchensprache sehr häufig und meistens den symbolisierenden Schriften des Alten Testamentes entnommen: Ego *flos* campi et *lilium* convallium. Cant. 2, 1. ... et quasi plantatio *rosae* in Jericho. Eccli. 24, 18. Als einer von vielen möge Hugo von Sankt Victor die Anwendung auf Maria zeigen, wenn er sagt (inst. mon. serm. 34 in nat. M.): (Maria) *flos* est pulchritudine, *favus* dulcedine, *viola* humilitate, *rosa* caritate vel compassione, suavitate *lilium* ... Das Bild der Gemme entspricht Prov. 17, 8: *gemma* gratissima, expectatio praestolantis... Salzer [17]) zeigt die Häufigkeit der Anwendung auf Maria. Beispiele: Drev. anal. hymn. I, 11, 3 *gemma* mulierum, 14, 3 *gemma* caritatis, 29, 3 *gemma* castitatis. — Der „vergiers" erinnert an den *„hortus conclusus"*, Cant. 4, 13.

b) Gautier verherrlicht Maria in ihrer Würde als Gottesmutter:

Beispiele: mere Dieu, L. XIII, 25 und a. a. O. — mere au roi dou ciel, L. XVI, 7 — mere et fille au roi, L. XVII, 5 — Mere Jhesucrist, L. XVII, 14.

In symbolischen Bezeichnungen:

la tres savoureuse ente, L. XIV, 17 — l'ente ou crut le fruiz, L. XV, 33 — Sacrares fus dou sacré pain, L. XVII, 23.

[15]) a. a. O. S. 357.
[16]) a. a. O. S. 457.
[17]) a. a. O. S. 223.

Digitized by Google

Auch hier spricht Gautier die Sprache der Kirche; von der „*mater Jesu*" spricht Joan. 2, 1 und 19, 25. Das „*mater Dei*" und das antiphrastische „*mater et filia*" sind seit dem Konzil von Ephesus 431, das das Dogma der Theotokos aussprach, in der Kirche stehende Epitheta.

Die symbolischen Bezeichnungen gehen zurück auf Isai. 11, 1: Et egredietur virga de radice Jesse et flos de radice ejus ascendet. — Die Alte Römische Liturgie hat in ihren Marianischen Antiphonen das „Sacrarium Spiritus Sancti", das nach Migne, Patrologia Latina, auf Radulphus Ardens, Homil. CLV zurückzuführen ist.

c) Gautier huldigt Maria als der Herrin des Himmels und der Erde:

douce dame, L. XIII, 49 — royne celestre, L. XIV, 37 — Dame d'aval, dame d'amont, L. XVIII, 33 — Nostre Dame, L. XXIV, 8 — la dame dou monde, L. XXVI, 97.

Die Belegstellen für die Ausdrücke *domina* und *regina* in der kirchlichen Marienliteratur sind kaum zu überschauen (Salzer S. 450, 461).

Ich glaube deshalb hier von Beispielen absehen zu können und erwähne nur das *Regina coeli laetare* — die liturgische Antiphon aus dem 11. Jahrhundert, die von Ostern bis Dreifaltigkeit in der Kirche gesungen wird — und das „*O gloriosa domina* — Excelsa supra sidera", — Anfang des liturgischen Hymnus zu den Laudes der Marienfeste, der Venantius Fortunatus (gestorben um 600) zugeschrieben wird.

d) Gautier grüßt Maria als die Vermittlerin der Gnaden in symbolischen Ausdrücken:

clere estoile de mer, L. XXXII, 22 — dou ciel porte, ponz et fenestre, L. XIV, 39 — Fontaine de grace Rayn. 956, 31 — Doiz de douceur, L. XIV, 97 — Fonz de misericorde, L. XIV, 101 — la doiz de touz les biens, L. XVII, 27 — Touz li confors, touz li consaus, L. XVII, 30 — Fluns de douçour, L. XVIII, 41 — Pecine et doiz qui tout le monde cure, L. XVIII, 42 — de paradis planche et ponz, L. XXIV, 31 — sourse de miel, L. XXIV, 32 — doiz de tote pieté, L. XXX, 97 — la tours, qui deffend et escremis, L. XVI, 24, 25.

Auch diese Bezeichnungen finden wir in der Marianischen Literatur der Kirche wörtlich wieder. Der aus dem 8. Jahrhundert stammende liturgische Hymnus zur Marianischen Vesper beginnt: Ave *maris stella;* die 4. Zeile dieses Hymnus heißt: Felix *coeli porta.* Der 8. Vers des vorhin erwähnten Hymnus der Marianischen Laudes heißt: *Coeli fenestra* facta es. Salzer gibt weitere Beispiele: paradisi potens *pons,* Klem. 16 — *fons*

Digitized by Google

misericordiae, Drev. III, A. 10, 1 — *piscina* misericordiae, Adam. Persen. Fr. M. 3. — Der „doiz" entspricht wohl dem „aquaeductus" des hl. Bernardus (de aquaeductu 3, 10, 19e). — Maria wird auch öfter unter dem Bilde des Turmes genannt: reorum *turris* fortitudinis, Drev. anal. hymn. I, 186, 2. Dieses Epithet wurde so beliebt, daß es auch in der Lauretanischen Litanei als „*turris* davidica" und als „*turris* eburnea" heimisch wurde. — Zusammengefaßt finden wir die Anrufungen der Vermittlerin der Gnaden in der alten liturgischen Antiphon: Salve regina, mater misericordiae, vita, dulcedo et spes nostra, salve..., die Hermanus Contractus, Benediktinermönch in Reichenau (1013 bis 1054) gedichtet hat.

Die Beispiele lassen zur Genüge erkennen, daß die Epitheta der Lieder Gautiers in der kirchlich-lateinischen Marienliteratur ihre Entsprechungen haben; zugleich erhellen sie Gautiers Auffassung der Jungfrau Maria, die sich somit als die der Kirche erweist.

2. Wie verhalten sich die Marianischen Gedanken der Lieder Gautiers zur kirchlichen Mariologie?

Dem Kenner der Liturgie klingen viele Schriftstellen, wenn er Gautiers Lieder liest. Es genügt die Hauptgedanken zu untersuchen, die Gautier immer wieder ausspricht.

a) Er erwähnt öfter das Geheimnis der Menschwerdung Christi aus Maria unter dem Bilde der Beschattung:

C'est li vergiers, c'est li praiaus
Ou sainz Espirs s'aombre et gist. L. XVII, 11.

Ebenso: L. XV, 29-31, L. XXVII, 31-32, L. XXXI, 23.

All diese Stellen betrachte ich als Niederschlag von Luc. 1, 35: Spiritus Sanctus superveniet in te, et virtus Altissimi *obumbrabit* tibi. Die Stelle wird im Evangelium vieler Marienfeste immer wieder gelesen.

Wenn Gautier singt:

Celi dont Diex parla par Ysaie,
Qui de Jessé burjona, naist et crut

— L. XXVIII, 32, 33 — lehnt er sich an Isaias an: Is. 11, 1: Egredietur virga de radice Jesse — und Is. 7, 14: Ecce virgo concipiet et pariet filium.

Oft klingen aus seinen Worten Stellen der Alten Römischen Liturgie:

Quar en tui se repose
Et en toi se recrie
Cil qui toute chose
De nient forme et crie. Rayn. 956, 44.

Digitized by Google

Die A. R. L. sagt im Off. de Nativ. B. M. V. und a. a. O.: Beata es virgo Maria, quae Dominum portasti creatorem mundi.

Die Stellen:

En ses flans cil s'enserra
Qui soir et main
Quanqu'en ciel et en terre a
Enclot dedenz sa main. L. XV, 25.
Celui pot tes sainz ventres porter et sostenir
Que ne peut ciex ne terre comprendre ne tenir. L. XXIX, 19,

entsprechen dem Responsorium des Offiziums in primo Nocturno in festis B. M. V. per Ann.: Quia quem caeli capere non poterant, tuo gremio contulisti.

b) Gautier bringt öfter die Antithesis Eva-Maria.

Eve a mort nos livra
Et Eve aporta ve,
Mais touz nous delivra
Et mist a port ave — Refrain von L. XXIX.

Ebenso: L. XV, 37-40, L. XXII, 37-38, L. XXIII, 25-26.

Die 2. Strophe des erwähnten Marianischen Vesperhymnus heißt: Sumens illud Ave — Gabrielis ore — Funda nos in pace — Mutans nomen Hevae. — Die III. Lektion des Off. B. M. V. in Sabbato mense Maio, die dem heiligen Augustinus zugeschrieben wird, beginnt: Per feminam mors, per feminam vita: per Hevam interitus, per Mariam salus ... Salzer[18]) bringt eine große Anzahl weiterer Belege der Antithesis Eva-Maria.

c) Gautier spricht gern und mit felsenfestem Vertrauen von der Hilfe Mariens:

Mais ce me reconforte
Que nus n'est tant desconfortez
Par toi ne soit tost confortez. L. XIII, 39-41.

Ebenso: L. XIV, 19-20, L. XV, 41-44, L. XVI, 43-45, L. XVII, 31-32, L. XXV, 23-26.

Es ist der Fundamentalgedanke der Marienverehrung, den Gautier hier zum Ausdruck bringt. Wir finden ihn in allen Schriften der patristischen Literatur, soweit sie von Maria spricht. Er gipfelt in dem in der ganzen Christenheit verbreiteten Gebet des hl. Bernardus von Clairvaux (gest. 1153): Memorare, o piissima Virgo Maria, non esse auditum a saeculo, quemquam ad tua currentem praesidia, tua implorantem auxilia, tua petentem suffragia, esse derelictum ...

d) Das Vertrauen auf Marias Hilfe wird zur Bitte um Fürsprache bei Jesus. Gautier singt:

[18]) a. a. O. S. 478.

Digitized by Google

Et a ten fil, dame, touz nos concorde. L. XVIII, 44.
A ton fil m'acorde:
Maint descordé
As racordé — Rayn. 956, 105, 107.

Ebenso: L. XVI, 49-52, L. XXII, 10-12, L. XXII, 39-40, L. XXIV, 39-42.

Gautier spricht hier wieder einen Gedanken der Alten Römischen Liturgie aus, die in der berühmten Antiphon betet: Sub tuum praesidium confugimus — domina nostra, mediatrix nostra, advocata nostra, tuo filio nos reconcilia, tuo filio nos commenda, tuo filio nos repraesenta.

e) Endlich spricht Gautier von der Macht Marias über Teufel und Hölle, ein Gedanke, der bei der Nachdrücklichkeit der mittelalterlichen Höllenvorstellung eine besonders wichtige Rolle spielen mußte.

Dame, de moi pitiés te preigne,
Si deslace la corde,
Que deable plus ne m'estraigne
Qui m'enlace et encorde. Rayn. 956, 88-92.

Ebenso: L. XVI, 25-28, L. XXIV, 33-34, L. XXV, 16-17, L. XXV, 49-55.

Auch dieser Gedanke ist der kirchlichen Mariologie entnommen; er ist zurückzuführen auf Gen. III, 15: Inimicitias ponam inter te et mulierem, et semen tuum et semen illius: ipsa conteret caput tuum, et tu insidiaberis calcaneo ejus. Das Marianische Offizium hat die liturgische Anrufung: Da mihi virtutem contra hostes tuos.

Die angeführten Parallelen mögen genügen um zu sehen, daß die Marienlieder des Gautier de Coincy sich inhaltlich eng, mitunter wörtlich, an die lateinisch-kirchliche Marienliteratur anlehnen.

3. Bei der auffallend starken Gedankenverwandtschaft liegt die Frage nahe: Inwieweit lehnt sich Gautier auch in der Form an kirchlich-liturgische Vorbilder an?

Diese Frage zu beantworten ist nicht ganz leicht. Ihre Lösung setzt tiefer gehende Studien mittellateinischer Dichtungen voraus, Studien, die den metrischen und musikalischen Bau der Gattung sowohl als auch des Einzelliedes untersuchen und Brücken finden, die zur Trouvère-Lyrik hinüberführen. Wilhelm Meyer aus Speyer[19]) und Hennig Brinkmann[20]) geben wert-

[19]) Gesammelte Abhandlungen zur mittellateinischen Rhythmik, Berlin 1905.
[20]) Geschichte der lateinischen Liebesdichtung im Mittelalter. Halle 1925.

Digitized by Google

volle Aufschlüsse. W. Meyer kommt zu dem Resultat: „Die mittelalterliche Lyrik der Franzosen und Deutschen wurde von der mittellateinischen Lyrik großgezogen. — Das steht jedenfalls sicher: wer nicht einen Überblick hat über die Geschichte, die Formen und den Verlauf der mittellateinischen Literatur, der darf auch nicht sagen, daß er die altfranzösische oder altdeutsche Literatur in ihrem Wesen verstehe [21])."

Als eine besonders ergiebige Quelle, aus der auch die profane und volkssprachliche Poesie schöpften, erwies sich die kirchlich-lateinische Sequenzendichtung. Aus ihr, besonders aus der freieren Spätform und deren Ausläufern gingen jene Dichtungsarten hervor, die den unregelmäßigen Strophen- und Versbau der Sequenz aufweisen: Tropus, Conductus, Motett, — Lai, Estampie, Descort usw. Wilhelm Meyer sagt: „So wurden Gesänge geschaffen, die Sequenzen, an denen die Formen das Wunderbarste waren; die nur nach dem musikalischen Wohlklang erfundenen Coloraturen des Gesanges wurden in Kurzzeilen, Langzeilen und Strophen zu Strophenkörpern von nie gesehener Art; so hatte man eine völlig neue Dichtungsart gefunden. Dieser Sieg der rhythmischen Dichtung eröffnete tausend neue Wege, welche die Dichter-Sänger in lateinischer, dann in deutscher, provenzalischer, französischer und englischer Sprache mit Eifer verfolgten. So ist die lyrische Dichtung des Mittelalters durchaus aus dem kirchlichen Gesang heraus geboren worden [22])." — In allerjüngster Zeit gibt H. Spanke [23]) Wege an, die von der lateinischen Sequenz zur altfranzösischen Pastorelle führen.

H. Spanke hat in seinen „Studien zur Geschichte des altfranzösischen Liedes" [23]) auch die Frage nach den Beziehungen speziell der Gautier-Lieder zur lateinisch-kirchlichen Musik und Metrik erörtert. Nach ihm besteht sogar ein enges Verhältnis. Um im Rahmen dieser Arbeit die oben aufgeworfene Frage zu lösen, sei das Wesentliche der Ergebnisse Spankes hier zusammengefaßt.

L. XIII (Amours qui set bien enchanter) weist ein Reimprinzip auf, das auf die Anfänge des 12. Jahrhunderts, auf Abälard und seinen Schüler Hilarius (Martialhss.) zurückgeht.

L. XXIX (Entendez tuit ensamble, et li clerc et lai) hat einen Bau, dessen Grundstock sich rhythmisch und melodisch deckt mit den Conductus „Beata viscera" von Philippe de Grève und „A patre genitus" von Walther von Châtillon. — Auch L. XXV (L'amours dont sui espris) tritt nach Melodie und Bau

[21]) a. a. O. 2. Bd., S. 55.
[22]) a. a. O. 2. Bd., S. 372.
[23]) Archiv, 156. Bd., S. 215 ff.

Digitized by Google

zweimal in der Conductus-Literatur auf. — Für L. XXX (Por mon chief reconforter) erkennt Sp. den Grundstock in dem „Versus ad Roseam" des Abälard-Schülers Hilarius.

Das enge Verhältnis Gautiers zur kirchlich-lateinischen Liedform verrät sich besonders bei der Untersuchung seiner Lais. Das Lai hat sich ja anfangs des 12. Jahrhunderts unmittelbar von der kirchlichen Sequenz abgezweigt. Gautiers Lai R 924 a (Hui enfantés) ist eine direkte Übersetzung des „Laetabundus"[24]), einer der bekanntesten Sequenzen des 12. Jahrhunderts, lange Zeit fälschlich Bernard v. Clairveaux zugeschrieben; sie gehört der Zwischenstufe zwischen der reimlosen Notkerschen Prosa und der vollendeten Reimsequenz der Viktoriner an. — R 956 (Royne celestre) bezeichnet Spanke als „Strophenlai", das sich durch Hinzufügung weiterer gleichgebauter Teile aus einer echten Sequenz entwickelt hat. — So hat Gautier de Coincy auch in der Form seiner Lieder Züge kirchlich-lateinischer Dichtung, wenn er auch, wie wir gleich sehen werden, für Strophenbau und Melodie öfter Vorbilder aus der weltlichen Trouvère-Lyrik gewählt hat.

Im Lichte der kirchlich-lateinischen Marienliteratur betrachtet, ergeben die Marienlieder des Gautier de Coincy folgendes Bild: es besteht ein enges Verhältnis; die Lieder fußen inhaltlich ganz auf kirchlichem Boden. Die Epitheta sind die der kirchlichen Mariologie, die Marianischen Gedanken sind der lateinischen Marienliteratur entlehnt, mitunter treffen wir den kirchlichen Ausdruck wörtlich wieder. Oft haben die Lieder auch Strophenbau und Melodik der kirchlich-lateinischen Kantionenlyrik.

II. Teil:

Gautiers Lieder und die altfranzösisch-weltliche Minnelyrik.

Für das Marienlied des 12. und 13. Jahrhunderts betont J. Anglade den starken Einfluß des weltlichen Minneliedes. Von der provenzalischen Mariendichtung sagt er[25]): „La littérature provençale n'avait déjà plus la vie nécessaire pour créer les formes nouvelles qui convenaient à ce genre nouveau; la lyrique religieuse prit la forme de la lyrique profane, toute la forme même, métrique, mélodies peut-être, en tout cas idées et expressions. — La lyrique courtoise si raffinée n'eut pas de peine à s'accommoder à cette dilection nouvelle. La conception que les troubadours s'étaient faite de l'amour s'y prêtait à merveille. N'en avaient-ils pas fait un principe de vertu et de

[24]) Dreves und Blume: Ein Jahrtausend lat. Hymnendichtung, Leipzig 1904, 1. Bd., S. 17.

[25]) Les Troubadours, Paris 1908, S. 214 ff.

Digitized by Google

pureté? Sans effort, sans violence, les mêmes images, les mêmes termes qui leur avaient servi à chanter l'amour terrestre servirent à la description de leur nouvel idéal. La Vierge fut la plus aimable, la plus gracieuse, la plus belle des femmes; on se déclara son amant parfait, on se soumit à ses volontés; on lui reconnut tous les dons et toutes les vertus, une fidélité sans bornes, une douceur ineffable pour ses soupirants; tels sont les principaux traits par lesquels se manifesta ce nouveau culte poétique."

In der Lyrik jener Zeit bestand überhaupt ein sehr starkes Abhängigkeitsverhältnis, besonders in bezug auf die Form. Das Hauptmerkmal war wohl der musikalische Vortrag. In der provenzalischen Lyrik bestand seit Guillaume IX. die Forderung immer neue Strophenformen und neue Melodien zu ersinnen. Als dann aber die Minnelyrik nach Frankreich kam und hier Modesache wurde, mußten die Dichter zum größten Teil darauf verzichten auf dem schwierigen Gebiete der musikalischen Komposition schöpferisch zu wirken. Sie machten musikalische Anleihen bei früheren oder gleichzeitigen, begabteren Dichtergenossen. Die „Kontrafactur", wie der terminus technicus in der Musikwissenschaft heißt, wurde allgemeine Sache, die Übernahme einer älteren Notation unbeanstandete Selbstverständlichkeit. Der Ausdruck „nouvel chant", „nouviau son", der in den Liedereingängen immer wieder vorkommt, erinnert wohl noch an die alte provenzalische Forderung, macht aber nun den Eindruck des Stereotypen, Traditionellen. (Auch Gautier hat diese formelhaften Ausdrücke in seinen Liedern, doch erinnern sie hier auch an das „canticum novum" des Psalmes 149, 1.)

Mit der Übernahme der Melodie war auch das Dichten in metrische Fesseln geschlagen: die Dichter übernahmen mit der Melodie auch das Strophenschema. So war die formale Nachahmung vorhandener Lieder eine selbstverständliche Modesache geworden — nicht nur innerhalb der weltlichen Lyrik, auch weltliches und geistliches Gebiet griffen ineinander über. Vagantenlieder — Trinklieder, Liebeslieder — parodierten geistliche Lieder; 1227 verfügte das Konzil von Trier, die Priester sollten zu verhüten suchen, daß von den Goliarden in der Kirche auf die Melodien des Sanctus und Agnus Dei weltliche Texte gesungen wurden. Viel häufiger noch war der umgekehrte Fall. Die chansons religieuses gehörten zu den Gattungen, die in der Regel Form und Melodie älteren, weltlichen Mustern der Vulgärsprache entlehnten. Järnström [36]) sagt: On sait depuis longtemps que les trouvères pieux ont emprunté aux chansons profanes la mélodie et la forme poétique de leurs chansons. Weiter unten

[36]) Recueil I, S. 13.

Digitized by Google

sagt er: Il est assuré que des auteurs comme Moniot d'Arras et Richard de Fornival, par exemple, qui ne se seraient pas permis des imitations pour leurs chansons d'amour, ne se sont fait le moindre scrupule d'emprunter à d'autres la mélodie et la forme strophique de leurs chansons pieuses. C'était là une convention littéraire et les poètes nous avertissent quelquefois eux-mêmes qu'ils ont composé leurs pièces ou „chant" de telle chanson profane. — Das deutet auf Tendenz: Das Gewand des weltlichen Liedes sollte dem geistlichen Lied günstigere Verbreitung verschaffen.

Wir kehren zu den Liedern unseres Dichters zurück. Im I. Teil haben wir gesehen, wie sie nach Inhalt und Form abhängig sind von der kirchlich-lateinischen Literatur. Es kann uns aber nicht befremden, wenn er sich als Kind seiner Zeit auch an das weltliche Liebeslied angelehnt hat.

1. Wir suchen zunächst nach den weltlichen Liedern, die ihm im einzelnen als Vorbild gedient haben. Die Lieder müssen in ihren metrischen und melodischen Beziehungen miteinander verglichen werden; dabei ist festzuhalten, daß eine Identität bzw. Ähnlichkeit allein noch kein Abhängigkeitsverhältnis beweist. Dank der Forschungen von Paul Meyer[27]), A. Långfors[28]), H. Spanke[29]) können wir bei vielen Liedern etwas Sicheres über das Abhängigkeitsverhältnis sagen, bei einigen müssen wir uns mit dem Nachweis der bloßen Identität bzw. Ähnlichkeit begnügen.

L. XXV (L'amours dont sui espris — de chanter me semont) tritt, wie wir oben sahen, in Hinsicht auf seinen Bau in der lateinischen Conductus-Literatur auf. Gautier hat aber nicht ein lateinisches Lied als Vorlage benützt, sondern das gleichgebaute Lied des Blondel de Nesle R 1545 (L'Amors dont sui espris — me semont de chanter)[30]). Für die Abhängigkeit spricht schon die Gleichheit der Anfangsverse. — Auch für L. XIV (Qui que face rotrouenge nouvele) hat Blondel die Vorlage geliefert mit R 482 (Bien doit chanter cui fine amour adrece)[31]); desgleichen für L. XXVIII mit R 1495/97, das gleichen Bau, gleiche Melodie und gleiche Binnenreime hat.

Für einzelne Lieder wurden weltliche Pastorellen als Vorbilder aufgedeckt. Bau und Reime von L. XV (Talenz m'est pris orendroit) liegen vor in der Pastorelle R 1848/54 des

[27]) Rom. XVII. 1888 („Types de quelques chansons de G. de C.), p. 429.

[28]) Rom. LIII, 474.

[29]) Archiv 156, 215.

[30]) Leo Wiese: „Lieder des Blondel de Nesle. GRL. 5. Bd., S. 130.

[31]) Leo Wiese, a. a. O. S. 121.

Digitized by Google

Jocelin de Bruges (L'autrier pastoure seoit — lonc un buisson)[32]), ohne Melodie überliefert, und in der Pastorelle R 342 des Dichterkönigs Thibaut de Navarre (J'alvie l'autrier errant — sanz compaignon)[33]), mit abweichender Melodie überliefert. Die Gleichheit des Reimes (oit — on) bei Gautier und Jocelin läßt vermuten, daß Gautier diesen, nicht Thibaut, nachgeahmt hat. — L. XXIV (Ma viele vieler vieut un biau son) ist nach Spanke abhängig von der anonymen, originell gebauten Pastorelle R 605. — L. XXVI (Hui matin, a l'ajournee — toute m'amblëure) ist nach Långfors die Nachahmung der Pastorelle (Hyer matin a l'enjournee — toute m'emblèure)[34]). Gautier ist hier auch inhaltlich dem Charakter der Pastorelle treu geblieben; das Lied ist eine der wenig vertretenen Pastorellen; Järnström sagt von dieser Dichtungsgattung: „Ces genres peu sérieux s'adaptaient mal au traitement du sujet élevé de nos chansons, et c'est surtout le genre de la chanson, „le grant chant" du moyen age qui a livré les modèles de nos chansons[35])." Musikalisch ist L. XXVI ein Motett und für die Geschichte des mehrstimmigen Liedes von großer Bedeutung.

Durch Vergleichungen der Melodien konnten neuerdings noch weitere Abhängigkeitsverhältnisse festgestellt werden. Auf diesem Wege wurde nach Spanke R 203 des Vielart de Corbie als Original für L. XVII (Quant ces floretes florir voi) entdeckt; als Vorbild für L. XXII (Pour la pucele en chantant me deport) wurde das verbreitete Lied R 429 des Pierre de Molins erkannt; L. XXXI (Puis que voi la fleur novele) hat auch die Melodie gemein mit R 1753, das Gautier de Dargies zugewiesen wird. — Keine melodischen Beziehungen, deshalb auch keine sicheren Abhängigkeitsverhältnisse lassen sich aufstellen für L. XXVII und L. XXXII. L. XXVII (D'une amour coie et serie) hat den gleichen Strophenbau wie R 200 des Gilles des Mesons, R 1620 des Roi de Navarre und des anonymen R 1945. — L. XXXII (Mere de pitié) rechnet Spanke zu den apokryphen Gautier-Lais und weist nach, daß der Descort R 1421 (De cele me plaig qui me fait languir) des Gautier de Dargies seine Vorlage ist; wenn das religiöse Lied eine neue Melodie hat, so ist das nichts Ungewöhnliches. — Für L. XXXIII (Ne flours ne glais), nach Spanke ebenfalls ein apokryphes Gautier-Lai, hat Långfors das Vorbild gefunden in R 284 (Bels m'est li tans), das Spanke Colin de Musset zuschreiben will. L. XXIII (Mere Dieu, virge senee) nimmt eine besondere Stellung ein; es ist vollständig typenfremd, hat freie Strophenform, wie sie im Altfranzösischen selten, öfters im

[32]) K. Bartsch, Rom. u. Past., S. 316.
[33]) K. Bartsch, Rom. u. Past., S. 231.

Digitized by Google

Provenzalischen vorkommt; Gautier verwendet hier den wiederaufnehmenden Reim, eine dichterische Spielerei, die nach Gautiers Zeit bald sehr beliebt und häufig wird.

Was also metrischen und musikalischen Bau betrifft, zeigt sich ein weitgehendes Verwandtschafts- und Abhängigkeitsverhältnis zwischen den Marienliedern Gautiers und den altfranzösisch-weltlichen Liedformen. Gautier gibt seinen geistlichen Liedern das Gewand der weltlichen Minnelyrik, der chanson, der Pastorelle, der Rotrouenge, des Lai.

2. Den Zusammenhang der Lieder Gautiers mit der weltlichen Lyrik erhellt auch sehr deutlich eine Untersuchung seiner Refrains.

A. Jeanroy definiert die Refrains als „très courts morceaux — comptant ordinairement de un à quatre vers, toujours accompagnés d'une mélodie qui leur est propre. Ces morceaux sont tantôt isolés, tantôt intercalés dans d'autres œuvres; mais, dans ce dernier cas, ce ne sont pas les mêmes qui sont répétés après chacun des couplets, dont ils sont souvent tout à fait indépendants par le sens[36])."

Gautier de Coincy gebraucht den Refrain sehr häufig, in einigen Fällen können wir auch nachweisen, wo er ihn entlehnt hat.

L. XVI hat den Refrain:

Bele douce dame,
Mere Dieu, aiez merci.
Merci, merci de ma chaitive d'ame.

Die Vorlage zu diesem Refrain ist mir unbekannt; ich sehe darin aber eine Umbiegung von Versen, die ursprünglich an eine weltliche Dame, für die das „Bele douce dame" stehender Ausdruck in der Minnelyrik ist, gerichtet waren. Der Refrain von L. XXVI ist sehr charakteristisch für die altfranzösische Pastorelle. Er besteht nach Gaston Paris meistens aus sinnlosen Wörtern, „qui imitent visiblement le son des instruments rustiques[37])". Daraus hat sich das „dorenlot" entwickelt.

L. XXVII, Refrain:

Vilainnes gens, vous ne les sentez mie,
Les dous maus que je sent.

---

[34]) Alb. Stimming, Die altfranzösischen Motette der Bamberger Handschriften, S. 89, Nr. 19.

[35]) Recueil I, p. 15.

[36]) Zitiert nach Voretzsch a. a. O. S. 142.

[37]) G. Paris, Histoire de la Littérature française du moyen âge. Paris 1910, p. 567.

Digitized by Google

Hier hat Gautier einen oft in der profanen Minnelyrik verwendeten Refrain wörtlich übernommen. A. Jeanroy hat ihn unter seine „Refrains inédits“ [38]) unter III, 5 aufgenommen als zu Rayn. 839 gehörig; dies ist eine chanson des Colart le Bouteillier. Långfors weist außerdem darauf hin, daß er vorkommt in einem salut d'amors des ms. 837 und in einem Motett; mit geringer Änderung findet er sich auch in dem „Li Confrère d'Amors“ und dem „Prison d'Amors“ des Baudouin de Condé.

L. XXVIII hat 5 verschiedene Refrains. Sie passen sich dem eigenartigen Strophenbau dieser chanson an. Spanke [39]) findet von diesen 5 Refrains 3 (1., 4., 5.) wieder in der Pastorelle avec des refrains R 1377 des Ernoul Caupain. Das erste Strophenpaar, das coblas doblas zeigt, hat den Refrain:

Vous ne sentez mie
Les douz maus d'amer
Ausi con je faz.

Bartsch [40]) hat eine chanson de danse mit diesem Refrain:

Vos ne sentez mie les maus d'amer
si con je faz.

Das Wort „douz“ fehlt hier.

Die 3. und 4. Strophe weisen wieder coblas doblas auf und haben den Refrain:

Pour Dieu, traez vos en la,
Vos qui n'amez mie.

Der Refrain ist Variante eines sehr bekannten profanen Refrains, der sich in der chanson de Bele Aaliz findet:

Por Dé, traiez vos en la,
Vos qui n'amez mie.

L. verweist außerdem auf die Ähnlichkeit des Refrains des „Court de Paradis“ des Renart le Nouvel, eines Liedes bei Bartsch [41]) und eines Motettes bei G. Raynaud, Motets, I, 171, Nr. CL.

Die Strophen 5, 6, 7 haben je coblas singulars mit je einem eigenen Refrain:

Str. 5: Toutes les eures que je pens a li
En cuit je mieuz valoir,
En doi je miex valoir.

Str. 6: Douce dame, car m'amez:
Ja ne pri je se vos non.

---

[38]) S. 195.
[39]) a. a. O. 217.
[40]) Romanzen und Pastorellen S. 378.
[41]) a. a. O. II, Nr. 89.

Digitized by Google

Str. 7: Qui donrai je mes amors,
Mere Dieu, s'a vos non?

Die chanson de Bele Aliz (Guillaume de Dôle, v. 531) hat den Refrain:

Cui lairai ge mes amors,
Amie, s'a vos non?

Die „Amie" des weltlichen Liedes wird bei Gautier zur Muttergottes umgebogen.

L. XXIX und L. XXX haben als Refrains Texte, die sich an die kirchliche Mariologie anlehnen.

L. XXIX, Refr.: Eve a mort nos livra
Et Eve aporta ve,
Mais touz nous delivra
Es mist a port ave.

L. XXX, Refr.: Dame qui comportas
Nuef mois tot nostre deport,
Por ce por toi me deport
Que le fil Deu portas.

Diese Refrains enthalten zwei Hauptgedanken der kirchlichen Mariologie, wie oben schon angedeutet. Ihre Bedeutung und Beliebtheit mögen Gautier de Coincy veranlaßt haben, sie nach Art weltlicher Lieder zum Refrain zu verwenden. So zeigt auch die Untersuchung der Refrains die enge Beziehung unserer Lieder zur weltlichen Lyrik.

3. Schließlich bleibt noch zu untersuchen, welche Stellung Gautier der weltlichen Lyrik und den Troubadours gegenüber einnimmt. Daß er die weltliche Lyrik wohl kennt, geht schon ohne weiteres aus den bisherigen Ausführungen hervor. Außer den schon genannten Dichtungsarten spricht er gelegentlich vom „chansonete" (L. XXX, 14), vom „son" und „sonet" (L. XIV, 2), vom „diz" (L. XXVI, 46), vom „conduit" (L. XIV, 13), von der „Raverdie" (L. XXVI, 23). (Die letztgenannte Stelle zitiert Gaston Paris[42]) als das bedeutendste, interessanteste und älteste Beispiel für die Dichtung, die Raverdie, Reverdie oder Renverdie genannt wird, und folgert daraus die direkte Beziehung mit der Ankunft des Frühlings und den Maifesten — eine Hypothese, die wohl nicht haltbar ist.) Er stellt aber seine Lieder in scharfen Gegensatz zu denen der weltlichen Sänger: Die erste Strophe seines ersten Liedes L. XIII heißt:

Amours, qui set bien enchanter,
As plusours fait tel chanter
Dont les ames deschantent.

[42]) a. a. O. p. 556.

Digitized by Google

Je ne vueil mais chanter tel chant,
Mais por celi novel chant chant
De cui li angle chantent.

Ebenso Eingang L. XIV.

Die Stelle: N'est dame de sa valor,
N'onques ne fu a nul jor
Nule de si haut non. L. XV, 10-12

erinnert zwar stark an die kirchliche Antiphon der Marianischen Complet: Virgo Maria, non est tibi similis nata in mundo inter mulieres —; doch der Gegensatz zur weltlichen Geliebten zeigt sich ganz deutlich in L. XXVI:

Qui que chant de Mariete,
Je chant de Marie. L. XXVI, 20, 21.
Mar voit, mar ot
Qui laist Marie pour Marot. L. XXVI, Refr. etc.

Marot, Mariete, Robin, Robardele sind die in der weltlichen Pastorelle stets vorkommenden typischen Namen für die geliebte Schäferin und ihren bäuerlichen Liebhaber.

Er warnt vor der Torheit der weltlichen Liebe:

Laissons tuit le fol usage
D'amour qui foloie;
Souvent paie le musage
Qui trop i coloie. L. XXVI, 58-61.

Ebenso in L. XXVII, 41-48.

Endlich wird er ganz erbost über die, die der weltlichen Liebe dienen:

Gart vilains ne m'escout mie,
Sur escommeniement.
Nus qui aint vilainnement
Ceste chançon ne comment;
N'est pas dignes qu'il en die
Nes le refrait seulement. L. XXVII, 3-9.

Er nimmt also eine durchaus ablehnende Haltung zur weltlichen Minnelyrik ein, stellt sich in direkten Gegensatz zu den Troubadours, Maria zur weltlichen Geliebten.

Zusammenfassung:

Der Zusammenhang der Lieder des Gautier de Coincy mit der weltlichen Lyrik ist klar: In der Form hat er sich stark an sie angelehnt, er hat sich in den verschiedenen Gattungen weltlicher Lyrik versucht, mitunter den Gegenstand der weltlichen Liebe für seine geistlichen Zwecke umgebogen. — Inhaltlich aber schöpft er nur ganz selten aus der weltlichen Lyrik.

Seine Tendenz ist ebenfalls klar: er suchte die geistlichen Lieder in weltlicher Schale unter den Laien zu verbreiten, um ihnen günstigere und schnellere Aufnahme zu sichern.

Digitized by Google

III. Teil:

Charakterisierung und Wertung der Lieder.

Wir haben gesehen, daß die Marienlieder des Gautier de Coincy hybride Gebilde sind, die ihre Ideen der kirchlichen Mariologie, ihre Formen zum großen Teil der weltlichen Lyrik entlehnt haben. Es bleibt nun noch die Frage zu erörtern:

Haben die Lieder Gautiers eine persönliche Note, wodurch sind sie charakterisiert, wie sind sie zu werten?

1. Charakterisierung der Sprache.

Jedem Leser der Lieder muß sofort die Sprache Gautiers auffallen. Man merkt alsbald, daß bei ihm die Reflexion auf die Sprache geht. Wenn man bedenkt, wie zu seiner Zeit die französische Sprache noch in den Kinderschuhen steckte, wie die einzelnen Dialekte noch um den Primat rangen, ehe sich die einheitliche Schriftsprache entwickeln konnte, dann muß man gestehen, daß Gautier seine Volkssprache mit Meisterschaft beherrscht hat. Sein Wortschatz ist verhältnismäßig reich, das Pikardische, seine Muttersprache, ist stark vertreten, doch reichlich durchsetzt mit champagnischen und franzischen Elementen. Wie sehr Gautier die Sprache beherrscht, kann man allerdings erst ganz beurteilen, wenn man die 30000 Verse seiner Miracles gelesen hat.

Was in seiner Sprache zunächst auffällt, sind die häufig angewandten „Replikationen", wie Suchier-Birch-Hirschfeld in seiner Literaturgeschichte diese Wortspiele mit den gleichen Silben nennt, die nicht nur im Reim, sondern auch innerhalb des Verses häufig auftreten, z. B.:

> Ave, pucele piue, piument enpiumenté
> Sunt tuit cil qui bien t'ainment et servent piumenté.
> Pucele enpiumentee, tu flaires plus piument
> A Vc. M. doubles de basme et de piument.
>
> L. XXIX, 81-84.

Gautier scheint diese Schnörkel und Verzierungen des Ausdrucks in die Mode gebracht zu haben. Auf uns wirken sie heute wie eine Geschmacksverirrung, Gautiers Zeit aber scheint große Freude daran empfunden zu haben; denn seine „Kunst" fand viele Nachahmer, und im 16. Jahrhundert gelangte sie in der Schule der Rhétoriqueurs zu höchster Blüte.

L. XIII und L. XXII sind besonders reich an diesen Replikationen. L. XIII führt die gleiche Replikation durch je 2 Strophen durch, Substantive, Adjektive, Adverbien, Verbformen — einfache und zusammengesetzte —, die die gleiche Wurzelsilbe haben, kommen zur Anwendung.

Digitized by Google

1. Repl.: chant: enchanter — chant — chanter — deschantent — chanteour — enchanterez — enchantez — chante.
2. Repl.: coint: cointe — acointement — desacointier — acointe — acointera — acointes — desacointiez — acointiez — acointes etc.

L. XXII hat die gleiche Replikation nur durch je eine Strophe durchgeführt: das Lied spielt mit den Silben: port; cord; voi; pris; fait.

Die Natur dieser Wortspiele bringt es mit sich, daß Gautier in diesen Fällen den grammatischen Reim zur Anwendung bringt. Er reimt Infinitive, Verbformen, Partizipien, Substantive, Adjektive des gleichen Wortstammes, wie es für das Reimschema gerade notwendig wird. Diese Reimart ist heute auch in Frankreich stark verpönt, zu Gautiers Zeit aber fand man Geschmack daran.

In ähnlichem Sinne charakteristisch für die Sprache unseres Dichters erweist sich auch die Häufung beigeordneter Ausdrücke, die meistens das gleiche sagen:

> Qui de bon cuer à toi s'otroie,
> Qui t'aime, sert et prie, Rayn. 956, 53-54.
> En toi n'a boidie,
> Barat ne doublerie,
> Tricherie ne fauseté. Rayn. 956, 57-59.
> Tant fu ta matere
> Nete et pure et saine. Rayn. 956, 77-78.

Ebenso: L. XV, 21-22, L. XVI, 5-6, L. XVII, 25-26, L. XXVI, 62-65.

Wir sehen, wie Gautier mit seinem Wortreichtum geradezu prunkt. Die überschwengliche, barockartig anmutende Ausdrucksweise macht seinen Stil mitunter schwer verständlich.

2. Charakterisierung des Inhalts:

Gautier dichtete seine Lieder, um seine Liebe zur Gottesmutter auszusingen. Sie sind deshalb rein lyrischer Art und zeigen nichts von dem epischen Charakter seiner Miracles. Nur einmal, L. XIII, 47, erwähnt er die Legende der Maria Aegyptiaca, der großen Sünderin aus dem 4. christlichen Jahrhundert, die durch Maria wunderbar bekehrt wurde und dann ein strenges Büßerleben in der Wüste Ägyptens führte.

Dem subjektiven Ausdruck entspricht zweifellos ein subjektives Empfinden. Dem überschwenglichen Stil liegt eine schwärmerische Verehrung „der Dame seines Herzens" zugrunde. Was bei weltlichen Dichtern zuweilen Konvention und Formsache ist, ist bei Gautier de Coincy reinstes Empfinden und innerste Herzenssache, trotzdem auch bei ihm die Reflexion hauptsäch-

Digitized by Google

lich auf die Form geht. Alles, was er schreibt, dient nur dem einen Zweck: der Verherrlichung der Gottesmutter. Die Begeisterung für sie reißt ihn fort:

Toz li cuers, dame, me rit,
Toz m'esjoist et tressaut,
Quant chanter puis un petit
Tes doz chanz, se Dex me saut. L. XXX, 25-28.

Ebenso: L. XXX, 53-56.

Weil er so ganz aufgeht in der Liebe zu Maria, setzt er alles zu ihr in Beziehung. Kein Bild ist ihm zu trivial, kein Vergleich zu unnatürlich. So erklärt sich wohl L. XXIII, das das Bild des Schachspiels auf Maria anwendet. Das Schachspiel war im Abendland schon im 9. Jahrhundert bekannt und erfreute sich einer außerordentlichen Beliebtheit. Auch die altfranzösische Literatur stellte es häufig in ihren Dienst; der Geist des Symbolismus, der die Gemüter des Mittelalters in Bann hielt, sah in den Schachfiguren Symbole des Lebens und wußte sie auf die mannigfaltigste Weise zu deuten. Fr. Strohmeyer[43]) hat die Verwendung des Schachspiels in der altfranzösischen Literatur untersucht und erstaunlich viele und mannigfaltige Beispiele zusammengestellt. Einzigartig steht aber Gautier de Coincy da, der die Symbolik des Schachspieles auf Maria anwendet. (Strohmeyer hat die Stellen aus Poquets Miracles-Sammlung in seinem Aufsatz zusammengestellt.) So fällt es ihm auch im Lied nicht schwer, Maria als seine „fierce" und sich als ihren „poons" zu betrachten. Er singt:

Celle fierce ies dont Diex trait
Le fort trait
Dont diables fu confus.
Tu fus la fierce couranz,
Secouranz,
Dont en l'angle fu conclus. L. XXIII, 40-45.

Auch die Bedeutung der Schachkönigin für die Bauern im Kampf mit dem Gegner biegt er um:

Tes poons,
Fierce Dieu, a traire apren
Et pren de nos si grant roi (Ordnung)
Qu'au grant roi (König)
Traire puissons tuit. Amen. L. XXIII, 59-63.

Bei seiner Liebe zu Maria ist es ihm endlich auch ganz natürlich, von einer „mariage" mit ihr zu reden. Die mittelalterlichen Dichter sprechen oft von einer Ehe zwischen Gott

[43]) Fr. Strohmeyer, Das Schachspiel im Altfranzösischen, Tobler, Abhandlungen, Halle 1895, S. 381 ff.

Digitized by Google

und Maria, wofür auch H. Becker[44]) viele Belegstellen anführt; auch Gautier selbst sagt:

— Ave Maria:
Cest lai chante li angles quant Diex se maria. L. XXIX, 4.

Dagegen fordert er die Menschen zu einer „mariage" mit Maria auf:

Marions nous à la virge Marie,
Nus ne se puet en li mesmarier.
Sachiez de voir, a li qui se marie
Plus hautement ne se puet marier. L. XIV, 28-31.

Ebenso: Rayn. 956, 60-61, L. XVIII, 7-11.

Vielleicht entnimmt Gautier diesen Gedanken der mittelalterlichen Mystik, die sehr oft von der Sponsa Christi spricht, vielleicht entlehnt er ihn aber wieder der weltlichen Minnelyrik, vielleicht verbindet er auch die beiden Gedankenwelten, die sich hier berühren.

Der großen Liebe zu Maria entspricht ein großer Haß gegen alles, was Maria entgegensteht. Wohl geht er in seinem Eifer, mit dem er die ungläubigen Juden in scharfer Satire angreift, zu weit — übrigens eine Erscheinung, die im Mittelalter allgemein war; von Judenhaß und Judenverfolgung weiß die Geschichte des Mittelalters viel zu berichten. — Gautier gibt seiner Entrüstung Ausdruck:

Giu nel welent croire; tuit fussent or brui!
L. XXIX, 33.
Ave, quant tant t'amonmes, tuit sont d'ire acoré
Giu, cui terre engloute con Dathan et Coré![45])
Tant les het mes courages, je ne le puis noier,
S'ere rois jes feroie touz en .I. puis noier.
L. XXIX, 65-68.

Nach Lommatzsch[46]) ist Gautier ein „satirischer Beobachter und Kritiker seiner Zeit", ein „eindringlicher Sittenprediger", der einen weitgehenden Scharfblick hat für die Vorgänge seiner Zeit, der von seiner stillen Benediktinerzelle aus das bewegte Spiel des Lebens, das Treiben der Stände dieser Welt, ihre Torheiten und Schwächen sieht und bekämpft.

All das aber tritt weit zurück hinter der wahrhaft heiligen Einfalt seines Herzens. Wie kindlich naiv mutet uns die Stelle an:

---

[44]) H. Becker, Die Auffassung der Jungfrau Maria in der altfranzösischen Literatur, Göttingen 1905, p. 17.

[45]) Anspielung an Nr. XVI, I sq.

[46]) G. d. C. als Satiriker, Halle 1910.

Digitized by Google

Pluseurs foiz ai fait maint dit et maint son.
En guerredon requier a vo franchise
De vostre amour autant com. I. siron
Tant en vaut mieuz que touz li ors de Frise.
L. XXVIII, 52-55.

Kindliche Naivität und Frömmigkeit ist der stärkste Charakterzug der Lieder Gautiers. Seine Dichtungen wollen deshalb kindlich gläubigen Herzens aufgenommen sein, nur von diesem Standpunkt aus kann man der Wertung Gautiers gerecht werden.

3. Wertung der Lieder.

Nach dem zuletzt Gesagten ist es wohl verständlich, daß das aufgeklärte, verstandesfrohe 18. Jahrhundert den schwärmerischen Mariendichtungen unseres Dichters mit absoluter Verständnislosigkeit begegnete. So verstehen wir das vernichtende Urteil des kritischen Louis Racine, der gelegentlich einer Reise nach Soissons die Manuskripte der Miracles eingesehen hatte; er berichtete am 28. Juli 1744 der Académie française: „Si l'on y trouve de quoi s'édifier, l'étonnante simplicité (!) qui y règne dans le ton du récit, prouve seule que cet ouvrage est une production d'un siècle d'ignorance et qu'il eut pour auteur et pour traducteur deux des plus ignorants écrivains qui fussent dans ce siècle[47])." Ähnlich verurteilt ihn Amaury Duval, der Mitarbeiter der „Histoire littéraire de la France", zu Anfang des 19. Jahrhunderts: Gautier ist für ihn nur ein Mönch, der „dans son pieux délire, ne fait preuve ni d'imagination ni de goût, qui n'a que des idées communes et triviales, qui, lorsque dans ces récits il faudrait être naif et vrai, emploie un style recherché, de continuels et fatigants jeux de mots[48])".

Gautier scheint diese Kritik erwartet zu haben: in L. XXX sagt er:

S'aucuns fols folie en dit,
Petit ou neent m'en chaut:
Si fait mot ne si fait dit
Ne me font ne froit ne chaut. L. XXX, 29-32.

Wie warm treten dagegen die neueren Literarhistoriker für ihn ein: L'abbé Poquet: Miracles de la Vierge — par Gautier de Coinci, Paris 1857; E. Lommatzsch: Gautier de Coincy als Satiriker, Halle 1913; A. C. Ott: Gautier de Coincy's Christinnenleben, Erlangen 1922; A. Långfors: Gautier de Coinci, Romania LIII, p. 474 ff., 1927.

Aus unserer Untersuchung ergibt sich etwa folgendes Urteil über die Marienlieder Gautiers de C.:

[47]) Zitiert nach Poquet, Einleitung.
[48]) Hist. de la France litt., t. XIX.

Digitized by Google

1. Gautier ist arm, was Genialität der Ideen, Tiefe und Schärfe des Gedankens, Selbständigkeit der dichterischen Form betrifft; darin ist er Epigone wie alle zeitgenössischen Dichter seiner Gattung.

2. Gautier ist verhältnismäßig sehr gewandt in der Beherrschung des altfranzösischen Sprachmaterials; darin ist er vielen Dichtern seiner Zeit voraus.

3. Gautier ist groß in der Echtheit des Empfindens; er läßt zarte Herzenstöne kindlicher, innerlicher Frömmigkeit erklingen, die ihn weit über die Sänger der oft gemachten, konventionellen Kunstdichtungen seiner Zeit stellen.

Ausblick:

Die Marienliteratur entwickelte sich im Altfranzösischen im 13. und 14. Jahrhundert sehr stark, die Marianische Prosa und Dichtung hielten mit dem Wachsen der Marienverehrung Schritt. Die Epik schuf besonders herrliche Legenden und schmückte die alten aus. Die Lyrik versuchte in allen Dichtungsarten Maria zu verherrlichen; fast hat es den Anschein, als ob die Dichtkunst auf der Flucht vor der Dekadenz der höfischen Lyrik im Heiligtum Mariens ein Asyl suchen wollte. Sie verschwisterte sich vorzugsweise mit der Musik. — Nach der Analysierung der Marienlieder des Gautier de Coincy ist es verlockend, die angestellten Beobachtungen auf die übrigen anonymen Marienlieder altfranzösischer Zeit auszudehnen. Material dazu ist reichlich vorhanden, wie schon ein Blick in Raynauds Bibliographie des chansonniers français du XIII^{e} et XIV^{e} siècles zeigt, — so reichlich, daß es sich kaum überschauen läßt. Viele dieser Lieder liegen in noch unveröffentlichten Handschriften verborgen, und gerade die Handschriftenforscher unserer Zeit sind eifrig am Werk, sie aufzudecken und durch Druck der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Das 13. und 14. Jahrhundert hat eine wahre Flut solcher Lieder erzeugt, und die Herausgeber wissen sie zunächst nur nach einem äußeren Gesichtspunkt zu ordnen: nach den Handschriften, weil sie sich sonst weder nach Datum oder Heimat oder Autor, noch nach Gattung oder Vorlage durchgehends einordnen lassen. — Eine erschöpfende Charakterisierung verlangt nach meinem Ermessen ein eingehendes detailliertes Forschen. Ich will hier nur versuchen, die altfranzösischen Marienlieder in ihren Hauptzügen zu zeichnen, so wie sie sich aus der Lektüre ergeben. Die beiden Bände der Recueil de Chansons pieuses du XIII^{e} siècle von Järnström und Långfors enthalten eine bunte Fülle solcher Lieder, nach den verschiedensten Handschriften gesammelt. Sie sollen als Unterlage zu diesen Ausführungen dienen.

Digitized by Google

Der erste wesenhafte Zug ist die Anonymität. Die meisten Lieder sind völlig namenlos, bei anderen sagen uns die Namen so gut wie nichts. Es handelt sich mit wenigen Ausnahmen um „poetae minores" ohne besondere Genialität und Originalität. Das Liederdichten war die höchste Freude jener Zeit; die Melodie war dabei das Ausschlaggebende. Nachdem man darauf gekommen war Melodien zu entleihen, fand man das Unterlegen von Texten nicht mehr allzu schwierig. So standen viele sangesfrohe Dichter auf, die unter anderen auch Marienlieder verfaßten. Es ist verständlich, daß neben vielen gefühlsechten, schwunghaften, wertvollen auch viele minderwertige Texte uns überliefert wurden.

Ein zweites Hauptmerkmal ist somit die Nachahmung. Wir können sie nachweisen zunächst in der Form. Die Übernahme von Typen wurde so selbstverständlich, daß auch fähige Dichter, die in der weltlichen Liederdichtung sehr originell waren, in der Dichtung der Marienlieder sich mit bloßen Nachahmungen begnügten. Man sah sich zuerst nach einer kunstrichtigen, wirksamen Melodie um, dann dichtete man die Texte um. Die Vergleichung zwischen Vorlagen und Nachahmungen ist sehr interessant, und gegenwärtig werden immer wieder neue Vorlagen aufgefunden. Järnström und Långfors haben zu den 1927 veröffentlichten 80 Liedern des II. Bandes der Recueil 33 Vorlagen angegeben. Neuerdings fand A. Jeanroy 6 weitere Typen [49]). Wenn sich nicht alle Vorlagen finden lassen, so hängt das damit zusammen, daß ein beträchtlicher Teil besonders der weltlichen altfranzösischen Lyrik restlos untergegangen ist. Sehr interessant sind die Lieder, in denen der Verfasser selbst von seiner Vorlage spricht:
Lied IV, Bd. 1, S. 26:

„L'autrier m'iere rendormiz
Par un matin en esté;
Adonques me fu a vis
Que la douce mere Dé
M'avoit dit et commandé
Que seur un chant cui jadis
Soloit estre mout jois
Chantasse de sa bonté,
Et se tantost l'ai empris.
Dieux doint qu'il li viegne en gré!
„Quant li rossinoil jolis
Chante seur la fleur d'esté",
C'est li chans seur quoi j'ai mis
Le dit que ai trouvé."

[49]) Vgl. Rom. LIV, S. 271.

Digitized by Google

Lied IX, Strophe 5:

Va a celui dont je tieng l'essemplaire
Et la forme de cest chant retenir,
Le vidame qui maint au marescaige, —

Lied CXVIII, Bd. 2, S. 151, Zl. 7:

Je le vos di por Gace le Brullé:
Assez chanta dont Dex ne li set gré.
Bon sont se chant, por c'en ai g'enprunté.
Zeile 13.)

Die Marienlieder haben meistens die gewöhnliche Form der weltlichen „chanson", mit dem regelmäßigen Strophenbau und dem einheitlichen Versmaß. Sehr oft sind sie mit Refrains versehen, diese sind manchmal fast unverändert vom weltlichen Lied übernommen:

Cil avra amoretes
Au cuer qui le tendront gai. (Refr. zu CXV.)
Se j'ai amé, j'ai choisi
Du mont la plus bele. (Refr. zu CXXV.)

Manchmal sind sie religiös umgedichtet:

Li debonnaires Diex m'a mis en sa prison.
(Refr. zu CXXXIV.)
Sa boucete vermillete m'a mis en prizon.
(Profaner Refrain eines Liebesliedes.)
Or nos aidiés
Et conseilliés,
Douce virge Marie. (Refr. zu CXVI.)
Chivalela dori doreaus,
Chivalela dourie. (Refr. des weltlichen Vorbildes.)

Nur einmal hat die Sammlung eine geistliche Pastorelle (Lied CXXVII), die sich als Nachahmung einer weltlichen Pastorelle erweist. Sie hat auch den charakteristischen Wechsel von lateinischen und altfranzösischen Versen. (Die lateinischen Verse sind Bruchstücke aus kirchlichen Hymnen.) Der charakteristische Refrain der Pastorelle fehlt jedoch in beiden Fällen.

1. Strophe (Bd. 2, S. 169):

L'autrier matin, el moys de may,
Regis eterni munere,
Que par un matin me levay,
Mundum proponens fugere,
En un plesant pré m'en entray
Psalmos intendens psallere:
La mere Dieu ilec trouvay,
Jam lucis orto sidere.

Digitized by Google

Wie hier, so beginnen auch viele andere Lieder mit dem erwähnten schablonenhaften Natureingang. (Lied V, IX, LXXXII, LXXXIII, CXII, CXX.)

Zum Beispiel Lied CXII:

Quant voi la flor novele
Florir en la praele,
Lors chant chançon novele
De la virge pucele —

Mitunter nennt ein Dichter sein Lied Serventois:

De fin cuer et d'aigre talent
Vuil un servanois commencier (Lied X, Bd. 1).

Die Lieder CXXXVIII und CXLV tragen alle den Titel: Serventois courounez a Valenchienes. Im Grunde ist das aber nur eine andere Bezeichnung für das gewöhnliche Marienlied.

Epigonenhaft wie die Form ist auch der Inhalt dieser Marienlieder. Das gleiche Thema des Marienlobes wiederholt sich immer, die marianischen Epitheta der kirchlichen Schriften kehren in allen Variationen und Ausschmückungen wieder, der marianische Symbolismus wächst ins Unmeßbare. Das Motiv der Verkündigung Mariens, das Ave des Engels, die Sünde der Eva sind Gemeinplätze, die immer wieder vorkommen. Daneben werden Festlieder gedichtet zu Ehren der Annunciatio, der Assumptio, der Purificatio, der Septem dolores B. M. V., entsprechend den marianischen Festen des Kirchenjahres. Mitunter werden auch Züge aus Marienlegenden und -wundern, wie sie aus der Miracles-Sammlung Gautiers de Coincy bekannt sind, verwertet. Das Beispiel des durch Maria geretteten Theophilus, das die Güte und Macht Mariens offenbart, ist ein besonders beliebtes Motiv:

Theofilus, qui malement
Estoit de l'anemi soupris
Fu de sa chartre resaisis,
Par la dame dont je vous chant —

(Lied VI, Zl. 38). Ebenso CXXVIII, Zl. 4 ff.

Das Lied XXIV knüpft an die bekannte mittelalterliche Legende Nostre Dame l'Ençainte und an das entsprechende Bild in der Peterskirche zu Rom an:

A Roume a une painture,
Ce tesmoignent li plusour,
De la mere au Sauveour,
Iceli fist Diex dou tour (= de la forme,
vgl. Bd. 2, S. 29)

Digitized by Google

De fameençainte a droiture,
Dont li Juis sa mespresure
Laissa et guerpi s'esrour. (Lied XXIV, Zl. 25.)

Auch Lied LXXXVI hat diesen legendaren Zug (Str. V, S. 87).

Allmählich dringt in die Marienlieder auch die Allegorie, ein Hauptzug der weltlichen Dichtung jener Zeit, ein. Lied XXI personifiziert Tugenden:

Nuit et jour a devant sa majesté
Trois puceles pour faire son plaisir:
Chastez i est ouec Humilité,
Si rest Pitiez qui les cuers fet fremir.
(Lied XXI, Zl. 15.)

In XXII debattieren Gerechtigkeit und Wahrheit gegen Barmherzigkeit und Frieden vor dem Throne Gottes wegen des Erlösungsentschlusses. Hier liegt eine bekannte mittelalterliche Erzählung zugrunde, die später in den Mysterienspielen des 15. Jahrhunderts wieder auftritt als „Procès de Paradis". (Lied XXII, Zl. 25 ff.)

Das allegorische Lied LXXVIII hat den Stil des „Roman de la Rose"; der Eingang erinnert an die Abenteuerer-Romane:

Amours a bele maison,
Mais mout est fors a trover:
La grant forest Salemon
Covient tout premiers passer,
Et puis une ille de mer,
Et puis la roche Mabon,
Et quant vos vanrez en son,
Si porroiz dedanz crïer.

Es folgt dann die Auslegung der Allegorie. Maria wird erst in der letzten Strophe erwähnt. — Die Marienlieder des Thibaut de Navarre (LXVI-LXX) sind voller Allegorien.

Auch der symbolische Geist der Zeit verschafft sich Eingang in die Marienlieder. Lied CXXII singt von einer Blume und deutet die Farben weiß, rot und grün symbolisch aus:

Li blans est senefiance
De virginité garder,
Li vermeus est remenbrance
Dou sanc Jhesu qui sauver
Vint touz ceus qui ont fiance —
(Lied CXXII, Zl. 12.)

Ähnlich hat CXXXIII eine Symbolik der Farben schwarz, rot und gold.

Digitized by Google

Auch Züge aus der Tierfabel können wir feststellen. Zwei Lieder haben Anspielungen an die Fabel der Tigerin, die beim Anblick ihrer Schönheit im Spiegel so entzückt wird, daß sie die Verfolgung vergißt.

Et comment Diex a son chief corronné
Porroit lassus ou firmament choisir,
Nes qu'on ne puet la tigre departir,
Dou mireour, quant l'ueil i a geté,
Ne l'en porroit nus faire ressortir. (Lied XXI.)

In Anlehnung an diese Fabel nennt Lied XIII Maria die Panthere d'odour (Zeile 20).

Manche Marienlieder sind rein moralische Dichtungen. Maria wird nur ganz nebensächlich, oft erst am Schluß erwähnt. So meditiert Lied I über Tod und Gericht (echt mittelalterliches Gedankengut!), Lied LXXXII über die Eitelkeit der Welt, Lied CXIX über die Heuchelei.

Die große Mehrzahl der anonymen Marienlieder aber hat den Charakter begeisterten Marienlobes wie die Lieder des Gautier de Coincy. Sie singen in gefühlswarmen Tönen kindlich fromme Marienliebe aus. Sie zeigen aber wenig Originalität, sie haben keine großen Ideen, keine tiefen Gedanken. Sie geben dem gläubigen Volke seine eigenen populären Mariengedanken wieder zurück in verfeinerter, dichterischer Form zu dem Zwecke, ihm den Marienkult lieb und teuer zu machen.

Die große Anzahl der nachfolgenden volkssprachlichen Marienlieder beweisen zugleich auch die starke Lebenskraft der Marienlieder unseres Gautier de Coincy. Sogar nach Deutschland ging der Einfluß dieser französischen Mariendichtungen; hier wächst die Zahl der Marienlieder, die sich nach dem französischen Muster ebenfalls als geistliche Parodien erweisen, vom 14. bis 16. Jahrhundert. Unser Mariendichter Gautier ist dort etwa wiederzufinden in den Marienliedern des Mönches von Salzburg, der in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts weltliche und geistliche Lieder dichtete, „von denen die, welche Mariens Lob verkünden, trotz mancher Künstelei durch Innigkeit und Wärme sich auszeichnen [50])".

Als Beispiel mögen die zwei Strophen seines „Ave Maria" dienen:

Maria pis gegrüzzet,
dein zarter hochgelobter nam
vor allen dingen süzzet,
du sälge hymelport.

---

[50]) A. Salzer, Illustr. Geschichte der deutschen Lit., München 1912, 1. Bd. S. 119.

Digitized by Google

Du pist der weg von Got zun uns
und von uns hyn zu Got:
durch all dy lieb seins trauten suns
hilf, daz wir hy auf Erden
von ym gegrüsset werden,
des pis Maria, pot. (Salzer, ebenda, S. 119.)

Unter seinen zahlreichen Nachfolgern ist besonders Heinrich von Laufenberg, Mönch des Johanniterklosters zu Straßburg (gest. 1460), zu nennen als Verfasser von Marienliedern dieser Art; er verwandte mit Vorliebe Melodien weltlicher Volkslieder für seine Marienlieder. — Im ganzen zeigen aber die deutschen Marienlieder jener Zeit größere Schlichtheit und Innigkeit als die französischen; es zeigt sich auch dort die zarte Scheu und Ehrfurcht vor dem Heiligen, die den Deutschen vor jener Profanierung seiner religiösen Lieder zurückhält, die den Franzosen die Grenze zwischen Geistlichem und Weltlichem, zwischen Himmlischem und Irdischem so ohne Scheu verwischen läßt.

Die Lieder Gautiers sind heute nicht mehr lebendig. Sie sind nur ein historisches Sprachdenkmal, als solches aber wertvoll, weil es den Geist jener Zeit in seinem charakteristischsten Zug veranschaulicht: dem Ineinandergreifen der religiösen und weltlichen Sphären, dem Rivalisieren zwischen geistlicher und weltlicher Macht, dem steten Anwachsen des weltlichen Elementes, das schließlich zum Kampf zwischen dem geistlichen und weltlichen Prinzip führte. Diese Zeitströmung dauert fort, bis Renaissance und Humanismus dem weltlichen Element zum Sieg verhelfen, Rabelais den Sinnengenuß und den unbeherrschten Naturtrieb der christlichen Askese entgegenstellt, Montaigne mit seinem Skeptizismus die Existenz des Jenseits in Frage stellt. Von da an hören auch die Lieder unseres Dichters auf lebendig zu sein; sie fallen der Vergangenheit, ja der Vergessenheit anheim und warten auf unsere Zeit, die sie als Literaturdenkmal gebührend würdigen kann, wenn sie ihnen auch kein neues Leben einhauchen kann.

Speyer. **M. A. Stadtmüller.**

Digitized by Google

Kurze Anzeigen.

Roman de Renart (einschließlich der franco-italienischen Branche) (XI und 66) in Auswahl herausgegeben von H. Breuer. XVII. Band der von Hilka und Rohlfs herausgegebenen Sammlung romanischer Übungstexte. Halle (Saale), Niemeyer. 1929.

Das Bändchen ist für Übungen zur Bestimmung der Mundart, des Stils und der Kunstform, für solche in vergleichender Literaturkunde und auch in Textkritik bestimmt. Den Gesichtspunkt, unter dem die Auswahl stattgefunden hat, kann man gutheißen. Allerdings wäre es, was die franco-ital. Br. betrifft, besser gewesen, die entsprechende Hälfte von *g* zu nehmen; denn *i* weist doch zu viel Mängel auf, und schon *g* bietet für den Anfänger genug Schwierigkeiten. Wahrscheinlich war für den Herausgeber der zur Verfügung stehende Raum das Entscheidende: die 2. Hälfte von *i* ist um rund 100 V. kürzer als diejenige von *g*. — Die Einleitung des Hsg. bietet dem Studierenden alles was er braucht, die beiden Glossare ebenfalls.

Die Inhaltsangabe des 1. Teils von *i* vor dem Text des 2. Teils ist nicht ganz in Ordnung. Hier ist schon eine Stelle, wo sich nicht nur der Anfänger den Kopf zerbrechen kann. Was bedeutet *retenerse?* Teza erklärt es zu V. 376, 78, 88 von *g* mit *mantenersi*[1]) und sagt in der Vorrede p. 12: Ora poi debbe[2]) serbare pace ... e vivere onestamente del suo lavoro. —

Es ist noch zu verweisen auf Salvionis Besprechung meiner Dissertation in Vollmöllers Krit. Jahresb. VIII, I, 132 ff.

Zu begrüßen ist, daß durch den Abdruck aus *i* die Aufmerksamkeit wieder einmal auf diese italienische Dichtung gelenkt wird; nur eine, deren Held Renart ist, weist die ital. Lit. auf, dafür aber hat der Dichter den Gedanken gefaßt, abweichend von allen anderen, einmal zu erzählen, wie Renart durch eine andere bestia[3]) gründlich „'reingelegt" wird.

Es wäre wünschenswert, wenn *g* und *i* noch einmal jemand fänden, der sich eingehend damit beschäftigte, eine jüngere Kraft.

Als anregend sind die französischen Proben auch solchen Neuphilologen zu empfehlen, die sich nicht besonders mit der französischen Sprache und Literatur des Mittelalters beschäftigen; denn die Renart-Branchen gehören doch zu dem Wertvollsten, was das französische génie hervorgebracht hat. A. Todt.

Ferdinand Brunot. Histoire de la langue française, Des Origines à 1900. Tome VI: Le XVIII^e siècle. Première partie: Le mouvement des idées et les vocabulaires techniques.

Dieser erste, 860 Seiten starke Band enthält eine Ideengeschichte des 17. Jhs. in Verbindung mit der Geschichte des Ausdrucks dieser Ideen. Die erste, aus der Feder Brunots selbst stammende Hälfte handelt von der Terminologie der Politik und der Volkswirtschaftslehre

[1]) Sein Leben fristen; vgl. auch *i* 371.
[2]) Subj. R.
[3]) *i* 342.

Digitized by Google

von der neuen Gesellschaft und ihren wirtschaftlichen Bedürfnissen, von der Terminologie des Handels und der Landwirtschaft. Im 2. Teil behandelt ein Schüler Brunots, Max Fuchs, im Sinne seines Lehrers die Terminologie der Naturwissenschaften, unter denen es nur der Chemie gelingt, sich ein rationelles Vokabular zu schaffen. Brunot behandelt wieder selbst die Sprache der Kunstkritik, besonders auf dem Gebiet der Malerei, und entwirft an Hand der Ausdrucksmittel ein Kulturbild des 18. Jhs., wie es anschaulicher aus keiner zeitgenössischen Darstellung gewonnen werden könnte.

Kr. Nyrop war es vergönnt, seine Grammaire historique de la Langue française mit dem 6. Band, dem 2. Bd. der Syntax, nach 30-jähriger Arbeit zum Abschluß zu bringen (Copenhague, Gyldendalske Boghandel, Nordisk Forlag, 1930). Das prächtige Buch wird noch ausführlich besprochen werden.

An die Neuausgabe von Meyer-Lübkes Romanischem, Etymologischen Wörterbuch, von dem unterdessen die Lieferungen 2 und 3 erschienen sind (s. hier S. 256; *avellere—burdo, burdus—cohors,* zusammen 192 Seiten, die 163 Seiten der ersten Auflage entsprechen), schließt sich eine Neuausgabe von A. Walde's Lat. Etym. Wörterbuch an, die von J. B. Hofmann besorgt wird (Winter, Heidelberg, 1930; Indogermanische Bibliothek, II, 1). Nach der Ankündigung des Verlags sind namentlich die lateinischen Fremdwörter vollständiger dargestellt worden als in den ersten beiden von Walde selbst herausgegebenen Auflagen. Der Name des Bearbeiters bürgt dafür, daß der wissenschaftliche Geist dieses auch für den Romanisten unentbehrlichen Werkes keine Einbuße erleidet. Die 1. Lieferung umfaßt *a* bis *ave,* ihre 80 Seiten entsprechen den ersten 70 Seiten der 2. Auflage.

Vladimir Rabotine. Le „Boece" provençal. Etude linquistique. Diss. Straßburg, Librairie Universitaire d'Alsace, 1930.

Der Verfasser ist ein Schüler E. Hoepffners und behandelt den Boecius nach dem Vorbild der Sancta Fides-Ausgabe seines Lehrers. Er hat mit größter Gewissenhaftigkeit alles zusammengetragen, was über die Sprache des Boecius gesagt worden ist, vergleicht die Sprachformen des alten Textes mit denen anderer alter Denkmäler und der Urkunden und gibt so eine in jeder Beziehung brauchbare Grammatik des Textes. Nach einer Mitteilung des Verfassers beabsichtigt dieser, seiner sprachlichen Untersuchung eine kritische Ausgabe des Boecius folgen zu lassen.

E. G.

Digitized by Google

Berliner Beiträge zur Romanischen Philologie

herausgegeben von

Ernst Gamillscheg

Professor an der Universität Berlin

Band I: Wechssler-Festschrift

Philologisch-philosophische Studien

(II, 404 Seiten) Preis 29.— *RM*

Inhalt: Einleitung / Bruno Rech, Verzeichnis der bis 1929 erschienenen Veröffentlichungen Eduard Wechsslers. Hauptteil. **Aus dem Gebiet der Literatur- und Kulturgeschichte:** Karl Bornhausen, Die religiöse Bedeutung von Flauberts Tentation de Saint-Antoine für Frankreich / Ernst Robert Curtius, Zur Geschichte der Zivilisationsidee in Frankreich / Wilhelm Friedmann, Prosper Mérimée und die russische Literatur / Rudolf Großmann, „Volksliteratur" am Rio de la Plata / Adalbert Hämel, Eine neue Pseudoturpin-Hypothese / Richard Hamann, Mittelalter und Antike / Hanns Heiss, Booz Endormi / Heinrich Kraeger, Französische Arminiusdramen aus dem 17. Jahrhundert / Alexander Haggerty Krappe, The Marquis of Carabas / Hans Leisegang, Etat de nature / Ramón Menéndez Pidal, España, eslabón entre cristiandad e islam / Gerhard Moldenhauer, Voltaire und die spanische Bühne im 18. Jahrhundert / Werner Mulertt, Die französischen Totentänze / Fritz Neubert, Zur Wort- und Begriffskunst der französischen Klassik / Bruno Rech, Zum Problem des Contrat Social von Rousseau / Hermann Reich, Der biologische Roman der Antike und das Ringen um die Neugestaltung moderner epischer Kunst / Berthold Wiese, Gedichte Angelo Gallis auf die „Draga", die Geliebte des Grafen von Montefeltro, und anderes / Rudolf Zenker, Zu den Quellen des Erec / Gustave Cohen, Fragment inédit d'un Mystère de la Passion. — **Aus dem Gebiet der Philosophie:** Bernhard Groethuysen, Montaignes Weltanschauung / Leo Jordan, Idealismus und Realismus in der Bildung von Allgemeinbegriffen / Hermann Schwarz, Unterschiedliche Kulturauffassungen. — **Aus dem Gebiet der Sprachwissenschaft:** Eduard Sievers, Elnonensia / Vittorio Bertoldi, Composti gallo-romani di albus ricalcati su sinonimi gallici? / Josef Brüch, Über zwei Punkte der historischen französischen Formenlehre / Ferdinand Brunot, La Vie chère en France et le vocabulaire pendant la Révolution / Wilhelm Giese, Reitzeug der Camargue / Kurt Glaser, Zum sens caritatif im Romanischen / Antoni Griera, Les veremes, el veremar, i el vi / Heinrich Kuen, Über einige galloromanische Elemente im katalanischen Wortschatz / Max Kuttner, Von der Geltung des Argot / Eugen Lerch, Nationenkunde durch Stilistik / Jules Pirson, Mittellateinische Sammlungen technischer Rezepte / Günter Reichenkron, Zur Geschichte des Neutrums des Relativpronomens / Gerhard Rohlfs, Zu der Entwicklung von -ll- im Romanischen.

Soeben erschien:

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur

Band LIV, Heft 5, 6

herausgegeben von

E. Gamillscheg und **E. Winkler**

Professor an der Universität Berlin. Professor an der Universität Wien.

Die Zeitschrift erscheint im Umfange von 32 Bogen pro Band zum Preise von 32.— *RM*. Mitarbeiter erhalten dieselbe bei direktem Bezug durch die Verlagshandlung (Jena, Humboldtstraße 23) zum Vorzugspreise von 25.— *RM*.

Als Sonderheft der Zeitschrift erschien:

Behrens-Festschrift. Dietrich Behrens zum 70. Geburtstag dargebracht von Schülern und Freunden. (VI, 327 Seiten) . . . . . 20.— *RM*

Inhalt: Appel, K., Die Fortführung des Provenzalischen Supplement-Wörterbuches von Emil Levy / Becker, Ph. A., Das geistliche Morgenlied von Fleury-sur-Loire / Behagel, O., Lingua materna / Ebeling, G., Auslassung eines Zwischengedankens? / Gamillscheg, E., Zur Frage der Auswahl bei der suffixalen Ableitung / Glaser, K., Emile Verhaeren und Frankreich / Goetze, A., Konversation Gottschalk, W., Die Heiligen in den sprichwörtlichen Redensarten der französischen Sprache / Heiss, H., Zu Molières Misanthrope / Holthausen, F., Gotische Wörter im Romanischen / Horn, W., Baumnamen in adjektivischer Form / Kalepky, Th., Von den sogenannten „Konjunktionen" im Neufranzösischen / Karstien, K., Germanisches *at* im Friesischen / Kredel, E., Verzeichnis der Schriften von Dietrich Behrens / Dieselbe, Chevalier d'industrie / Lommatzsch, E., La hystoria di Piramo et Tisbe von Giovanni Sabadino degli Arienti, um 1470 / Meyer-Lübke, W., Unterschicht und Oberschicht und der Lautwandel / Rohlfs, G., Lautwandel und Satzaccent / Schulze, A., Nochmals altfranz. *diaut* und *chaitle* / Suchier, W., Die Quellen von Vignys Gedicht „Le Cor" / v. Wartburg, W., Das Schriftfranzösische im Französischen Etymologischen Wörterbuch / Zenker, R., James Douglas Bruce und die Mabinogionfrage.

Verlag Wilhelm Gronau in Jena und Leipzig

Bestellungen nach Jena erbeten

Digitized by Google

Zum aktuellen Problem:

Französisch in seiner Stellung zur Kulturkunde.

3 bedeutsame Schriften:

Lerch, Dr. Eugen, o. ö. Prof. a. d. Universität Münster

Hauptprobleme der französischen Sprache.

Band I: **Allgemeineres.** 350 S. 8°. Ln. ℳ 9.—, br. ℳ 7.50.

Soeben neu: Band II: **Besonderes.** 348 S. 8°. Ln. ℳ 9.—, br. ℳ 7.50.

In einem einleitenden Essay: Aufgaben der romanischen Syntax entwickelt Lerch die Methode seiner Untersuchungen und setzt sich gleichzeitig mit der schwebenden Frage syntaktischer Forschung auseinander: hat die historische Methode noch Daseinsberechtigung oder ist sie zugunsten der psychologischen Methode aufzugeben? Die historische Betrachtungsweise scheint Lerch die wichtigste, aber nicht die einzige; sie kann nicht alles erklären. Demzufolge stellt Lerch ein nach historischen und kulturkundlich-psychologischen Gesichtspunkten orientiertes System für die Syntaxforschung auf. Danach wird jede syntaktische Erscheinung auf Zeit und Ursache ihres ersten Auftretens historisch untersucht, dann der Grund für ihre Erhaltung und Ausbreitung erklärt aus dem seelischen Bedürfnis der Zeit und aus den sozialen Schichten, in denen sie entstanden und gewachsen ist, bis sie zu einer Regel wurde.
(Kölnische Zeitung — Die Literatur.)

Rohlfs, Gerhard,
Prof. d. roman. Philologie a. d. Universität Tübingen

Volkssprachliche Einflüsse im modernen Französisch.

21 Seiten. 8°. Geb. ℳ 1.80, geh. ℳ —.80.

Verfasser weist darauf hin, daß das Modernfranzösische eine Periode starker sprachlicher Umwälzungen durchmacht. Er stellt einerseits eine Verarmung fest, indem ein ausgesprochenes Uniformierungsbestreben den Verlust bisher unerläßlicher Sprachformen bedingt und ökonomische Rücksichten auf Ausscheidung unwesentlicher Elemente drängen, andererseits eine Bereicherung durch eine Umformungsbewegung von den unteren Schichten her, indem seit dem Weltkrieg Sprachformen des Argots in bisher nicht bekanntem Umfange in die tägliche Umgangssprache eindringen. („Literarisches Zentralblatt f. Deutschland.")

Rohlfs, Gerhard,
Prof. d. roman. Philologie a. d. Universität Tübingen

Sprache und Kultur.

34 Seiten. 8°. Geb. 2.— ℳ, geh. —.90 ℳ.

Vorliegende Broschüre redet einer kulturellen Durchdringung der Sprachwissenschaft das Wort. Sie wendet sich zunächst gegen jene Vertreter der idealistischen Sprachwissenschaft, die vorwiegend Syntax und Lautlehre für ihre sprachlichen Spekulationen verwerten, während sie das so fruchtbare Feld der Wortgeschichte brach liegen lassen. Im folgenden faßt Rohlfs die Ergebnisse wechselseitiger Befruchtung von Sprach- und Kulturentwicklung kurz und treffend zusammen. Die Wort- und Sachforschung wird nach ihrer Bedeutung für die Kulturgeschichte gewürdigt, ebenso kommt der jüngste Zweig der Wortgeschichte, die Wortgeographie, zu ihrem Recht. („Literaturblatt für germ. rom. Philologie.")

Durch jede Buchhandlung zu beziehen. — Ausführliche Verlagsverzeichnisse unterrichten über Inhalt und Bedeutung der Werke.

Verlag Georg Westermann, Braunschweig
Berlin W. 10 — Hamburg

Druck von G. Uschmann, Weimar

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google